Philosophie | Aufklärung | Kritik

Anita Sophia Horn

DISSOZIATION IN DER DIGITALEN GESELLSCHAFT

Psychodynamisch-kritische Perspektiven auf Überforderung, Anpassung und Entfremdung



[transcript]

Anita Sophia Horn
Dissoziation in der digitalen Gesellschaft

Editorial

Die Reihe **Philosophie – Aufklärung – Kritik** bietet philosophischen Publikationen Platz, die sich in Zeiten globaler Krisen einer lebenswerten Zukunft für alle widmen. Ob Klimawandel, politischer und religiöser Autoritarismus oder wachsende soziale Ungleichheiten – die Konflikte unserer Zeit sind vielfältig und erfordern eine Rückbesinnung auf das Vermögen der Vernunft. Im Zeichen einer neuen Aufklärung initiiert die Reihe einen Dialog zwischen unterschiedlichen philosophischen Strömungen, die sich kritisch mit der Vergangenheit und Gegenwart befassen sowie die Implikationen zukunftsfähiger Alternativen ausloten. Dafür ist sowohl eine Auseinandersetzung mit dem philosophischen Kanon als auch dessen Revision und Neuinterpretation nötig. Außerdem legt die Reihe das emanzipatorische Potential offen, das sich insbesondere aus dem Zusammenspiel von Philosophie und weiteren Disziplinen wie z.B. Technik oder Ästhetik ergibt.

Anita Sophia Horn (PD Dr. phil.), geb. 1985, habilitierte an der Universität St. Gallen in Philosophie der Psychologie und Ethik. Sie ist Psychotherapeutin und Psychoanalytikerin sowie Supervisorin, Dozentin und Lehranalytikerin am C.G. Jung-Institut Zürich, Küsnacht.

Anita Sophia Horn

Dissoziation in der digitalen Gesellschaft

Psychodynamisch-kritische Perspektiven auf Überforderung, Anpassung und Entfremdung

[transcript]

Die Open-Access-Ausgabe wird publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.dnb.de/ abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY-NC-ND 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de.
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Anita Sophia Horn

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung: Maria Arndt
Umschlagabbildung: Gemälde von Sophie Roth. Im Privatbesitz der Autorin. Trotz aller Bemühungen konnten die Rechteinhaber der auf dem Cover verwendeten Abbildung nicht zweifelsfrei bestimmt werden. Wir bitten um Kontaktaufnahme zum Verlag.
Korrektorat: Anette Nagel
Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen
https://doi.org/10.14361/9783839481134
Print-ISBN: 978-3-8376-8507-7 | PDF-ISBN: 978-3-8394-8113-4
Buchreihen-ISSN: 2941-8151 | Buchreihen-eISSN: 2941-816X

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Das Auge sieht nur, was der Geist bereit ist zu verstehen.
Henri Bergson

Alle Wissenschaft ist Erfahrungswissenschaft, aber alle Erfahrung hat ihren ursprünglichen Zusammenhang und ihre hierdurch bestimmte Geltung in den Bedingungen unseres Bewusstseins, innerhalb dessen sie auftritt, in dem Ganzen unserer Natur.
Wilhelm Dilthey

Der Mensch ist ein Wesen, das dissoziiert und assoziiert. Wenn zu viel dissoziiert wird, oder zu viel assoziiert wird, kommt es zur Destabilisierung, zur Einseitigkeit anstelle eines dynamischen, prozesshaft erfahrenen, verlorenen und rekonstruierten Gleichgewichts.
C. G. Jung

Die Dissoziation umfasst ein Spektrum, das von normalpsychologischen dissoziativen Phänomenen, die in Übermüdungs- und Stresssituationen vorkommen, über Trancezustände, die bewusst intendiert werden, bis hin zu den eigentlichen psychopathologischen Phänomenen reicht.
Annegret Eckehardt-Henn

Dabei übersieht man aber, dass immer ein Riss, ein Spalt zur Welt bzw. zu dem anderen, das man zu erfassen versucht, bestehen bleibt, und dass gerade und nur in diesem Riss, in dem, was unverfügbar bleibt, was sich entzieht, wirkliche Erfahrung und Lebendigkeit aufscheinen kann.
Hartmut Rosa

The natural human arrangement has a strong communal dimension, and the adult community is meant to work together to hold space for the young. That does only mean that we reclaim the responsibility for creating and maintaining a container for their growth. And we must also remember that parents need each other, and that we all need the presence of life-tested elders: in a world that's committed to health, child-rearing and intergenerational transmission of values and cultures wouldn't be an isolating task.
Gabor Maté

Inhalt

Vorwort 11

Einleitung 17

1. Herausforderungen der digitalen Gesellschaft und Möglichkeiten ihrer Kritik vor dem Horizont des szientistischen Paradigmas 29
1.1 Altbekannte und neue Fragen zum Stellenwert geisteswissenschaftlicher Analysen 29
1.1.1 Das Ringen um ein Ergänzungsverhältnis der Wissenschaften 29
1.1.2 Bewusstseinsforschung und Tiefenpsychologie als Statthalterinnen am Junktim von Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften 35
1.1.3 Orientierungsfrage des wissenschaftlichen Denkens in der digitalen Epoche 38
1.1.4 Ethik und Szientismus: Welche Ethik braucht die digitale Gesellschaft? 42
1.2 Tiefenpsychologie in der digitalen Epoche – tempi passati? 47
1.2.1 Aktuelle Entwicklungen in Psychiatrie, Psychotherapie und Pädagogik 47
1.2.2 Tiefenpsychologie als Grundlage einer hermeneutisch-naturwissenschaftlichen Annäherung an Mensch und Gesellschaft 50

2. Kritische Theorie und Psychoanalyse: Historische Koordinaten in der geisteswissenschaftlichen Landschaft 55
2.1 Gründungsideen der Frankfurter Schule: Von der Wissenschafts- zur Sozialkritik 56
2.2 Axel Honneths intersubjektivistische Subjekttheorie und die Rede von Sozialpathologien 61
2.3 Kritik am Begriff der Sozialpathologien 66
2.4 Abschied der Kritischen Theorie von der psychoanalytischen Subjekttheorie 69
2.5 Psychoanalytische Kontroverse: Triebe oder Beziehung als Grundlage kritisch-theoretischer Reflexion 77
2.6 Positionierung der Anerkennungstheorie vor dem Hintergrund der psychoanalytischen Kontroverse 80
2.6.1 »Honneth-Whitebook-Debatte« – was kommt danach? 80
2.6.2 Postfundamentalistische Theorie der Anerkennung nach Oliver Marchart 82
2.6.3 Feministische Kritik und Weiterentwicklung der Anerkennungstheorie durch Amy Allen 86
2.6.4 Relationale Anerkennungstheorie von Jessica Benjamin 88

2.6.5 Psychoanalytische Epistemologie und Kritik an der relationalen Anerkennungstheorie: Donna Orange 93
2.7 Zeitgenössische Ansätze zur (Wieder-)Integration der Psychodynamik in den Wissenschaftskanon 98
2.7.1 Ansatz I: Kombination verschiedener psychoanalytischer bzw. -dynamischer Konzepte 99
2.7.2 Ansatz II: Relationale Psychoanalyse als psychodynamische Referenztheorie 101
2.7.3 Ansatz III: Psychosoziale Studien als transdisziplinäre Praxis 103
2.7.4 Ansatz IV: Ergänzungsverhältnis von Psychoanalyse und Neurowissenschaften 104
2.7.5 Fazit: Drei Hauptkonflikte, deren Herausforderung und die Lückenbüßerin der Dissoziation 108

3. Personales Menschenbild 113
3.1 Rolle und Potenzial der Psychodynamik 113
3.2 Bedeutung eines verkörperten Begriffs der Person für die Ethik 115
3.3 »Das Gehirn als Beziehungsorgan«: Erkenntnistheoretische und medizinische Aspekte eines personalen Menschenbildes 118
3.4 Pathogenese psychischer Störungen aus der Sicht der modernen Bindungstheorie und Intersubjektivitätsforschung 122
3.4.1 Grundannahmen der Modern Attachment Theory (MAT) 123
3.4.2 Annahmen zur Entstehung psychopathologischer Entwicklungen und dissoziativer Bewältigungsstrategien 126
3.5 Menschenbild und Ethik – eine unmögliche Kombination? 129
3.5.1 Psychodynamisches Menschenbild – Ausgangskonzeption von Gerd Rudolf 131
3.6 Gesundheit und Krankheit 134
3.7 Zusammenfassung und Übergang zum Kapitel Dissoziation 138

4. Dissoziation 143
4.1 Dissoziation als philosophische Methode im Kontext der Ideengeschichte 146
4.1.1 Historische Entwicklung des Begriffs 146
4.1.2 Beschreibung der rhetorischen Technik nach Perelman/Olbrechts-Tyteca und van Rees 149
4.1.3 Die dissoziative Technik im Kontext diskursiver und normativer Realität – Verhältnis des Begriffs zu den epistemischen Ungerechtigkeiten und zur Ideologiekritik 154
4.1.4 Ethische Implikationen mit Fokus auf Dissoziationen 156
4.2 Dissoziation als psychologischer und psychopathologischer Begriff 158
4.2.1 Dissoziation als psychischer Mechanismus und Fähigkeit des Individuums 160
4.2.2 Inklusive vs. exklusive Lesart von Dissoziation in der Psychopathologie – und der axiomatische Charakter dissoziativer Phänomene 162
4.2.3 Begriff und Geschichte der Dissoziation in Medizin und Psychologie 168
4.2.4 Psychodynamischer Begriff der Dissoziation 170
4.2.5 Psychosomatische/Somatoforme Dissoziation und kulturelle Unterschiede 185
4.3 Dissoziation in der Sozialpsychologie und die Rolle des tiefenpsychologischen Unbewussten 189
4.3.1 Dissoziative Dynamiken bei Massenbewegungen und Ideologien 190

4.3.2 Sozialpsychologische Bedeutung von Ein- und Ausschlussmechanismen – Dissoziation von Anerkennung und Empathie 194
4.3.3 Begriffe des persönlich(en) und gesellschaftlich(en) Unbewussten 200
4.4 Politikwissenschaftlicher Begriff der Dissoziation 206
4.5 Versuch einer sozialphilosophischen Bestimmung der Dissoziation – vier hermeneutische Kriterien 209
4.5.1 Aspekte sozialphilosophisch relevanter Dissoziation 214
4.5.2 Übergang zur Dissoziation als Konzept der kritischen Gesellschaftskritik und Ergänzungsbegriff der Anerkennungstheorie 228
4.6 Dissoziation als sozialphilosophisches Kriterium zur Bestimmung von Sozialpathologien 230

5. Entfremdung und Dissoziation 251
5.1 Konzepte von Entfremdung in der zeitgenössischen Kritischen Theorie 251
5.1.1 Entfremdungsbegriff: Historisches Relikt und unverzichtbare Grundlage einer sozialphilosophischen Kritik der digitalen Gesellschaft 251
5.1.2 Verdinglichung als Anerkennungsverlust bei Axel Honneth 254
5.1.3 Entfremdung als Beziehung der Beziehungslosigkeit bei Rahel Jaeggi 258
5.1.4 Beschleunigung und (Un-)Verfügbarkeit als Faktoren der Entfremdung bei Hartmut Rosa 265
5.2 »Entfremdung« im Spannungsverhältnis humanistischer und transhumanistischer Weltanschauung 272
5.2.1 Informationsphilosophie der vierten Revolution und ethische Implikationen nach Luciano Floridi 274
5.2.2 Die Alternative des verkörperten Humanismus bei Thomas Fuchs 278
5.2.3 Postmoderne Subjektkulturen – Digitalisierung als Kulturmaschine bei Andreas Reckwitz 286
5.2.4 Zusammenfassender Kommentar zu den ausgewählten Entfremdungsansätzen 299
5.3 Zeitdiagnosen und Diskussion individueller und sozialer Pathologien der digitalen Gesellschaft 305
5.3.1 Sozialpathologien: zwischen Zeitdiagnose, kollektiver Stimmung und klinischer Diagnostik 306
5.3.2 Zivilisation als Überforderung? – Burnout (Erschöpfungsdepression) und Selbstoptimierung als Symptome der Überforderungsgesellschaft 315
5.3.3 Über Burnout und dysfunktionale Selbstoptimierung hinaus: Belastungsstörungen als Ursache von Sozialpathologien 324
5.3.4 Entwicklungs- und Belastungsstörungen als Kandidaten für Sozialpathologien in der digitalen Gesellschaft 327
5.4 Zusammenfassung und Übergang zur Analyse spezifischer (Sozial-)Pathologien der digitalen Gesellschaft 355

6. Anschluss der Kritischen Theorie an eine psychodynamisch informierte Ethik der digitalen Gesellschaft 357
6.1 Annäherung an eine normativ-kritische Diskussion der digitalen Gesellschaft 357
6.1.1 Grenzen der Bewusstwerdung über das Eigene und die historische Gegenwart 360
6.1.2 Dissoziation als Bewältigungsstrategie in der digitalen Gesellschaft 362

6.1.3 »Entfremdung« aus der Sicht der Dissoziationstheorie 364
6.1.4 Verbindung zwischen Kritischer Theorie, psychodynamischer Subjekttheorie und ethischem Anspruch in der Theorie der Dissoziation 369
6.2 Ethische Fragestellungen zu Entfremdungserscheinungen in der digitalen Gesellschaft 371
6.2.1 Digitale Ethik oder Ethik der digitalen Gesellschaft? – Eine Standortbestimmung 371
6.3 Selbst- und Weltverständnis in der digitalen Gesellschaft 376
6.3.1 Soziokulturelle Herausforderungen in der digitalen Gesellschaft 381
6.3.2 Veränderungen von Aufmerksamkeit, Kommunikation und Beziehungen 397
6.6.3 Neue Menschenrechtsfragen in der digitalen Epoche 421

7. Kindheit und Jugend in der digitalen Epoche – zwischen Wachstum und (sozial-)pathologischen Risiken 441
7.1 Kindheitserfahrungen und Eltern-Kind-Beziehung in der digitalen Epoche 441
7.2 Aktuelle Befundlage psychischer Erkrankungen 446
7.3 Brennpunkt Digitalisierung im Bildungswesen und in der Familie 448
7.4 Thesen zur Erklärung der Zunahme psychischer Krankheiten bei Kindern und Jugendlichen in der digitalen Epoche 455
7.5 Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen in der digitalen Epoche 462
7.5.1 Entwicklungspsychologische Voraussetzungen »digitaler Reife« 463
7.5.2 Generationsprofile 479
7.5.3 Technologiespezifische Analysen 483

8. Schlussfolgerung und Umriss einer psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft 535
8.1 Ausgangslage: Dissoziation, Dissoziierung und die Rolle der Digitalisierung 536
8.2 Normatives und sozialphilosophisches Standbein einer psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft 538
8.3 Die psychodynamische Subjekttheorie als Standbein einer Ethik der digitalen Gesellschaft 540
8.4 Von der Theorie in die Praxis: Psychodynamische Subjekttheorie im Verhältnis zur zeitgenössischen psychodynamischen Therapie 543

Nachwort 549

Danksagung 551

Literaturverzeichnis 555

Tabellenverzeichnis 589

Anhang 591

Vorwort

Dissoziation ist eine psychische und kollektive Bewältigungsstrategie im Umgang mit Überforderung. Eine unvermeidliche Tatsache menschlicher Existenz besteht darin, mit dem eigenen Leben, den kollektiv geteilten (Krisen-)Erfahrungen und mit technologischen Revolutionen, die zur Umwälzung des Lebensalltags beitragen, zeitweise überfordert zu sein. Anhaltende Gefühle der Überforderung übersetzen sich in psychische Belastungen. Diese psychischen Belastungen bewirken Leiderfahrungen, die idealerweise zu einer Entwicklung und Überwindung der Überforderung anstoßen. Kann dieser Überwindungsprozess nicht geleistet werden, müssen die Gefühle der Überforderung aus Mangel an Alternativen dissoziiert werden. Wird diese Dissoziation über lange Zeit aufrechterhalten, wird sie zu einer *normalisierten* Bewältigungsstrategie – mit psychischen und sozialen Nebenwirkungen.

In diesem Buch wird die These formuliert, dass dissoziative Bewältigungsstrategien in der digitalen Epoche, in der die Wahrnehmung der *Beschleunigung* und einer weltweiten *Polykrise* anhält, gesellschaftlich – trotz ihres sozialpathologischen Entfremdungspotenzials – zunehmend *normalisiert* werden. Diese Sorge motiviert die vorliegende sozialphilosophische Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Lebenswelt, die nachhaltig durch Digitalisierungsprozesse geprägt ist.

Digitalisierung ist zur Norm geworden. Als Schirmbegriff bezeichnet »Digitalisierung« den anhaltenden und tiefgreifenden Wandel, bei dem die digitalen Technologien zunehmend in alle Lebensbereiche integriert werden. Zentraler Bestandteil dieses Transformationsprozesses sind die Informations- und Kommunikationstechnologien, mitunter als Grundlage für die Entwicklung und Anwendung generativer künstlicher Intelligenz. Leitwerte dieses revolutionären Wandels bestehen in der Effizienzsteigerung, in der Automatisierung und in der Ausschöpfung des Potenzials der elektronischen Datenverarbeitung (Datafizierung und Quantifizierung).

Über das Verstehen der menschlichen Erfahrung mit diesen *Technologien* hinaus kann »das Digitale« kulturgeschichtlich auch als eine eigenständige *Epoche* aufgefasst werden, die für Mensch und Umwelt mit tiefgreifenden Veränderungen und ethischen Fragen einhergeht (Beever, 2020, S. 17). Die rasanten technologischen Entwicklungen, die mit Begriffen der Computationalisierung, Algorithmisierung, Automatisierung, Robotisierung, mit künstlicher Intelligenz oder Selbstoptimierung (*human enhancement*) beschrie-

ben werden, beeinflussen unmittelbar das subjektive *Erleben, Verhalten* und die *zwischenmenschlichen Beziehungen*. Sie betreffen über die geistige, materielle, intellektuelle und emotionale Lebenswelt das Selbst- und Weltverständnis. Auf kollektiver Ebene verändern sie kontinuierlich Kultur und Gesellschaft, Institutionen, politische und wirtschaftliche Prozesse, Rechtspraktiken und Wertsysteme etc.

Aus anthropologischer Sicht besteht die hervorstechendste Eigenschaft der menschlichen Kultur in der hochgradig differenzierten *sozialen Kooperation* (Tomasello, 2020, S. 14). Die menschliche Psychologie ist das Resultat einer Evolutionsgeschichte sozialer, zwischenleiblicher und verbal vollzogener Kooperation. Untrennbar mit der Menschheitsgeschichte verbunden ist gleichermaßen auch die Faktizität der »Kriegsführung« (Overy, 2024, S. 14). *Kriegsführung*, als Überbegriff für kollektive, absichtliche und tödliche Gewalt zwischen Gruppen (sei es durch Überfälle, Hinterhalte, rituelle Gewalt usw.), lässt sich als Disposition und stete Bedrohung sozialer Kooperation, die durch Konflikte aktualisiert werden kann, weder aus der politischen noch aus der sozialphilosophischen Kritik ausschließen. – Diese Janusgesichtigkeit tritt gesellschaftlich gerade dort hervor, wo einschneidende historische Ereignisse sowie die technologische und wissenschaftliche Revolution die sozialen, wirtschaftlichen und politischen (Macht-)Verhältnisse nachhaltig verändern. Entsprechend drängt sich die sozialphilosophische Analyse von Digitalisierungsprozessen auf: Digitale Technologien sind einerseits das hochdifferenzierte Resultat menschlicher Kultur und sozialer Kooperation. Andererseits bewirken sie jedoch gerade in Form der Informations- und Kommunikationstechnologien Veränderungen der sozialen Kooperationsfähigkeiten und gehen dadurch mit einem Entfremdungs- und Überforderungspotenzial einher. Aus demokratietheoretischer Sicht stellt eine unbewusste, kollektiv geteilte Dissoziationstendenz eine zivilisatorische Achillesferse dar.

Während digitale Geräte wie Computer, Smartphones und Tablets schon länger Teil unseres Alltags sind, hat in den vergangenen Jahren der öffentliche Zugang zu *(generativer) künstlicher Intelligenz* die Digitalisierung auf eine neue Ebene gehoben. Um unser Verhältnis zu den rasanten Entwicklungen der künstlichen Intelligenz zu beschreiben, verwendet der Philosoph Thomas Metzinger den Begriff des *KI-Schnellzugs*. Mit diesem Sinnbild beschreibt er die kollektive Dynamik im Umgang mit der künstlichen Intelligenz als ein »verrücktes Durcheinanderlaufen«. Die euphorische Hektik sei begleitet von einer Angst, den Digitalisierungs- und KI-Zug zu *verpassen*. Infolgedessen versuchen alle, den Zug zu erwischen – Hals über Kopf. Denn gleichzeitig, so Metzinger, wisse niemand, wo der Zug losfahre und wohin er fahre (SWR Doku, 2021). Es herrscht eine ultimative Aufbruchs- und Umbruchstimmung. Bewusste Reflexion und Kritik dieser Dynamik kommen zu kurz.

Der Digitalisierungs- und KI-Schnellzug ist nach wie vor mit Hochgeschwindigkeit unterwegs. Ohne uns immer gewahr zu sein, ob wir gerade selbst im Zug sitzen, ihn von außen vorbeifahren sehen oder einfach mitgerissen werden, sind wir de facto immer sowohl Mitreisende wie auch Betrachtende dieses Fortschritts. So entsteht in uns der Eindruck, dass das Gefühl eines unermesslichen Freiheitsgewinns – einer unbegrenzten Ermächtigung – und dasjenige eines unermesslichen Freiheitsverlusts – einer lähmenden Ohnmacht – nahe beieinander liegen. Vielleicht hat dieses Gefühl Ähnlichkeiten mit der kollektiven Stimmung des 19. Jahrhunderts, als nicht nur Züge die Welt eroberten,

sondern sich z.B. auch europäische Auswanderer im Goldrausch auf Hochseedampfer drängten und mit voller Kraft über ein unbekanntes Meer einer ungewissen Zukunft entgegenfuhren – zerrissen zwischen Hoffnungen und Befürchtungen, existenzieller Not, Freiheitsdrang, Verlust-, Verpassens- wie Versagensängsten.

Das Nachhasten und Mithalten-Wollen als kollektive Dynamik betrifft über das subjektive Verhalten, die gesellschaftlichen, institutionellen und politischen Trends hinaus auch die *wissenschaftliche Reflexion* und Forschungsausrichtung. In der Teildisziplin der Digitalen Ethik hat dies beispielsweise dazu geführt, dass das tägliche Business in erster Linie in der *Einordnung*, *Nachregulation*, *Beurteilung* und *Prozesslegitimierung* digitaler Technologien besteht. Die Analysen sind zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung jedoch oft bereits von der technologischen Entwicklung, die von Prototyp zu Prototyp eilt, überholt. Ein Beispiel für die rasante Entwicklung ist die Evolution des iPhones oder von ChatGBT 3.5, der innert kürzester Zeit bereits als Version 4.0 und dann als Version 4.5 neue Regulierungen erfordert.

Unzweifelhaft scheint, dass der menschliche Geist mit der Geschwindigkeit des Digitalisierungs- und KI-Schnellzugs nicht Schritt halten kann. Nichtsdestotrotz stehen wir in der Verantwortung, die Digitalisierung zu regulieren. Dazu bedarf es eines Innehaltens, eines Sich-Zurückbeugens (*re-flectere*) mit dem Ziel, allgemeine Zusammenhänge herzustellen und zu überblicken: Zusätzlich zu den zahlreichen technologiespezifischen ethischen Fragen, die in Einzelfallstudien und Forschungsbeiträgen besprochen werden, ist insbesondere die Zuwendung zu den großen normativen *Leitfragen* angezeigt. Dazu gehören die grundsätzlichen Fragen und Vorstellungen darüber, was eine *gute und gerechte digitale Gesellschaft* sein und was als *gutes Leben* in der digitalen Gesellschaft beschrieben werden soll. Zu diesen großen Fragen gehört insbesondere diejenige nach dem Einfluss digitaler Technologien auf unsere *Psyche*, im Speziellen auf unsere *Aufmerksamkeit, Empathie* und *mentale Autonomie.*

Aus dissoziationstheoretischer Sicht betreffen digitale Technologien und Praktiken den neuralgischen Punkt der kritischen Reflexionsfähigkeit wie auch der subjektiven Narration. Die sozialpathologischen Normalisierungen von kollektiven Dynamiken wie (Dauer-)Stress, Beschleunigung und Unsicherheit verstärken dissoziative Bewältigungsmechanismen und -fähigkeiten. Individuelle und kollektive Dissoziationen können einer aufdeckenden, kritischen Reflexion entgegenwirken und eine solche verhindern. *Nicht zuletzt deshalb zählen Dissoziationen zu den zentralen Herausforderungen einer zeitgenössischen Gesellschaftskritik.*

Vor dem Hintergrund dieser Annahme können kollektive Dissoziationen den Umstand miterklären, dass die westliche Zivilisation seit bald 20 Jahren vom Trend einer *eindimensionalen* Digitalisierungsförderung geprägt zu sein scheint. Eindimensional insofern, weil die Infragestellung und kritische Reflexion der Innovationsförderung mit ihren vielfältigen und weitreichenden Auswirkungen und Risiken gesellschaftspolitisch weitgehend bagatellisiert wurden. Zunehmend drängen negative Nebenwirkungen und Konsequenzen der Digitalisierungs- und KI-Förderung an die Oberfläche – sei es im Bildungswesen, im Bereich der (Cyber-)Kriminalität, des KI-Finanzmarktes oder hinsichtlich der individuellen, politisch kulturverändernden und sich auf die mentale Gesundheit niederschlagenden Auswirkungen sozialer Medien sowie des Manipulationspoten-

zials durch Open AI. Oft scheinen diese Nebenwirkungen als normalisierte dissoziative Bewältigungsstrategien interpretiert werden zu können.

Dissoziationen interessieren im Kontext von *Entfremdungsanalysen*. Das Unterfangen einer Entfremdungsanalyse wirkt im Kontext der digitalen Welt, in der sich Wissensstrukturen grundlegend verändert haben und ein weitgehender Abschied von kanonischem Wissen und großen Referenztheorien stattgefunden hat, verstrickt und verschattet. Digitale Geräte eröffnen uns in der analogen Welt das Tor zu einer *virtuellen Sphäre*. Mit dieser ist ein digitaler Lebensraum entstanden, der den Bereich der analogen Lebenswelt und -erfahrung teilweise überlappt, ihn ergänzen oder ersetzen kann. Das Verhältnis des leiblich-geistig-emotionalen Menschen zur digitalen Virtualität muss ebenso sorgsam und anhaltend neu bestimmt werden wie das Verhältnis von (kollektivem) Wissen und Wahrheit überhaupt.

Verstehensversuche und die Kritik der Gesellschaft setzen voraus, dass die mächtige Variable der digitalen Lebenswelt aus möglichst diversen Perspektiven betrachtet wird. Die generationellen Veränderungen, etwa von der Popularisierung des Computers in den 1980er Jahren bis zur aktuellen Medialisierung bereits der kindlichen Lebenswelt in der sogenannten Generation Alpha, scheinen aus philosophischer und sozialwissenschaftlicher Sicht erst »anverdaut«. Die vorliegende Arbeit versucht, einen Beitrag zu diesem anhaltenden Nach-Verdauungsprozess des digitalen Wandels im Selbst- und Weltverständnis zu leisten. Sie steht den immensen kulturellen Errungenschaften und technologischen Möglichkeiten durch die digitalen Technologien keineswegs feindlich gegenüber, sondern sucht nach einer konstruktiv gestaltenden, kritischen Betrachtung. Es ist eine Annäherung ohne Anspruch auf Vollständigkeit, jedoch motiviert von einem durchaus kontroversen Anliegen.

Dieses besteht darin, den Standpunkt einer *psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft* zu entwerfen, die aktuelle Entwicklungen und Entfremdungserscheinungen im Verhältnis zu den psychischen und sozialen Bewältigungsstrategien des Subjekts analysiert. Dieser ethische Zweig ist normativ darauf ausgerichtet, Voraussetzungen ebenso wie Entfremdungserscheinungen von persönlichem Wachstum, mentaler Gesundheit und sozialer Gemeinschaft zu identifizieren. Die Sicht auf das *Psychische*, in seiner Mischung aus *bewusstem und unbewusstem Erleben*, und auf kollektive Stimmungen und Dynamiken setzt einen hermeneutischen, phänomenologischen Zugang voraus.

Unser *Erleben* nimmt unmittelbaren Einfluss auf unser Denken und Fühlen, es findet hochgradig zwischenleiblich und sozial vernetzt statt. Die verleiblichten (*embodied*) Wirkfaktoren, wie latenter Stress oder Gefühle der Unsicherheit, müssen bewusst und zum Gegenstand von Veränderungsprozessen werden, um Freiheitsräume zu schaffen, in denen die Zusammenhänge zwischen der subjekttheoretischen und der politischen, gesellschaftlichen Dynamik mit ausreichender Distanz vom eigenen Erleben analysiert werden können, die wiederum das Gewichten dieses Erlebens als Indiz für Sozialkritik erlaubt. Besonders deutlich zeigen sich die psychologischen und sozialpathologischen Effekte bei Kindern und Jugendlichen, deren mentale Entwicklung im Kontext der digitalen Lebenswelt stattfindet.

Das Grundgefühl eines Wandels, der so schnell vonstattengeht, dass der mentale und emotionale Nachvollzug, die sozialen Veränderungsprozesse kaum fassbar sind, löst eine Kette von psychischen und sozial einflussreichen (Schutz-)Reaktionen aus. Dazu ge-

hören stressinduzierte dissoziative Symptome wie Detachierung (Ausblendung), Kompartmentalisierung, Empfindungslosigkeit (*numbness*), Abwehr, Angst, Überanpassung, Polarisierung. Dennoch können aber auch positive Erwartungen, erregungsorientierte und explorative Motivationen wie Neugier, Faszination und Hoffnung auf positive Veränderungen angestoßen werden.

In der aktuellen Kritischen Theorie werden der gesellschaftliche Innovations- und Beschleunigungsdruck und damit verbundene, hohe Selbstoptimierungserwartungen als *Entfremdungsursachen* eingeordnet. Die Zunahme von *Erschöpfungsdepressionen* wird vornehmlich als sozialpathologische Folge von Selbstoptimierungs- und Leistungsdruck beschrieben. Mit dem Fokus auf Erschöpfungsdepression und Selbstoptimierung geht aber auch die Gefahr einer Engführung einher. Es stellt sich die Frage, *ob nicht auch weitere psychopathologische Störungen sinnvollerweise in einen Zusammenhang mit den gesellschaftskritischen Analysen gestellt werden sollten*. Hier setzt der Ansatz der Dissoziation ein, der gerade der zunehmenden Bedeutung von *Belastungsstörungen* Rechnung trägt.

Die neurobiologischen Folgen der Normalisierung von weitverbreiteten Symptomen einer Belastungsstörung wie der Überwachsamkeit (*hyperarousal*), der selektiven, reizorientierten Aufmerksamkeitslenkung oder Gefühlen von Daueranspannung und Stress werden als »kulturgefährdend« eingeschätzt (Jäncke, 2021, S. 35f.). Konvergent mit dem Symptomkreis von Belastungsstörungen, die anhand von Störungen der Impulskontrolle, des Erregungsniveaus und des veränderten Sozialverhaltens miterkennbar sind, entsteht in diesen Bereichen eine systematisch durch die Nutzung von digitalen Kommunikations- und Informationstechnologien verstärkte Vulnerabilität. Überwachsamkeit und Stress sind Misstrauensverstärker, sie konditionieren den Organismus weg von der (vertrauensvollen) sozialen Kooperation, von den Fähigkeiten, welche die Entwicklungsgeschichte der Menschheit genuin ausmachen (ETH Treffpunkt Science City, 2023).

Hinsichtlich der verbreiteten kollektiven Wahrnehmung einer weltweiten Polykrise ist der Fokus auf Belastungsstörungen ebenso angezeigt, weil diese mit einem erhöhten Stresslevel und Gefühlen von Ohnmacht und Hilflosigkeit einhergehen. Aufgrund der verbreiteten Wahrnehmung, dass nicht nur man selbst, sondern auch die politischen Eliten gegenüber den weltpolitischen Entwicklungen vielfach machtlos erscheinen, nehmen mit der Abnahme des politischen Vertrauens und der Erschwernis, positive Zukunftsaussichten zu entwickeln, auch die Gefühle der Machtlosigkeit und der Sinnlosigkeit des eigenen Lebens zu (Schnell et al., 2018).

Der Sinn der vorliegenden Auseinandersetzung liegt nicht primär in der normativen Rekonstruktion des Bisherigen, sondern in der Sensibilisierung für Zusammenhänge, die dazu geführt haben, dass die Kombination von psychodynamischer Theorie und Kritischer Theorie zunehmend an Schlagkraft verloren hat. Persönlich bin ich von der anhaltenden Kostbarkeit und Validität dieser Kombination überzeugt, auch und gerade zwecks der sozialphilosophischen Analyse der digitalen Gesellschaft. Ziel ist in diesem Sinne der Anstoß der Neugier und Faszination für psychodynamisches Denken in diesem Kontext. Das Verständnis der Psychodynamik vertieft nicht nur den subjektiven Zugang zur Innerlichkeit und Intersubjektivität, es vertieft die unhintergehbare Erkenntnis der »*Nicht-Realisation*« als *conditio humana*, des Unbewussten und des *Erlebens* als Komponenten der Selbst- und Weltaneignungsprozesse. Damit ruft die Auseinandersetzung mit dem *Psychischen* und dem *Kollektiv-Psychischen* immer auch die Prekarität und

Polarität gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Entwicklung in Erinnerung. Die individuelle und sozialpolitische Bewältigung dieser *Unsicherheit* setzt die Orientierung an einem ethischen Standpunkt, die reflexive Auseinandersetzung, ebenso wie die therapeutisch- und praxisorientierte Gestaltung der Lebenswelt in der digitalen Gesellschaft voraus. Diese Orientierung über Gerechtigkeitsfragen hinaus an einem psychodynamisch informierten Standpunkt auszurichten, bedeutet, dass die Fragen nach dem guten Leben und der guten digitalen Gesellschaft in den subjekttheoretischen Bezug zu *Entwicklungs-, Beziehungs- und Sinnfragen* gestellt werden.

Einleitung

Im Vergleich zu den Technologien früherer Industrialisierungswellen scheinen digitale Alltagstechnologien wie Smartphones, Tablets und Computer unsere *körperliche* Gesundheit kaum zu beeinträchtigen: »Wir leiden am Mausarm oder an überanstrengten Augen, riskieren aber weder Staublunge noch Amputationen« (Douglas, 2021, S. 132). Wie steht es aber mit unserer *psychischen* Gesundheit und welche Konsequenzen hat die Digitalisierung für die Gesellschaft? Bereits die ethischen Fragen, die im Windschatten von neuen Technologien auftauchen, lassen die Komplexität erahnen und verlangen eine vertieftere Betrachtung: Die digitalen Technologien verändern den Spielraum unseres Verhaltens, die Bedeutung der (Zwischen-)Leiblichkeit, der mentalen und handlungsbezogenen Selbstbestimmung und den Bereich der ethischen Einflussnahme und Verantwortung.

So wie sich die ethischen Fragen der digitalen Gesellschaft oftmals erst im Kontext der Anwendung von Technologien zeigen, verhält es sich auch mit unserem Wissen über die langfristigen Auswirkungen der Digitalisierung auf die mentale Gesundheit: Im Verhältnis zur rasanten Technologieentwicklung wissen wir über die langfristigen psychischen Folgen wenig. Fragen zum Einfluss der Nutzung von Smartphone, Internet und sozialen Medien auf die neurologische, aber auch auf die Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung, auf die Bindungs- und Mentalisierungsfähigkeit, auf Zwischenleiblichkeit, intersubjektive Beziehungen und gesellschaftliche Dynamiken rücken erst allmählich ins Blickfeld der sozialpsychologischen Forschung.

Unumstritten ist jedoch: Digitalisierte Lebensbedingungen erfordern, wenn nicht genetische, z.B. neurologische, so doch *Verhaltensanpassungen*. Insbesondere mentale und sozioemotionale Anpassungen betreffen unsere Alltagskompetenzen, Bewältigungsstrategien und Beziehungsformen. Als Ursachen individueller Anpassungsforderungen werden seit einiger Zeit unter anderem gesellschaftliche Dynamiken wie Beschleunigung, Effizienzsteigerung und Flexibilisierung diskutiert, die mit Selbstentfremdung, Resonanzverlust und psychischem Leidensdruck einhergehen. Wesentlich für die Ermessung der mentalen Anpassungsleistungen, die wir im Kontext der digitalen Gesellschaft vollbringen, ist die neue Faktizität (1) eines *virtuellen Aufenthaltsortes*, der mit (2) der *innerpsychischen Welt* und (3) der *(zwischen-)leiblich erfahrenen (analogen) Lebenswelt* interferiert. Es sind also drei Sphären der Welterfahrung mit oft unklaren

Rändern und subjektivem Mischerleben, die wesentlich werden für unser Dasein und Selbstverständnis in der digitalen Gesellschaft. Erleben, Erfahren, Zwischenleiblichkeit, Gefühlsregulation und Konfliktbewältigung sind auf eine Weise mit der digitalen Virtualität gepaart/konfrontiert worden, die nachhaltig auf Selbst- und Welt-, gerade aber auch auf zwischenmenschliche Beziehungen Einfluss genommen hat. Als Erklärungsfaktor für das Verstehen psychischer Belastungen und Krankheiten in der digitalen Welt ist das je individuelle Verhältnis, die Navigation zwischen diesen drei Wirklichkeitssphären aus psychotherapeutischer und psychiatrischer Sicht nicht mehr auszuklammern.

Die gegenwartsbezogene moralphilosophische und ethische Beurteilung von gesellschaftlichen Prozessen setzt ein begriffliches Instrumentarium voraus, das die psychologischen Dynamiken, die Gesellschaftsphänomene begleiten, sichtbar und beurteilbar macht. Das Anliegen dieser Arbeit besteht entsprechend darin, eine *psychodynamisch informierte Ethik der digitalen Gesellschaft* zu entwickeln, die aktuelle Entwicklungen und Entfremdungserscheinungen unter Einbezug innerpsychischer Dimensionen – in ihrem Verhältnis zur virtuellen und »analogen« Dimension der Lebenswelt – analysiert. Zu diesem Zweck ist es unabdingbar, unterschiedliche Theorien zu diskutieren und in ein Anschlussverhältnis zu bringen: Auf der einen Seite sind dies (1) Theorien der Gesellschaft und der Person, mithin sozialphilosophische Theorien, (2) psychologische und insbesondere psychodynamische Theorien sowie (3) empirisch basierte Theorien der Psychotherapieforschung; auf der anderen Seite sind dies szientistische Theorien der digitalen Welt. Die Arbeit steht somit im Spannungsfeld von *digitaler* und *phänomenologischer* Wirklichkeit, mit anderen Worten, des *szientistischen* und *phänomenologisch-hermeneutischen* Weltbildes. Eine der wichtigen Fragen ist, ob und, wenn ja, inwiefern sich die lebensweltliche und psychodynamische Erfassung des Menschen in die szientistische Gleichung integrieren lässt.

Als zentrales Phänomen, als Leit- und Schlüsselbegriff, der eine ansatz- und disziplinenübergreifende Diskussion erlaubt, wird *Dissoziation* vorgeschlagen. Der Begriff bietet sich für eine aktualisierte psychodynamische Theorie an, weil er sich mit der neuropsychologischen Intersubjektivitäts-, der Emotions- und der Embodimentforschung verbinden lässt. Er lässt sich darüber hinaus als Kriterium für die sozialphilosophische Kritik und Entfremdungsanalyse verstehen.

Grundannahmen und konzeptuelle Annäherungen

Thesen zur Dissoziation. Der zentralen Bedeutung von »Dissoziation« Rechnung tragend, werden die interdisziplinären Bedeutungen und Konzepte von Dissoziation ausführlich diskutiert und unterschieden. Die menschlichen Fähigkeiten und Mechanismen der Dissoziation werden als wesentliche und oft vergessene Erklärungsfaktoren nicht nur im Umgang mit der Digitalisierung, sondern im menschlichen Selbst- und Lebensverhältnis an sich geltend gemacht. »Dissoziation« fungiert als Statthalter-Konzept, das es erlauben soll, die unhintergehbar »irrationalen« und unbewussten Anteile menschlichen Verhaltens und Empfindens in den gesellschaftskritischen und ethischen Diskurs einzufügen und zu gewichten.

Vertreten wird die These, dass dissoziative Bewältigungsstrategien im Kontext der digitalen Gesellschaft zunehmen und zunehmend normalisiert werden.

Dissoziationen gehören als Selbstschutzmechanismen zur Psychodynamik einer jeden Person, sie können jedoch auch auf dysfunktionale Weise strukturell verstetigt werden und so selbstursächlich zu Stagnation und Leiden beitragen. Aus der klinischen Psychologie und Psychopathologie ist bekannt, dass dissoziative Mechanismen und Fähigkeiten von zentraler Bedeutung dafür sind, wie wir die Welt wahrnehmen, Erfahrungen mental prozessieren und davon ausgehend ein Selbst- und Weltverständnis entwickeln. So wirken sich individuelle Dissoziationen auch unmittelbar auf die Beziehung zu anderen Menschen aus, bestimmen sie doch als weitgehend unbewusste Automatismen mit, was wir wahrnehmen oder ausblenden, ob wir uns emotional auf ein Gegenüber einlassen können oder empathische Gefühle abblocken müssen. Über die Psychologie des Individuums hinaus spielen dissoziative Mechanismen und Fähigkeiten sozialpsychologisch eine wichtige Rolle, beispielsweise bei der Bildung von Gruppen und Interessensgemeinschaften.

Es fällt auf, dass der Begriff der Dissoziation trotz der umfassenden erkenntnistheoretischen Bedeutung dissoziativer Mechanismen und Fähigkeiten bis anhin kaum Eingang in das Vokabular der Philosophie gefunden hat. Dies mag mit der paradoxen Funktion von Dissoziationen zu tun haben: *Dissoziationen sind dynamische Störfaktoren – aber auch Ermöglichungsbedingungen – mentaler Autonomie.*

Ziel. Das Ziel der Auseinandersetzung ist die Entwicklung eines sozialphilosophischen Instrumentariums, das es erlaubt, individuelle und gesellschaftliche Phänomene der Dissoziation sichtbar zu machen. Das Bewusstsein über dissoziative Phänomene und Anfälligkeiten ist Voraussetzung dafür, dass wir eigene und kollektive Dissoziationen identifizieren und reflektieren können. Davon ausgehend ist es möglich, funktionale (»gesunde«) und dysfunktionale (»pathologische«) Dissoziationen (u.a. im Umgang mit Informationsvielfalt) systematisch zu identifizieren und einen individuellen, aber auch gesellschaftlichen und politischen Umgang damit zu finden. Die sozialphilosophische Bedeutung dissoziativer Phänomene zeigt sich u.a. darin, dass sie die Entstehung von Entfremdungserfahrungen und die Durchsetzung von Ideologien miterklären können.

Vorgehen und Aufbau. Das Vorhaben besteht darin, als Fundament eine psychologisch, sozialphilosophisch und ethisch anschlussfähige *Theorie der Dissoziation* zu entwickeln und darauf aufbauend eine *psychodynamisch informierte Ethik der digitalen Gesellschaft* zu umreißen. Konzeptionell kommt *Dissoziation* dabei die Bedeutung einer *conditio humana* zu. Die axiomatische Annahme der unhintergehbaren dissoziativen Natur der menschlichen Psyche ist wegweisend für die Psychologie, insbesondere für *psychodynamische Theorien*, die das Individuum immer auch im Kontext seiner relationalen, komplexen Umwelt zu erfassen versuchen. Gerade in dieser Eigenheit ist die Psychodynamik von zentraler *sozialphilosophischer Bedeutung* – insbesondere mit Blick auf eine *zeitgenössische Gesellschaftskritik*, wie sie traditionell die *Kritische Theorie* formuliert: Die Bedeutung der Psychodynamik wird einerseits anhand ihrer historisch und normativ rekonstruierten Verortung und andererseits durch unterschiedliche Querbezüge zu aktuellen psychologischen und sozialphilosophischen Ansätzen plausibel darzulegen versucht. Mit Bezug auf

die *Digitalisierung* wird die These vertreten, dass in der digitalen Gesellschaft nicht nur gesunde, sondern auch pathologische dissoziative Mechanismen – sowohl im Individuum als auch im Kollektiv – verstärkt und potenziell »normalisiert« werden. Vor diesem epistemischen Hintergrund lässt sich eine psychodynamisch informierte *Ethik* umreißen, deren Ziel ein gutes Leben in einer gerechten digitalen Gesellschaft ist. Indem die theoretischen Untersuchungen mit Erkenntnissen zu Dissoziation aus der Praxis – namentlich aus der klinischen Psychopathologie und insbesondere aus der neuromedizinischen Intersubjektivitäts- und der Embodimentforschung, die sich auf das Phänomen der Digitalisierung und deren Auswirkungen in der Gesellschaft beziehen – verbunden werden, soll schließlich auch die *therapeutische Relevanz* der Theorie der Dissoziation und einer psychodynamisch informierten Ethik dargelegt werden.

Das Buch ist in acht Kapitel strukturiert, die jeweils als Teilbetrachtungen für sich stehen können, gleichzeitig aber auch den hier dargelegten inneren Zusammenhang aufweisen.

Kapitel 1 widmet sich zunächst einer *Standortbestimmung des geisteswissenschaftlichen Denkens* im Kontext der gegenwärtigen »Normalwissenschaft«. Die Auseinandersetzung beginnt mit einem Blick zurück in die Geschichte der Geisteswissenschaften, insbesondere zum Verständnis der Disziplin nach ihrem »Gründervater« Wilhelm Dilthey. Das damalige *lebensphilosophische* und das heutige *szientistische* Menschenbild sowie die geltenden Wissenschaftsverständnisse werden miteinander verglichen. Aus wissenschaftstheoretischer Perspektive werden die geltenden Paradigmen diskutiert und ins Verhältnis zu anderen möglichen Paradigmen gesetzt. Aktuelle Paradigmen der Quantifizierung und Datafizierung normieren Digitalisierungsprozesse, zugleich sind sie auch durch Digitalisierung bedingt. Dieses dialektische Verhältnis rückt ins Blickfeld der geistes- und sozialwissenschaftlichen Kritik.

Diese Kritik zielt darauf ab, die Erfahrungen, das Erleben und den Bezug zur mentalen und psychosomatischen Gesundheit des Individuums verstärkt in den Diskurs zu integrieren. Zur komplexen Analyse der Herausforderung für Individuum und Gesellschaft wird ein *interdisziplinärer Standpunkt* eingenommen; im Fokus liegt die Kombination philosophischer und psychologischer Erkenntnisse. Vertreten wird die Auffassung, dass in diesen Dialog klinisch psychologische und sozialpsychologische Studien, aber auch eine psychodynamisch informierte Sicht integriert werden sollten. Entsprechend wird zuletzt der Stellenwert der Tiefenpsychologie bzw. der Psychodynamik innerhalb des akademischen Denkens diskutiert.

Kapitel 2 widmet sich der *Kritischen Theorie* und der *Psychoanalyse* als historische Koordinaten in der geisteswissenschaftlichen Landschaft. Die Kritische Theorie, die ursprünglich auf der Grundlage der Psychoanalyse als Subjekttheorie argumentiert hatte, musste nach dem in der Psychoanalyse vollzogenen Paradigmenwechsel neu bestimmt werden.

Der Paradigmenwechsel in der Psychoanalyse markiert die Wende von der Subjekt- und Triebtheorie zu Theorien der *Intersubjektivität*. Seit der Mitte des 20. Jahrhunderts gewann dank der Säuglings- und Bindungsforschung die Intersubjektivität an Bedeutung. Es entstand das *Beziehungsparadigma*, in dessen Rahmen die Interaktion zum entscheidenden Bezugspunkt für das Verständnis innerseelischer Prozesse wurde. In einem

Folgeschritt bildete sich das Paradigma der *Bezogenheit* heraus, welches vom Grundgedanken ausgeht, dass sich die psychische Struktur nicht allein durch die Verinnerlichung von Beziehungen, sondern über die gemeinsame intersubjektive Konstruktion im Beziehungsfeld ausformt. Es wurde die These grundlegend, dass menschliches Verhalten nur im Kontext der Bezogenheit verstanden und verändert werden kann. Auch die aktuelle *neuromedizinische Beziehungsforschung* steht unter dem Paradigma der »dyadischen Betrachtung«: Um das Subjekt zu verstehen, muss es in seiner Beziehung zum Anderen verstanden werden.

Der Paradigmenwechsel zur sogenannten *relationalen Psychoanalyse* wird in der Arbeit ausführlich nachgezeichnet. Er ist für die Praxis der Psychoanalyse insofern fundamental, als er radikal verschiedene Ideen zur Entwicklung, zur Technik, zur Motivation, zum unbewussten Prozess und zur therapeutischen Vorgehensweise nach sich zog. Innerhalb der tiefenpsychologisch ausgerichteten Psychotherapieformen führte dies dazu, dass zunehmend vom Begriff der einschlägig geprägten Psychoanalyse Abstand genommen und stattdessen der breitere Begriff der *Psychodynamik* als Schirmbegriff für die verschiedenen neuen Theorien und therapeutischen Methoden verwendet wurde.

Die Ausrichtung am Subjekt und die hohe Gewichtung des Sozialen in der Kritischen Theorie kontrastieren mit dem gegenwärtigen Fehlen einer eigentlichen *Subjekttheorie*. So fehlt der Kritischen Theorie und der Psychoanalyse gegenwärtig ein klares Profil. Axel Honneth hat mit seiner *Anerkennungstheorie* einen umfassenden Versuch geleistet, um die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse in die Kritische Theorie zu integrieren (Honneth, 1994). Sein Ansatz bezieht sich auf den Stand der psychodynamischen Forschung der 1990er Jahre; insbesondere stützt er sich auf die psychoanalytische Objektbeziehungstheorie nach Donald Winnicott. Obwohl viele Referenzpunkte nach wie vor aktuell sind, ist die Entwicklung der psychodynamischen und psychologischen Forschung in den letzten Jahrzehnten nicht hinreichend ins Konzept der Anerkennungstheorie integriert worden. Der basalste und bis anhin nicht überwundene Einwand lautet, dass die Anerkennungstheorie die *Negativität und Destruktivität des Menschen* nicht erklärt bzw. nicht ausreichend gewichtet. Diese Kontroverse bremst bis heute den Versuch einer konstruktiven Kombination neuerer psychodynamischer Ansätze mit der Kritischen Theorie und ruft nach einer Horizonterweiterung. – *Die sozialphilosophische Theorie der Dissoziation stellt einen Versuch dar, den Dialog zwischen zeitgenössischer Kritischer Theorie und Psychodynamik – mit Bezug zu einem sowohl psychodynamisch wie auch klinisch verankerten Vokabular – fortzusetzen.*

Im Rahmen des Umgangs mit dem Verlust der Subjekttheorie und Honneths Annahme von Sozialpathologien werden exemplarisch drei Anschlussversuche dargestellt: die Ansätze von Robin Celikates, Rahel Jaeggi und Hartmut Rosa. Als Neuformulierungen der Anerkennungstheorie im Ganzen werden die Weiterentwicklungen von Oliver Marchart (postfundamentalistische Anerkennungstheorie), Amy Allen (Einbezug von Lacan und Melanie Klein in die Anerkennungstheorie), Donna Orange (Einbezug der Modern Attachment Theory, der relationalen Psychoanalyse und der Selbstpsychologie in die Anerkennungstheorie) und Jessica Benjamin (Versuch, die Irrationalität und Destruktivität im Bereich des Zwischenmenschlichen in die Anerkennungstheorie zu integrieren) besonders herausgehoben.

Im Gefolge des Paradigmenwechsels und der Kontroverse zwischen zahlreichen neuen, unter dem Schirmbegriff der Psychodynamik entstandenen Theorien und Therapieformen wurde die Frage relevant, wie sich die Psychoanalyse bzw. Psychodynamik in den über die Kritische Theorie hinausgehenden sozialphilosophischen Wissenschaftskanon (re-)integrieren lässt. Diskutiert werden vier Ansätze, in denen es schulen- und disziplinenübergreifend um diese langjährige Debatte um eine revidierte Verhältnisbestimmung von Philosophie und Psychoanalyse bzw. Psychodynamik geht. Es werden im Wesentlichen die Ansätze von Werner Bohleber, Lisa Baraitser, Alain Ehrenberg und Allan Schore vorgestellt.

Als Fazit bezüglich der unterschiedlichen Vorschläge, die sich mit der zukünftigen Stellung der Psychoanalyse bzw. Psychodynamik im Kontext der Wissenschaften befassen, werden drei Hauptkonflikte identifiziert: (1) die noch offene Frage, ob einer der psychodynamischen Ansätze Referenztheorie werden sollte – und wenn ja, welcher. (2) Die noch nicht abgeschlossene Kontroverse, wie mit anachronistischen Begrifflichkeiten umgegangen werden könnte; das heißt, wie psychodynamisches Wissen in ein Vokabular übersetzt werden kann, das den Anschluss an die neurowissenschaftlichen Auffassungen möglich macht. (3) Der noch ungelöste Konflikt, wie das psychodynamische Menschenbild in ein Anschlussverhältnis zum szientistischen, d.h. klinisch-neurowissenschaftlichen Verständnis gebracht werden kann. Dieses letzte Problem erfährt seine Verschärfung durch den Umstand, dass eine allgemeine Sprache, welche die Psychodynamik in eine sozialphilosophische Deutung übersetzt, noch nicht existiert.

Kapitel 3 wendet sich der *Psychodynamik* zu. Dieses Kapitel bearbeitet ein Problemfeld, das sich aus der im Kapitel 2 dargestellten Entwicklung der psychodynamischen Psychotherapie und deren theoretischer Grundlage ergibt. Eine psychodynamisch informierte Ethik ist auf ein gehaltvolles und doch auch pragmatisch verstandenes *Menschenbild* angewiesen. Dieses muss einerseits mit den spezifischen psychodynamischen Ansätzen kompatibel sein, andererseits aber auch das medizinische und neurobiologische Verständnis und darüber hinaus zeitgenössische philosophische Vorstellungen des Personseins integrieren. Neben den biopsychosozialen müssen ebenso die innerpsychischen Bedingungen miteinbezogen werden.

Diskutiert werden hier im Wesentlichen die Ansätze von Anne Reichold und Thomas Fuchs. Reichold entwickelt ein Menschenbild, das neben dem Einbezug des Körpers auch einen phänomenologischen Ansatz enthält und die neurobiologische Emotionsforschung miteinschließt. Fuchs entwickelt ein sogenanntes »personales« Menschenbild, das die Grundfragen einer verkörperten Anthropologie mitberücksichtigt. Fuchs' Menschenbild bildet die Brücke zwischen einer naturwissenschaftlichen und einer psychodynamischen Sichtweise und wendet sich gegen den sogenannten Transhumanismus, der den verkörperten Menschen der digitalen Welt gegenüber als Mängelwesen abwertet.

Das *psychodynamisch-personale Menschenbild* wird Anhaltspunkt sein für die in Kapitel 7 vollzogene normative Analyse von individuellen und sozialen Pathologien in der digitalen Gesellschaft. Es enthält die Reflexion über geltende Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit sowie die Annäherung an einen Gesundheitsbegriff aus psychodynamischer Sicht. Die aktuellen Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit müssen disku-

tiert werden, um die fließenden Übergänge zwischen funktionalen und dysfunktionalen Entwicklungen, von Normalität und Sozialpathologie, Gesundheit und Krankheit zu beleuchten. Diese Auseinandersetzung dient spezifisch als Grundlage und Übergang zum Folgekapital »Dissoziation«.

Kapitel 4 widmet sich dem Leit- und Schlüsselbegriff dieser Arbeit: der *Dissoziation*. Entsprechend ausführlich werden die interdisziplinären Bedeutungen und Konzepte von Dissoziation diskutiert und unterschieden. Die menschlichen Fähigkeiten und Mechanismen der Dissoziation werden als wesentliche und unterschätzte Erklärungsfaktoren nicht nur im Umgang mit der Digitalisierung, sondern im menschlichen Selbst- und Lebensverhältnis überhaupt geltend gemacht. »Dissoziation« fungiert als Statthalter-Konzept, das es erlauben soll, die unhintergehbar »irrationalen« und unbewussten Anteile menschlichen Verhaltens und Empfindens in den gesellschaftskritischen und ethischen Diskurs einzufügen und zu gewichten.

Zunächst wird die Dissoziation grundsätzlich als jene Technik der Trennung eingeführt, die nicht wertneutral vorgeht, sondern bei der vielmehr im Zuge des Trennens eine Gewichtung, eine Be- oder Umwertung der dissoziierten Teile und damit eines Konzepts oder Paradigmas vorgenommen wird. Auf der Grundlage der so verstandenen Dissoziation beschreiben Chaïm Perelman und Lucie Olbrechts-Tyteca wie auch Agnes van Rees die normative Bewertung des einen gegenüber dem anderen Begriff des Paares als deutlichstes Merkmal, das die dissoziative Methode von anderen rhetorischen Unterscheidungstechniken abhebt. Die tief in der (evolutionären) Menschheitsgeschichte verankerte dissoziative Technik kann funktional oder dysfunktional, pathologisch oder nicht-pathologisch sein, sie kann unbewusst oder methodisch angewandt, kann zur Wahrheitssuche oder zur Manipulation eingesetzt werden. In meinem Projekt wird Dissoziation unter anderem als sozialpsychologisch und epistemisch relevante Größe betrachtet, die dabei helfen kann, soziale und politische Dynamiken und Polarisierungen zu entschlüsseln. Ich orientiere mich an einem inklusiven Verständnis von Dissoziation, das davon ausgeht, dass dissoziative Fähigkeiten und Mechanismen ein Spektrum von pathologischen und nicht-pathologischen Bewältigungsstrategien umfassen.

Vertreten wird die Hypothese, dass dissoziative Bewältigungsstrategien im Kontext der digitalen Gesellschaft zunehmen und zunehmend normalisiert werden. Die digitale Gesellschaft bietet »hervorragende Bedingungen« für dissoziative Abwehrmechanismen (King, 2021). Der Umgang mit der Informationsvielfalt und den umfassenden Wahlmöglichkeiten löst auf der Ebene des Einzelnen verstärkt biopsychosoziale Abwehrmechanismen aus, die das Zuviel an Informationen zum Schutz vor Überforderung instinktiv und zum Teil arbiträr abblocken. Das heißt, dass dissoziative Bewältigungsstrategien auch dann als normale Anpassungsstrategien empfunden werden, wenn sie beispielsweise eine selbstentfremdende oder gesundheitsschädigende Überanpassung auslösen.

Damit »Dissoziation« als Referenzbegriff für eine sozialkritische Betrachtung genutzt werden kann, bietet sich eine *hermeneutische Analyse* mittels vier inklusiver Merkmale an. Mit diesen *hermeneutischen Kriterien* (HK) lässt sich ein dissoziatives Phänomen identifizieren und auf dem erwähnten Spektrum dissoziativer Erscheinungen genauer einordnen: Jede Dissoziation beinhaltet den Aspekt (1) *Auswahl/Ausschluss (Nicht-Realisation)*, (2) *Spannung/Irritabilität*, (3) *Regulation/Stabilisierung* und (4) *Prozesshaftigkeit/*

Offenheit. Mithilfe dieses sozialphilosophischen Instrumentariums kann die hermeneutische Analyse spezifische dissoziative Zustände, deren Ursachen und Auswirkungen sowohl auf Subjektebene wie auf der gesellschaftlichen, kollektiven Ebene erfassen.

Das Bewusstsein über dissoziative Phänomene und Anfälligkeiten ist Voraussetzung dafür, dass wir eigene und kollektive Dissoziationen identifizieren und reflektieren können. Davon ausgehend ist es möglich, funktionale und dysfunktionale Dissoziationen (u.a. im Umgang mit Informationsvielfalt) systematisch zu identifizieren und einen individuellen, aber auch gesellschaftlichen und politischen Umgang damit zu finden. Für die normative Abgrenzung gesunder bzw. funktionaler und pathologischer bzw. dysfunktionaler dissoziativer Zustände oder Mechanismen dienen die drei dem dritten hermeneutischen Kriterium *Regulation/Stabilisierung* unterstellten dissoziativen Bewältigungsstrategien nach Etzel Cardeña: (a) *Abwehrmechanismus*, (b) *Kompartmentalisierung* und (c) *Detachierung*.

Kapitel 5 wendet sich dem *Entfremdungsbegriff* zu: Die sozialphilosophische Bedeutung dissoziativer Phänomene zeigt sich u.a. darin, dass sie die Entstehung von Entfremdungserfahrungen und die Durchsetzung von Ideologien miterklären können. Ausgehend von der Kritischen Theorie werden sukzessive verschiedene *Konzepte der Entfremdung* vorgestellt und aktuelle Thesen bzw. Diagnosen zusammengetragen. Die humanistischen Positionen von Axel Honneth, Rahel Jaeggi, Hartmut Rosa, Thomas Fuchs und Andreas Reckwitz werden mit Luciano Floridi als wichtigem Vertreter einer transhumanistischen Position ergänzt. Analysiert wird das Phänomen der Entfremdung mit unterschiedlichen Schwerpunkten wie Anerkennung, Aneignung, Resonanz und Zwischenleiblichkeit. Als Hilfestellung dient der Rückgriff auf die in Kapitel 4 bestimmten inklusiven hermeneutischen Kriterien zur Detektierung dissoziativer Phänomene und insbesondere die Identifikation der unter dem dritten Kriterium (*Regulation/Stabilisierung*) subsumierten Abwehrmechanismen, Detachierungen und Kompartmentalisierungen.

Des Weiteren wird in diesem Kapitel der Sozialkritik von Denkern wie Gabor Maté und Gisela Geist Raum gegeben, die gestützt auf die primären menschlichen Bindungs- und Beziehungsbedürfnisse u.a. auf die Bedeutung der *frühkindlichen und kindlichen Lebensbedingungen* und entsprechender Unterstützungsmaßnahmen für Eltern und Familien hinweisen. Der Zusammenhang zwischen Frühstörungen, Traumatisierungen und späteren mentalen Erkrankungen wie Persönlichkeitsstörungen verweist auf die Notwendigkeit *entwicklungspsychologischer Reflexionen*: Wie das Wissen der modernen Bindungstheorie für eine Sozialkritik genutzt werden kann, kann es auch als Ressource dienen, um potenziell pathologischen Tendenzen langfristig entgegenzuwirken. Die frühkindlichen Lebenserfahrungen sind insbesondere mit Bezug auf die *Digitalisierung* von kaum zu unterschätzender entwicklungspsychologischer Bedeutsamkeit. So dient die Erörterung aktueller Entfremdungserscheinungen als Grundlage für eine psychodynamisch informierte Kritik der digitalen Gesellschaft. Entsprechend widmen sich die folgenden Kapitel der Analyse spezifischer Chancen und Risiken, die der digitalen Gesellschaft für die mentale Gesundheit Einzelner, aber auch für kollektive Entwicklungen innewohnen.

Kapitel 6 widmet sich der *digitalen Gesellschaft* bzw. den gesellschaftlichen *Auswirkungen der Digitalisierung* und deren *ethischen Konsequenzen*. Vor dem Hintergrund der Leitthese, dass dissoziative Bewältigungsstrategien in der digitalen Gesellschaft zunehmen, wird die Verbindung zwischen der *kritisch-theoretischen* und der *ethischen* Analyse der digitalen Gesellschaft hergestellt. Dies geschieht einerseits dadurch, dass Entfremdungserscheinungen in der digitalen Gesellschaft mithilfe der hermeneutischen Kriterien sozialphilosophisch identifiziert und so *dissoziativ gedeutet* werden. Andererseits wird diese Verbindung dadurch vollzogen, dass innerhalb der aktuellen Ethik eine Standortbestimmung vorgenommen und eine sozialphilosophisch begründete *Ethik der digitalen Gesellschaft* von verschiedenen Bereichsethiken wie etwa der Digitalen Ethik abgegrenzt wird.

Schließlich wird das *Selbst- und Weltverständnis* in der digitalen Gesellschaft anhand dreier Schwerpunkte erörtert. Einen Schwerpunkt bildet die mentale Autonomie vor dem Hintergrund der digitalen Informations- und Wissenskultur, einschließlich des Einflusses (generativer) künstlicher Intelligenz. Einen zweiten Schwerpunkt bildet das Phänomen digitaler Manipulation und die damit zusammenhängende Veränderung der Aufmerksamkeit, der Kommunikation und der Beziehungen; hier wird insbesondere auf die Bedeutung der Selbstbeschränkung und Selbstdisziplin in Anbetracht virtueller Phänomene wie »identity bubbles«, Echokammern, Populismus und Verschwörungstheorien hingewiesen. Ein dritter Schwerpunkt bezieht sich vor dem Hintergrund eines drastisch veränderten (Referenz-)Wissens auf die ethisch zentrale Frage nach den Menschenrechten.

Kapitel 7 nimmt eine normative Analyse von *individuellen und sozialen Pathologien in der digitalen Gesellschaft* vor. Als Wegweiser für zeitgenössische Entfremdungsanalysen ist dabei die Frage nach dem Einfluss digitaler Technologien auf die mentale Gesundheit von *Kindern und Jugendlichen* besonders aufschlussreich. In diesem Zusammenhang stellt sich insbesondere die Frage nach dem Stellenwert der Digitalisierung im Bildungswesen.

Nach der Reflexion über das Selbst- und Weltverständnis, den Kulturwandel und die soziokulturellen Herausforderungen in der digitalen Gesellschaft in Kapitel 6 wird ein Überblick über spezifische Konflikte und Herausforderungen auf kollektiver und individueller Ebene gegeben. Bestehende Entfremdungserscheinungen und Befunde der digitalen Gesellschaft werden vorgestellt, aus der Optik einer Theorie der Dissoziation analysiert und daraus drei Thesen »destilliert«. Diese Thesen beziehen sich auf die Normalisierung dissoziativer Phänomene bzw. Mechanismen im digitalen Zeitalter und bilden damit Erklärungsversuche für die Zunahme psychischer Störungen und sozialpathologischer Entfremdungserscheinungen.

Die (1) *neuro- bzw. entwicklungspsychologische These* stellt die *Entwicklungsfrage* mit Bezug auf die Einflüsse der Nutzung von digitalen Medien und Technologien auf das sich entwickelnde menschliche Gehirn. Die (2) *psychodynamische These* widmet sich der *Beziehungsfrage* und weist auf die Veränderungen von Strukturen der Aufmerksamkeit wie auch auf die Verschiebung von Beziehungs-, Lern- und Identitätsprozessen in die virtuelle Welt hin. Solche Veränderungen betreffen insbesondere die Fähigkeit zur mentalen Autonomie und Selbstreflexion sowie damit verbundene Herausforderungen wie Sucht, Gruppendynamiken, Online-Traumata usw. Die (3) *lebensphilosophische These* stellt die *Sinnfrage* ins Zentrum und bezieht sich auf die Bedeutung kollektiver Stimmungen

wie die aktuelle »Polykrise«, die in Sinn-, Werte-, Identitäts- und Kulturverlust resultieren und beispielsweise dissoziative Phänomene bis in die »Radikalisierung« normalisieren kann.

Das Bewusstsein für die neurologische Grundlage unseres Denkens und Erlebens (*Entwicklungsfrage*) und das Gefühl der Sinnhaftigkeit, Identität und Zugehörigkeit (*Sinnfrage*) scheinen insbesondere für die *Prävention* dysfunktionaler Dissoziationen und die Entwicklung psychischer Störungen im Kindheits- und Jugendalter bedeutsam zu sein. Aus *therapeutischer* Sicht, die sich wesentlich auf das hermeneutische Kriterium der Prozesshaftigkeit bzw. Offenheit dissoziativer Phänomene stützt, scheint das zwischenleibliche Erleben und die damit einhergehende Bindungsfähigkeit (*Beziehungsfrage*) von vorrangiger Bedeutung zu sein.

Anschließend werden die allgemeinen Bedingungen psychischer Entwicklung und die generationellen Herausforderungen – insbesondere anhand der *Generation Z* und der *Generation Alpha* – näher beschrieben. Dies bildet die Grundlage für technologiespezifische Analysen, die das Phänomen der Digitalisierung mit Bezug auf den Einfluss von (1) digitalen Geräten wie Smartphones, Tablets und Computer, (2) der digitalen Virtualität als eigenständiger Lebensbereich und (3) autonomer digitaler Geräte wie sozialer Roboter eruieren. Dadurch wird versucht aufzuzeigen, wie sich die im Alltag der digitalen Gesellschaft veränderten Umgangsweisen mit resp. Zugänge zu digitalen Technologien und Medien auf psychische und soziale Entwicklungsprozesse auswirken.

Kapitel 8 plädiert schließlich dafür, dass sich digitalisierungsbedingte Fragen und insbesondere entsprechende Reformen im Gesundheits-, Sozial- und Bildungswesen an einer *psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft* ausrichten – d.h. an einer ethischen Perspektive, die auf der Grundlage eines psychodynamischen Verständnisses das normative Ziel der bestmöglichen Annäherung an ein gutes Leben in einer gerechten digitalen Gesellschaft anstrebt. Dies, indem die (verleiblichten und mentalen) Grenzen des menschlichen Subjekts nicht als Mängel, sondern als unhintergehbare Voraussetzung menschlichen Daseins anerkannt und orientierend berücksichtigt werden. Dabei wird nicht nur der *Dissoziation* als *unbewusste Bewältigungsstrategie* (Abwehr-/Schutzmechanismus) bzw. axiomatische *conditio humana* eine zentrale Rolle zugesprochen, sondern auch das Potenzial einer *aktiven* und *bewussten*, für den »gesundheitszuträglichen« Umgang mit digitalen Technologien besonders relevanten *Fähigkeit zur funktionalen Dissoziierung* hervorgehoben. Zuletzt wird die Relevanz der psychologischen, sozialphilosophischen und ethischen Überlegungen für die zeitgenössische *psychodynamische Therapie* dargelegt.

Methodische Schwierigkeiten und Interdisziplinarität. Die Erforschung komplexer sozialer Prozesse setzt einen qualitativen und interdisziplinär geführten Ansatz voraus. Das Herstellen solcher komplexen Zusammenhänge ist anspruchsvoll, weil letztere über klar systematisierbare Einzelfallstudien hinausgehen und entsprechend fehlbarer sind. Gleichzeitig liegt der geisteswissenschaftliche Versuch, derlei Gesamtzusammenhänge zu formulieren, am Ursprung jeder normativen Gesellschaftskritik. Die gegenwartsbezogene moralphilosophische und ethische Beurteilung von gesellschaftlichen Prozessen setzt entsprechend ein begriffliches Instrumentarium voraus, das auch die psychologischen

Dynamiken, welche Gesellschaftsphänomene begleiten, sichtbar und beurteilbar macht. Auch die Aussagekraft interdisziplinärer Studien bleibt notwendigerweise begrenzt, da diese ebenfalls auf eine sparsame Auswahl von Einzelzusammenhängen und Perspektiven zurückgreifen müssen. Im Rahmen dieses Projekts liegt der wissenschaftstheoretische Fokus darauf, (sozial-)psychologische und psychodynamische Sichtweisen als Standbeine der Ethik aufzuwerten und ihren Einschluss plausibel zu begründen. – Interdisziplinär ergeben sich daraus unterschiedliche Gesichtspunkte der Untersuchung:

1. Aus **psychologischer Perspektive** stellt sich angesichts der mentalen Leistungsanforderungen im Kontext der digitalen Gesellschaft beispielsweise die Frage, wie sich Selbstverhältnis, Persönlichkeitsstrukturen, Identitätsbildung und zwischenmenschliche Beziehungsmuster verändern. Für den Erwerb der Mentalisierungs- und Symbolisierungsfähigkeit sowie für veränderte kognitive und emotionale Bewältigungsstrategien müssen Modelle entwickelt werden, die den Einfluss der digitalen Virtualität – als dritter Variable, die zwischen innerer und äußerer Realität navigiert – berücksichtigen.
2. Aus **sozialpsychologischer Perspektive** stellt sich die Frage, wie sich die verschiedenen Beziehungen oder Wir-Identifikationen in Gruppen verändern. Die digitale Virtualität bildet zunehmend einen sozialen Raum, in dem Meinungen entwickelt, Ideologien gebildet und soziale Konflikte ausgehandelt werden. Die Strategien und Möglichkeiten der Konfliktaustragung sind hier jedoch von denjenigen einer zwischenleiblichen Konfrontation in der vormals »äußeren Realität« deutlich unterschieden. Kontakte können geblockt oder negativ kommentiert werden, Gruppendruck und Cyberbullying, aber auch der integrative Anschluss an weltweite Interessensgruppen oder Glaubensgemeinschaften werden möglich. Während sich auf diese Weise für nahezu jegliche Sonderinteressen eine Online-Community finden lässt (Douglas, 2021, S. 28), bleibt beispielsweise die intersubjektive, zwischenleibliche Realität den in der Lebensgemeinschaft geltenden kulturellen Wertmaßstäben und sozialen Regeln verpflichtet.
3. Aus **moralphilosophischer Perspektive** stellt sich die Frage nach der Bedeutungsverschiebung und Gewichtung von Werten wie Selbstbestimmung, individueller und sozialer Freiheit oder Privatheit. Zunehmende elektronische Überwachungs-, Kontroll- und Manipulationsmechanismen, aber auch die verschobenen politischen Machtverhältnisse angesichts der weitgehenden Datafizierung der User*innen spielen hier eine Rolle. Diskutiert wird die Befürchtung des Verlusts mentaler Autonomie im Sinne einer geistigen Bevormundung (philomag, o.J.; Schmetkamp, o.J.): Informationsvielfalt und spezifisch an unsere Golden Profiles angepasste Rechercheergebnisse führen zwar zu einer Vereinfachung, sie setzen jedoch auch ein Fragezeichen hinter unsere *mentale Autonomie*. Inwiefern können wir noch von individueller Selbstbestimmung und Wahlfreiheit reden, wenn wir viele unserer Entscheidungen aufgrund einer algorithmisch getroffenen Vorauswahl treffen müssen?
4. Aus **ethischer Perspektive** müssen die normativen Bedingungen, Konsequenzen und Grenzen des Einflusses digitaler Technologien auf das psychische Wohlbefinden fortwährend abgewogen und neu evaluiert werden. Hierbei scheint es wichtig,

ein verstärktes Augenmerk nicht nur auf die zugrunde gelegten moralphilosophischen Wertvorstellungen zu legen, sondern auch auf die empirischen Quellen und Methoden, welche die geltende Wissensgrundlage schaffen. Welche Wissensgrundlage soll zum Ausgangspunkt der ethischen Reflexion genommen werden? Im Kontext geltender Quantifizierungsparadigmen in der Wissenschaft wird zunehmend der Rückgriff auf statistische Modelle und Berechnungen genutzt. Allerdings erweist sich in der Ethik ein mathematisch-naturwissenschaftlicher Ansatz, der den Menschen und dessen Verhalten probabilistisch eruiert, als reduktionistisch. Gleichzeitig sind in der Digitalen Ethik diverse Bereichsethiken entstanden, die sich der Beurteilung und Regulation spezifischer Fragen und Technologien widmen. Demgegenüber mangelt es an Ansätzen, die sich der allgemeinen Frage nach einer guten und gerechten digitalen Gesellschaft und dem guten Leben in der digitalen Gesellschaft widmen.

5. Aus **kritisch-theoretischer Perspektive** drängen sich schließlich die Fragen auf, ob und inwiefern sich der Mensch an die technologischen Entwicklungsprozesse anpassen soll und mit welchen Folgen diese Anpassung einhergehen könnte. Oder sollen umgekehrt die technologischen Fortschritte auf Basis einer bestimmten anthropozentrischen oder psychosozialen Begründung stärker gesteuert oder eingedämmt werden? Letztere Sichtweise fokussiert insbesondere auch auf die psychosozialen Effekte gesellschaftlicher Entwicklungen. Die Frage nach den funktionalen und dysfunktionalen Auswirkungen von gesellschaftlichen, ökonomischen und technologischen Veränderungen auf das Subjekt und seine Beziehungen zur Umwelt ist ebenso zentral wie die Diskussion geltender politischer und ökonomischer Machtverhältnisse oder die Kritik an staatlichen Institutionen.

Über die Komplexität der interdisziplinären Betrachtung hinaus ergibt sich eine zusätzliche Schwierigkeit bei der *Bestimmung einer normativen Referenztheorie*: Auf welcher Argumentationsgrundlage lässt sich beurteilen, ob Entwicklungen für Einzelne und die Gesellschaft zuträglich oder schädlich, funktional oder dysfunktional sind? – Verschiedene philosophische Einwände sprechen gegen eine Subjekttheorie. Wie der Menschenrechtsdiskurs paradigmatisch zeigt, ist die Einigung auf einen bestimmten Begriff des Subjekts oder der Person als Ausgangspunkt für die Ableitung unhintergehbarer Rechte kontrovers. Die ontologischen und essentialistischen Vorannahmen, welche für eine Diskussion des »menschlichen Wesens« und seiner Bedürfnisse notwendig sind, müssen aus kulturrelativistischer und wissenschaftsethischer Sicht in Frage gestellt werden. Weder die empirische Normenforschung noch die Sozialkritik kommen jedoch um die Setzung solcher Annahmen und Wertungen herum. Um in einem vernunftgeleiteten Prozess normative Kritik anzubringen und begründet zu argumentieren, braucht es nicht nur Gründe und transparente Paradigmen, sondern auch Theorien, die als allgemein verfügbarer Referenzrahmen dienen.

1. Herausforderungen der digitalen Gesellschaft und Möglichkeiten ihrer Kritik vor dem Horizont des szientistischen Paradigmas

1.1 Altbekannte und neue Fragen zum Stellenwert geisteswissenschaftlicher Analysen

1.1.1 Das Ringen um ein Ergänzungsverhältnis der Wissenschaften

Wie gestaltet sich das gegenwärtige Verhältnis von sozialphilosophischer Analyse und aktuellem Wissenschaftsverständnis? Die sozialphilosophische Frage nach der Rechtfertigung eines gesellschaftskritischen Standpunkts ist eng mit der Frage nach dem Selbstverständnis und Geltungsbereich der Geisteswissenschaften verknüpft. Eine der ersten systematischen Auseinandersetzungen mit dem Begriff und Selbstverständnis der Geisteswissenschaften hat Wilhelm Dilthey geleistet. Der Lebensphilosoph beschreibt seine Vorstellung der Aufgabe und Methode der Geisteswissenschaften 1883 in seiner Vorrede zur *Einleitung in die Geisteswissenschaften*:

> Die Zwecke der Geisteswissenschaften, das Singulare, Individuale der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit zu erfassen, die in seiner Gestaltung wirksamen Gleichförmigkeiten zu erkennen, Ziele und Regeln seiner Fortgestaltung festzustellen, können nur vermittels der Kunstgriffe des Denkens, vermittels der Analysis und der Abstraktion erreicht werden. (Dilthey, 1990, S. 27)

Für Dilthey und dessen Lebensphilosophie ist die grundlegende Bedingung des geisteswissenschaftlichen *Verstehens* das *Erleben*. Das Erfassen des subjektiven Erlebens ist eine wesentliche Quelle für die objektive (bzw. immer auch intersubjektive), denkerische Beschreibung der Wirklichkeit. Induktiv wird ausgehend von einem Einzelerlebnis auf größere Zusammenhänge geschlossen. Den intrinsischen Zusammenhang von Philosophie, Psychologie und Geschichtswissenschaft erachtet Dilthey daher als Selbstverständlichkeit. Geisteswissenschaft ist hier wesentlich Hermeneutik, motiviert von einer objektivierbaren philosophischen Erkenntnissuche, vollzogen durch das Subjekt des Wissen-

schaftlers und im Kontext seiner epistemischen Gemeinschaft. Die Kultivierung einer *Methode des Verstehens* setzt das Erleben ebenso voraus wie den Versuch der Objektivierung des Wissens. Geisteswissenschaftliche Erkenntnis bleibt damit immer Auslegung und Interpretation, ein dynamischer Annäherungsprozess an die Erfassung des Gegebenen.

> Das Verstehen wird also ein intellektueller Prozess von höchster Anstrengung, der doch nie ganz realisiert werden kann. (Dilthey, 1927, S. 227)

Als Zweck der Geisteswissenschaften kann auch heute noch die Erfassung des Singulären und der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit genannt werden. Das Erleben als Fundament wissenschaftlicher Erkenntnis geht jedoch mit einer Summe methodischer Probleme einher, die der Gewinnung von Erkenntnissen der Geistes- und Sozialwissenschaften über philosophische Analyse und denkerische Abstraktion widersprechen. Gestützt auf Einzelfallstudien (*case studies*) und Studien, die aufgrund von quantitativen Erhebungen Forschungshypothesen prüfen, bleibt zwar die Erfassung der individuellen Zusammenhänge Erkenntnisgegenstand, gemeint ist damit jedoch primär eine Interpretation auf der Basis empirischer Forschungsergebnisse. Der Anspruch einer theoretischen Gesamterfassung des Singulären im Kontext der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit ist aufgegeben worden. Eine Kombination der Erkenntnisse in einer umfassenden philosophischen Gesellschaftstheorie, die auch erfahrungswissenschaftliche Erkenntnisse zur »psycho-physischen Einheit des Menschen« (Dilthey, 1990, S. 29) miteinbezieht, wirkt innerhalb der Akademie so antiquiert wie der diese Position vertretende Begriff der Lebensphilosophie.

Abgesehen von den umrissenen Unterschieden bei der Gewichtung der Erfahrung divergiert das lebensphilosophische also deutlich vom aktuellen szientistischen *Weltbild* bzw. dem diesem zugrundeliegenden *Wissenschaftsverständnis*. Nicht nur die Naturwissenschaften, sondern auch die Geistes- und Sozialwissenschaften haben ihre Legitimität über die Erfüllung von funktionalen und quantifizierbaren Kriterien zu beweisen. Das Quantifizierungsparadigma in der gegenwärtigen »Normalwissenschaft« geht einher mit einem zunehmend institutionell verankerten Datafizierungsparadigma, also der systematischen Erfassung von personenbezogenen Daten (»datafied citizen«, »data driven economy«, Barassi, 2020). Diese Ausrichtung färbt auch deutlich auf Disziplinen wie die Psychologie und Philosophie ab. Die Gewinnung, Vermessung und Verfügbarmachung empirischer Forschungsergebnisse mit Bezug auf den menschlichen Geist liegen im Zentrum der klinischen Psychologie. Die Philosophie des Geistes orientiert sich am neurobiologischen Primat, das zur Erklärung von Verhaltensweisen, Bewusstsein und sozialen Entwicklungen beigezogen wird.

Darüber hinaus unterscheidet sich auch das geltende szientistische *Menschenbild* wesentlich vom lebensphilosophischen. Charakteristisch für die Psychologie von Dilthey ist die Gewichtung der »vortheoretischen« Erfahrung des Menschen. Gleichursprünglich mit der kognitiven Dimension werden die »Gefühle und das Wollen als nicht vernachlässigbare Anteile der Wirklichkeitserfassung mit in Betracht gezogen« (M. Jung, 1996, S. 8).

Die naturwissenschaftliche Erfassung von Phänomenen muss entsprechend mit einer geisteswissenschaftlichen Betrachtung ergänzt werden, die auch Lebenserfahrung und Geschichte über einen hermeneutischen Zugang integriert. Demgegenüber kann das szientistische Menschenbild, in Anlehnung an eine Darstellung von Thomas Fuchs (2020, S. 10–11), über die drei Annahmen des *Naturalismus*, der *Eliminierung des Lebendigen* und des *Funktionalismus* beschrieben werden. Aus der naturalistischen Perspektive werden Subjektivität, Geist und Bewusstsein auf physiologische Vorgänge zurückgeführt. Sie werden als »Produkte determinierter neuronaler Prozesse« verstanden (Fuchs, 2020, S. 11). Mit der »Eliminierung des Lebendigen« wird die biologistische Auffassung bezeichnet, die Organismen wesentlich als von genetischen Programmen gesteuerte »biologische Maschinen« versteht. »Selbstsein, Erleben oder Subjektivität tauchen in diesem Paradigma nicht mehr auf« (Fuchs, 2020, S. 11). Aus funktionalistischer Perspektive wird der Geist nicht als subjektives Erleben verstanden, sondern allein über die »Funktion der Datenverarbeitung und des entsprechenden Outputs«, also primär computational definiert (Fuchs, 2020, S. 11).

Trotz oder gerade in Anbetracht dieser Divergenz im wissenschaftlichen Welt- und Menschenbild bleibt die Frage, ob auf das Anliegen von Dilthey, die Psychologie des Menschen auch anhand seiner innerpsychischen Erfahrungen in die geisteswissenschaftliche Reflexion einfließen zu lassen, gänzlich verzichtet werden kann.

Diltheys Werk ist also durchdrungen vom Anspruch, eine Hermeneutik zu entwickeln, die das psychologische Denken mit der philosophischen und historischen Analyse verbindet. Philosophie, Geschichte und Psychologie werden aus dem lebensphilosophischen Standpunkt als interdependent aufeinander bezogene Bereiche gedacht. Die Analyse der historischen, ideengeschichtlichen und technischen Entwicklungen erfolgt vor dem Hintergrund der Frage, was diese Entwicklungen für das Selbst- und Weltverständnis des Subjekts bedeuten, wie die psychischen, physischen und sozialen Lebensbedingungen verändert werden oder betroffen sind. – Die Fragen nach dem Verhältnis zwischen Subjekt und Umwelt, nach dem Einfluss sozialer, politischer und ökonomischer Dynamiken auf das Selbst- und Weltverständnis haben nicht an Aktualität eingebüßt. Auf Dilthey folgende Disziplinen und Theorien wie die philosophische Anthropologie oder die Kritische Theorie kämpfen jedoch mit »Identitätsproblemen«.

Die Abstandnahme von einer psychologisch-essentialistischen oder philosophisch-anthropologischen Theorie des Menschen ist aus praktischen und ethischen Gründen nachvollziehbar: Eine aktualisierte »Lehre vom Menschen« würde praktisch einen repräsentativen Überblick über und die Kombination einer unüberschaubaren Vielfalt von biologischen, medizinischen, psychologischen, soziologischen, kulturwissenschaftlichen, anthropologischen, politikwissenschaftlichen und ökonomischen Einzelfallstudien und Forschungsergebnissen voraussetzen, wie sie angesichts der Masse von empirischen Daten und deren teils kontradiktorischer Befunde kaum möglich ist.

Obwohl dieses erkenntnistheoretische Problem auch schon für Dilthey bestand und als Conditio sine qua non an die Grenzen der geisteswissenschaftlichen Forschung erinnert (Dilthey, 1990, S. 27–28), versprechen digitale Technologien wie Big Data diese Grenzen aufzulösen oder zumindest zu verschieben. Das Ziel der Erfassung eines Gesamtwissens über Menschen und Gesellschaft anhand der exponentiell gewachsenen Datenmenge über den Menschen und seine Umwelt geht einher mit der informati-

onsphilosophischen These, dass sich der Mensch letztlich auf Information reduzieren lässt (also einem *Inforg* entspricht) (Floridi, 2015, S. 130). Big-Data-Technologien als Errungenschaft, die mittlerweile breiten Eingang in den Gesundheits-, Wirtschafts- und Gesellschaftsbereich gefunden hat, ermöglicht die Datensammlung und deren algorithmische Auswertung in hoher Geschwindigkeit. Immer mehr und qualitativ vielfältigere Daten können automatisch und ohne Latenz erfasst und in Systemreaktionen, Steuerungen und Prognosen umgesetzt werden (Wiegerling et al., 2018, S. 4). Data Mining, als automatisierte Auswertung großer Datenmengen zur Bestimmung von Regelmäßigkeiten, Gesetzmäßigkeiten und verborgenen Mustern, kombiniert mit den Möglichkeiten der künstlichen Intelligenz (Maschinenlernen über Reiz-Reaktions-Mechanismen) geht mit der Verheißung neuer Erkenntnisse und der transhumanistischen Aussicht einher, dass Mensch und Umwelt letztlich auf Information reduzierbar und als solche erklärbar sind.

Trotz dieser vielversprechenden technologischen Möglichkeiten scheint ein Gesamtwissen, das den Menschen in seiner Entwicklungsfähigkeit, seiner biopsychosoziospirituellen Einheit, aber auch als Wesen mit einer unhintergehbaren Irrationalität und potenziellen Destruktivität erfasst, mehr in die Ferne als in die Nähe gerückt.

Die erfolglose Suche nach einer Letztbegründung, die den Fortgang der Philosophie seit ihrem Anbeginn angetrieben hat, wird nicht mehr über philosophische Annahmen, Argumente und Theorien geführt. Im Einklang mit den geltenden Wissenschaftsparadigmen der Quantifizierung und Datafizierung hat die Kunst der Datenauswertung die Leitung der Erkenntnissuche übernommen. Dieser Wandel geht nach Wiegerling et al. (2018, S. 15) mit einem Missverständnis einher, das er als »positivistische Metaphysik« bezeichnet. Die Idee, dass Erkenntnis über Datafizierung erreicht wird, setzt als Grundannahme voraus, dass Daten unabhängig von Theorien, Erklärungsmodellen und Fragestellungen aussagefähig sind. Daten und Informationen sind jedoch Rohstoffe, deren Bewertung immer eine vorgängige Wertsetzung oder Fragestellung impliziert:

> Bei jeder Messung ist der Wert der Messung durch die Intention festgelegt, die mit ihr verfolgt wird. Datenbewertung impliziert ein vorgängiges Moment, d.h. eine vorgängige, lebenspraktische Festlegung dessen, was wert ist als Datum erfasst zu werden. (Wiegerling et al., 2018, S. 4)

Daten werden missverständlich als ein »selbstgegebener« Grundbestand gesehen, wobei die Vermitteltheit von Daten in Bewertungs- und Selektionsprozessen unterschlagen wird (Wiegerling et al., 2018, S. 15). So verlaufen beispielsweise die Verschaltungen von Information, die Entwicklung hochkompetitiver künstlicher Intelligenzen auf dem Finanzmarkt, noch weitgehend nach dem theoretischen Modell des *homo oeconomicus* (Wiegerling et al., 2018, S. 2). Durch diese notwendige Engführung bei den Grundannahmen werden auch die Ergebnisse der Datenauswertung relativ. Die Verlässlichkeit, die wir vor dem Hintergrund des Datafizierungsparadigmas empirischen Daten oftmals zuschreiben, wird dadurch in der Regel kaum kritisch hinterfragt.

Problematisch ist die einseitige Ausrichtung an belegbaren Zahlen und Ergebnissen dann, wenn Einzelfallstudien und Erhebungen vorschnell als Nachweis für gesellschaftliche Entwicklungen präsentiert werden, bevor eine komplexe kontextuelle Betrachtung

durchgeführt wurde.[1] Während die generalisierbaren Faktoren der empirischen Befunde der Komplexität des Einzelfalls in Psychologie und Sozialwissenschaften nicht gerecht werden können, fehlt umgekehrt den Einzelfallstudien die Grundlage für allgemeine Schlussfolgerungen. Die Überbrückung dieser Zugänge ist voraussetzungsreich – sie setzt Interpretation voraus.

Die unüberschaubare Menge an Wissensdaten müsste auf eine repräsentative Weise kontextualisiert und interpretiert werden, um als Zusammenhangswissen über Menschen und Gesellschaften verfügbar zu werden. Der Annahme des Funktionalismus, dass auch Bewusstseinsphänomene über eine algorithmische Erfassung von Inputs und Outputs systematisiert und simuliert werden können (Fuchs, 2020, S. 11), widerspricht jedoch u.a. die Forschung der gegenwärtigen Anthropologie. Wie die Anthropologin Veronica Barassi aufzeigt, bleibt die algorithmische Erfassung der gesamtmenschlichen Zusammenhänge notwendigerweise defizitär, weil sie die individuelle und kollektive Unberechenbarkeit des menschlichen Verhaltens, »the human error«, letztlich nicht verlässlich systematisieren können.

> Yet, when it comes to human profiling, algorithms are always inevitably fallacious for three main reasons: they rely on inaccurate and decontextualized data (*algorithmic inaccuracy*), they are unexplainable and hence unaccountable (*algorithmic unexplainability*), and they are always biased (*algorithmic bias*). […] The human error in algorithms inevitably leads to data harm, because automated systems profile individuals in nontransparent and unaccountable ways. (Barassi, 2020, S. 151, 171)

Das Fehlen von wissenschaftlichen »Gesamttheorien« oder von »verstehenden Erklärungen« (Wright, 1994, S. 141) geht also zugleich einher mit Risiken der instrumentellen Nutzung und der selektiven, von normativen Maßstäben entkoppelten Kombination von Ergebnissen und Expertisen. Entsprechend geht die Datafizierung auch mit neuen Formen der Diskriminierung sowie der ökonomischen und politischen Machtverhältnisse einher, was Barassi zur Forderung nach auf die Datennutzung bezogenen Kinder- und Menschenrechten veranlasst. Über diese rechtlichen und völkerrechtlichen Dimensionen hinaus stellt der Umgang mit der durch Algorithmen verursachten (sozialen) Ungerechtigkeit für die Ethik der digitalen Gesellschaft insgesamt eine beträchtliche Herausforderung dar.

Eine ethische Beurteilung der Entwicklung im Kontext der Datafizierung wird erschwert durch die Priorisierung des Rechten vor dem Guten, also die Abstandnahme von Vorstellungen des guten Lebens, die zum allgemeingültigen normativen Orientierungspunkt erhoben werden könnten. Wissenschaftstheoretisch breit abgestützt ist die Überzeugung, dass wir u.a. aus kulturrelativistischen Gründen Abschied von der Vorstellung

---

1 Wenn beispielsweise in den Politikwissenschaften die Bedeutung von Internetshutdowns als Maßnahme von Regierungen untersucht wird, reicht die statistische Dokumentation und die Bestätigung einer spezifischen Forschungsfrage nicht aus, um die komplexen lokalpolitischen und zivilgesellschaftlichen Auswirkungen als Gesamtphänomen zu erfassen. Ein anderes Beispiel: Die These von einer Zunahme psychischer Krankheiten lässt sich nicht allein durch den Langzeitvergleich epidemiologischer Studien stützen, da sich sowohl die Sensibilisierung für psychische Krankheiten als auch die spezifische Diagnostik historisch verändert hat.

»eines« bestimmten oder gar universalen Menschenbildes nehmen sollen (Thies, 2018, S. 62–75). Menschenbilder als »Gebilde« mit dem Anspruch, »das Wesen des Menschen zu erfassen«, totalisieren nicht nur die »grundlegenden Eigenschaften, Möglichkeiten und Fähigkeiten des Menschen«, sondern auch deren Vorhandensein bei allen Menschen (Thies, 2018, S. 62–75). Gleichzeitig bringt uns der Verzicht auf eine Konzeption des Menschen – und damit einhergehend auf eine Konzeption des »guten« gesellschaftlichen Lebens – in ein wissenschaftstheoretisches Dilemma: Das Verstehen der »Funktionslogik« des Menschen setzt über das Wissen um seine Fähigkeiten und Bedürfnisse hinaus auch die Kenntnis von subjektiven und partikulären Dynamiken und Unberechenbarkeiten voraus. Diese werden jedoch durch den weitgehend quantifizierenden und effizient systematisierenden wissenschaftlichen Zugang weitgehend herausgefiltert. – Wie Burrell hervorhebt, führt jedes Paradigma, also auch das Paradigma des Verzichts auf essentialistische Annahmen in der Philosophie, zu einer in sich beschränkten Weltauffassung:

> Each set of [research] assumptions identifies a quite separate scientific reality. To be located in a particular paradigm is to view the world in a particular way. (Burrell & Morgan, 1979, S. 24)

Kehren wir, angestoßen durch diese Aussage, zurück zu einem weiteren Postulat von Dilthey: Er ging von einem Ergänzungsverhältnis zwischen geistes- und naturwissenschaftlichen Erkenntnissen aus, welches aus historisch-kritischer Perspektive herausgearbeitet werden soll.

> Jede Einzelwissenschaft entsteht nur durch den Kunstgriff der Herauslösung eines Teilinhaltes aus der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit. Selbst die Geschichte sieht von den Zügen im Leben der einzelnen Menschen und der Gesellschaft, welche in der von ihr darzustellenden Epoche denen aller anderen Epochen gleich sind ab; ihr Blick ist auf das Unterscheidende und Singulare gerichtet. […] Hieraus ergibt sich der wichtige Satz, dass jede einzelne Wissenschaft des Geistes nur relativ, in ihrer Beziehung zu den anderen Wissenschaften des Geistes mit Bewusstsein erfasst, die gesellschaftlich-geschichtliche Wirklichkeit erkennt. (Dilthey, 1990, S. 27–28)

Während die Naturwissenschaften die äußeren, materialisierbaren, kausalen und sich wiederholenden Prozesse und Phänomene erklären und zum technologischen Fortschritt beitragen, stößt das »Naturerkennen« zugleich bei der Unvergleichbarkeit von Abläufen und bei der Erfassung des Zusammenhangs zwischen individueller Lebenseinheit und gesellschaftlich-historischen Prozessen an seine Grenzen (Dilthey, 1990, S. 11). Der sinnhafte und verantwortungsvolle Umgang mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen bedarf so gemäß Dilthey einer von der inneren Perspektive des Menschen ausgehenden Betrachtung und Untersuchung aus einem »erfahrungswissenschaftlichen«, ergo aus einem psychologisch und anthropologisch abgestützten Erkenntniszusammenhang:

> Alle Wissenschaft ist Erfahrungswissenschaft, aber alle Erfahrung hat ihren ursprünglichen Zusammenhang und ihre hierdurch bestimmte Geltung in den Bedingungen unseres Bewusstseins, innerhalb dessen sie auftritt, in dem Ganzen unserer Natur. (Dilthey, 1990, S. XVII)

Diese Überlegungen Diltheys scheinen heute so aktuell wie damals. Die »Bedingungen des Bewusstseins« schränken nicht nur den Geltungsbereich der schwer systematisierbaren Geistes- und Sozialwissenschaften ein, sondern sind gleichermaßen Hypothek des empirisch-naturwissenschaftlichen Forschungsblickwinkels. Diltheys Hinweis darauf, dass die »Tatsachen des Bewusstseins« bei jedem Menschen und in jedem Forschungsgebiet beschränkt sind, dass (subjektive) Fokussierungen und Auswahlprozesse zur unhintergehbaren Voraussetzung jeglicher Wirklichkeitserfassung und Forschung gehören, ist von ungebrochener Relevanz.

1.1.2 Bewusstseinsforschung und Tiefenpsychologie als Statthalterinnen am Junktim von Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften

Im Folgenden wird die »Tiefenpsychologie« (dieser Begriff umfasst die klassische Psychoanalyse und die Varietät von entstandenen psychodynamischen Ansätzen) als Disziplin ins Blickfeld gerückt, die seit ihren Anfängen bei der Psychoanalyse von Sigmund Freud zu einer Statthalterin für die Zwischenposition zwischen Geistes- und Naturwissenschaften geworden ist, die aus lebensphilosophischer Sicht von grundlegender Bedeutung ist. Die Psychoanalyse als »Junktim zwischen Praxis und Theorie« (Freud, 1927, S. 293f.) ging immer auch mit dem Anspruch einher, die Entstehung und die Funktionen der menschlichen Kultur zu verstehen. Die Grundidee, nicht nur die extrinsischen, sondern auch die innerpsychischen Beweggründe für Kulturschaffung zu verstehen, nimmt der Neurowissenschaftler Antonio Damasio auf. Als Spezialist in der Bewusstseinsforschung vertritt er die Auffassung, dass der Ausgangspunkt der kulturellen Tätigkeit im Affekt liege, also tief verwurzelt ist mit der Gefühlswelt: Gefühle seien als Motive, Begleiter und Vermittler der kulturellen Unternehmungen des Menschen in ihrer Bedeutung unterschätzt:

> Wenn wir die Konflikte und Widersprüche in der Natur des Menschen begreifen wollen, müssen wir das vorteilhafte und nachteilige Wechselspiel zwischen Gefühlen und Vernunft verstehen lernen. (Damasio, 2017, S. 13)

Gerade dieses »Wechselspiel« zwischen Gefühlen und Vernunft gehört als nicht reduzierbare Größe zum Menschsein. Es hält den Widerspruch aufrecht zwischen zwei gegensätzlichen Ansätzen, die Entstehung der Kultur zu erklären: Nach der einen erwachse das Verhalten der Menschen aus autonomen kulturellen Phänomenen, nach der anderen sei es die Folge der natürlichen Selektion, wie sie von den Genen übermittelt wird (Damasio, 2017, S. 15). Nach Damasio (2017, S. 15) erwächst das menschliche Verhalten aus beidem, wenn auch »in unterschiedlichen Reihenfolgen und Stärkeverhältnissen«. Diese Grundsatzspannung wird dann zu einem gemeinsamen Nenner für die Sonderstellung des Menschen, die einerseits alle Menschen betrifft, andererseits für jeden individuell ausgeprägt und erlebt wird:

> Jeder Mensch bezieht seine Sonderstellung aus der einzigartigen Bedeutung seines Leidens und Gedeihens im Kontext der Erinnerungen an die Vergangenheit und der

> Vorstellungen von Zukunft, die wir uns unaufhörlich zurechtlegen. (Damasio, 2017, S. 15)

Ausgehend von dieser Grundvoraussetzung könnte die »Tiefenpsychologie« durch ihre Stellung am »Junktim von Forschung und Praxis« und mit ihrem Anspruch, Erleben, Verhalten und Kulturentstehung zu analysieren, eine dreifache Verankerung in der Lebenswelt und Wissenschaft des Menschen geltend machen: Erstens hat sie einen hermeneutischen, analytischen Anspruch, das Erleben und Verhalten des Menschen zu erforschen (Bezüge zwischen psychischer Innenwelt und Bewältigung der Außenrealität). Sie versucht zweitens, die Ergebnisse dieser hermeneutischen Analyse in ein Verhältnis mit der sozialen Einbettung, der Kultur zu stellen. Drittens »behandelt« sie den Menschen im Einklang und in Abstützung auf das naturwissenschaftliche Wissen (vgl. »Tiefenpsychologie in der digitalen Epoche«).

Trotz dieses Potenzials befindet sich die »Psychoanalyse«, als bekannteste Statthalterin der »Tiefenpsychologie«, aus wissenschaftstheoretischer Sicht in der Krise.

> Despite burgeoning interest in psychoanalytic thought throughout many disciplines in the humanities, psychoanalysis today is facing a crisis. Confronted with methodological, discursive, epistemological, and empirical challenges to theory and practice, not to mention waning public interest in psychoanalytic treatment, psychoanalysis continues to find itself displaced from mainstream scientific and therapeutic approaches within the behavioral sciences. (Mills, 2015, S. 24)

Wie Mills festhält, ist die klassische Psychoanalyse nicht nur im Konzert der Wissenschaften umstritten, sondern auch innerhalb der gegenwärtigen, durch Heterogenität gezeichneten psychoanalytischen Bewegung. Nach dem Tod von Sigmund Freud (1940) erlangte die Psychoanalyse insbesondere durch Forschungen zur Psychosomatik und zu den Psychosen Anerkennung und wurde zu einem »festen Bestandteil der Gesundheitsinstitutionen« (Ermann, 2012, S. 13). Die dynamische Psychiatrie orientierte sich am psychoanalytischen Verständnis und ihren Behandlungsmethoden. Über ihre Bedeutung in der »Seelenheilkunde« hinaus wurde sie zu einer einflussreichen subjekttheoretischen Grundlage der Kritischen Theorie, der Sozialphilosophie im Umkreis der Frankfurter Schule.

Der »Psychoanalyseboom« wurde zum intellektuellen Katalysator der 1968er-Bewegung. Theoretische Weisheiten von Freud und Jacques Lacan wurden in dieser Blütezeit in den meisten westlichen Ländern über intellektuelle Debatten hinaus Teil des zeitgenössischen Selbst- und Weltverständnisses. Bereits nach 1975 verlor die Psychoanalyse nach Michael Ermann jedoch ihren »Common Ground« und verwandelte sich zunehmend in ein »Freud-Bashing« (Ermann, 2012, S. 14–15). Ein Paradigmenwechsel in der Wissenschaftstheorie, getragen von Größen wie Karl Popper oder Thomas S. Kuhn, führte zur Infragestellung der psychoanalytischen Theorie, die mit ihrem Schwerpunkt auf dem »Unbewussten« als spekulativ und veraltet galt (Ermann, 2012, S. 14). Seither hat die klassische psychoanalytische Theorie – durchaus begründet – zunehmend ihre Stellung und ihren Zauber verloren. Diese kathartische Entwicklung führte zu einem bis heute unabgeschlossenen Findungsprozess, einer anhaltenden Diversifizierung

des psychodynamischen, tiefenpsychologischen Denkens und der Psychotherapieforschung. Weiterentwicklungen z.B. der Objektbeziehungstheorie und der Selbst-Psychologie, aber auch und insbesondere die aufstrebende Intersubjektivitätsforschung (Bindungstheorie), welche die (therapeutische) Beziehung ins Zentrum der Wirksamkeitsforschung rückte, führten zu Konflikten mit der Triebtheorie Freuds. Die Uneinheitlichkeit und Konflikthaftigkeit der unterschiedlichen tiefenpsychologischen, psychodynamischen Theorien und die Infragestellung der Triebtheorie nach der intersubjektiven Wende, einhergehend mit dem Entstehen der Neopsychoanalyse und später der relationalen Psychoanalyse in den USA sind zwei mächtige Gründe (vgl. Kap. 2.4).

Nach den 1990er Jahren kam es einerseits zu einer teilweisen Rehabilitation der psychoanalytischen Theorie u.a. durch die neurowissenschaftliche Forschung von Nobelpreisträger Eric Kandel (Ermann, 2012, S. 15). Die weitgehende Entflechtung der klinischen Psychologie von der Psychoanalyse konnte dadurch jedoch nicht aufgehalten werden. Auch aktuellere Wirksamkeitsstudien zeigen nichtsdestotrotz die nachhaltige und effektive therapeutische Wirkung tiefenpsychologischer Therapieformen (Rabung & Leichsenring, 2016; Shedler, 2011; Wampold & Imel, 2015). Die konzeptuelle Breite und Diversität tiefenpsychologischer Ansätze führte insgesamt zu einer Befreiung vom Autoritätsanspruch der freudianischen Psychoanalyse und zu einer verstärkten Integration von körpertherapeutischen, imaginativen und kreativen Methoden. Seit der intersubjektiven Wende (*relational turn*) hat sich in den USA die relationale Psychoanalyse zu einer Leittradition gemausert, die vom Anspruch getragen ist, die Verbindung von Wissenschaft und Psychoanalyse zu rehabilitieren. Hat diese Disziplin das Format einer Leitdisziplin, die den Konsens zwischen psychodynamischen Theorien ermöglicht?

Jon Mills, einer der schärfsten und zugleich debattenanstoßenden Kritiker der relationalen Psychoanalyse, machte diese Frage zum Ausgangspunkt seiner Kritik an der relationalen Psychoanalyse. Er lässt sie schließlich offen. In seiner Darstellung der Geschichte der relationalen Psychoanalyse der letzten Dekaden sieht er den theoretischen Hoheitsanspruch des »Home grown United States Eastcoast Clubs« (Mills, 2020a) als zu geschlossen und theoretisch zu wenig spezifisch konzeptualisiert. Andererseits sei der weltweite Einfluss und die Attraktivität der Theorie für Psychoanalytiker*innen und die psychoanalytische Bewegung als Ganzes nicht von der Hand zu weisen. Die »Massenanziehungskraft« dieser Theorie erklärt sich Mills aus der hohen gesellschaftlichen Bedeutung von *Beziehung* (Mills, 2020b).

Die Not nach einer konstruktiven, schulenübergreifenden Haltung, die auf Konsens und Stärkung der psychoanalytischen Bewegung insgesamt ausgerichtet wird, ist auch über den angelsächsischen Raum hinaus bekannt. Pragmatisch, aber weniger ausgerichtet auf das Potenzial der »relationalen Psychoanalyse«, sieht auch Ingo Jungclaussen die Tatsache, dass eine einheitliche Psychoanalyse nicht existiere, nicht als Grund zur Entwissenschaftlichung der Psychoanalyse, sondern als Anlass, aus den bedeutsamsten Ansätzen der Tiefenpsychologie und Psychodynamik eine möglichst optimale, transparent strukturierte und praktisch handhabbare theoretische Grundlage zu schaffen (Jungclaussen, 2020, 2018). Die theoretischen Divergenzen und Wahrheitsansprüche müssen hier zugunsten einer optimalen Anwendung der Therapie zurückgestellt werden.

Vor diesem Hintergrund einer weltweit heterogenen und um ihren Charakter, die theoretischen Grundlagen und therapeutischen Prinzipien ringenden tiefenpsychologi-

schen Bewegung wird in dieser Arbeit (dennoch) die These leitend sein, dass die geisteswissenschaftliche, sozialphilosophische Theorie gut daran tut, das vorhandene Wissen aus der differenzierten Geschichte der »Psychoanalyse« und Psychodynamik in gewissem Sinne vom Boden aufzulesen und sinnvoll zu recyceln. Dazu gehört gerade im Kontext einer digitalen Gesellschaft, in der sich Beziehungsweisen, Bedeutsamkeit wie auch Notwendigkeit von zwischenmenschlichen Beziehungen verändern und sich die Risiken und Phänomene der (Selbst-)Entfremdung neu darstellen, der Schwerpunkt der *Intersubjektivität*.

Dieser anhaltende Prozess der psychodynamischen Theorieentwicklung ist aus sozialphilosophischer Sicht Grundlage der inzwischen loser gewordenen Zusammenarbeit zwischen Kritischer Theorie und psychodynamischer Theorie. In diesem »rollenden« Prozess gilt es innezuhalten und zu überlegen, ob und inwiefern tiefenpsychologische Konzepte und Ansätze für ein geisteswissenschaftliches, sozialphilosophisches Verständnis des Menschen auch in der digitalen Gesellschaft fruchtbar gemacht werden können. – Die vorliegende sozialphilosophische Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Dissoziation fußt auf meinem subjektiven Versuch dieses Innehaltens, auf dem Versuch, eine unabschließbare, jedoch plausibel vertretbare Auswahl von Erkenntnissen aus der psychodynamischen Theorielandschaft, aber auch aus der Sozialphilosophie und der klinischen Forschung zu verketten. – Die Zusammenfügung wird sich mannigfaltig kritisieren und in Frage stellen lassen; sie ist als Anregung und Anstoß zur Diskussion und hoffentlich für alternative Verbindungsversuche gedacht.

Leitend ist die These, dass der Fundus der Tiefenpsychologie, ausgehend von der klassischen Psychoanalyse, auf der Grundlage aktueller psychodynamischer Forschung, insbesondere auch aus der relationalen Schule und neuropsychiatrisch weiterentwickelt mit Bezug auf die moderne Bindungstheorie, die Embodimentforschung etc., auch in der gegenwärtigen Wissenschaftstheorie eine Lücke füllen kann oder zumindest als sokratischer Stachel an sie erinnert: an die Lücke der wissenschaftlichen Integration des individuellen und kollektiven Erlebens, Erfahrens und Strebens nach (Lebens-)Sinn. Diesen disziplinären Anspruch gilt es aber einzubetten in die Grundsatzdiskussion nach der geltenden Ausrichtung von Wissenschaft und Forschung im Kontext der digitalen Epoche und auszurichten an der Vorstellung von Wissenschaftlichkeit, die das – zwischen Gefühlen und Vernunft unbewusst hin und her pendelnde – menschliche Erleben und Dasein in ihre Paradigmen integrieren will.

1.1.3 Orientierungsfrage des wissenschaftlichen Denkens in der digitalen Epoche

Der Fokus dieses Buches liegt auf der Frage, wie sich die Technologien und Prozesse der digitalen Gesellschaft auf die individuelle und soziale Entwicklung, Beziehungen und Kultur auswirken. Die leitende Annahme, dass dissoziative Bewältigungsstrategien in der digitalen Gesellschaft zunehmen, steht wie die Tiefenpsychologie an der Schnittstelle von geisteswissenschaftlichem Verstehen und naturwissenschaftlicher Erklärung. Es scheint entsprechend angezeigt, das Wissenschaftsverständnis und die Wissenschaftskritik im Hintergrund dieser Analyse zu beleuchten: An welchem Anspruch soll sich aktuelles wissenschaftliches Denken angesichts des historisch immer wieder neu zu ver-

handelnden Verhältnisses von geistes-, sozial- und naturwissenschaftlichen Erkenntnisbezügen orientieren?

Das Gewahrsein für die Wissenschaftsgeschichte zeigt die Fruchtbarkeit, Produktivität von Wissenschaftsparadigmen sowie deren Wandel im Laufe der Zeitgeschichte. Gerade die Auseinandersetzung mit den unbewussten Dynamiken, wie sie psychodynamische Ansätze analysieren, kann in einen Anspruch an Wissenschaftlichkeit übergeführt werden. Ausgehend von einer psychodynamischen Theorie der Dissoziation, wie ich sie zu entwickeln versuche, gehört zu den Prämissen der Wissenschaftstätigkeit und Forschung beispielsweise die Einsicht in die Unhintergehbarkeit der »Nicht-Realisation«: Wie das individuelle Denken ist auch das methodisch strukturierte wissenschaftliche Denken von einer Grundbedingung geprägt: Jede Wahrnehmung, jedes Denken und jede Analyse ist zu einem bestimmten Grad dissoziativ. Sie gehen notwendigerweise mit der Ausblendung von Kontextfaktoren einher, deren Einbezug potenziell zur Revision der gesicherten Erkenntnisse beitragen könnte. Die Selektion und Gewichtung bestimmter Wahrnehmungen, Zahlen und Fakten unterstützt die Systematisierung von Erkenntnissen.

Dissoziationen – als Kernthema des Buches – sind treue Begleiter in jedem Erkenntnisprozess, notwendige Bedingung einer jeden Theorie- und Modellbildung. Als strukturelle Grundbedingungen sind Dissoziationen – reflektiert oder nicht – Bestandteil jedes Erkenntnisprozesses, Selbst- und Weltverständnisses. So entsprechen sie auch einer immanent wertenden Gewichtung erkenntnistheoretischer Annahmen, einer immer auch aus einem ideengeschichtlichen Kontext informierten Scheidung oder Zäsur im Argumentationsprozess. Auf dessen Grundlage kann die Welt als solche in bestimmte Kategorien fragmentiert, unter bestimmte Kriterien ge- und dadurch erfasst bzw. rational verstanden werden.

In der Hermeneutik gilt ausgehend von dieser Grundbedingung einer relativen oder subjektiven Welterfassung die Norm, dass das *Bewusstsein für die eigene Irrtumsanfälligkeit* jegliches wissenschaftliche und subjektive Denken begleiten soll. Die zunehmende Technisierung stellt so auch für die modernen Lebens- und Naturwissenschaften eine der größten Herausforderung dar: Indem sie den direkten Bezug von Mensch bzw. Forscher zur Welt bzw. seinem Forschungsgegenstand bis zur Bezugslosigkeit abstrahiert und also zersetzt, löst sie auch das geforderte *Bewusstsein für die eigene Irrtumsanfälligkeit* zunehmend auf. An seine Stelle tritt ein Zustand der Unbewusstheit, in dem Forschung funktional und standardisiert ausgeführt wird, die Ergebnisse jedoch weniger zum ganzheitlichen Verstehen von Selbst und Welt beitragen als zur Entfremdung und Distanzierung von der Lebenswelt. Konsolidiert wird dieses Verhältnis zur Forschung durch die zunehmende Bedeutung des transhumanistischen Menschenbildes, also der Auffassung, dass der Mensch ein grundsätzlich defizitäres Wesen ist, das durch technologische Entwicklungen perfektioniert werden kann und soll. Das humanistische Verständnis geht demgegenüber davon aus, dass Fehlerhaftigkeit und Verletzbarkeit als *conditio humana* die Grundlage für individuelle und soziale Entwicklung und Kulturschaffung sind. Zwischenleiblichkeit, Bezogenheit, Sinnsuche, Reflexionsfähigkeit, Spiritualität und Kreativität werden als nicht subsumierbare Anteile der menschlichen Existenz gewertet (Spiekermann et al., 2017). In diesen Daseinsqualitäten gründen mitunter Werte wie Menschenwürde oder psychische und körperliche Unversehrtheit.

Das geisteswissenschaftliche Wissenschaftsverständnis im Kontext der Lebensphilosophie lässt sich nicht von seinem humanistischen Fundament trennen. Im Kontrast zu einem aktuellen transhumanistischen Menschenbild muss seine Anschlussfähigkeit an den aktuellen Zeitkontext aufgezeigt werden. Inwiefern kann die Stärkung des hermeneutischen, lebensphilosophischen Zugangs in der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung zu einem Gewinn für das aktuelle Wissenschaftsverständnis werden?

Das Wissen um die unhintergehbare Beschränktheit der spezifischen Untersuchungszusammenhänge und das Bewusstsein für die eigene Irrtumsanfälligkeit der Forschenden sind nach Dilthey nicht gleichzusetzen mit einer relativistischen Einstellung. Er legt den Fokus angesichts der erkenntnistheoretischen Beschränkungen darauf, das Zusammenspiel der individuellen und gesellschaftlich-historischen Realitäten möglichst genau zu verstehen und zu rekonstruieren. Jegliches Wissen, das objektiv und insbesondere auch intersubjektiv empirisch erhoben wird, ist historisch-gesellschaftlich eingebunden. Entsprechend soll die historisch-kritische Untersuchung prozessorientiert vorgehen. Die geisteswissenschaftliche Analyse vertritt gegenüber den Naturwissenschaften nicht den Anspruch, Zusammenhänge zu *erklären*, sondern sie aus der Warte des historischen Subjekts zu *verstehen*. Die Geisteswissenschaftler*innen räumen der Frage nach dem Einfluss der gesellschaftlich-historischen Entwicklungen und der naturwissenschaftlich-technischen Errungenschaften auf die *Lebenswelt* Platz ein. Ihre Systematik besteht in der fortwährend aktiven Reflexion und Thematisierung des individuellen und kollektiven Selbst- und Weltverständnisses im Verhältnis zur historisch-kritischen Analyse von Gesellschaft, Wissenschaft und Politik. Die Prozessorientierung setzt die Aufrechterhaltung der Reflexion, die Bereitschaft zur Anpassung bisheriger Erklärungsmodelle und den philosophischen Ehrgeiz der Erkenntnissuche voraus. Die Orientierung an den bestehenden Vorstellungen über das Gute und moralisch Richtige ist gleichermaßen Gegenstand der Untersuchung wie normativer Ausgangspunkt für die Diskussion kontroverser Aussagen und neuer Paradigmen.

Demgegenüber scheint heute zum Selbstverständnis der Geisteswissenschaftler*innen zu gehören, dass eine Abstandnahme von anthropologischen, an bestimmten Menschenbildern orientierten Diskussionen im Sinne der »political correctness« erforderlich ist. Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften legitimieren sich über den Anspruch, Aussagen durch quantifizierbare Tatsachen abzusichern. Mit diesem Wissenschaftsanspruch einher geht die Vorstellung, dass die Interpretation der objektiven, empirisch messbaren Aussagen des Wissenschaftlers möglichst frei von seiner subjektiven Welterfahrung und dem kulturell gefärbten Menschenbild sein soll. Das Bewusstsein der Irrtumsanfälligkeit, oder schlicht die Angst vor der Fehlbarkeit, führt zu einer Scheu vor Aussagen, die nicht quantifizierbar oder verallgemeinerbar sind. Angestrebt wird das Ideal einer »Wissensgesellschaft«, als Überbegriff für das »Versprechen einer Welt, in der Information über Ideologie und Ignoranz triumphiert, vermittelt durch Experten, die sie in immer höherer Quantität und Qualität zur Verfügung stellen« (Hirschi, 2018, S. 9). Wie der Historiker Caspar Hirschi aufzeigt, hat sich das Ideal der Wissensgesellschaft bislang nicht realisiert. Als Gegentrend zum weitreichenden Quantifizierungsprimat in der Akademie, das mit den Träumen einer durch den technologischen Wandel näher gerückten »Wissensgesellschaft« in den 1990er Jahren einherging (Hirschi, 2018,

S. 9), zeichnet sich zunehmend eine realistischere Ernüchterung gegenüber dem Patentrezept evidenzbasierter Forschung ab:

> Mit dem Internetzeitalter ist keine expertenbasierte Konsensdemokratie entstanden, in der ein informierter Pragmatismus den Platz der ideologischen Konfrontation einnimmt. Eher ist das Gegenteil eingetreten. Die Polarisierung hat zugenommen, politische Extremisten und religiöse Fundamentalisten treiben die etablierten Parteien vor sich her, das Internet erleichtert die Verbreitung von Propagandalügen und Fehlinformation und wissenschaftliche Experten sehen sich als Komplizen einer »korrupten« Elite im Kreuzfeuer. (Hirschi, 2018, S. 10–11)

Sofern sich ein Wandel im Verhältnis der Öffentlichkeit zur Wissenschaft ergibt, stellt sich die Frage, welche neuen Paradigmen sich durchsetzen oder die bestehenden ergänzen. Während ein Verzicht auf die Orientierung an den evidenzbasierten wissenschaftlichen Erkenntnissen undenkbar und unverantwortlich wäre, scheint das bestehende Ungleichgewicht zwischen dem Einfluss der Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften ins Bewusstsein zu rücken. Der Bedarf an hermeneutischer Reflexion, Kontextualisierung und Interpretation nimmt angesichts der Informationsvielfalt und des breit verfügbaren Partikularwissens zu. Hirschi (2018, S. 18) thematisiert dies am Beispiel der Politisierung wissenschaftlicher Expertenmeinungen. Expertenmeinungen, Statistiken und evidenzbasierte Forschungsergebnisse werden einerseits zur Legitimierung und Durchsetzung politischer Maßnahmen beigezogen. Im Falle des Scheiterns der Politik dienen die vorgängig herbeigezogenen Argumente dazu, die Experten als Sündenböcke abzustempeln, um dadurch von der eigenen Verantwortung abzulenken. Zwischen dem Wissenschaftsoutput und seiner politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Anwendung scheint ein Puffer zu fehlen, der Wissen interpretiert und vermittelt und gleichzeitig dessen Verwendung reflektiert. Zur Überbrückung dieser Leerstelle bietet sich die Aufwertung der geisteswissenschaftlichen Interpretation an, welche historische Kontextualisierungen und Vergleiche leistet sowie philosophische, psychologische und anthropologische Gesichtspunkte mit in Betracht zieht.

Aus philosophischer Sicht steht diesem Anliegen eines wieder differenzierteren, nicht eng szientistisch, sondern auch phänomenologisch und sinnorientierten Wissenschaftsverständnisses ein erkenntnistheoretisches Problem im Weg. Im Kontext des Postkolonialismus wurde von universalistischen Werten, wie sie in aufklärerischer Tradition im Humanismus weiter vertreten werden, Abstand genommen. In der philosophischen Akademie ist die Auffassung vorherrschend, dass essentialistische Ansätze und universelle Werte keinen allgemeinen Wahrheitsanspruch geltend machen sollen u.a. begründet durch kulturrelativistische Einwände. Wie es eine NZZ-Journalistin in einem Interview mit der Philosophin Seyla Benhabib formuliert, schließen manche daraus, dass die Aufklärung und ihre angeblich universellen Werte in den Abfalleimer der Geschichte gehören (Mäder, 2024). Die historische Verknüpfung der Vernunftannahme mit der Gattung des westlichen *weißen Mannes*, aber auch die Verbindung der Wertepostulate mit Machtinteressen des Westens begründeten die weitgehende Abstandnahme von universellen, aufklärerischen Werten. Seyla Benhabib reagiert auf diese Entwicklung mit einem besonnenen Vorschlag:

> Kritik an der Aufklärung und ihren uneingelösten Versprechen ist notwendig, keine Frage. Aber nachdem man die Ideale dekonstruiert und ihre Verbindung mit der westlichen Macht aufgedeckt hat, muss in meinen Augen eine Rekonstruktion folgen. Anstatt alles wegzuwerfen, sollte man darauf hinarbeiten, die Ideale tatsächlich universell gültig zu machen. Unser Menschheitsverständnis also so zu weiten, dass es all jene einbezieht, die beim Vormarsch der westlichen Moderne auf der Strecke blieben. (Mäder, 2024)

Der philosophische Anspruch, das Patt zwischen universalistischen und relativistischen Ansätzen zu überwinden, kann sich nicht in einer reduktiven szientistischen Position erschöpfen. Die Orientierung am Menschen, seiner Geschichte und Umwelt, seinen Abgründen und seinem Entwicklungspotenzial bleibt wegweisend für Gesellschaftskritik und Ethik.

Die Annäherung an eine Rekonstruktion, wie Benhabib sie in Aussicht stellt, setzt verbindungsorientiertes, interdisziplinäres und zukunftsorientiertes Denken voraus. Dieses soll sich als moderat kommunitaristisches Denken verstehen, um nicht an universalistischen Ansprüchen zu straucheln. Im dialektischen Sinne gilt es die Spannung zwischen der These des Idealismus und der Antithese des (szientistischen) Realismus in eine gegenwartskompatible Synthese zu überführen. Eine realitätsbezogene Philosophie mit idealistischem Anspruch darf sich die Fragen nach dem guten Leben und der guten (digitalen) Gesellschaft zutrauen. Nicht unter dem Vorzeichen der naiven Selbstüberschätzung, sondern im stillen Wissen um die ideengeschichtliche Tatsache, dass die eigene Irrtumsanfälligkeit durch keine Denkleistung ausgeschlossen werden kann. Gerade diese Irrtumsanfälligkeit, die unbewussten Zonen und das Scheitern der Theorie gehören notwendigerweise zur Ideengeschichte und zu ihrem Fortschritt dazu. Zugleich braucht es das Zutrauen, dass der historische und ideengeschichtliche Erfahrungsschatz auch der zeitgenössischen politischen und normativen Theorie Anschluss ermöglicht – selbst dann, wenn es das Subjekt und sein Erleben als nie gänzlich durchdeklinierbare Erkenntnisgröße reintegriert.

1.1.4 Ethik und Szientismus: Welche Ethik braucht die digitale Gesellschaft?

Ausgehend von der Überzeugung, dass Orientierung am Menschen, seiner Geschichte, seinen Abgründen und seinem Entwicklungspotenzial wegweisend ist für Gesellschaftskritik, Wissenschaft und Ethik, vertrete ich die Annahme, dass der Bezug zur philosophischen Anthropologie sorgsam wieder aufgenommen werden sollte. Gerade die kritische Gesellschaftstheorie setzt ideengeschichtlich und kulturell bedingt ein bestimmtes anthropologisches Verständnis, ein moralisches Wertesystem und ein Gesellschaftsideal voraus, welche die Auswahl, Interpretation und Gewichtung jedes empirischen Standpunkts implizit oder explizit beeinflussen. Thomas Kuhn hat dieses Phänomen innerhalb der Wissenschaften mit dem Begriff des *Paradigmenwechsels* beschrieben. Paradigmen beschreiben die von der Fachwelt akzeptierten Voraussetzungen »in Bezug auf Begriffsbildung, Beobachtung und Apparaturen«, die zur innerhalb einer historischen Wissenschaftsgemeinschaft verbindlichen Erfassung und Beurteilung von Phänomenen führen:

> Paradigmata bestimmen zugleich weite Bereiche der Erfahrung. Erst wenn die Erfahrung in dieser Weise festgelegt worden ist, kann die Suche nach einer operativen Definition oder einer reinen Beobachtungssprache beginnen. Der Naturwissenschaftler oder Philosoph, der danach fragt, welche Messungen oder Netzhauteindrücke das Pendel zu dem machen, was es ist, muß bereits in der Lage sein, ein Pendel zu erkennen, wenn er eines sieht. […] Deshalb setzen Fragen über Netzhauteindrücke oder über die Konsequenzen bestimmter Laborvorgänge, auch wenn sie immer legitim und gelegentlich außergewöhnlich fruchtbar sind, eine Welt voraus, die wahrnehmungsmäßig und theoretisch bereits in bestimmter Weise unterteilt ist. In gewissem Sinne sind solche Fragen ein Teil der normativen Wissenschaft, denn sie hängen von einem Paradigma ab und werden nach einem Paradigmawechsel anders beantwortet. (Kuhn, 1981, S. 141)

Die Einigung auf ein wissenschaftliches Paradigma bestimmt die in einer historischen Phase geltenden Vorstellungen der »Normalwissenschaft«. Die geltenden Paradigmen finden Eingang in die Wissenschaftsphilosophie und Gesellschaftstheorie, während sie zugleich Gegenstand der Kritik dieser Disziplinen sind. – In der Soziologie gilt die Grundannahme, dass jedes Paradigma mit Einseitigkeiten (Ausblendungen oder Dissoziationen) behaftet ist, die wissenschaftstheoretisch erfasst und gedeutet werden müssen (Burrell & Morgan, 1979, S. XIID).

In welchem Rahmen werden Fragen nach dem Sinn, der Legitimität und der Vertretbarkeit der Implementierung naturwissenschaftlicher und technischer Errungenschaften im Hinblick auf individuelle, soziale und gesellschaftliche Entwicklungen diskutiert? Dies geschieht vornehmlich in spezifisch eingesetzten Ethik-Kommissionen. In diesen findet im Idealfall neben der komplexen Entscheidungsfindung auch eine der Dilthey'schen Auffassung nahe »geisteswissenschaftliche« Reflexion des geltenden individuellen und kollektiven Selbstverständnisses statt. Welche Gerechtigkeitskonzeption, welcher Begriff der Menschenwürde und welche Grenzen der Selbstbestimmung für die ethischen und politikphilosophischen Argumentationen erwogen, diskutiert und gewählt werden, bleibt jedoch Ermessenssache, abhängig vom soziokulturellen Habitat, oft auch beeinflusst von der spezifischen Hochschulkultur. Historisch tradierte Leitwerte der liberalen Gesellschaft (individuelle und kollektive Selbstbestimmung, Menschenwürde, Freiheit, Gerechtigkeit, Privatheit etc.) gelten nach wie vor als legitime und vielzitierte normative Orientierungspunkte. Die Anleihe an diese für das westliche Selbstverständnis monumentalen Werte und moralischen Prinzipien wird jedoch erschwert und ausgedünnt; einerseits aufgrund der Abstandnahme von essentialistischen Subjekttheorien, andererseits aufgrund aktueller technologischer Entwicklungen, die den Fokus weg von Grundsatzfragen hin zu ethischen Konflikten und Dilemmata lenken, die sich bei der Implementation und Anwendung von Technologien ergeben.

Dennoch bleiben Grundsatzfragen bestehen. Die universelle Frage nach der anthropologischen Differenz, dem wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier, stellt sich im Kontext der künstlichen Intelligenz hinsichtlich der Abgrenzung von Mensch und Maschine. Welchen moralischen Status sollen Maschinen haben? Wie verändert sich die Bestimmbarkeit von Werten wie Menschenwürde, Autonomie oder Privatheit angesichts der dem Menschen in gewissen Fertigkeiten überlegenen Technik? Sofern

der Mensch als fehlbares, der Maschine unterlegenes Wesen verstanden wird, das durch Technik optimiert und zu einem »objektiv« Besseren hin manipuliert werden kann, wie dies im Spielfilm *Her* (2013) oder in der US Serie *JEXI* (2019) bildhaft inszeniert wird, verlieren derlei Fragen an Bedeutung. Sofern jedoch an einem humanistischen Menschenbild festgehalten wird, das den Menschen nicht bloß als defizitäres Wesen, sondern als Möglichkeitswesen mit Sinn und Bedeutung erachtet, behalten die bewusste Wertsetzung, eine begründete Auswahl und Abgrenzung gegenüber den technischen Optimierungsmöglichkeiten ihre hervorragende normative Bedeutung.

In Konflikt zwischen tradierten Werten und Prinzipien, deren Anwendung auch auf den Bereich weitgehend entmaterialisierter (virtueller) Interaktion ausgedehnt werden soll, nimmt die angewandte Ethik aktuell vermehrt Bezug auf Wahrscheinlichkeiten und Quantifizierungen als Grundlage für Modelle und Beurteilungen. In der aufstrebenden Disziplin der »Digital Ethics« werden beispielsweise »moral games« entwickelt, um das Verhalten von Managern gemessen an moralischen Grundsätzen zu beurteilen. Es werden Richtwerte entwickelt, um das »richtige« Verhalten zu evaluieren. Im Trend sind auch soziometrische Analysen intelligenter Apps, die zu einer besseren Lebensführung oder einer vereinfachten Alltagsbewältigung beitragen sollen. Solche Programme sind normativ voraussetzungsreich. Sie setzen hinsichtlich der Auswahl und Gewichtung von moralisch »richtigem« und »falschem« Verhalten eine Logik und Generalisierbarkeit der moralischen Beurteilung voraus, die im individuellen Fall oftmals aufgrund kontextueller Faktoren revidiert werden muss. Moralisches Verhalten ist nicht gleichzusetzen mit instrumentell rationalem Verhalten, es basiert mitunter auf spontanen Impulsen, Intuitionen, Sympathie oder Mitgefühl. »The human error«, also der anthropologisch attestierten Unberechenbarkeit des Menschen, kann durch diese Modelle nicht Rechnung getragen werden (Barassi, 2020). Die Irrationalität und Subjektivität des menschlichen Verhaltens lässt sich nicht wegkonditionieren; entsprechend besteht die proklamierte Herausforderung der Wissenschaft darin, sie mit den entsprechenden Programmen (im besten Fall »normativ gerechtfertigt«) zu übersteuern.

Sofern die Tendenz zur Anpassung der Ethik an ein naturalistisches, transhumanistisches und funktionalistisches Menschenbild bewusst ist, polarisiert es die Wissenschaftscommunity. Unter dem Titel »Wider den Transhumanismus« wandte sich ein Kollektiv europäischer Professorinnen und Professoren 2017 in einem Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung gegen die unkritische Übernahme eines transhumanistischen Menschenbildes in den Wissenschaften (Spiekermann et al., 2017). Das kompakte Thesenpapier entwickelte eine Analyse und einen Gegenentwurf zum transhumanistischen Menschenbild, das in Forschungslaboratorien, Universitäten, globalen Unternehmen und politischen Institutionen überzeugt beworben und vertreten wird.

Argumentiert wird, dass Transhumanisten »die Wirklichkeit mit der Totalität aller Informationen« gleichsetzen würden. Der Mensch werde auf ein Informationsobjekt reduziert, und künstliche Intelligenz werde als Intelligenz im menschlichen Sinne verstanden (Spiekermann et al., 2017). Insistiert wird auf die unterschätzte Wirkung dieser transhumanistischen Grundhaltung auf das Selbst- und Weltverhältnis, auf ethische, (bildungs-)politische und ökonomische Entscheidungsprozesse. Diejenigen Aspekte des Menschseins werden ausgeblendet, die über das Messbare oder Rationalisierbare hinausgehen. Spiekermann kritisiert, dass insbesondere in der Informatik, bei

der Programmierung künstlich intelligenter Robotik oder Anwenderapps, von einem abwertend negativistischen Menschenbild ausgegangen wird, das über Bezeichnungen wie »DAU« (dümmster anzunehmender User), »Bug« (Fehler, lästiger Käfer) oder »Wetware« (Nassware, der Körper des Menschen besteht im Gegensatz zur Technik mehrheitlich aus Wasser) eine dehumanisierende und reduktive Wahrnehmung des Menschen verbreite (Spiekermann, 2019, S. 164).

> Sich auf diese Annahmen stützend, argumentieren Transhumanisten, dass Entscheidungsprozesse generell auf Information und deren Verarbeitung durch Systeme Künstlicher Intelligenz basieren sollten, da dies zu rationaleren Entscheidungen führe, und wir uns auf eine neue Phase der Evolutionsgeschichte freuen sollten, in der Menschen verbessert würden – z.B. mithilfe von Systemen künstlicher Intelligenz, die leistungsfähiger sein werden als menschliche Intelligenz. (Spiekermann et al., 2017)

Der Gegenentwurf zu einem Menschenbild, das den Menschen auf Informationen reduziert, basiert auf der Überzeugung, dass die menschliche Natur durch unverwechselbare Eigenschaften ausgezeichnet ist. Jeder Mensch bleibe letztlich ein »schwarzer Schwan«, der am Ende die vereinfachende Annahme »alle Schwäne sind weiß« widerlege. Zu den unverwechselbaren Eigenschaften gehören »Verletzbarkeit, Gestimmtheit, Selbstbewusstsein und das leibhafte Bewusstsein, ›jemand‹ zu sein« (Spiekermann et al., 2017).

> Diese Eigenschaften erlauben uns, uns kontextsensitiv zu verhalten, ein Gefühl für unsere Sterblichkeit zu entwickeln und zu begreifen, dass jeder Moment eine einzigartige Vergangenheit hat, welche uns eine je einzigartige Zukunft erschließt. Es sind diese Eigenschaften, die uns von Artefakten, Computersystemen oder anderen gefühllosen Objekten unterscheiden. Menschen haben einen Sinn für ihr Dasein. (Spiekermann et al., 2017)

Das Vermögen, mittels der leiblichen, emotionalen und geistigen Interaktion mit dem Anderen und der Welt Sinn und Bedeutung entstehen zu lassen, geht mit der Überzeugung einher, dass Emotionen und Stimmungen als Basis für die Selbstorganisation und Selbststabilisierung wesentliche Instrumente für lebensweltliche Entscheidungsprozesse sind. Das Bewusstsein für die eigene Verwundbarkeit, Sterblichkeit, für die Kontingenz des Lebens und für die Beeinflussbarkeit des leiblichen, geistigen, emotionalen und persönlichen Lebens geht mit dem ethischen Ruf nach Schutz der körperlichen und psychischen Integrität einher (Spiekermann et al., 2017). Das Manifest »Wider den Transhumanismus«, das sich auf den Menschen als soziales, vielfältiges Möglichkeitswesen besinnt, lässt als Stellungnahme gegen das szientistische Paradigma aufhorchen. Seine Mehrheitsfähigkeit innerhalb der Akademie ist umstritten. Dennoch mehren sich Stimmen, die einen Paradigmenwechsel am Horizont zu erkennen meinen. In der Wirtschaft wird der Wandel von einer Wettbewerbs- in eine Nachhaltigkeitsgesellschaft beworben. Angesichts der Corona-Krise und des Kriegs in der Ukraine wird die Bedeutung normativer Wertsetzungen, moralischer Rechte und Pflichten, die Notwendigkeit eines auf die Vulnerabilität des Menschen ausgerichteten ethischen Kompasses neu gewichtet. Ru-

fe nach staatlicher Regulierung, insbesondere auch des Internets, werden lauter, wegen der Machtwirkung von Fake News und der Schwierigkeit, objektiv verlässliche journalistische Informationen von Newsmeldungen zu unterscheiden, die darum kämpfen, das knappe Gut unserer Aufmerksamkeit über unterhaltende Schlagzeilen abzuschöpfen.

Vor dem Hintergrund eines szientistischen Menschenbildes werden folgende Fragen zu wenig prominent gestellt: Gibt es Eigenschaften, Tätigkeiten und Fähigkeiten, die dem Menschen – selbst dann, wenn sie auch an die Technologie delegiert werden könnten – vorbehalten bleiben sollen? Welches Erleben muss als zwischenmenschliches erhalten bleiben, welche Handlungen können z.B. an soziale Roboter delegiert werden, um die Aufrechterhaltung der mentalen Gesundheit bestmöglich zu unterstützen? Wenn es um weitreichende, die Landschaft der Kompetenzen langfristig verändernde technologische Entwicklungen geht, dann scheint ein Abbild der »Erlebenslandschaft« der Subjekte nicht vernachlässigbar. Hinzu kommt: Die normative Gewichtung von Entwicklungen, die mit Errungenschaften der künstlichen Intelligenz einhergehen, ist kulturell sehr unterschiedlich. Sie verändern soziale Dynamiken, Selbst- und Weltaneignungsprozesse auf unterschiedliche Weise. Während in Japan die Altenpflege durch soziale Roboter bereits breit abgestützt und durch die Bevölkerung getragen wird, entfacht beispielsweise in den USA und in Europa die Vorstellung von Roboterbabysittern oder -lehrern Kontroversen über die Verarmung der Beziehungsfähigkeit oder gar den Verlust der Menschlichkeit. Wie lassen sich diese Differenzen in einen übergeordneten Zusammenhang stellen und normativ beurteilen?

Die Abstandnahme von einer essentialistisch, idealtheoretisch oder anthropologisch gestützten Subjekttheorie erschwert die Antwort auf solche Fragen. Der Ruf nach Experteneinschätzungen zum ethischen Umgang mit den technischen und medizinischen Möglichkeiten zur Selbstoptimierung und Lebensgestaltung, beispielsweise durch Human Enhancement, künstliche Intelligenz oder Gentechnik, verweist auf die Notwendigkeit, die tradierten Werte und ihren Geltungsbereich immer wieder neu zu verhandeln. Im Kontext der umfassenden Entmaterialisierung, die mit digitalen Prozessen einhergeht, werden die Transparenz über gerechte und ungerechte Verhaltensweisen oder die Grenzen zwischen Selbst- und Fremdbestimmung verschattet. Moralphilosophische Beurteilungen, die sich einseitig auf Aspekte der instrumentellen Rationalität beschränken, ihren Reflexionsbereich auf Anwenderfragen, Kriterien der Gerechtigkeit oder die Legitimität beim Einsatz von Algorithmen eingrenzen und ohne die übergeordnete Frage im Blick zu behalten, ob die beurteilten Singulärphänomene einen ethisch vertretbaren und sinnvollen Beitrag für Mensch und Gesellschaft leisten können, verfehlen ihren ursprünglichen Zweck.

Ethik in Zeiten der Krise und überhaupt in jeder kritischen Entscheidungssituation findet unter Bedingungen der Unsicherheit und sich stetig verändernder Prozesse und Rahmenbedingungen statt. Ethisches Urteilen oszilliert immer zwischen der Abwägung von moralischen Werten und Maximen einerseits und der Notwendigkeit von Einzelfallabwägungen und Flexibilität andererseits. Im Gegensatz zur Moraltheorie, die den Anspruch hat, in sich logisch begründbar zu sein, zeichnet sich ethisches Urteilen und Handeln durch den *Realitäts- und Lebensbezug* aus. Die Voraussetzungen des Subjekts (und seiner Leiblichkeit und Sozialität) sollten hier keine abstrakten Größen bleiben, sondern in ihrer universellen Individualität ernst genommen werden. Ohne den Be-

zug der Ethik und Sozialphilosophie zur Psychologie oder zu den verschiedenen Psychologi*en* der Menschen und Kulturen (Maercker, 2019) riskieren ethische Interpretationen und Urteile, mit der lebensweltlichen Realität und der Begrenzung des Subjekts und seiner sozialen Umwelt unverbunden zu bleiben. Das Erleben, die Sinnhaftigkeit, die Bezogenheit und Zwischenleiblichkeit der Beteiligten ist für ethische Abwägungen relevant. Um normative Fragen in der Praxis zu entscheiden, braucht es nach wie vor die hermeneutische Kompetenz der geistes- und sozialwissenschaftlichen Deutung.

1.2 Tiefenpsychologie in der digitalen Epoche – tempi passati?

1.2.1 Aktuelle Entwicklungen in Psychiatrie, Psychotherapie und Pädagogik

Die Standortbestimmung der Ethik im Spannungsfeld verschiedener wissenschaftstheoretischer Paradigmen, zwischen humanistischer und transhumanistischer Orientierung, lässt sich analog auf die Erfahrungswissenschaften der Psychiatrie, Psychotherapie und Pädagogik anwenden. Welche Konsequenzen bringen der Anspruch auf eine »Wissensgesellschaft«, das Quantifizierungsparadigma und die Datafizierung für diese praktischen Disziplinen mit sich, die unmittelbar mit dem Menschen, seiner mentalen Gesundheit und Innerlichkeit konfrontiert sind?

In den genannten Disziplinen lässt sich das Quantifizierungsparadigma konkreter als neurobiologisches Paradigma beschreiben. Psychiatriehistoriker Paul Hoff (2022) betont, dass die Geschichte der Psychiatrie über die letzten 300 Jahre nie spannungsfrei verlaufen sei. Die Pendelbewegung zwischen einem humanistisch-hermeneutischen und einem neurobiologischen Verständnis zeigte sich bereits vor über 100 Jahren. Aus historischer Sicht ist die Psychiatrie durch theoretische Heterogenität gekennzeichnet. Durchgesetzt hatten sich zwischenzeitlich ätiologische Vulnerabilitäts-Stress-Modelle (oder Vulnerabilitäts-Stress-Coping-Kompetenz-Modelle), die psychische Krankheiten als Folge eines spezifischen biopsychosozialen Gesamtzusammenhangs der Person verstehen und behandeln. Angesichts des technologischen Fortschritts in Medizin und Wissenschaft, aber auch eines transhumanistischen Verständnisses von Mensch und Gesellschaft hat sich die Polarisierung zwischen personenzentrierten und neurowissenschaftlichen Ansätzen verschärft. Der Fokus auf Neurotransmission, Neurophysiologie, Genetik, Epigenetik, Genomik, Bildgebung, Biomarker etc. in der neurowissenschaftlichen Psychiatrie fordert die personenzentrierte Sichtweise heraus. Die vielzitierte Vorstellung der »Psychiatrie als Gehirnwissenschaft«, die im Kontext der psychiatrischen Wissenschaftsgeschichte dem Arzt Wilhelm Griesinger (1817–1868) zugeschrieben wird, potenziert sich im Kontext der evidenzbasierten Datafizierung um ein Vielfaches. Die datafizierbare und quantifizierbare Dimension psychischer Krankheiten, z.B. ihre Prävalenz und Ätiologie, lässt sich eindeutiger und unkontroverser festhalten als die phänomenologische Beschreibung, das subjektive Krankheitserleben und die familiären bis soziologischen Komponenten. Als aktuelle Herausforderungen bezeichnet Hoff (2022) entsprechend die Integration der Mehrdimensionalität der Psychiatrie und die Gestaltung ihres Verhältnisses zur Gesellschaft. Psychisches Leiden wird anhand evidenzbasierter Faktoren erfasst, evaluiert und behandelt. Die Tendenz zu einem

materialistischen Verständnis der psychischen Gesundheit ist ausgeprägt: Abgesehen von der Gesundheitsdefinition der WHO sind die Begriffe einer psychisch »gesunden« Persönlichkeit, die Begriffe »Identität, Subjekt oder Person« mehrheitlich aus den Psychiatrie-Lehrbüchern verschwunden (Küchenhoff, 2003, S. 415). Ex negativo werden »psychische Störungen« über einen Katalog von Symptomen und Verhaltensweisen definiert, die auf evidenzbasierten Erhebungen beruhen. Damit werden wesentliche positive Eigenheiten als Essenz des Individuellen aus der psychopathologischen und psychologischen Theorie ausgeklammert:

> Keinen Platz mehr kann ein Persönlichkeitskonzept beanspruchen, das die Persönlichkeit nicht gleich auf die Pathologie, sondern auf ihre Eigenart – wie immer auch generalisierend – hinterfragt. (Küchenhoff, 2003, S. 415)

In den Worten von Fuchs bringt das »neurobiologische Paradigma« in der Psychiatrie die Tendenz mit sich, »Krankheiten primär als materielle Vorgänge im Gehirn anzusehen und damit von den Wechselbeziehungen der Person mit ihrer Umwelt zu isolieren« (Fuchs, 2017, S. 16). Dies führt zu einer Störungsbeschreibung, die den singulären Gesamtzusammenhang der betroffenen Person aufgrund der geltenden Kriterien und Wissenschaftsterminologie notwendigerweise sekundär behandelt. Diagnostische Kriterien und biologische Erklärungen stehen dadurch nach Küchenhoff zugleich als unverbundene Beschreibungsweisen nebeneinander:

> Die Konventionen der Störungsbeschreibung auf der einen und das biologisch gedachte Prozessgeschehen auf der anderen Seite sind weit voneinander entfernt, sie können nicht unmittelbar miteinander verbunden werden. (Küchenhoff, 2003, S. 412–413)

Das Primat evidenzbasierter, neurowissenschaftlicher Erkenntnisse und Erklärungsmodelle erschwert die Verbindung sozialpsychologischer und lebensphilosophischer Perspektiven, weil die subjektiven Beschreibungen der Erlebniswelt der Betroffenen an Bedeutung bzw. medizinischer Behandlungsrelevanz verlieren. Gerade die Disziplinen der Psychiatrie und Psychotherapie sind für ihren Erfolg in der Praxis jedoch vom lebensweltlichen Bezug der Patienten, vom Wissen um deren *Erleben* abhängig.

> Damit die extensive Hypothese der Verhaltensneurologie der Gesamtheit des (neuro- und psycho-)pathologischen Spektrums gerecht werden und folglich die fehlenden Glieder zwischen Hirn und Geist entdecken kann, bedarf es einer Sache, die die Neurophysiologie allein nicht liefern kann; der Mitarbeit des Patienten, der sich mündlich mitteilt, was als Gegenüber den Arzt voraussetzt, der ihm zuhört. Der sich ebenso für das interessiert, was er hat, wie für das, was er ist (Ehrenberg & Halfbrodt, 2019, S. 54).

Das Verstehen oder zumindest der Nachvollzug und die Bezeugung von subjektiven Vorstellungsbildern, Empfindungen und Narrativen, die empirisch schwer fassbare therapeutische Beziehung überhaupt ist für die Überwindung von psychischen Störungen erfahrungsgemäß nicht weniger zentral als eine bei Bedarf optimal eingestellte Medikation. Das Erfassen der sozialen Faktoren, die im Zusammenhang mit individuellen und

sozialen Pathologien stehen, setzt ein Verständnis der jeweiligen Gesellschaft des Betroffenen voraus.

Die Dominanz neurowissenschaftlicher Erklärungsmodelle transportiert sich in die Praxis gesellschaftlicher Institutionen. Sie werden dadurch zum theoretischen Bezugspunkt und Gestaltfaktor z.B. von bildungspolitischen Reformen: In der Pädagogik werden die »schulischen Lern- und Aufmerksamkeitsstörungen reduktiv auf hirnorganische Ursachen zurückgeführt« (Fuchs, 2017, S. 16–17). Die komplexen sozialen und innerpsychischen Realitäten, aber auch gesellschafts- und machtpolitische (Mit-)Ursachen sind angesichts der Verschiebung zur Diskussion von Schulreformen und der Umstellung auf individualisierten Unterricht in den Hintergrund geraten. Dies führt dazu, dass mit dem Anspruch an hohe Funktionalität der Schulen zwar der Versuch einhergeht, dem Individuum durch Maßnahmen wie Kompetenz-Förderungsprogramme gerecht zu werden. Zugleich scheitert das Anliegen der individuellen Förderung qualitativ daran, dass man das Individuum zwar priorisiert, es jedoch primär als quantifiziert wahrnimmt und behandelt.

Wie lassen sich der Lebensbezug und das menschliche Erleben wieder verstärkt in die psychiatrisch-psychotherapeutische Theoriebildung integrieren? Die Urteilsfähigkeit und »innere« Erkenntnis des historischen Subjekts, das Forschung betreibt, wird aus guten Gründen von einer »objektiven« wissenschaftlichen Beurteilung weitgehend unterschieden. Vor dem Hintergrund eines differenzierten Wissenschaftsverständnisses, wie es z.B. von Burrell und Morgan (1979) beschrieben wird, beeinträchtigt diese Unterscheidung jedoch nicht notwendigerweise die Legitimität der qualitativen geisteswissenschaftlichen Beurteilung gesellschaftskritischer Fragen. Ziel ist es, die verschiedenen Perspektiven immer wieder von Neuem miteinander ins Gespräch zu bringen und das Ergänzungsverhältnis der Wissenschaften zu betonen. Über das Anliegen hinaus, geisteswissenschaftliche Reflexionen z.B. verstärkt in die normative Beurteilung der Psychiatrie-Entwicklung einfließen zu lassen, ist es auch wichtig, die innerhalb der Psychiatrie gegenläufigen Trends differenziert zu betrachten. Im Kontext von u.a. Ghaemis (2009) Kritik an der eklektischen Anwendung von Georg Engels populärem biopsychosozialem Modell ist die Forderung nach einem biopsychosozio-*spirituellen* Modell entstanden. Die »seelischen«, spirituellen Fragen und Bedürfnisse sollen mit einer holistischen Sicht ins Krankheitsmodell integriert werden. Demgegenüber popularisiert sich aktuell ebenfalls in den USA der transdiagnostische Ansatz, der den Begriff der psychischen Störungen hinter sich bringen will und eine phänomenorientierte, »störungsübergreifende« Diagnostik anstrebt (Barlow, 2019). Dabei werden Modelle ausgearbeitet, um z.B. emotionale Störungen unabhängig von einer spezifischen Diagnose der Person zu behandeln. Während hierbei die mögliche Stigmatisierung der Patientinnen und Patienten durch die Zuschreibung psychischer Störungen verhindert werden soll, stellt sich die Frage nach einer psychotherapeutischen Integration des Gesamtzusammenhangs der Persönlichkeit mit neuer Deutlichkeit. Paradoxerweise führen gerade die generalisierten und standardisierten Betrachtungsweisen unter dem Stichwort der »Individualisierung« zurück zur Frage nach einer »Theorie des Individuums«, also der Person und ihrer biopsychosozialen Realität. Fuchs, der von der erkenntnistheoretischen Annahme einer unhintergehbaren leib-seelischen Einheit der Person ausgeht, fordert ein personales Menschenbild, das eine Varianz kultureller und

psychologischer Tatsachen zulasse (Fuchs, 2017, S. 308). Ein personales Menschenbild dient zudem als mögliche Referenz, aus der Sinnhaftigkeit, Plausibilität und Normativität von Wissen unter einer »traditionell geisteswissenschaftlichen« Perspektive beurteilt werden können. Diese Sichtweise korrespondiert mit Erkenntnissen aus der Anthropologie, die sich beispielsweise über die These der geteilten kollektiven Intentionalitätsdebatte den Zusammenhängen zwischen individueller Entwicklung und sozialer Kooperation annähert (Tomasello, 2016).

Als aufstrebender Gegentrend zur neurowissenschaftlichen Psychiatrie hat sich der personenzentrierte Ansatz entwickelt (Botbol et al., 2016). Die Person soll hier in ihrem »existenziellen Dasein« verstanden werden, als verkörpertes Wesen mit psychologischen, relationalen und sozialen Funktionen und Fähigkeiten, die über einen phänomenologischen »Universalienkatalog« beschrieben wird (Botbol et al., 2016, S. 20ff.). Zusammenfassend beschreiben die Autoren ihr Konzept der Person auf humanistischen Grundannahmen:

> In summary, a person is an embodied being, purposeful, thinking, feeling, emotional, capable of choosing, reflective, relational, responsible, very complex human individual of a certain personality and temperament, existing through time in a narrative sense, whose life in all spheres points both outward and inward and who does things. Each of these terms is a dynamic function, constantly changing, and requiring action on the part of the person to be maintained – although generally the maintenance is habitual and unmediated by thought. (Botbol et al., 2016, S. 33)

Über diese anthropologischen, medizinisch und philosophisch begründeten Versuche hinaus, menschliche Erlebensweisen und die psychischen, sozialen Mechanismen und Fähigkeiten wieder verstärkt akademisch zu gewichten, drängt sich ein Blick in den Fundus der – insbesondere tiefenpsychologischen – Psychotherapie und der Emotionsforschung auf.

1.2.2 Tiefenpsychologie als Grundlage einer hermeneutisch-naturwissenschaftlichen Annäherung an Mensch und Gesellschaft

Nachdem die hermeneutische Lebensphilosophie des späteren 19. Jahrhunderts mit Vertretern wie Dilthey – ihrerseits entstanden als Gegenbewegung zum Rationalismus und Positivismus – an Bedeutung verlor und durch den aufstrebenden Szientismus im 20. Jahrhundert abgelöst wurde, ist (*inter alia*) die Psychoanalyse Freuds in gewissem Sinne zu einer Statthalterin der »Zwischenstellung« geworden. Als Disziplin, die das subjektive Erleben, das hermeneutische Verstehen und das naturwissenschaftliche Erklären unter ein Dach bringen will, erfüllt sie nach Ingo Jungclaussen eine »intermediäre Position«: Sie steht zwischen Natur- und Geisteswissenschaften (Jungclaussen, 2020, S. 14). Weil eine rigide Trennung zwischen empirisch-erklärenden und hermeneutisch-verstehenden Auffassungen in der Psychoanalyse nicht möglich ist, wenn man der Gefühlswelt des Menschen gerecht werden will, sei die Psychoanalyse immer beides: In ihr kommen sowohl naturwissenschaftliche als auch hermeneutische (also geisteswissenschaftliche) Methoden zur Anwendung (Jungclaussen, 2020, S. 14).

Seit ihren Anfängen hat sich die klassische Psychoanalyse weiterentwickelt, die Theorielandschaft in ihrem Umfeld ist gewachsen und sie differenziert sich bis heute fortlaufend weiter. »Die psychoanalytische Theorie befindet sich in permanenter Evolution. Der Bestand an neuen Strömungen und Theoriefragmenten ist unübersichtlich geworden«, konstatieren Peter Fonagy und Margret Target (2020). Jungclaussen nimmt die Metapher von Focke (2012) auf, um den gegenwärtigen Stand der Psychoanalyse und der weiteren daraus entstandenen psychodynamischen Theorien und Therapierichtungen zu beschreiben:

> Die Diversifizierung der Theorielandschaft hat inzwischen einen so hohen Grad erreicht, dass man nicht mehr von »einem« Haus der Psychoanalyse, sondern vielmehr von einem ca. einhundert Jahre alten Gebäudekomplex mit vielen An- und Neubauten und Renovierungen sprechen kann (Focke, 2012). Als gemeinsamer Nenner wird häufig auf die Vorstellung eines dynamischen Unbewussten rekurriert. Behandlungstechnische Weiterentwicklungen anhand klinischer Fragestellungen (z.B. strukturbezogene oder mentalisierungsbasierte Psychotherapie) bringen dabei auch Veränderungen in den theoretischen Grundannahmen mit sich (z.B. das Konzept der Intersubjektivität). (Jungclaussen, 2020, S. 12)

Die Integration der jüngeren entwicklungspsychologischen Forschung, insbesondere mit vertieften Erkenntnissen zur Bindungs- und Mentalisierungstheorie, führte in der psychotherapeutischen Praxis zur Erprobung und Weiterentwicklung des Wissens und Inventariums, die insbesondere die Zusammenhänge zwischen Körper, Emotionen und Kognitionen stark gewichten. Autoren wie Fonagy und Target haben in langjähriger Forschung am Anna-Freud-Institut systematisch an der Brücke zwischen klassischen und modernen psychoanalytischen Sichtweisen der zeitgenössischen Psychiatrie und Entwicklungspsychologie gearbeitet. Als leitende Auffassung durchzieht diese Forschung die Annahme, dass die frühen entwicklungspsychologischen Erfahrungen eine grundlegende Rolle für das Verständnis der Psyche, für die lebensgeschichtliche Entwicklung von Anomalien und therapeutische Interventionen spielen.

> Die geistigen und psychische Fähigkeiten des Kindes entfalten sich im Laufe eines Prozesses, der Aufgaben und Schwierigkeiten mit sich bringt. Wenn sie nicht bewältigt werden, sind Probleme in späteren Phasen der Kindheit oder im Erwachsenenalter eine mögliche Folge. In der entwicklungspsychologischen Tradition kann man tatsächlich sämtliche Aspekte des Seelenlebens zur Topographie unserer individuellen Entwicklungswege und ihrer Schicksale in Beziehungen setzen. (Fonagy & Target, 2020, S. 13)

Die sozialphilosophische Bedeutung der Annahme, dass nicht nur Genetik und milieuspezifische, sozioökonomische Umweltbedingungen, sondern prägend die Beziehungserfahrungen zur späteren Fähigkeit zur Selbstregulation und Reflexion, zur sozialen, politischen Reife beitragen, ist sowohl für die Bildung einer Subjekttheorie im Verhältnis zur politischen Theorie relevant als auch für die Identifikation und Beschreibung individueller und kollektiver, gesellschaftlicher Entfremdungserscheinungen. Gegenüber der kritisierbaren Übergewichtung der ersten Lebensjahre wird im Folgenden

ergänzend auch auf die weitere lebensgeschichtliche Prägung fokussiert. Insbesondere durch traumatische Ereignisse kann die Symbolisierungsfähigkeit im Lebensverlauf verschüttet werden und bei fehlender Aufarbeitung und chronifizierten psychopathologischen Bewältigungsmechanismen in der Folge zur Entwicklung von Mentalisierungs- oder Persönlichkeitsstörungen beitragen. Darüber hinaus wird die These vertreten, dass auch niederschwelligere, sequenzielle und komplexe psychische Traumatisierungen und dysfunktionale Beziehungserfahrungen zur Entwicklung und Normalisierung von dissoziativen Bewältigungsstrategien im Lebensverlauf beitragen können. Letztere sind für die Diskussion individueller und kollektiver Entfremdungserscheinungen und Sozialpathologien relevant.

Wie Ehrenberg aufzeigt, bieten tiefenpsychologische und neurowissenschaftliche Ansätze ein komplementäres Angebot, das gerade in der Praxis im Bereich der Psychotherapie oftmals selbstverständlich kombiniert wird (Ehrenberg & Halfbrodt, 2019). Es fehlt jedoch weitgehend eine wissenschaftlich akzeptierte Terminologie, die beispielsweise die Integration psychodynamischer und psychosomatischer Erkenntnisse in die Sozialphilosophie ermöglicht. Dies hängt mit der Vielfalt verschiedener psychodynamischer Ansätze und Schulen zusammen, die sich explizit über unterschiedliche Begrifflichkeiten und Modelle voneinander abgegrenzt haben. Die interne Heterogenität psychodynamischer Begrifflichkeiten, aber auch die bekannten, teils historisch aufgeladenen Konflikte über inhaltliche Grundannahmen und Weltanschauungen der Schulen haben die Etablierung der Psychodynamik als akademische Disziplin bislang weitgehend verhindert.

Die Begriffe »psychodynamische Theorie« oder »Psychodynamik« werden in der Folge als Überbegriffe verwendet, worunter verschiedene tiefenpsychologische Theorien u.a. die klassische psychoanalytische Theorie, die Analytische Psychologie oder die relationale Psychoanalyse zusammengefasst werden.

Es ist der historischen Entwicklung der Psychoanalyse und der Heterogenität psychodynamischer Theorien und Begrifflichkeiten geschuldet, dass wir aktuell nicht von einer bestimmten Theorie der Psychoanalyse oder Psychodynamik ausgehen können. Mit dem Anliegen, eine aktualisierte psychodynamische Subjekttheorie für die Kritische Theorie einzugrenzen/vorzuschlagen, geht die sukzessive Herausarbeitung oder Bestimmung dessen einher, was als psychodynamisch verstanden wird. Dennoch ist der »gemeinsame Nenner« psychodynamischer Theorien, »die Vorstellung eines dynamischen Unbewussten«, als verbindende Grundidee nicht zu unterschätzen. – In ihr liegt keine geteilte ontologische Annahme »des Unbewussten«, aber eine geteilte Überzeugung, eine »zielführende Konstruktion, ein zentrales metaphorisches Konzept« (Jungclaussen, 2020, S. 13), die in der Debatte daran erinnert, dass das Nicht-Realisieren und das (noch) Nicht-Realisierbare den individuellen und sozialen Entwicklungsprozess (wie auch die Forschung) ebenso stetig begleiten wie das Streben nach Bewusstsein und Rationalisierung. Das Unbewusste wird als *conditio humana* gewichtet, die im szientistischen Verständnis des Menschen unterschätzt wird.

> Man könnte mit anderen Worten sagen, das Unbewusste ist ein gedankliches Konstrukt, mit dessen Hilfe man zusammen mit den Metatheorien menschliche Phänomene bedeutungsvoll verstehen und behandeln kann. […] Das Unbewusste gibt es viel-

> leicht nicht als physischen Ort, aber es ist eine wichtige und nützliche Konstruktion, mit der psychische Prozesse beschrieben und verstanden werden können. (Jungclaussen, 2020, S. 13)

In den aktuellen Geistes- und Sozialwissenschaften wird kaum mehr auf das psychodynamische Wissen Bezug genommen, das unbewusste innerpsychische Mechanismen und Fähigkeiten systematisch analysiert. Dennoch scheinen insbesondere die mentalen Anpassungsforderungen und die veränderten Interaktions- und Beziehungsformen, die gerade die digitale Gesellschaft mit sich bringt, von der Ergänzung einer psychodynamischen Sichtweise profitieren zu können – wenn nicht überhaupt eine solche fordern. Digitale Technologien wirken unmittelbar auf unsere geistigen Fähigkeiten, Emotionen und Prozesse ein, sie verändern gerade die unbewussten innerpsychischen Verarbeitungsprozesse. – Dies ist zumindest eine These der vorliegenden Auseinandersetzung.

Der Einschluss aktueller und mit empirischen Forschungsergebnissen kompatibler Konzepte der Psychodynamik stellt gerade hinsichtlich der Frage, wie sich das individuelle menschliche Erleben als wissenschaftlich relevante Größe darstellen lässt, nicht nur einen Gewinn, sondern eine Notwendigkeit dar. Das Potenzial zeigt sich exemplarisch im Feld der Psychotraumatologie: »Trauma« ist ab den 1980er Jahren einerseits zu einem Forschungsboom, andererseits zu einem *Zeitgeistbegriff* geworden. In der neuropsychiatrischen Forschung hat sich die Auffassung durchgesetzt, dass gerade das *Erleben* von frühen und sequenziellen Traumata sowie die begleitenden Affekt- und Stressregulationsstörungen als strukturelle Gemeinsamkeit (»common template«) bei allen psychischen Störungen eine Rolle spielen (Schore, 2019b, S. 48–54).

Die Erklärung psychischer Krankheiten und irrationalen Verhaltens greift oftmals auf die nicht überwundene Erfahrung belastender Lebensereignisse und sequenzieller Traumatisierungen im Lebensverlauf zurück. Über die ausgedehnte wissenschaftliche Forschung zur Psychotraumatologie verbindet der Fokus auf dieses Phänomen auch die unterschiedlichsten psychodynamischen Schulen. Die systematische Auseinandersetzung mit psychischen Traumatisierungen zwingt nicht nur den Wissenschaftler zur Beachtung der innerpsychischen Mechanismen und Fähigkeiten, sondern auch die Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen zur Beachtung des biopsychosozialen Gesamtzusammenhangs. Die verkörperlichten Erinnerungen und Emotionen, die Funktion des vegetativen Nervensystems, aber auch die erworbenen Bewältigungsstrategien und das Verhalten hängen bei psychischen Traumatisierungen untrennbar zusammen. Wenn ich mich in der Folge vor dem Hintergrund des Anliegens, das psychodynamische Wissen akademisch zu rehabilitieren, primär auf den Begriff der Dissoziation ausrichten werde, dann geschieht dies auch vor dem Hintergrund, dass »Dissoziation« genau wie »Trauma« Kernbegriffe der Psychodynamik sind. Das Konzept der Dissoziation existiert sowohl in der klinischen wie auch in der psychodynamischen Terminologie.

Sollen psychodynamische Annahmen in den aktuellen akademischen Diskurs integriert und ein Paradigmenwechsel angestoßen werden, muss dies mit dem Ziel der Komplementarität geschehen. Der Verbindung psychodynamischer, philosophischer und gesellschaftskritischer Gesichtspunkte hat sich innerhalb der Philosophie unter anderem

die traditionsreiche Kritische Theorie der Frankfurter Schule gewidmet. Das in der Kritischen Theorie manifeste Anliegen einer subjekttheoretischen Grundlage als Ausgangspunkt für die strukturelle Kritik von Gesellschaft, Politik und Wirtschaft zeigt sich bis heute in der Wortwahl von »Entfremdung« als Beschreibung einer Beziehungsstörung im Selbst- oder Weltverhältnis des Subjekts, die im Kontext der gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen entsteht. Über viele Jahrzehnte hinweg fungierte die psychoanalytische Theorie von Sigmund Freud als einflussreiche subjekttheoretische Grundlage für die Kritische Theorie. Dadurch und insbesondere auch aufgrund der Weiterentwicklung der kritischen Subjekttheorie, die Axel Honneth in seiner Anerkennungstheorie geleistet hat, eignet sich diese philosophische Tradition als Referenztheorie für die vorliegende Auseinandersetzung.

Ausgehend von der Wissenschaftskritik wird in der Kritischen Theorie die These vertreten, dass Gesellschaftskritik eine sozialpsychologische Betrachtungsweise voraussetzt, die über empirische Einzelfallstudien und quantitative Forschungsergebnisse hinausgeht. Sie ist auf streitbare Thesen angewiesen, um Reflexionsprozesse und soziale Veränderungen anzustoßen. Dazu gehört auch die Diskussion von Idealvorstellungen, die konstruktive Auseinandersetzungen, Identifikation oder Ablehnung ermöglichen. Die ursprünglich hegelianisch-marxistisch fundierte Denktradition beginnt sich gut 50 Jahre nach Diltheys »Einleitung in die Geisteswissenschaften« (1883) (Dilthey, 1990) mit der Frage zu befassen, wie sich Subjekt und gesellschaftliche Prozesse bedingen. Ich werde im nächsten Kapitel das Anliegen der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule rekonstruktiv darstellen, um im Anschluss ausgehend vom spezifischen sozialphilosophischen Modell der Anerkennungstheorie und dessen Kritik in das Projekt der Dissoziationsanalyse einzuführen.[2]

2 Mit der methodisch gerechtfertigten Auswahl bleiben Ansätze aus dem französischsprachigen oder angelsächsischen Raum leider im Hintergrund. Als Überblick über diese gleichermaßen fruchtbaren Ansätze, die sich beispielsweise unter dem Schlagwort der Individualisierung mit sozialpathologischen Fragen beschäftigen, eignet sich u.a. Ehrenberg (2012).

2. Kritische Theorie und Psychoanalyse: Historische Koordinaten in der geisteswissenschaftlichen Landschaft

In Kapitel 1 wurde die Annahme vertreten, dass die sozialphilosophische Frage nach der Rechtfertigungsmöglichkeit des gesellschaftskritischen Standpunkts eng mit der Frage nach dem Geltungsbereich und dem Profil der Geistes- und Sozialwissenschaften verknüpft ist. Innerhalb der Sozialphilosophie der Frankfurter Schule gehörte der Bezug zu lebensweltlichen Tatsachen, individuellen und kollektiv geteilten Vorstellungen von Selbstverwirklichung und Entfremdung, aber auch zur Frage nach der innerweltlichen, psychodynamischen Realität lange zum fixen Bestandteil des Forschungsprogramms. Der Stellenwert der geistes- und sozialwissenschaftlichen Analyse und Interpretation wurde stets hochgehalten und war für das Selbstverständnis der Frankfurter Schule zentral. Die Theorie stützt sich bis heute auf interdisziplinäre Erkenntnisse u.a. aus der Soziologie, Politikwissenschaft und Sozialpsychologie. Die Kritische Theorie eignet sich entsprechend als Ausgangspunkt für die vorliegende Auseinandersetzung. Ihr Bestreben nach einer Verbindung von Philosophie und Psychoanalyse macht sie zur ideengeschichtlichen Ressource und zur methodischen Vorlage einer anhaltenden historischen Rekonstruktion. Zugleich ist dieses Bestreben nach der Verbindung von Psychoanalyse und Philosophie auch zum Stolperstein geworden, der die gegenwärtige Kritische Theorie in nachvollziehbare Begründungsschwierigkeiten verwickelte.

Wenn es im Folgenden um den Stellenwert der tiefenpsychologischen Analyse geht, werde ich mich weniger auf den Begriff der Psychoanalyse beziehen als auf den Begriff der Psychodynamik. »Psychoanalyse« ist historisch insbesondere mit der freudianischen Schule assoziiert. »Psychodynamik« verwende ich als zeitgenössischen Schirmbegriff, der unterschiedliche tiefenpsychologische Ansätze umfasst.

Der folgende kritisch-historische Überblick erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, er soll jedoch einige zentrale Anliegen aufzeigen und die Anschlussfähigkeit des kritischen Denkens im Hinblick auf die im Verlauf des Buches entwickelte Theorie der Dissoziation plausibel darlegen. Neben ihrem methodischen Bezug zur Psychoanalyse als Pfad zum Erleben und zu den innerpsychischen Welten ist die Ideologiekritik der Kritischen Theorie grundlegend für die vorliegende Untersuchung.

Die vorliegende Studie reiht sich somit in die Denktradition der Kritischen Theorie ein, mit einer verstärkten Rückbesinnung auf die lebensphilosophische Perspektive und auf der Suche nach einem revisionsorientierten tiefenpsychologischen Verständnis. Wie einleitend dargelegt, definiert sich Letztere über das Anliegen, als geisteswissenschaftliche Analyse die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse historisch-kritisch zu diskutieren und zu aktuellen Vorstellungen des Personseins ins Verhältnis zu setzen. Im Zeitalter der populären »Netzwerkmodelle des Selbst«, die das Selbst als »je nach Situation kaleidoskopisch wechselnde Existenz« (Nagl, Tod des Subjekts, zitiert in Fuchs, 2010, S. 5) verstehen, muss das durchgängige Selbsterleben der Person als »psycho-physische Einheit« neu konzeptualisiert – nicht aber notwendigerweise aufgegeben – werden.

2.1 Gründungsideen der Frankfurter Schule: Von der Wissenschafts- zur Sozialkritik

Im vielzitierten Gründungsaufsatz »Traditionelle und Kritische Theorie« (1937) widmet sich Max Horkheimer (o.J.) zunächst der Frage, wie sich Theorie und Erfahrung im Wissenschaftssystem zueinander verhalten. Die von Dilthey angestrebte Verbindung zwischen dem geisteswissenschaftlichen, historisch-kritischen Denken und der empirisch-rationalen Wissenschaft formuliert Horkheimer in seiner Kritik der traditionellen Theorie und ihrer logozentrischen und positivistischen Ausrichtung mit angepasstem und nun kapitalismuskritischem Vokabular. Auf welchen Annahmen begründet Horkheimer die Kritische Theorie?

Ziel der traditionellen Theorie – von der sich Horkheimer nicht etwa pauschal verabschiedet – ist ein universales System der Wissenschaft (Horkheimer, o.J., S. 2–3). Während dieses theoretische System im mathematischen und naturwissenschaftlichen Bereich überzeugen kann, stößt es in den Gesellschafts- und Geisteswissenschaften an seine Grenzen (Horkheimer, o.J., S. 4–6). Die cartesianische, kausal oder logisch erklärende Erkenntnismethode ist hier gemäß Horkheimer aufgrund der historisch bedingten, komplexen Natur der Gesellschaft nur bedingt anwendbar. Beschränkt sich die Gesellschaftstheorie dabei auf ein traditionelles, tendenziell ahistorisches Verständnis ohne unmittelbaren Lebensbezug, führt dies zu einer verdinglichten[1] Betrachtungsweise menschlichen Zusammenlebens. Diese Verdinglichung ist der Keim für Ideologiebildung und immunisiert auch gegen potenzielle, in der Geschichtlichkeit der Welt begründete Paradigmenwechsel:

> Soweit der Begriff der Theorie jedoch verselbständigt wird, als ob er etwa aus dem inneren Wesen der Erkenntnis oder sonst wie unhistorisch zu begründen sei, verwandelt er sich in eine verdinglichte, ideologische Kategorie. […] Sowohl die Fruchtbarkeit neu entdeckter tatsächlicher Zusammenhänge für die Umgestaltung der vorhandenen

1 *Verdinglichung (Reifikation)*: Begriff, der auf Marx basiert und von Georg Lukács zentral behandelt wurde. Unter idealen Bedingungen stehen die Menschen in einem arbeitsteiligen Verhältnis zueinander, indem sie füreinander und miteinander produzieren. Versachlicht sich dieses Verhältnis aufgrund der Veränderungen von Produktionsverhältnissen, geraten die Menschen in ein verdinglichtes Verhältnis von *Ware zu Ware* zueinander.

> Erkenntnis wie deren Anwendung auf Tatbestände sind Bestimmungen, die nicht auf rein logische oder methodologische Elemente zurückgehen, sondern jeweils nur im Zusammenhang mit realen gesellschaftlichen Prozessen zu verstehen sind. Daß eine Entdeckung die Umstrukturierung vorhandener Ansichten veranlaßt, ist nie ausschließlich durch logische Erwägungen, des näheren durch den Widerspruch zu bestimmten Teilen der herrschenden Vorstellungen begründbar. (Horkheimer, o.J., S. 7)

An dieser Stelle bleibt Horkheimer Marx insofern verpflichtet, als die Kritik der politischen Ökonomie zum Ansatzpunkt für kritisches Denken wird: Nicht die Theorie verändert das Bewusstsein, sondern die »realen gesellschaftlichen Prozesse«, die Produktionsverhältnisse, verändern das Bewusstsein und die Theorie. Der geisteswissenschaftliche Anspruch wird verschärft: Kritische Theorie oder kritisches Denken bedeutet nun und setzt voraus, ausgehend vom Interesse an »vernünftigen« Zuständen in der Gesellschaft, die Gesellschaft als Ganzes zu begreifen. Der Anspruch an eine wissenschaftliche Analyse wird durch den Anspruch an die Schaffung einer gerechteren Gesellschaft ergänzt. Ziel ist die Veränderung des Ganzen und die Emanzipation der Gesellschaft, maßgeblich von der kapitalistischen Herrschaft. Daraus erwächst eine wissenschaftstheoretische Systemkritik. Forschung ist nicht nur der Logik des Systems und dessen Optimierung verpflichtet, sie muss auch die Konsequenzen für Subjekt und Gesellschaft abwägen.

> Ob und wie neue Definitionen zweckmäßig aufgestellt werden, hängt in Wahrheit nicht bloß von der Einfachheit und Folgerichtigkeit des Systems, sondern unter anderem auch von Richtung und Zielen der Forschung ab, die aus ihr selbst weder zu erklären noch gar letztlich einsichtig zu machen sind. (Horkheimer, o.J., S. 8)

Weil Teildisziplinen innerhalb der traditionellen Theorie dem Anspruch nach Einfachheit und Folgerichtigkeit des Systems verpflichtet bleiben, droht die Gefahr einer Kompartmentalisierung der Wissenschaften, bei der das Gesamtsystem und die Relevanz der Einzelergebnisse im Hinblick auf die Gestaltung einer gerechte(re)n Gesellschaft vernachlässigt werden. Horkheimer kritisiert das »falsche Selbstbewußtsein der bürgerlichen Gelehrten« und die Fortschrittsidee der traditionellen Theoretiker, die sich zunehmend um die eigene Achse drehen und das größere Ganze aus dem Blick verlieren:

> Der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit besteht nach dieser Logik eigentlich darin, daß von dem armseligen Ausschnitt der Welt, den der Gelehrte zu Gesicht bekommt, immer mehr in der Form des Differentialquotienten ausdrückbar wird. (Horkheimer, o.J., S. 11)

Horkheimer wendet sich sowohl gegen den rationalistischen Idealismus (Metaphysik) wie auch gegen einen reduktiven Materialismus (Positivismus). Durch die »Hypostasierung des Logos«, die Überbewertung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Kategorien, entstehe die Gefahr einer neuen Utopie. Er fordert von den traditionellen Theoretikern (an Dilthey erinnernd), dass die isolierende Betrachtung einzelner Tätigkeiten und Disziplinen das konkrete Bewusstsein ihrer Beschränktheit miteinschließen muss (Horkheimer, o.J., S. 11). Im Gegensatz zur lebensphilosophischen, phänomenologisch

ausgerichteten Denkweise spricht sich Horkheimer an dieser Stelle für die Notwendigkeit normativer Wissenschaftskritik aus.

Das traditionelle Denken muss erweitert werden durch einen gesellschaftstheoretischen, sozialwissenschaftlichen Zugang, der ausgehend von der dialektischen Kritik der politischen Ökonomie auch die in der bestehenden Gesellschaft herrschenden Regeln hinterfragt. Dazu gehören die »unnatürliche und vorübergehende« Trennung zwischen Subjekt und Objekt, Individuum und Gesellschaft, die kapitalistische Arbeitsteilung, der Gegensatz zwischen der im Individuum angelegten Spontaneität, Zielbewusstheit, Vernünftigkeit und den für die Gesellschaft grundlegenden Beziehungen des Arbeitsprozesses. Maßnahmen sollen entwickelt werden, um die ungerechten Verhältnisse aufzuheben (Waschkuhn, 2000, S. 25). Die Betrachtung und Behebung von negativen Einzelphänomenen reicht Horkheimer nicht, darüber hinaus bedarf es einer zusammenhangsorientierten Analyse. Insbesondere der Zusammenhang zwischen Individuum und Gesellschaft rückt in den Fokus kritischen Denkens. – Die Frage nach der Wissenschaftlichkeit muss angesichts der Aufgabe, die Verhältnisse der subjektiven Lebenswelt und der gesellschaftlichen Bedingungen kritisch zu untersuchen, zurücktreten.[2]

Wie Horkheimer im Nachwort zusammenfasst, müssen die Menschen als Produzenten ihrer gesamten historischen Lebensform zum Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Analyse gemacht werden. Kennzeichnend für Horkheimer und die bis heute bestehende Frankfurter Denkschule ist der gleichzeitige Versuch, den theoretischen Anschluss an die Philosophie aufrechtzuerhalten, wie auch konkrete, praxisbezogene Gesellschaftskritik zu betreiben. Um diesen Spagat zu leisten, ist die Auseinandersetzung mit dem historischen Individuum und den gesellschaftlichen Bedingungen vorausgesetzt.

> Dieselbe Welt, die für den Einzelnen etwas an sich Vorhandenes ist, das er aufnehmen muß und berücksichtigt, ist in der Gestalt, wie sie da ist und fortbesteht, ebenso sehr Produkt der allgemeinen gesellschaftlichen Praxis. […] Die Menschen sind nicht nur in der Kleidung und im Auftreten, in ihrer Gestalt und Gefühlsweise ein Resultat der Geschichte, sondern auch die Art, wie sie sehen und hören, ist von dem gesellschaftlichen Lebensprozeß, wie er in den Jahrtausenden sich entwickelt hat, nicht abzulösen. Die Tatsachen, welche die Sinne uns zuführen, sind in doppelter Weise gesellschaftlich präformiert: durch den geschichtlichen Charakter des wahrgenommenen Gegen-

2 »Die Sozialwissenschaften nehmen die gesamte menschliche und außermenschliche Natur als gegeben und interessieren sich für den Aufbau der Beziehungen zwischen Mensch und Natur und der Menschen untereinander. Aber nicht durch den Hinweis auf diese der bürgerlichen Wissenschaft immanente Relativität des Verhältnisses von theoretischem Denken und Tatsachen ist der Begriff von Theorie weiter zu entwickeln, sondern durch eine Erwägung, die nicht allein den Wissenschaftler, sondern die erkennenden Individuen überhaupt betrifft. Die gesamte wahrnehmbare Welt, wie sie für das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft vorhanden ist und in der damit in Wechselwirkung stehenden traditionellen Weltauffassung interpretiert wird, gilt ihrem Subjekt als Inbegriff von Faktizitäten, sie ist da und muß hingenommen werden. Das ordnende Denken jedes Einzelnen gehört mit zu den gesellschaftlichen Reaktionen, die dahin tendieren, sich in einer den Bedürfnissen möglichst entsprechenden Weise anzupassen. Zwischen dem Individuum und der Gesellschaft besteht hier aber ein wesentlicher Unterschied.« (Horkheimer, o.J., S. 12–13; vgl. auch Ermann, 2012, S. 14)

> stands und den geschichtlichen Charakter des wahrnehmenden Organs. (Horkheimer, o.J., S. 12–13)

Um die individuellen, insbesondere auch sozialpathologische Phänomene zu verstehen, müssen sich die Sozialwissenschaftler den Lebensbedingungen stellen. Nicht nur Theorie und Praxis, sondern auch subjektive und objektive, kollektive Befunde müssen zusammen gedacht werden. Relevant kann beispielsweise sein, welche Bilder die Menschen im Wohnzimmer aufhängen, welche Arbeitsplatzpraktiken oder Ferienrituale gepflegt werden oder aus dem Trend kommen. Empirische und qualitative Untersuchungen der *sozialen Verhältnisse* am Arbeitsplatz, in den Familien und Freundschaftsbeziehungen sowie Analysen von wirtschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen der Gesellschaft bilden denjenigen Grundpfeiler der Kritischen Theorie, der die äußeren Verhältnisse untersucht. Charakteristisch für die Kritische Theorie ist die Ergänzung dieser Perspektive durch eine Theorie der inneren Verhältnisse, also der subjektiven Persönlichkeiten, Psychodynamik und Verhaltensweisen der Individuen. Dieser zweite Grundpfeiler der Kritischen Theorie wurde ursprünglich durch die *freudianische Psychoanalyse* repräsentiert. Die Psychoanalyse ist damit ursprünglich untrennbar mit der Tradition der Frankfurter Schule verbunden. Die Beurteilung der Lebensverhältnisse und der als »Entfremdung« titulierten negativen Formen individueller und gesellschaftlicher Entwicklungen verläuft damit entlang einer Referenztheorie, die in der Durcharbeitung psychischer Inhalte und unbewusster Dynamiken den Grundbaustein nicht nur der individuellen Selbstrealisierung, sondern auch der kollektiven Befreiung von bestimmten (machtpolitischen) Zwängen sieht.

Die Auswirkungen gesellschaftlicher, ökonomischer Systeme und technologischer Errungenschaften auf die Entwicklung des Subjekts und seine sozialen Beziehungen waren von der Frankfurter Schule traditionell anhand der Kritik kapitalistischer Herrschaftsverhältnisse und unter Stichworten wie *Entfremdung* behandelt worden. Um die negativen Auswirkungen gesellschaftlicher Entwicklungen aufzuzeigen, wurde auf die Entfremdung hingewiesen, die das Subjekt durch sie erfährt. Im Ausgang von Hegel und Marx stellt Entfremdung den Gegenbegriff zur subjektiven Selbstverwirklichung dar. Gemäß der nachhegelianischen Gesellschaftskritik von Marx ist das menschliche Bewusstsein Resultat der praktischen, institutionalisierten und historischen Lebensbedingungen. Der Kapitalismus führt zur Entfremdung des Subjekts von seinen ursprünglichen Werten und von sich selbst. Es kommt zur *Verdinglichung*. Der Mensch wird zur Ware, zur Arbeitskraft in einem System der gemeinschaftlichen Produktion. Die äußeren Einflüsse zu verstehen genügt jedoch nicht, um den Entfremdungsprozess zu verstehen. Dazu müssen die subjektiven, identitären und psychischen Voraussetzungen des Subjekts verstanden werden. Als innerpsychischer Prozess wurde Entfremdung seit Freud über die Krankheitslehre der Psychoanalyse definiert.[3] Die Art und Weise, wie diesen Entfremdungserscheinungen auf der Basis der Psychoanalyse begegnet werden sollte, unterschied sich jedoch im Verlauf des 20. Jahrhunderts ebenso wie ihre Interpretation:

---

3 Historische Rekonstruktionen des Entfremdungsbegriffs haben u.a. Jaeggi (2006) und Wollenhaupt (2018) geleistet.

> Unlike Marcuse, who accepted the basic premises of the Adornian critique – that the rational ego is repressive and violent – and argued for a new utopian sensibility via a regression to embodied, polymorphous, narcissistic pleasure as the way out, Habermas attempts to sidestep the problem of the ego via his turn to communicative intersubjectivity. (A. Allen, 2020, S. 14)

Ausgehend von der Auffassung Adornos, der die Psychoanalyse primär als Instrument zur Identifikation von gesellschaftlichen Übeln und das rationale Ich als repressiv und gewalttätig erachtete, versuchte beispielsweise Marcuse die dionysische, unbewusste Seite der Persönlichkeit und ihr Ausleben zu propagieren. Erich Fromm entwickelt auf der freudianischen Grundlage die kritische Subjekttheorie in Form seiner »Theorie des autoritären Charakters« weiter. Er fokussiert sich auf die Aufarbeitung der psychologischen Bedingungen des Nationalsozialismus und beschreibt dessen Ursachen in einer sozialpathologischen Form der autoritären Persönlichkeit (Fromm, 1977, 1936). Im Vergleich zu anderen Zeitgenossen, welche die Psychoanalyse revidieren wollten (beispielsweise Karen Horney oder Henry Stack Sullivan), orientiert sich Fromm weniger an den Trieben als an der sozialen Bedeutung der Psychoanalyse. Er sieht denn auch deren Hauptaufgabe in der Integration von Individuum und Gemeinschaft (A. Allen, 2020, S. 2).

Insgesamt spielten Psychoanalytiker in Deutschland eine wichtige Rolle bei der intellektuellen und öffentlichen Auseinandersetzung mit der Kriegs- und Nachkriegszeit, auch wenn gerade Fromm – wie dies Amy Allen formuliert – »seine Ausrichtung mit dem Ausschluss aus dem Institut für Sozialforschung bezahlte« (A. Allen, 2020, S. 2). Die Hörigkeit und devote Unterstützung des Nationalsozialismus durch große Teile der deutschen Bevölkerung konnte mit Rückgriff auf psychoanalytische Modelle zumindest teilweise durch unbewusste Triebkräfte, die Abwehr von Ängsten oder Wünschen, aber auch die kulturelle Sozialisation erklärt werden. Die Niederlage der Arbeiterbewegung, die Faschisierung des Kleinbürgertums und autoritäre Erziehungspraktiken wurden als äußere Ursachen der dehumanisierten Selbstentfremdung diskutiert (Schmidt, 2009, S. 10).

Der Erfolg der Psychoanalyse gipfelte nach der Rezeption durch die 68er-Bewegung in einem eigentlichen Boom in den 1970er Jahren (Ermann, 2012, S. 13). Mit der zunehmenden Kritik an der Triebtheorie und der Abkehr der klinischen Psychologie von der Tiefenpsychologie verlor die kritische Sozialwissenschaft jedoch im Laufe des letzten Viertels des 20. Jahrhunderts zunehmend an Legitimation und psychologischer Reputation. Als öffentlichkeitswirksamer Vertreter der Kritischen Theorie bricht Jürgen Habermas nach seiner Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse weitgehend mit ihr (Habermas, 1975). Er richtet seine Aufmerksamkeit auf intersubjektive Kommunikationsprozesse, ausgehend von der Überzeugung, dass der Schlüssel zur sozialen und politischen Gerechtigkeit im prozedural gesicherten Diskurs und auf der Basis von menschlicher Rationalität und Einsicht (»zwangloser Zwang des besseren Arguments«) liegt. Die Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse scheitert aus dieser Perspektive aus mindestens zwei Gründen (Reich, 2009, S. 498): Die von Freud angestrebte Verbindung von naturwissenschaftlichen und hermeneutischen Erkenntnissen ist zum einen methodologisch schwer begründ- und sprachlogisch schwer nachvollziehbar (Reich, 2009, S. 498). Die Rationali-

tät und Verallgemeinerbarkeit der Erkenntnisse ist angesichts der hermeneutischen Methode der Psychoanalyse stark eingeschränkt: Diese stützt sich hermeneutisch auf die Erforschung der Biografie und auf narrative Aspekte. Zum anderen operiert sie mit der Analyse von Übertragungssituationen, die sich einer rationalistischen Durchdringung entziehen (Reich, 2009, S. 498). Das Verstehen von Übertragungsgefühlen in der Analyse setzt im individuellen Fall eine Empfindungs- und Erfahrungsreflexion voraus, bei der Selbstreflexion und methodisches Vorgehen aus einer ausschließlich vernünftigen, rationalen Perspektive nicht gesichert werden können.

Insgesamt kippte die Stimmung in der Öffentlichkeit in den 1980er Jahren in ein zunehmendes »Freud-Bashing« (Ermann, 2012, S. 14). Auch der Entfremdungsbegriff verlor nach seiner exzessiven Verwendung in den 1970er Jahren zunehmend an Prägnanz und Bedeutung.

Innerhalb der Psychoanalyse kam es mit den Erkenntnissen zur Säuglings- und Bindungsforschung zur sogenannten relationalen Wende (Altmeyer & Thomä, 2006). Das Konzept der Intersubjektivität stellte die Triebtheorie grundsätzlich in Frage. In der wissenschaftlichen Psychologie lösten die kognitive Verhaltenstherapie und aufstrebende neurowissenschaftliche Erklärungsmodelle die Tiefenpsychologie ab. Vor dem Hintergrund dieses weitreichenden Transitionsprozesses entwickelte Axel Honneth die Anerkennungstheorie. Auf der Basis des Soziologen G. H. Mead und des Psychoanalytikers D. W. Winnicott stellt er sich darin dem anspruchsvollen Projekt, eine psychoanalytische Theorie der Intersubjektivität als neue Grundlage der Kritischen Theorie darzulegen.[4]

Mein Anliegen, psychodynamische, empirische und philosophische Erkenntnisse mit Blick auf die Analyse von Phänomenen der digitalen Gesellschaft zu kombinieren, verorte ich im Folgenden in der Anerkennungstheorie Honneths (1994). Diese stellt den bislang letzten umfassenden Versuch dar, psychoanalytische Erkenntnisse systematisch in die Gesellschaftstheorie zu integrieren. Publiziert in den frühen 1990er Jahren, baut die Anerkennungstheorie sowohl auf der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie als auch auf der nach der Abkehr von der freudianischen Triebtheorie herausgebildeten intersubjektiven Wende auf.

2.2 Axel Honneths intersubjektivistische Subjekttheorie und die Rede von Sozialpathologien

Die Anerkennungstheorie von Honneth bildet den bisher umfassendsten Versuch, eine kritische Sozialtheorie auf intersubjektivistischer und entwicklungspsychologischer Basis zu begründen. Die Berücksichtigung sowohl der philosophischen wie auch der psychologischen Begrifflichkeit, die bei der Beschreibung der Phänomene *Selbstverwirklichung* und *Entfremdung* untrennbar verbunden sind, macht eine Stärke der Konzeption aus. Die Erscheinung von »Kampf um Anerkennung« (Honneth, 1994) bildete 1992 den Anfangspunkt einer bis heute von Honneth selbst und einem Kreis von akademischem

4 Für eine genauere Auseinandersetzung mit der historischen Interpretation der Psychoanalyse durch Vertreter und Generationen der Kritischen Theorie vgl. Whitebook, 2019, 32–47; A. Allen, 2020.

Nachwuchs weiterentwickelten interdisziplinären Forschung. Ausgehend von sozialen, rechtlichen und politischen Bedingungen der Anerkennung identifiziert Honneth Missachtungsverhältnisse und soziale Pathologien, die zur leidvollen Entsagung von Anerkennung und zum Verlust sozialer Freiheit beitragen. Sein Konzept der Sozialpathologien hat er hinsichtlich der ontologischen Grundannahmen revidiert (Honneth, 2014). Zur Stärke von Honneths Versuch, das Potenzial der Kritischen Theorie zu reaktivieren, gehört, dass er die Diskussion dieser epistemologischen Schwierigkeiten in seinen Ansatz integrieren will. So bietet er diverse Überbrückungen an, die in etwa die Verbindung der traditionell unrechtsorientierten Kritik mit finalen Vorstellungen in der Kritischen Theorie erlauben. Ebenfalls verbindet er die interdisziplinär abgestützte Subjekttheorie der intersubjektiven Anerkennung (auf der Ebene der Moralphilosophie) mit der politischen und institutionellen Ebene (politische Theorie), indem er sich am Ideal demokratischer Sittlichkeit und an deren Grundlage, der sozialen Freiheit, orientiert. Welche seiner Thesen sind für die vorliegende Auseinandersetzung relevant? – Im Hinblick auf mein Vorhaben, den Begriff der Dissoziation als Kriterium für eine Gesellschaftsanalyse einzuführen, interessieren insbesondere die Konzeption der Selbstverwirklichung und die Debatte um soziale Pathologien.

Um die Identifikation sozialer Pathologien nachzuvollziehen, hilft die Konsultation von Honneths Hauptwerken, einerseits seine Subjekttheorie in *Kampf um Anerkennung* (1994) und andererseits seine politische Theorie in *Recht der Freiheit* (RdF) (2011). »Anerkennung« und »Freiheit« sind die Grundkriterien, über welche Sozialpathologien bestimmt werden.

Honneths Konzeption der Anerkennung beruht auf der These, dass Selbstverwirklichung, Selbstachtung und soziale Wertschätzung des Subjekts (resultierend in der Fähigkeit zur gemeinschaftlichen Solidarität) auf eine intersubjektive Dynamik wechselseitiger Anerkennung angewiesen sind. Diese prägen sowohl die privaten, familiären als auch öffentlichen, sozial- und rechtspolitischen Gemeinschaften. Anerkennung definiert Honneth folgendermaßen:

> Wenn das Subjekt dadurch, daß es die sozialen Handlungsnormen des ›generalisierten Anderen‹ zu übernehmen lernt, zur Identität eines sozial akzeptierten Mitglieds seines Gemeinwesens gelangen soll, dann ist es sinnvoll, für dieses intersubjektive Verhältnis den Begriff der Anerkennung zu verwenden. (Honneth, 1994, S. 126)

Er unterscheidet in seinem Modell der Anerkennung drei (u.a. entwicklungspsychologisch unterschiedene) Formen der Anerkennung: Neben dem im familiären Raum erfahrenen intersubjektiven Anerkennungsverhältnis der »Liebe« (1), das ein Erlernen der Balance zwischen Selbstständigkeit und Bindung ermöglicht, definiert Honneth im historisch gewachsenen »Rechtsverhältnis« (2) zwischen den Bürgerinnen und Bürgern in der politischen Gesellschaft ein zweites Anerkennungsverhältnis, auf dem die dritte Form der »sozialen Wertschätzung« oder »Solidarität« (3) aufbaut (Honneth, 1994, S. 176f.). Die Anerkennungsfähigkeit des Subjekts hängt davon ab, ob ihm im Laufe der Entwicklung Anerkennungserfahrungen durch andere vermittelt wurden.

Die erworbene Anerkennungsfähigkeit, das Gegenüber als autonome und anerkennungswürdige Person zu respektieren und das eigene Bewusstsein so weit zu schulen,

dass die Abwägungen über die Betroffenheit des anderen und der politischen Gemeinschaft die eigenen Handlungen und Entscheidungen mitbeeinflussen (vgl. Begriff des *generalisierten Anderen* bei G. H. Mead, in Honneth, 1994, S. 114f.), korreliert mit der sozialen Akzeptanz des Individuums in der Gemeinschaft. In *Kampf der Anerkennung* führt Honneth soziale Spannungen und Konflikte primär darauf zurück, dass die Missachtung (als Gegenbegriff zur Anerkennung) des genuin menschlichen Bedürfnisses nach intersubjektiver Anerkennung die Durchsetzung von freiheitsverbürgenden Institutionen antreibt (Honneth, 1994, S. 108f.). Hinsichtlich der Auseinandersetzung mit sozialen Pathologien lässt sich festhalten, dass Honneth von Missachtungsverhältnissen, also von sozialem Leid, als Ursache des Anerkennungskampfes ausgeht.

Die Brücke von der entwicklungspsychologisch und soziologisch abgestützten Subjekttheorie der Anerkennung zu einer eigentlichen Gesellschaftstheorie schlägt Honneth im RdF. Er beschreibt darin die subjektive Reflexionsfähigkeit und -tätigkeit als wesentliche Freiheitsdimension des Einzelnen innerhalb der Gesellschaft. Sie liegt der ethischen Verantwortungsübernahme zugrunde, die wiederum durch Gesellschaftskritik angestoßen wird. In der Theorie von Honneth bildet die reflexive Freiheit die Grundlage der sozialen Freiheit, die als Ergebnis einer wechselseitigen Bezogenheit zwischen den Gesellschaftsmitgliedern entsteht. Das (Ideal-)Konzept der »sozialen Freiheit« ist als Form der institutionell gesicherten Freiheit definiert, welche die Erfahrung des »Bei-sich-sein-im-Anderen« erlaubt (Honneth, 2011, S. 85). Entsprechend wird soziale Freiheit im RdF als Pendant zur Liebe in der Anerkennungstheorie definiert, die dort als »Sein-selbst-sein-im-Fremden« bezeichnet wird (Honneth, 1994, S. 154). Soziale Freiheit entsteht als Ergebnis einer wechselseitigen Bezogenheit zwischen Subjekten, die sich der geteilten Anteilhabe und Verantwortung für den gemeinsamen sozialen und politischen Raum bewusst sind und dieser Bewusstheit über ihr Handeln und Verhalten im privaten und öffentlichen Raum Rechnung tragen. In dieser Einstellung ist dem Einzelnen der Ergänzungsbedarf seiner Ziele durch den Anderen bewusst, und er kann »das Gegenüber als Anderen seiner Selbst begreifen«[5].

Auf intersubjektiver Ebene zeigt sich soziale Freiheit über das Bewusstsein der reziproken Verflechtung und Verantwortung für den sozialen und politischen Raum und entsprechende Handlungsweisen. Im institutionellen Bereich obliegt es dem Staat und der Gesellschaft, soziale Freiheitsräume zu schaffen und zu sichern (für eine genauere Rekonstruktion vgl. Horn, 2018). Die soziale Freiheit ist Voraussetzung für »demokratische Sittlichkeit« (Honneth, 2011). Im RdF wird die Methode der historischen Rekonstruktion explizit als Praxis ausgezeichnet, welche die normativen und institutionellen Grundlagen der Gesellschaft aufzeigen kann. Honneth geht also davon aus, dass das Studium der historischen Entwicklung der demokratischen Institutionen und der gesellschaftlichen Veränderungsprozesse zur normativen Beurteilung gegenwärtiger Institutionen beigezogen werden sollte. Dabei geht er von einem emanzipatorischen Interesse des Subjekts aus, das sich durchzusetzen versucht, sofern die institutionellen Voraussetzungen nicht gegeben sind, was zum Leiden an Missachtungsverhältnissen oder Freiheitseinschränkungen führt. Er spricht dem Subjekt die Fähigkeit zur sozialen Vernunft

5 Zur Vereinbarkeit der Begrifflichkeiten in der Anerkennungstheorie und dem Recht der Freiheit vgl. Horn, 2018.

zu. Damit übernimmt er die These Hegels, dass ein Defizit an sozialer Vernunft zur Pathologie führt, und unterscheidet entsprechend zwischen pathologischen und intakten Verhältnissen innerhalb der Gesellschaft. Als normative Ermöglichungsbedingung eines guten Lebens muss jedes Subjekt eine gerechte Chance auf gelingende Selbstverwirklichung haben. Diese Chancengleichheit setzt die durch eine demokratische Gesellschaft ausreichend garantierte soziale Freiheit voraus. Geschichtlicher Fortschritt und Ethik werden als verknüpft gedacht, weshalb er eine ethische Praxis der kooperativen Selbstverwirklichung vertritt (Honneth, 2004).

Zugespitzt gilt hier die Prämisse, dass Reflexion und gesellschaftskritisches Denken zur ethischen Pflicht oder zumindest zur Verantwortungsübernahme des autonomen und anerkennungsfähigen Gesellschaftsmitglieds gehören. Diese Forderung ergänzt Honneths Kritik an einer seit Mitte der 70er Jahre zu einseitig geführten Ausrichtung des gesellschaftskritischen Denkens. Er bemängelt, dass Gesellschaftskritik sich seither primär darauf beschränkt, die normative Ordnung von Gesellschaften an der Erfüllung bestimmter Gerechtigkeitsprinzipien zu messen. Dabei sei aus dem Blick geraten, dass Gesellschaften auch in anderer Weise als durch die Verletzung von Gerechtigkeitsprinzipien normativ scheitern können. Für diese Form der Verfehlungen hält er am Begriff der Sozialpathologien fest (Honneth, 2005, S. 106–107). Ein Vorteil des Begriffs der sozialen Pathologien ist es entsprechend, dass problematisch erlebte Phänomene, die den »Nexus zwischen Psychologie und Politik« betreffen, adressiert werden können (Honneth, 2014).

In der Tradition der Kritischen Theorie werden Sozialpathologien unter Begriffen wie Verdinglichung oder Entfremdung abgehandelt. Auch den von Georg Lukács geprägten Begriff der *Verdinglichung* deutet Honneth relational:

> Gegenüber anderen Menschen meint Verdinglichung, deren vorgängige Anerkennung aus dem Blick zu verlieren, gegenüber der objektiven Welt bedeutet Verdinglichung hingegen, die Vielfalt ihrer Bedeutsamkeiten für jene vorgängig anerkannten Anderen aus dem Blick zu verlieren. (Honneth, 2005, S. 78)

Neben der intersubjektiven und der objektiven Relation ist auch eine (Selbst-)Verdinglichung in der Selbstbeziehung möglich (vgl. 5.1.2).

Diese Einführung in Honneths Theorie leitet über zur Idee, dass zivilisatorische Verbesserungen auch mit Verlusten einhergehen, die sich in sogenannten Entfremdungserfahrungen oder »Zivilisationskrankheiten« manifestieren. Diese Beeinträchtigungen können sich auf der Subjektebene symptomatisch durch psychisches Leiden, Persönlichkeitsanpassungen oder Identitätsschwierigkeiten zeigen. Soziale Pathologien als Pathologien, die sich auf der relationalen Ebene abspielen, d.h. auf der Ebene der Beziehung zu einer Gemeinschaft, auf der Ebene zwischenmenschlicher Beziehungen oder auf der Ebene der Selbstbeziehung des Subjekts, werden von Honneth als relevant für Gesellschaftsentwicklung und Politik eingestuft. Die Analyse dieser Phänomene lässt sich über den politphilosophischen Gerechtigkeitsdiskurs jedoch nicht befriedigend durchführen. Der Begriff der sozialen Pathologien dient entsprechend als Pendant einer politikphilosophischen Kategorie, die Beziehungen und sozialpsychologische Prozesse in den Fokus der Gesellschaftskritik rückt. Um die Genese dieser sozialen Beeinträchtigungen zu

verstehen, werden mögliche Verbindungen zu sozialen, wirtschaftlichen oder technischen Entwicklungen im Kollektiv untersucht. Wenn beispielsweise Kritik an der Digitalisierung ausgeübt wird, dann müssen zusätzlich zu Verteilungs- und Gerechtigkeitsfragen die Fragen nach den Auswirkungen der Digitalisierung auf das Selbstverständnis der Person, die intersubjektiven Beziehungen und auf das veränderte Weltverhältnis des Subjekts gestellt werden.

Wie aber lassen sich soziale Pathologien identifizieren? – Wie Honneth aufzeigt, braucht es für die Identifikation einer sozialen Pathologie mehr als die Feststellung eines gehäuften Auftretens bestimmter individueller Pathologien durch Psychiater oder Forschende. Mitscherlich und Freud, die er hinsichtlich der historischen Auseinandersetzung mit sozialen Pathologien als Referenzdenker hervorhebt, hätten diese Komplexität unterschätzt:

> Der Zusammenhang zwischen den medizinischen Diagnosen individueller Erkrankungen der Psyche und dem Befund gesellschaftlicher ›Krankheiten‹ ist viel lockerer, als Freud und Mitscherlich es wahrhaben wollten. Die Ärzte und Therapeuten können sich täuschen, und die Individuen müssen nicht zwangsläufig unter den Pathologien leiden, die sich an ihrem gesellschaftlichen Umfeld hypothetisch erkunden lassen. (Honneth, 2014, S. 49)

Demgegenüber übernimmt Honneth die These, dass soziale Pathologien nicht notwendigerweise bei den individuellen Mitgliedern vorliegen, sondern an der Gesellschaft selbst identifizierbar sein müssen. Zwischen Individuum und Gesellschaft besteht eine ontologische Differenz (Honneth, 2014, S. 49). Für die Diagnose sozialer Pathologien muss nachweisbar sein, dass die gesellschaftlichen Voraussetzungen zu »Anfälligkeiten oder Funktionsstörungen an der Nahtstelle von Individuation und gesellschaftlicher Integration« führen. Wenn die »Prozesse der individuellen Vergesellschaftung« dazu führen, dass sich die Einzelnen nicht mehr als aktiv mitwirkende und aufeinander bezogene Mitglieder der Gesellschaft begreifen können«, rechtfertigt dies die Rede von einer sozialen Krankheit (Honneth, 2014, S. 50).

Honneth studiert soziale Pathologien bevorzugt über die Gegenwartsliteratur. Beispielsweise benennt er als Pathologie der westlichen-demokratischen Gesellschaft die Strapazierung der rechtlichen Freiheit u.a. am Muster des »Michael Kohlhaas« von Kleist (Honneth, 2011, S. 159). Wenn das Subjekt zu sehr mit seiner Rolle als Rechtsperson identifiziert ist, führt dies zu einem rechtskategorialen Denken, das die anderen Menschen auf Akteure mit strategischen Zielen reduzieren muss. Weil im Rechtskontext immer bereits zwischen legitim und falsch unterschieden ist, erübrigt sich durch den Bezug auf ein subjektives Recht auch die diskursive Erörterung von konfligierenden Gründen und es kommt zu einem Kommunikationsabbruch (Horn, 2018, S. 24).

> Die rechtliche Freiheit muss jedoch durch wechselseitige Normen der Anerkennung reguliert werden, um dadurch ein legitimes Handlungssystem der Gesellschaft zu sein, dass es die intersubjektive Freiheit ihrer Mitglieder befördert. (Honneth, 2011, S. 154)

Mit Referenz zu Henry James' »Daisy Miller« oder Philip Roths »When she was good« beschreibt Honneth als Sozialpathologie der moralischen Freiheit einen rigiden Moralismus, der sich im Persönlichkeitstyp des unverbundenen Moralisten oder im moralisch begründeten Moralismus zeige (Honneth, 2011, S. 206f.). Er sieht die Idee der moralischen Autonomie als missverstanden, wenn sie »im Sinne einer Aufforderung eines unbedingten, sozial unvermittelten Standpunkts der Moralität begriffen wird« (Honneth, 2011, S. 213):

> Ein derartiges Subjekt definiert das für sein Leben Belangvolle und Gute ausschließlich in Begriffen des moralisch Richtigen; weil es sich nämlich nicht mehr gestattet, aus der Perspektive eines bereits vorgängig gegenüber Anderen verpflichteten Aktors zu urteilen und zu handeln, muss es jedes Gespür dafür verlieren, welcher Wert sozialen Beziehungen und Bindungen für das Ganze eines Lebens zukommt. (Honneth, 2011, S. 211)

Die Ursache dieser Pathologien der moralischen Freiheit sieht Honneth in einer Deutung der individuellen Freiheit einerseits, in deren kultureller Institutionalisierung andererseits, welche die anerkennungsgestützte Perspektivenübernahme und eine Orientierung am Allgemeinheitsbezug (kategorischen Imperativ) vorwegnimmt. Die Identifikation der sozialen Pathologien orientiert sich auch im RdF an den Anerkennungsbegriffen: Wenn Selbstverwirklichung, Selbstachtung, moralische Selbstgesetzgebung und soziale Wertschätzung beeinträchtigt werden, dann sind dies mögliche Indikatoren für institutionelle Missachtungen oder Missstände.

Im Folgenden wird zunächst die Kritik an der Anerkennungstheorie und insbesondere an deren Begriff der Sozialpathologien besprochen. Danach wird die inhaltliche Transformation der psychoanalytischen Theorie im Kontext der intersubjektiven Wende diskutiert. Der Einfluss der Transformation auf die Kritische Theorie wird beleuchtet, um davon ausgehend auf spezifische Vorschläge zur Weiterentwicklung der Anerkennungstheorie einzugehen. Letztere stammen insbesondere aus der feministischen Philosophie und aus der relationalen Psychoanalyse.

2.3 Kritik am Begriff der Sozialpathologien

Eine systematische Aufarbeitung der Kritik am Begriff der Sozialpathologien ist Laitinen, Särkelä und Ikähaimo zu verdanken. Sie diskutieren die theoretischen Einwände an Honneths Theorien und arbeiten darauf hin, das Konzept der Sozialpathologien zu rehabilitieren (Laitinen et al., 2015). Dazu unterschieden sie drei verschiedene Lesarten des Konzepts: Eine erste fokussiert auf die strukturellen Aspekte sozialer Pathologien, ohne die medizinischen, biologischen oder organischen Voraussetzungen zentral zu behandeln. Eine zweite Lesart stützt sich auf die naturalistische Annahme der Gesellschaft als eines erkrankten Organismus. Die dritte und meines Erachtens anschlussfähigste Lesart sieht Sozialpathologien als reproduktive Störungen im gesellschaftlichen Leben (Laitinen et al., 2015, S. 9f.). Ausgegangen wird hier von einer prozessorientierten Gesellschaftsbetrachtung, die einerseits störungsorientiert ist, sich andererseits an der

Vorstellung einer »gesunden«, d.h. anerkennungsfähigen Person und ihren Beziehungen zum Gegenüber und zur Welt orientiert.

Gegenüber dem Konzept der Sozialpathologien existieren einige generelle Vorbehalte. Während es im Alltagsgebrauch wenig kontrovers ist, von gesunden und krankhaften Entwicklungen der Gesellschaft zu sprechen, wird in der Philosophie von potenziell wertenden oder stigmatisierenden Pathologisierungen Abstand genommen. Die Rede von »Entartung« und die »Säuberungen« im NS-Deutschland liefern ein abschreckendes Beispiel der Übertragung des Krankheitsbegriffs auf ein Kollektiv. Abgesehen von dieser historischen Last ist die inhaltliche Bestimmung des Begriffs sozialer Pathologien schwierig, weil der Übergang zwischen individuellen und gesellschaftlichen Pathologien komplex ist (Honneth, 2014, S. 45–46). Die Vorstellung krankhafter Entwicklungen geht zudem mit bestimmten Vorstellungen der Gesundheit sowie mit der Implikation von Therapievorschlägen einher. Insbesondere Adorno erklärte Letztere zu einem No-Go des negativen kritischen Denkens. Die gegenwärtigen Vertreter des Begriffs sozialer Pathologien durchbrechen zunehmend dieses Tabu und definieren die Diagnose und Therapie sozialer Pathologien als Ziel der Sozialphilosophie (Laitinen & Särkelä, 2019b, S. 80). Trotz der unterschiedlichen Kritik lebt gerade die Debatte um den Begriff der sozialen Pathologien wieder auf (Freyenhagen, 2015, 2018; Honneth, 2014; Laitinen & Särkelä, 2019b, 2019a). Dies liegt auch daran, dass Honneth das Konzept nach wie vor weiterentwickelt und die entsprechende Debatte befördert (Honneth, 2014).

Die zweite Lesart des Begriffs, also die Metapher der Gesellschaft als Organismus, welche die ontologische Grundlage zur Ableitung von Sozialpathologien darstellt, ist kritikanfällig. Als Vorstellungsbild betrachtet, welches die Identifikation von Sozialpathologien ermöglicht, setzt die Organismus-Metapher in der Interpretation von Honneth als gemeinsames normatives Ziel die Selbstrealisierung der Einzelnen in der Gesellschaft voraus. Die Bedeutung des Zwischenmenschlichen und Sozialen für die individuelle Selbstverwirklichung und eine funktionierende Kooperation in der Gesellschaft werden als zentrale *conditio humana* gesetzt. Diese These existiert zwar seit den Anfängen der Philosophie (Aristoteles bezeichnete den Menschen als *zoon echon logon politikon*, als sprachbegabtes und rationales Lebewesen in der Polis-Gemeinschaft). Sie bleibt jedoch ontologisch mit Grundproblemen der philosophischen Anthropologie behaftet. In Anlehnung an Thies sei hier die Diskussion über die Rolle der Vernunft (*animal rationale* vs. *animal emotionale*) oder die Frage, ob Menschen eher kooperierende oder konkurrierende, eher moralische oder amoralische Wesen sind, genannt (Thies, 2018, S. 76). Daher wird der Begriff der Selbstverwirklichung (und ein entsprechendes personales Menschenbild, ohne das die Anerkennungstheorie undenkbar ist) in der zeitgenössischen Philosophie aufgrund seiner essentialistischen Implikationen möglichst vermieden.

Auch aus den eingangs erwähnten kulturrelativistischen Gründen ist Honneths Organismus-Metapher als normatives Leitbild umstritten: In kollektivistischen Kulturen tritt beispielsweise die Realisierung des individuellen Wohls hinter dem Gesamtziel zurück. Der historisch wiederholt gescheiterte Ausgang von der Idee eines (statistisch erhobenen) Durchschnittsmenschen betrifft auch den Ausgang von einem allgemeinen Begriff der Gesellschaft (Rose, 2017). Der Soziologe Ehrenberg bezeichnet deshalb als entscheidenden Punkt zur Klärung von Forschungsfragen nach dem Einfluss des so-

zialen und moralischen Kontextes einer Gesellschaft auf die Psychopathologie, dass der Mensch nicht einfach »*in* Gesellschaft« lebt, »sondern in *einer besonderen* Gesellschaft, die ein konkretes und bedeutsames Ganzes bildet, in dessen Schoß er sich sozialisiert, während er sich gleichzeitig personalisiert« (Ehrenberg & Schröder, 2012, S. 29). Honneth ist sich des Einwands des Eurozentrismus seiner Kritischen Theorie bewusst und bezieht den geografischen Anwendungsbereich seiner politischen Theorie auf den westlich-demokratischen Raum.

Abgesehen von diesen Einwänden kann auch von positivistisch-szientistischer bzw. technischer Seite auf den Begründungsbedarf der Anerkennungstheorie hingewiesen werden: Vertreter der neurologischen Computertechnologie gehen davon aus, dass spezifische menschliche Fähigkeiten je länger desto mehr durch Maschinen simuliert werden können und dass entsprechend die Grenzen zwischen Mensch und Maschine, folglich auch zwischen sozialer und technologisch gestützter Interaktion verschwinden werden (Pfändler & Sedlmaier, 2019). Anerkennung, soziale Freiheit und individuelle Selbstverwirklichung, so könnte man schließen, sind nicht mehr auf zwischenmenschliche Interaktionen angewiesen, sondern können durch entsprechende Interaktionen mit Maschinen ersetzt werden. Subjekttheorien, welche die Bedeutung relationaler, zwischenmenschlicher Interaktion gewichten, werden aus dieser Sicht begründungspflichtig.

Positionen, die den dargelegten Begründungsbedarf vernachlässigen, haben innerhalb der akademischen Philosophie keinen einfachen Stand. Dies betrifft die aktuelle Kritische Theorie im Allgemeinen, einige prominente Autoren im Speziellen. Ein Beispiel ist Hartmut Rosa (2016a und b), der die Veränderung von Selbst- und Weltbeziehung anhand von Begriffen wie *Resonanzverlust*, *Beschleunigung* oder *Unverfügbarkeit* beschreibt. Die soziologischen Analysen identifizieren strukturelle und dynamische Ursachen von Entfremdung, Beschleunigung und Resonanzverlust. Der zeitkritische Gehalt der Studien stößt auf große Resonanz u.a. in der Öffentlichkeit. Mit einer gelassenen Selbstverständlichkeit bezieht Rosa sich auch auf aktuelle psychoanalytische Studien u.a. von Vera King oder Benigna Gerisch. Gleichzeitig lassen sich die gewählten Begrifflichkeiten der Theorie (z.B. Resonanz) aus szientistischer Sicht kaum übersetzen, was z.B. in Sackgassen terminologischer Kritik führt und wodurch die inhaltliche Aussagekraft des Ansatzes überblendet wird. Wie lassen sich solche geistes- und sozialwissenschaftlichen Analysen, die das aktuelle szientistische Selbstverständnis akademischer Philosophie erweitern und offen sind für psychodynamische Erklärungsmodelle, stärker legitimieren und in den Dialog bringen?

Um sich einer Antwort auf diese Frage anzunähern, müssen wir zunächst nachzeichnen, welche Auswirkungen die intersubjektive Wende nicht nur auf das Selbstverständnis und die Glaubwürdigkeit der Kritischen Theorie, sondern auch auf die Theorie der Psychoanalyse hatte. Im Anschluss daran werden aktuelle psychodynamische Ansätze zur Weiterentwicklung der Anerkennungstheorie diskutiert, die ihre Kenntnisse verstärkt aus erfahrungswissenschaftlicher und sozialpsychologischer Sicht begründen, ohne jedoch den Bezug zur philosophischen Theorie aufzugeben.

2.4 Abschied der Kritischen Theorie von der psychoanalytischen Subjekttheorie

Die freudianische Psychoanalyse geht von einer universalen Struktur der menschlichen Psyche aus. Das menschliche Verhalten gilt als überwiegend irrational gesteuert; unser Denken, Fühlen und Wollen unterliegt unbewussten innerpsychischen Vorgängen. Die entscheidende Grundannahme im Menschenbild von Freud besteht darin, dass der Mensch durch biophysische Triebe (z.B. Sicherheits-, Aggressions-, Bindungs-, Nahrungs- oder Sexualitätstrieb) gesteuert ist. Das Bedürfnis nach Triebbefriedigung ist gegenüber dem Interesse an den Mitmenschen vorrangig (Hug, 1992, S. 20, 30). Die misslungene Bewältigung von Triebkonflikten gilt als Ursache von neurotischen Erkrankungen. Die Theorie von Freud geht in ihrem Anspruch jedoch über die Erklärung des individuellen Verhaltens hinaus. Er macht sein psychoanalytisches Modell zur Grundlage einer Kulturkritik. Es wird angewandt, um gesellschaftliche Dynamiken, Massenphänomene, historische und kulturelle Entwicklungen, aber auch »ethische Gebräuche und Sitten, Institutionen und Weltanschauungen« zu erklären (Hug, 1992, S. 20).

Die Entwicklung der Psychoanalyse in Richtung Intersubjektivität seit den 1940er Jahren kann anhand von zwei Paradigmenwechseln beschrieben werden. In der Gründerzeit und den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts dominiert das *intrapsychische* Paradigma die psychoanalytische Theorie. Innerseelische Phänomene und Prozesse gelten als Dreh- und Angelpunkt der Forschung. Ziel ist die möglichst objektive Außenbetrachtung und Behandlung des Patienten, vornehmlich orientiert an der psychoanalytischen Triebtheorie. Wie erwähnt gewinnt Mitte des 20. Jahrhunderts die psychoanalytische Säuglingsforschung u.a. vertreten durch René Spitz (1987) und Donald Winnicott (2006), an Bedeutung. Mit der verstärkten Gewichtung der frühen Mutter-Kind-Interaktion kommt es zu einem tiefgreifenden Wandel im psychoanalytischen Verständnis. Der Fokus verschiebt sich zu den frühen Beziehungserfahrungen, zur Mutter-Kind-Dyade und der Triangulierung in der Elternbeziehung: Auf das intrapsychische folgt das *Beziehungsparadigma*. Die Interaktion wird damit zum entscheidenden Bezugspunkt für das Verständnis innerseelischer Prozesse.

Als eigentliche »intersubjektive Wende« (*relational turn*) wird der Wechsel vom Beziehungsparadigma zum *Paradigma der Bezogenheit* bezeichnet. Die psychische Struktur verändert sich gemäß diesem Paradigma nicht allein durch die Verinnerlichung von Beziehungen, sondern sie wird insbesondere über die gemeinsame, intersubjektive Konstruktion im Beziehungsfeld ausgeformt (Ermann, 2014, S. 12). Bezogenheit meint den gemeinsamen Zustand, »die psychische Matrix, aus der sich intrapsychische Triebe, Ich und extrapsychisches Objekt heraus differenzieren« (Hans Loewald, 1977, zitiert in: Ermann, 2014, S. 13). Als Kernaussage des Intersubjektivismus gilt die These, dass »menschliche Entwicklung und menschliches Verhalten nur im Kontext der Bezogenheit verstanden und verändert werden können« (Ermann, 2014, S. 15).

Der Begriff der Intersubjektivität wurde in den 1990er Jahren in den USA entwickelt und hat sich seither in den meisten Schulen der Psychoanalyse als »fester Bestandteil des psychoanalytischen Denkens« durchgesetzt (Ermann, 2014, S. 11). Im Kontext der intersubjektiven Wende hat sich die *relationale Psychoanalyse* entwickelt. Steven Mit-

chell und J. Greenberg führten den Begriff der *relationalen Psychoanalyse* ursprünglich als Schirmbegriff (*umbrella term*) ein, worunter verschiedene Schulen der postfreudianischen Psychoanalyse (Objektbeziehungstheorie, interpersonale Psychoanalyse, psychoanalytische Anerkennungstheorie nach Jessica Benjamin) gefasst wurden (Barsness, o.J.). Bereits 1986, drei Jahre nach der Einführung des Begriffs, verwendete Mitchell »relationale Psychoanalyse« jedoch als Bezeichnung für seinen spezifischen relationalen Ansatz.[6] Dies führte zu einer uneindeutigen Begrifflichkeit. Wenn im Folgenden von der *relationalen Psychoanalyse* die Rede ist, beziehe ich mich vornehmlich auf den Schirmbegriff nach Mitchell und Greenberg (Kap. 2.5). Spezifischer werde ich dann insbesondere auf den relationalen Ansatz von Benjamin eingehen (Kap. 2.6.4).

Das Grundtheorem der relationalen Psychoanalyse besteht in der Annahme, dass Menschen mit einem ursprünglichen Bedürfnis nach Beziehung und Kommunikation mit anderen Menschen geboren werden. Die bis dahin gängigen triebtheoretischen Erklärungen des menschlichen Verhaltens und die damit zusammenhängenden Vorstellungen von der Funktionslogik innerer, psychodynamischer Motive und Prozesse werden in der relationalen Psychoanalyse problematisiert. Nicht mehr die Triebabwehr, sondern die Abwehr von sowie das Agieren und Reagieren gegenüber Veränderungen inter- und intrapsychischer Beziehungen und Beziehungsmuster werden als Ursache des psychischen Lebens und Erlebens betrachtet (Altmeyer & Thomä, 2006). Der reale Andere wird nicht mehr nur als »außenstehender Beobachter« und »Objekt der Triebbefriedigung« aufgefasst, sondern als aktiver Teilnehmer und Mitgestalter von Beziehung (Ermann, 2014, S. 9).

> Intersubjektivität beschreibt den Zustand der Bezogenheit zwischen (lat.: *inter*) Subjekten und das Ergebnis der Prozesse, die daran beteiligt sind. Unter dem Paradigma der Intersubjektivität rückt das Gemeinsame zwischen Menschen in das Zentrum der Betrachtung. Bildhaft kann man das Gemeinsame in einem imaginären Zwischenraum zwischen den Beteiligten ansiedeln und von einem intersubjektiven Feld sprechen. (Ermann, 2014, S. 11)

Während die kritischen Analysen der äußeren Verhältnisse im Kontext der intersubjektiven Wende Bestand haben, verliert die Kritische Theorie mit der freudianischen Triebtheorie einen Teil ihres Menschenbildes. Es mangelt ihr damit an einem Konzept der Person und an einem Modell, das die Beurteilung von Entfremdungserscheinungen im Verhältnis zu funktionalen (»gesunden« oder (normal-)«neurotischen«) psychischen Mechanismen erlaubt. Zwar geht die Psychoanalyse grundsätzlich von einem gestörten Menschen als Norm aus, gerade diese negative Definition impliziert jedoch auch Referenzvorstellungen eines Zustandes, der diese mentalen Störungsverhältnisse überwinden oder integrieren kann.

Die Integration der relationalen Psychoanalyse als Grundlage der Kritischen Theorie wurde breit debattiert (Altmeyer & Thomä, 2006), sie bleibt aber bis anhin nur teilweise

6 Mitchell vertritt in seiner »relationalen Psychoanalyse« eine Mischung aus der britischen Objektbeziehungstheorie nach W. R. D. Fairbairn und der interpersonalen Psychoanalyse nach H. S. Sullivan und C. Thompson. Er verbindet diese Ansätze mit Standpunkten aus den Gender Studies, der Queer Studies, des Feminismus und der soziokulturellen Politikanalyse.

vollzogen. Das liegt einerseits an unabgeschlossenen psychoanalytischen Kontroversen, andererseits daran, dass die theoretische »Revision« umfassend und aufwendig ist. Sofern die subjekttheoretische Ausgangsfrage, wie Bernfeld sie beispielsweise für die Kritische Theorie formuliert: »Wie sind die psychischen Mechanismen beschaffen, mittels derer in den Köpfen der lebenden und wirtschaftenden Menschen gegebene Produktionsverhältnisse die ihnen entsprechenden Ideologien erzeugen?« (Dammer, 2015, S. 95), weiterhin als Anliegen der Kritischen Theorie behandelt werden soll, muss der Anschluss an die intersubjektive Theorie aufgeholt werden.

Wie setzten zeitgenössische Vertreterinnen der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule ihr Denken ins Verhältnis zur uneindeutig gewordenen psychoanalytischen Theorie? Die Debatte über die Bedeutung der Psychodynamik für die Kritische Theorie nach der intersubjektiven Wende ist bis heute maßgeblich durch das Werk von Honneth geprägt. In einem Ausblick, der mit der Kritik der Entfremdungskonzeptionen in Kapitel 5 vertieft werden wird, lassen sich davon ausgehend exemplarisch drei philosophische Anschlussversuche im Umgang mit dem »Verlust der Subjekttheorie« benennen:

1. Robin Celikates entwickelt Honneths Position weiter und betont insbesondere das *autonomie- und rationalitätsbefördernde Potenzial der Psychoanalyse*. Honneth und Celikates erachten als Ziel sowohl der Psychoanalyse als auch der Kritischen Theorie die Reaktivierung und Mobilisierung des rationalen Vermögens. Bei Honneth ist die soziale Vernunft der Schlüssel zur Überwindung von Sozialpathologien, bei Celikates steht die Förderung der Autonomie, also einer selbstbestimmten, kritischen und selbstreflexiven Lebensweise im Zentrum (A. Allen, 2020, Kap. 5; Honneth, 2004; Celikates, 2009).

2. Rahel Jaeggi bleibt mit ihrer *Entfremdungskonzeption als »Beziehung der Beziehungslosigkeit«* der Gewichtung des Intersubjektiven treu, distanziert sich jedoch am deutlichsten von essentialistischen Grundannahmen der Anerkennungstheorie (Jaeggi, 2006). Der Wert der Psychoanalyse als praktischer Disziplin wird attestiert, ihre theoretischen Annahmen werden jedoch ausgeklammert. Mit der breit akzeptierten Definition von Entfremdung als »Beziehung der Beziehungslosigkeit« zeichnet sich zwar eine mögliche Bezugnahme auf relationale psychodynamische Annahmen ab. Jaeggis Ziel ist dies jedoch nicht. Sie zeigt auf, dass Entfremdungskritik »nicht-essentialistisch« verfahren kann und dennoch »nicht beliebig« werden muss (Jaeggi, 2006, S. 185).

3. Hartmut Rosa hat u.a. mit der *Resonanz-Theorie* einen kritisch-theoretischen Ansatz mit eigener Begrifflichkeit entwickelt, der inhaltlich mit dem Modell der Anerkennungstheorie einerseits weitgehend kompatibel ist (Rosa, 2016b). Er bleibt damit andererseits bewusst stärker der Gegenwartsanalyse und Kritik verpflichtet als dem philosophisch-theoretischen Begründungsanspruch. Mit seiner ausgeprägten Gewichtung der interdisziplinären Kooperation integriert er aktuelle, evidenzbasierte psychodynamische und psychologische Forschungsprojekte als Grundbaustein seiner Kritischen Theorie. Er beschreibt zeitgenössische Entfremdungsphänomene wie Beschleunigung, Unverfügbarkeit und Resonanzverlust phänomenologisch und soziologisch. Sein Bezug zu den Auswirkungen aktueller Entfremdungserscheinungen auf die Selbst- und Weltbeziehungen bevorzugt allerdings keine bestimmte psychodynamische Theorie. Psychodynamische Erkenntnisse integriert er in seine soziologischen Studien mehrheitlich dadurch, dass er aktuelle empirisch-psychodynamische Studien aufnimmt, wie sie

z.B. von der Psychoanalytikerin Vera King zur Nutzung sozialer Medien durchgeführt werden (King et al., 2021).

Mit dem Verlust einer anschlussfähigen psychodynamisch gestützten Subjekttheorie geht die große Frage einher, wie das Konzept der Person oder des Selbst einerseits aus psychodynamischer, andererseits aus philosophischer Sicht sinnvoll konzipiert werden soll. Der Selbstbegriff der Anerkennungstheorie ist nicht nur ein psychodynamisch und sozialpsychologisch informierter Begriff, sondern einer, der sich auf philosophische Annahmen stützt. Er entspricht einem Mischkonzept aus konstruktivistischen und essentialistischen Annahmen. Einige philosophische Annahmen, die Honneths Anerkennungstheorie zugrunde liegen, werden ausgehend vom aktuellen Wissenschaftsverständnis als unhaltbar kritisiert, insbesondere die Annahme einer historisch wirksamen Vernunft (im Sinne eines sich »objektivierenden Weltgeistes«), die von Horkheimer, Marx, Habermas bis Honneth geteilt wird. Im Wissen darum, dass die Realisierung der menschlichen Vernunft nie erreicht werden kann, wird diese als Ideal in der Kritischen Theorie aufrechterhalten. Die Konzeption der Anerkennung, die Idee einer »Selbst«-Verwirklichung und der Begriff der sozialen Freiheit werden unter anderem aufgrund des Festhaltens an dieser Grundannahme als essentialistisch kritisiert. Diese Kritik verstärkt sich insbesondere auch mit Blick auf die Selbstmodelle, die sich im Kontext der Debatte um die »postmodernen Identitäten« (Jaeggi, 2006, S. 226) durchgesetzt haben. Diese sind geprägt von Annahmen der Multiplizität des Selbst, sie entsprechen Netzwerkmodellen des Selbst auf der Basis von Annahmen zu plastischen neurologischen Funktionsweisen. Grundsätzlich lassen sich in der postmodernen psychodynamischen Theorie zwei »praxisnahe, aber sich selbst widersprechende Theorien des Selbst« unterscheiden (Peichl, 2013, S. 200). Die erste Position sieht das Selbst als Inhalt der Lebenserfahrung, bei dem das Selbsterleben sich kontinuierlich verändert:

> Das Selbst ist relational, multipel und nicht einheitlich – das ist die Position der Objektbeziehungs- und interpersonalen Theorie. Danach ist der Geist von verschiedenen Selbsten und Objekten, die miteinander in Interaktion stehen, besiedelt, was sich in unterschiedlichen Selbstgefühlen und Arten des Seins zu unterschiedlichen Kontextbedingungen äußert – das Selbsterleben ist in ständiger Veränderung begriffen. (Peichl, 2013, S. 200)

Verwendet wird zur Beschreibung dieser Position beispielsweise auch die Metapher der »kaleidoskopischen« (Peichl, 2013, S. 200) Selbsttätigkeit, bei der sich innere Anteile mit teilweise unterschiedlicher Agenda im Austausch mit der sozialen Welt assoziativ und dissoziativ stetig neu gruppieren. Die zweite Position sieht das Selbst als Beobachter und Kern der Selbsterfahrung. Im Zentrum stehen das Kohärenzerleben und die Fähigkeit, die inneren Anteile im Kontext der sozialen Welt in ein funktionales Zusammenspiel zu bringen:

> Das Selbst ist unabhängig und ganzheitlich (integral), das ist die Sicht der selbstpsychologischen Theorien (Kohut). […] Das Selbst steht für eine Kontinuität im Erleben, eine selbst-reflexive Funktion, die von einem subjektiven Zustand zum anderen mit sich identisch bleibt. Hier wird das Wort »Selbst« für den Teil gebraucht, der diese Er-

> fahrungen mit den verschiedenen Inhalten macht – […] also den Inhalt erfährt. (Peichl, 2013, S. 200–201)

Mit dem Anliegen, der Kontroverse um das psychodynamische Selbst zu entweichen und ein gangbares philosophisches Konzept des Selbst zu bewahren, setzt Rahel Jaeggi vor dem Hintergrund dieser Kritik in ihrer Konzeption einerseits die Honneth'sche Annahme einer historisch wirksamen Vernunft nicht mehr voraus, sondern lediglich die Annahme, dass der Mensch ein soziales Wesen mit Freiheitsansprüchen ist. Sie lehnt jedoch auch die postmodernen Modelle des multiplen Selbst ab und argumentiert, dass »jedes plausible Selbstkonzept auf die Annahme einer näher zu bestimmenden ›Einheit‹ und ›Authentizität‹ handlungsmächtiger Akteure angewiesen ist« (Jaeggi, 2006, S. 226). Im Gegensatz zu einer aristotelischen Autorin wie Martha Nussbaum, die mit ihrem offen essentialistischen Fähigkeiten-Ansatz (Nussbaum, 2013, Kap. III) ein klares Bekenntnis zu einer bestimmten Konzeption des Menschen übermittelt, nimmt Jaeggi (im Einklang mit aktuellen klinisch-psychologischen Selbstmodellen) jedoch Abstand von der Idee eines Kernselbst. Sie propagiert demgegenüber ein *Aneignungsmodell des Selbst* (Jaeggi, 2006, S. 216). Als Metapher verwendet sie dafür das Bild eines »Zwiebelmodells«, bei dem auf dem Weg zum Inneren einzelne Schichten freigelegt werden können, ein eigentlicher Kern jedoch nicht vorhanden ist. Das Aneignungsmodell versteht das Selbst nicht als »Eines«, sondern als ein »Selbst in Veränderung«, das sich in der fortwährenden Lebenserfahrung laufend konstituiert (Jaeggi, 2006, S. 228). Im lebensweltlichen Ringen zwischen Authentizität und Selbstentfremdung spielen die rationalitätsbasierte Selbstreflexion, Selbstbestimmung und Selbstverantwortung des Subjekts eine entscheidende Rolle. Demgegenüber werden die psychologischen, irrationalen Seiten der menschlichen Existenz bei Jaeggi mehrheitlich ausgeklammert (Celikates, 2009; Jaeggi, 2006). Während die rationalistische Ausrichtung dieses philosophischen Selbstmodells in Kapitel 3, wo es um das personale Menschenbild geht, nochmals aufgenommen wird, ist es wichtig, an dieser Stelle festzuhalten, dass die Annahme des Selbst in der Entfremdungstheorie von Jaeggi – nicht als ontologische, aber als epistemische Voraussetzung für die subjektive Selbst- und Weltaneignung – beibehalten wird. Trotz der Abstandnahme von einer substanziellen Definition des Selbst hält Jaeggi also daran fest, dass die Vorstellung eines konsistenten Selbstbezugs kontraintuitiv wäre:

> Der Bezugspunkt eines einheitsstiftenden Selbst, das sich die Vielfalt seiner möglichen Rollen und Aspekte, aber auch seiner Einstellungen und Wünsche aneignet und einander widerstreitende Erfahrungen verarbeitet und integriert, lässt sich schadlos nicht aufgeben. (Jaeggi, 2006, S. 228)

Die Weiterentwicklung des kritisch-theoretischen Selbstbegriffs nach Jaeggi konvergiert weitgehend mit dem zeitgenössischen Selbstbegriff in der Psychodynamik, der das Selbst mehrheitlich aus der Perspektive des Erlebens bzw. des Selbsterlebens begreift (Position 2). Das Gefühl der Kohärenz und Kontinuität der eigenen Person wird als entscheidende Entwicklungsvoraussetzung gewertet, das Selbstgefühl als »psychischer Ort« beschrieben, an dem Konstitution, Zeitgefühl, Lebens- und Beziehungserfahrungen sich verdichten. Zugleich bleibt durch ihre Abstandnahme von einem Kernselbst

zugunsten des Aneignungsmodells eine bestimmte Selbstwidersprüchlichkeit bestehen.

Die Konvergenz von Jaeggis zeitgenössischem philosophischem Verständnis des Selbst mit demjenigen der Psychodynamik kann bei näherer Betrachtung nicht über den funktionalen Unterschied der Selbstbegriffe in diesen Disziplinen hinwegtäuschen: Die Funktion des Selbstbegriffs »Selbst als Aneignungsmodell« in der Philosophie besteht darin, das Selbst als eine nützliche Illusion im Selbst- und Weltverhältnis zu halten. Die Annahme des Selbst wird als Kompromiss, der im Kern selbstwidersprüchlich bleibt, aufrechterhalten, um dem Begriff seine epistemische Nützlichkeit, nicht jedoch seine Essentialität zuzugestehen. Die Aufrechterhaltung des Selbstbegriffs ermöglicht Autoren wie Jaeggi, an Theorien der Entfremdung festzuhalten. Das Selbst im Sinne eines »mit sich selbst« identisch Seins des Individuums muss in minimaler Form erhalten werden, damit Selbstverlust und Selbstentfremdung konzeptualisierbar bleiben. In der psychodynamischen oder psychotherapeutischen Praxis ist das Selbstgefühl als Ganzheits- oder Kohärenzerleben aus der subjektiven Erfahrungsperspektive demgegenüber eine *manifeste, existenzielle* und ab und an auch als *spirituell* bezeichnete Erfahrung. Die Vorstellung einer inneren Einheit oder eines Sich-selbst-Seins fungiert als unhintergehbare, *erlebbare* Größe, deren rationalistische Begründbarkeit sekundär bleibt.

Der historische Wandel des Selbstbegriffs innerhalb der psychoanalytischen Ideengeschichte ist zutiefst von der Spannung dieses qualitativen Unterschieds geprägt, weil die philosophische Glaubwürdigkeit der psychodynamischen Theorie wesentlich vom Selbstbegriff abhängt. Die Beschreibung des Selbst aus einer subjektiven und diejenige aus einer objektiven Perspektive scheinen auf unterschiedlichen Erkenntnisebenen stattzufinden und entsprechend divergent zu bleiben. Die Beschränkung der psychodynamischen Begrifflichkeit des Selbst auf das Selbsterleben kann diese Spannung nicht auflösen – im Gegenteil schwächt sie dadurch (paradoxerweise durch die Stärkung der »theoretischen« Glaubwürdigkeit) ihren Appell an das Vertrauen in ein kohärentes Selbstgefühl in der Praxis.

Der Verzicht auf substanzielle Setzungen in der Kritischen Theorie geht mit der Abstandnahme von Definitionen des Selbst, der Selbstverwirklichung, des Guten oder des moralisch Richtigen einher. Während die Ex-negativo-Gesellschaftskritik immer schon charakteristisch für das kritische Denken war, hat die Priorisierung von Honneths Methode der historisch-normativen Rekonstruktion diesen Trend insofern verstärkt, als kaum noch nicht-historisch abgeleitete Gesellschaftskritik formuliert wird.

Das verbreitete kritisch-theoretische Selbstverständnis, das *negative* Gesellschaftskritik betreibt und sich über die Abstandnahme von positiven Setzungen definiert, scheint Gesellschaftskritik im zeitgenössischen, szientistischen Kontext zu hemmen. Während dieses Selbstverständnis im Kontext von Gesellschaften wie der nationalistischen, kommunistischen oder neoliberalen Gesellschaft, die in sich von klaren normativen Wertsetzungen geprägt waren, befreiend und revolutionär wirkte, scheint diese Strategie im Kontext der gegenwärtigen Gesellschaft und der geltenden Paradigmen nicht mehr zu greifen. Entfremdungsanalysen, die ausschließlich ex negativo vorgehen, verbleiben ohne eine Vorstellung des »Guten« und ein geteiltes Menschenbild in der Profillosigkeit. Um diesem Schicksal zu entgehen, halten also Autoren wie Jaeggi

an einem minimalen Konzept von Authentizität oder Selbst fest, ohne jedoch im Grundsatz die weitreichende Bedeutung des Verzichts auf normative und essentialistische Vorstellungen des Menschseins zu hinterfragen.

Eine Ausnahme bildet erneut der Ansatz von Rosa. Er betitelt seine Konzeption der aktuellen Kritischen Theorie provokant mit dem Dreischritt »Analyse, Diagnose, Therapie« und reformuliert die ungebrochene Herausforderung gegenwärtiger Kritischer Theorie als Gesamterfassung der »dominanten Sozialformation der Moderne« (Rosa, 2018). Im Fokus der Analyse steht das mit der dominanten Sozialformation einhergehende Zusammenspiel struktureller und institutioneller Merkmale auf der einen und kultureller Werthaltungen und Selbstverständnisse auf der anderen Seite. Letztere stützt sich auf eine doppelte Perspektive, die neben den objektiv erfassbaren auch die subjektiv interpretationsbedürftigen Aspekte beleuchtet:

> Daraus ergeben sich gleichsam zwei Analyseperspektiven, die sich als die Perspektive der ›dritten Person‹ (aus der sich etwa auch Planeten und Atome untersuchen lassen) und die Perspektive der ›ersten Person‹ (welche einen hermeneutischen Zugang erlaubt und erfordert) beschreiben lassen. Ohne ein (kulturelles) Verständnis der motivationalen Energien, der Begehrungen und Ängste, der Verheißungen und Bedrohlichkeiten, welche diese Formation erzeugt, lassen sich die sozialen Veränderungsdynamiken und Bewegungsenergien nicht begreifen; aber ohne ein (strukturelles) Verständnis der institutionellen Wirklichkeit lässt sich die Form jener Ängste und Begehrungen nicht verstehen. Erst die Zusammenschau macht den Gesamtcharakter einer Sozialformation bestimmbar, der zugleich ein spezifisches Weltverhältnis oder eine spezifische Form der Weltbeziehung konstituiert. (Rosa, 2018)

Die Formulierung dieses Forschungsprogramms knüpft an die geisteswissenschaftliche Vorstellung komplementärer und interdisziplinärer Wissenschaftlichkeit an, wie sie eingangs mit Bezug auf Dilthey eingeführt wurde. Die Perspektive der ersten Person wird hermeneutisch in die Gesellschaftsanalyse integriert. Die Kritische Theorie von Rosa, die durch das offene Bekenntnis zu einer (wenn auch immer nur partiell erreichbaren) »Zusammenschau« von Subjekt und Welt der in Kapitel 2.1 dargelegten Grundauffassung der Kritischen Theorie bei Horkheimer verpflichtet bleibt, wird auch von Frank Schumann aufgenommen und weitergeführt. Schumann kritisiert, dass sich die Frankfurter Schule vorwiegend mit der Klärung beschäftigt, was eine Gesellschaft auszeichne, die systematisches Leid hervorbringe (Schumann, 2018, S. 247). Gleichzeitig vernachlässige sie mit dieser Ausrichtung »auf die große Not« die »kleinen Nöte« der Menschen:

> Obwohl die Frankfurter Schule erkennbar dem Muster einer immanenten Kritik folgt und stets auch Bezüge auf aktuelle Leiderfahrungen der Subjekte vornahm, setzt sie nicht bei den Erfahrungen der Verletzung, des Missbehagens und der Irritation ein. Der eigentliche Ansatzpunkt der immanenten Gesellschaftskritik […] ist nicht das Leiden der Menschen, sondern eine Rekonstruktion der normativen Potenziale und ihrer gesellschaftlichen Verwirklichung […]. (Schumann, 2018, S. 247–248)

Die Methode der kritisch-theoretischen Rekonstruktion hat im Positiven zu einem vertieften Verständnis des Verhältnisses von Kritischer Theorie und neoliberaler Theorie

beigetragen. Zugleich scheint die weitgehende Beschränkung auf diese philosophisch unkontroverse Methode mit einer Anpassungsbereitschaft einherzugehen, was alternative und kreative Denkversuche hemmen kann: Die theoretische Selbstlegitimation durch die Methode der historisch-normativen Rekonstruktion sollte kritische Aktualitätsanalysen und die Entwicklung neuer und sinnvoll »unangepasster« Thesen und (psychodynamischer) Vorstellungen nicht ausschließen. Gerade die Zuwendung zur Alltagsrealität und ihren »kleinen Nöten«, »dem alltäglich empfundenen Leiden der Menschen«, kann nicht nur die Aktualität und Attraktivität der psychodynamischen Subjekttheorie, sondern der Kritischen Theorie insgesamt steigern. Das bedeutet, dass das Leiden, die Entfremdung und Sozialpathologien gerade nicht nur *top-down*, also als Resultate allgemeiner gesellschaftlicher Defizite auf das Einzelleben betrachtet werden; der lebensphilosophische Bezug zum unmittelbaren *Erleben*, der Ausgang von der subjektiven Erfahrung *bottom-up* sind für eine Differenzierung der Kritischen Theorie vorausgesetzt.

Frank Schumann hebt diesbezüglich hervor, dass soziales Handeln immer auch eine gewisse Eigendynamik, eine Unabhängigkeit und einen *Eigen-Sinn* besitzt und nicht ausschließlich durch die gesellschaftlich vorgegebenen Bedingungen verstanden werden kann (Schumann, 2018, S. 253–254). Wie sich die sozialpathologischen Bedingungen der Gesellschaft in das Einzelleben übersetzen, bleibt notwendig *singulär*. Der Erfassung des individuellen Lebens- und Leidenszusammenhangs kann weder eine Kritische Theorie, die deren Analyse aus der Betrachtung der Makroebene ableitet, noch eine psychoanalytische Theorie, die sich zu einseitig als »Vergesellschaftungstheorie« mit »problematischem Objektivitätsanspruch« versteht, gerecht werden (Schumann, 2018, S. 249, 256). Die von Schumann vorgeschlagene stärkere Hinwendung zu den subjektiven Erscheinungsformen gesellschaftlicher Konflikte wird folglich zurückgeworfen auf eine *hermeneutische*, allenfalls auch eine *phänomenologische* Methode: Den Spielraum für eine die Gesellschaftskritik ergänzende, hermeneutische und phänomenologische Betrachtung (u.a. individueller und sozialer Pathologien und Entfremdungserscheinungen) freizulegen, scheint zukunftsträchtig. Ein solches Vorgehen setzt jedoch auch eine teilweise Abstandnahme vom allgemeinen Objektivitätsanspruch gerade auch der psychodynamischen Theorien voraus. Radikal zu Ende gedacht bedeutet dies, dass keine Theorie allein die Einzelpsyche gänzlich verstehbar machen kann. Entsprechend setzt auch die individuelle Behandlung des Subjekts z.B. durch den/die Analytiker*in nicht nur Methodentreue, sondern gerade auch Kreativität und eine jeweils singuläre Einstimmung (*attunement*) und therapeutische Beziehungsgestaltung voraus.

Im Umfeld der Frankfurter Schule existiert ein erweiterter Kreis von Autoren, die diese Stoßrichtung aufnehmen. Während der Begriff der sozialen Pathologien bei Honneth primär theoretisch eingeführt und besprochen wird, setzen sich diese Autoren aus einer stärker praxisorientierten und erfahrungsgestützten Perspektive mit den psychopathologischen »Zeitdiagnosen« auseinander. Fuchs et al. (2018) tragen in einem Sammelband aktuelle Zeitdiagnosen und Experteneinschätzungen zusammen. Der Frankfurter Psychoanalytiker Dornes (2012, 2016) setzt sich gestützt auf diverse statistische Erhebungen mit zeitgenössischen individuellen psychopathologischen Kategorien im Verhältnis zu gesellschaftlichen Entwicklungen insbesondere im deutschsprachigen Raum auseinander. Funk (2005) hat in der Tradition von Erich Fromm den Versuch unternom-

men, postmoderne Persönlichkeitszüge zu identifizieren. Einige dieser Entfremdungsanalysen werden in Kapitel 5 aufgenommen. Zunächst drängt sich ein Blick auf die Konsequenzen der intersubjektiven Wende für das psychoanalytische Denken und Selbstverständnis auf.

2.5 Psychoanalytische Kontroverse: Triebe oder Beziehung als Grundlage kritisch-theoretischer Reflexion

Der Wandel in der inhaltlichen Ausrichtung der Psychoanalyse wurde bereits im letzten Kapitel kurz umrissen. Dieses Kapitel dient nun einer vertieften Betrachtung des Übergangs von der Triebtheorie zur Relationalität. Darüber hinaus wird die Frage gestellt, inwiefern sich das Anliegen einer psychodynamisch gestützten Subjekttheorie im zeitgenössischen Kontext rechtfertigen lässt.

In Zentrum der Kontroverse zwischen klassischer und relationaler Psychoanalyse stehen unterschiedliche Modelle zur Erklärung der Psychodynamik. Mitchell, Mitbegründer der relationalen Psychoanalyse, beschreibt die Gewichtung von Beziehungserfahrungen in der klassischen Psychoanalyse folgendermaßen:

> In the drive model the basic units of analysis are desire and fear of punishment. Relations with other people are important, but not as basic constituents of mind or as contributing meaning of their own; they are vehicles for the expression of drive and defenses. (Mitchell, 1988, S. 39)

Die klassische Psychoanalyse ging unter Bezug auf die menschliche Triebstruktur von einem Modell der monadisch strukturierten Psyche aus. Der Säugling, der sich zuerst in Symbiose mit der Mutter erfährt, reagiert auf den Verlust des diese Urbeziehung auszeichnenden ozeanischen Gefühls mit tiefer Hilflosigkeit. Letztere mündet in einem von Ängsten, Aggressionen und Wünschen determinierten Streben nach Wiederherstellung des ursprünglichen Omnipotenz-Gefühls und in der Entwicklung starker realitätsverweigernder Kräfte und Abwehrmechanismen (Verdrängung, Verleugnung, Projektion, Verschiebung, Rationalisierung, Reaktionsbildung, Sublimierung). Diese intrapsychische, triebgesteuerte Dynamik des gegen die Verlusterfahrung ankämpfenden Subjekts erklärt das konfliktreiche menschliche Sozialverhalten.

Ziel der psychischen Entwicklung (Ich-Werdung) ist die Durcharbeitung von Abwehrmechanismen und bessere Bewusstheit über die Triebimpulse. Die frühe Grunderfahrung des »Negativen«, des unüberwindbaren Verlusts des symbiotischen Gefühls mit der Mutter, erklärt die zugeschriebene antisoziale und feindselige Grundhaltung des Menschen und ein resultierendes hobbesianisches Menschenbild. Unbewusste Ängste und Wünsche verstärken die Anfälligkeit für populistische Massenphänomene, Ausbeutung und Manipulierbarkeit.

Gegenüber dieser klassischen Auffassung geht die relationale Psychoanalyse davon aus, dass der menschliche Geist von Anfang an ein soziales Produkt ist, dass also die le-

benslangen Beziehungserfahrungen und -muster die intrapsychische Dynamik wesentlich »erschaffen«[7]. Das relationale Modell ist eine Theorie des Sozialen:

> The relational model within psychoanalysis is a social theory of mind […]. Sullivan and Fairbairn, its purest representatives, felt that Freud had established the wrong unit for study of emotional life by focusing on the individual mind, the psychic apparatus, rather than on the interactional field. Freud, like the nineteenth-century anthropologist and the nineteenth-century linguist, portrayed the human being with mental content outside of and prior to social experience. Meaning is inherent in man's physiology, his biological equipment. Thus, the individual mind has a priori content, which seeks expression within the larger social environment, either in absorbing the culture, learning a public rather than a private language, or in taming and channeling drives. For relational-model theorists, as for the modern anthropologist and the modern linguist, the individual mind is a product of as well as an interactive participant in the cultural, linguistic matrix within which it comes into being. Meaning is not provided a priori, but derives from the relational matrix. The relational field is constitutive of individual experience. (Mitchell, 1988, S. 18–19)

Der durch Sullivan, Greenberg und Mitchell angestoßene Paradigmenwechsel von der Ich-Psychologie zur relationalen Psychoanalyse ist also deshalb so fundamental, weil er für die Praxis der Psychoanalyse »radikal verschiedene Ideen zur Entwicklung, zur Technik, zur Motivation, zum unbewussten Prozess und zur therapeutischen Vorgehensweise nach sich zieht« (Layton, 2008, S. 2). In der wissenschaftlichen Psychologie stützen sich die relationalen Psychoanalytiker insbesondere auf die Thesen zur Entwicklung des Selbst von Daniel Stern (2007) sowie auf die Bindungstheorien seit John Bowlby (1973) und Mary Ainsworth (1978). Stern hat dem Intersubjektivitätsparadigma durch seine Forschung zum Durchbruch verholfen, welche bereits dem Säugling über die Zuschreibung interaktiver (Beziehungs-)Leistungen, die eine (zumindest episodische) Selbst-Umwelt-Unterscheidung voraussetzen, ein elementares Selbstgefühl zuspricht. Die frühen, bereits prälinguistisch internalisierten Beziehungsinteraktionen werden über wiederholte Affektabstimmungsepisoden zwischen Säugling und Bezugsperson im Episodengedächtnis abgespeichert. Diese generalisierten Repräsentationen werden zum Muster für späteres Beziehungsverhalten (Stern, 1998). Entsprechend den frühkindlichen Beziehungserfahrungen lassen sich schließlich verschiedene Bindungstypen unterscheiden, die sich häufig als lebenslang stabil erweisen (Ainsworth, 1978). Die Psychodynamik des Individuums gilt nicht mehr als primär durch den Kampf um Wiedererlangung der Ursymbiose oder die Triebstruktur der Psyche determiniert, sondern wird in einem komplexeren und flexibleren Modell als wesentlich abhängig von Beziehungserfahrung und Sozialisation verstanden. Prälinguistische, nonverbale und zwischenleibliche Beziehungserfahrungen gelten als wichtiger Faktor für das Verständnis der Psychodynamik im Lebensverlauf und erhalten in Bezug auf die Beeinflussung der Pathogenese verstärkt Beachtung. Die moderne Bindungstheorie von Allan Schore,

7 »Human beings did not evolve and then enter into social and cultural interactions; the human mind is, in its very origins and nature, a social product.« Mitchell, 1988, S. 18.

die insbesondere auf seiner neuromedizinischen und verhaltensbiologischen Intersubjektivitätsforschung basiert, weist die anhaltende Relevanz der bindungstheoretischen Annahmen empirisch nach (A. N. Schore, 2007, 2021; J. R. Schore & Schore, 2008). In der Forschung zur modernen Bindungs- und Objektbeziehungstheorie haben insbesondere Peter Fonagy und Antony W. Bateman die Mentalisierungstheorie und darauf basierend die mentalisierungsbasierte Psychotherapie (MBT) entwickelt (J. G. Allen et al., 2011; Fonagy, 2004). Letztere hat sich insbesondere in der klinischen Psychotherapie bahnbrechend durchgesetzt. Schore selbst hat die »Right Brain Psychotherapy« entwickelt, mit der er eine Brücke zu aktuellen psychodynamischen Theorien in Aussicht stellt (A. N. Schore, 2019a).

Insgesamt wurde die freudianische These der antisozialen Triebstruktur der Psyche im Rahmen der relationalen Wende und der neueren Studien zur Entwicklungspsychologie durch die These herausgefordert, dass die Entwicklung der Persönlichkeit wesentlich durch Beziehungserfahrungen geprägt wird. Frühkindliche und wiederholte, komplexe Erfahrungen und Traumatisierungen beeinflussen, ob sich das antisoziale oder das soziale Potenzial des Individuums, Resilienz und Bindungsfähigkeit durchsetzen können. Ins Zentrum des psychoanalytischen Denkens rücken die Fragen nach einem neurobiologisch erweiterten Verständnis des Unbewussten und nach einem umfassenderen Verständnis der Affektregulation.[8] Innerhalb der tiefenpsychologisch ausgerichteten Psychotherapieformen führt dieser Wandel dazu, dass zunehmend vom Begriff der einschlägig geprägten »Psychoanalyse« Abstand genommen und stattdessen der breitere Begriff der Psychodynamik verwendet wird. Entsprechend werden die verschiedenen tiefenpsychologischen Schulen zeitgemäß unter dem Überbegriff der psychodynamischen Theorie und Psychotherapie zusammengefasst. Die relationale Wende stellt in diesem Sinne über die klassische Psychoanalyse hinaus eine Horizonterweiterung für alle zeitgenössischen psychodynamischen Richtungen dar. Die intersubjektivistischen Annahmen weisen eine hohe Anschlussfähigkeit an die klinische Forschung auf. Die Kooperation der verschiedenen therapeutischen Schulen wurde durch die Entschlackung der psychoanalytischen Theorie vereinfacht. Gegenüber dem gegenwärtigen neurobiologischen Paradigma müssen sich psychodynamische Ansätze jedoch neu positionieren.

8 In weiterführender Forschung hat der Psychoanalytiker und Neurobiologe Allan Schore die ontogenetischen Zusammenhänge zwischen dem Wachstum des Gehirns und der sozialen Beeinflussung der Affektregulierung des Kleinkinds aus neurobiologischer Sicht untersucht (Schore, 2007, 2003, 1994). Mit seinen umfassenden, multidisziplinären Beiträgen zur psychischen Affektregulation im Zusammenhang mit der neurobiologischen Entwicklung des Selbst arbeitet er auf eine verstärkte Zusammenarbeit von Neurobiopsychologie und Psychoanalyse hin. Mit Verweis auf die frühen neurologischen Beiträge Freuds und dessen Intention zur Verbindung von Psychoanalyse und Neurologie hebt er in seiner *Regulationstheorie* gegenwärtige neurobiologische Erklärungsbeiträge hervor, die für das Verstehen des psychoanalytischen Prozesses von Bedeutung sind. Siehe auch Kap. 2.7.4.

2.6 Positionierung der Anerkennungstheorie vor dem Hintergrund der psychoanalytischen Kontroverse

2.6.1 »Honneth-Whitebook-Debatte« – was kommt danach?

Innerhalb der Kritischen Theorie wurde die Entwicklung der psychodynamischen Disziplin insofern nur teilweise mitgetragen, als die erkenntnistheoretische Bedeutsamkeit der intersubjektiven Wende (*relational turn*) nach wie vor umstritten geblieben ist. Exemplarisch für diesen ungelösten Streit ist die sogenannte »Honneth-Whitebook-Debatte« (Honneth & Whitebook, 2014; Honneth, 2000; Whitebook, 2006, 2001; Altmeyer & Thomä, 2006), die bis heute eine konstruktive Neubestimmung des Verhältnisses von Kritischer Theorie und Psychoanalyse weitgehend blockiert. Joel Whitebook, ein amerikanischer Philosoph und Psychoanalytiker, hält gegenüber Honneth daran fest, dass die Anerkennungstheorie den Menschen in seiner Komplexität und Negativität – im Gegensatz zur Triebtheorie – nicht ausreichend erfassen würde.

Die »Honneth-Whitebook-Debatte« bildet auf einer Mikroebene einen Ausschnitt des Paradigmenwechsels ab, der den Übergang von der freudianischen Triebpsychologie zur relationalen Psychoanalyse in den USA markiert: Die Vertreter der relationalen Psychoanalyse identifizieren als Kern des psychischen Lebens und Erlebens nicht mehr die Triebabwehr, sondern die Abwehr gegen Veränderungen von inter- und intrapsychischen Beziehungen und Beziehungsmustern (Layton, 2008, S. 2). Der Dissens zwischen den Interpretationen Honneths, der den Anschluss der Anerkennungstheorie an die intersubjektive Wende vertritt, und Whitebook, der am triebtheoretischen Standpunkt festhält, zeigt sich an der unterschiedlichen Beurteilung des Einflusses neuer entwicklungspsychologischer Erkenntnisse auf die klassischen psychoanalytischen Grundannahmen und ein ihr adäquates Menschenbild. Honneth vertritt einen intersubjektiven Ansatz, wonach Aggression und Destruktivität keinem Urtrieb entsprechen, sondern sich über die zunehmende Erfahrung der Unverfügbarkeit und Dissonanz mit dem Anderen entwickeln. Für Whitebook ist der Verlust der symbiotischen Urerfahrung des Babys in Anlehnung an Melanie Klein fundamentaler und desaströser, als es die relationale Sichtweise zugesteht. Entsprechend müsse der Begriff des Negativen, der antisozialen Voraussetzungen der Psyche beibehalten werden. Mit Honneth lässt sich die Problemfrage des Negativen erst vor dem Erfahrungshintergrund des Individuums im Entwicklungsverlauf klären. Sie ist nicht unabhängig vom Bezug auf intersubjektive Voraussetzungen der jeweiligen Konzeption des Selbst klärbar. Zusätzlich zu diesem frühkindlichen Fokus spricht Honneth der linguistischen Sozialisierung und der späteren Fähigkeit zur Reflexion und Rationalität einen hohen Wert bei der Überwindung antisozialer Tendenzen zu.

Der von Whitebook vorgebrachte Einwand, dass die Anerkennungstheorie die dunkle Seite des menschlichen Verhaltens, das Zerstörerische und Negative der Psychodynamik nicht erfassen kann, wurde von Honneth bislang nicht überwunden. Die Vertreter beider Positionen scheinen in einem »agree to disagree«-Zustand zu verharren. Dieses argumentative Patt verstellt jedoch den Weg für die systematische psychodynamische Weiterentwicklung der Anerkennungstheorie. Es hat auch dazu beigetragen, dass die neuere neurobiologische und -psychodynamische Bindungstheorie (Modern Attach-

ment Theory (MAT) nach Allan Schore, vgl. Kap. 3.4) erst zaghaft in den Diskurs aufgenommen worden ist. Ansätze für eine entsprechende Weiterentwicklung existieren in der Radikalen Demokratietheorie und in der Feministischen Theorie. In letzterer Tradition ist das Werk von Jessica Benjamin hervorzuheben. Als Anerkennungstheoretikerin der ersten Stunde und Psychoanalytikerin hat sie die Verbindung zwischen moderner Bindungstheorie und philosophischer Anerkennungstheorie in einem Paralleldiskurs stetig weiter in die relationale Psychoanalyse integriert. Die entscheidende Frage der Honneth-Whitebook-Kontroverse, wie die Negativität des menschlichen Verhaltens aus anerkennungstheoretischer, intersubjektivistischer Sicht konzipiert werden kann, behandelte sie bereits früher und lange Zeit parallel zu Honneth (Benjamin, 1993). Sie beschreibt die außersprachlichen, unbewussten und negativen Erfahrungen der Intersubjektivität als Grundlage für die Art und Weise, wie wir mit anderen kommunizieren und in Beziehung treten (Meehan, 2019, S. 185). Ihr aktueller Ansatz, der im Verlauf der Jahre mit den aktuellen Forschungen der MAT Schritt gehalten hat und zunehmend psychotraumatologische Erkenntnisse integriert hat (Benjamin, 2018), erweist sich als Inspiration für eine neue Verbindung von Philosophie, Psychoanalyse und Neuropsychologie. Dieses Potenzial für die psychodynamische Theorie, vor allem aber auch für die politische Diskussion zeigt Johanna Meehan (2019) in einer jüngeren Auseinandersetzung mit den psychoanalytischen Grundlagen der Kritischen Theorie. Nach Benjamin ist die Gefahr der Unterwerfung (*domination*) in Beziehungen überdauernd vorhanden. Um diese potenzielle Destruktivität als Rahmenbedingung der Intersubjektivität zu bewältigen, muss sie bewusst wahrgenommen und aktiv bewältigt werden. Die Durcharbeitung von eigenen Blockaden, Motiven und Bedürfnissen und das Bewusstsein für die Art und Weise, wie u.a. die eigenen Beschränkungen in die Beziehung zu anderen einfließen, ist einerseits eine intrapsychische Reflexionsleistung im mentalen Raum des »Dritten«. Andererseits ist »das Dritte« der Raum in der intersubjektiven Beziehung, in dem aktiv um ein gemeinsames Verständnis gerungen wird. Hier werden Spannungen, Bedürfnisse und Machtdynamiken im Idealfall verhandelt, ausdiskutiert und zumindest zeitweilig versöhnt. Aufgrund der starken unbewussten Steuerung, der wir alle gemäß dem psychodynamischen Verständnis unterworfen sind, sieht Benjamin die Orientierung an einem moralischen Dritten in diesem Raum als Bedingung für verlässliche intersubjektive und soziale Konfliktstrukturen und Anerkennungsprozesse an:

> The achievement of recognition and thirdness are marked by struggles between selves and social groups. Domination is always a possibility, and Benjamin's account of destruction illuminates its psychic temptations and dynamics. […] Her theories allow us to understand the extra discursive elements of domination that so frequently mark gender, racial, ethnic, and national distinctions, and the role these play in violent and exploitative human interactions. (Meehan, 2019, S. 186)

Die intersubjektiven Anerkennungsdynamiken sind immer auch im Kontext von kollektiven, sozialpsychologischen (Gruppen-)Dynamiken zu verstehen. Das Subjekt kämpft in seinem meist ambivalenten Verhältnis zur Gruppe zugleich um Unabhängigkeit und Anschluss, Individualität und Verbundenheit. Unabhängig davon, ob eine dominante Auffassung des moralischen Dritten in einer Gesellschaft besteht, ob die Gesellschaft mit

sich widersprechenden, polaren Wertauffassungen kämpft oder sich zu pluralistischen Auffassungen bekennt – spezifische intersubjektive Dynamiken lassen sich nicht isoliert vom Diskurs um das moralische Dritte in einer Gesellschaft verstehen. Selbsterfahrung, Identitäts- und Persönlichkeitsbildung der Einzelnen geschehen in Beziehung und Gesellschaft. Sie werden nicht nur als vermittelt über die rationale, sprachliche Interaktion verstanden, sondern als zutiefst geprägt von innerpsychischen Gefühlen und Fantasie, Liebe und Identifikation, Abwehr und Projektion, Introjektion und Spaltungen. Die »außerdiskursiven Elemente der Unterwerfung«, die Meehan (2019, S. 187) erwähnt, sind entscheidend für die Entwicklung der ethischen Handlungsfähigkeit und Motivation. Unterwerfungsdiagnosen und ethisches Engagement werden damit im Ansatz von Benjamin als geprägt von ineinandergreifenden psychodynamischen und sozialpsychologischen Prozessen verstanden. Mit dieser Annahme ist sie nicht allein. Es existieren verschiedene Denkansätze aus dem aktuellen Denkfeld der Kritischen Theorie, die diese Prämisse vertreten und zu beleuchten versuchen. Einige dieser Ansätze werden im Folgenden in einem Überblick dargestellt.

2.6.2 Postfundamentalistische Theorie der Anerkennung nach Oliver Marchart

Als Vertreter der Radikalen Demokratietheorie entwickelt Oliver Marchart eine Theorie der »politischen Differenz«. Angeregt von Philosophen wie Jean-Luc Nancy, Claude Lefort, Alain Badiou, Ernesto Laclau und Giorgio Agamben und mit Bezug auf die psychoanalytische Theorie von Jacques Lacan schlägt er als Weiterentwicklung von Honneths Theorie eine »postfundamentalistische Theorie der Anerkennung« vor (Marchart, 2019, S. 350). Mit dem Ziel einer »Ethik der Selbstentfremdung« als Grundlage für die erfolgreiche Verwirklichung der postfundamentalistischen Demokratie übernimmt er aus der Honneth'schen Anerkennungstheorie insbesondere den Begriff der Solidarität. Marcharts Kritik dieses Solidaritätsbegriffs wird wiederum zur Grundlage seines »postfundamentalistischen Anerkennungsbegriffs« (Marchart, 2019, S. 350ff.).

Charakteristisch für die postfundamentalistische Demokratietheorie ist der Verzicht auf die Annahme einer essentialistischen Begründung. Als »demokratisch« werden gerade diejenigen »symbolischen Arrangements einer Gesellschaft« verstanden, die von einer Letztbegründung absehen und das »ultimative Scheitern aller Grundlegungsbemühungen« akzeptieren:

> Demokratie macht das Scheitern der Gründung zur eigenen Grundlage. Damit begegnet uns im Feld der Demokratietheorie das postfundamentalistische Paradox notwendiger Kontingenz wieder: Demokratie erweist sich als eine Form des Zusammenlebens, in welcher Kontingenz – die Abwesenheit eines letzten Grundes – als *notwendig* erachtet wird. Wo hingegen ungebrochen Mythen vorgeblicher Gesetze der Geschichte oder Marktzwänge das Handeln bestimmen, dort kann im strengen Sinn nicht länger von Demokratie die Rede sein. (Marchart, 2019, S. 331)

Im Gegensatz zu Honneths Vorstellung demokratischer Sittlichkeit, bei der sich unter den idealen Anerkennungsbedingungen in der Gesellschaft auch ein ethisches Zusammenleben ergeben soll, geht Marchart davon aus, dass die unüberwindbare Bedingtheit

und Gespaltenheit jeder sozialen Identität als Grundtheorem jeder normativen Demokratietheorie gewichtet werden muss. Gesellschaft ist (und bleibt) konflikthaft, kontingent und in sich geteilt (Marchart, 2019, S. 336). Charakteristisch für den postfundamentalistischen demokratischen Demos ist das Gewahrsein dafür, dass die Grundbedingung der Kontingenz nicht durch essentialistische Begründungsversuche überschrieben oder aufgelöst werden kann. Das demokratische Selbstverständnis gründet auf der Anerkennung der fortwährenden Selbstentfremdung und des Selbstlegitimationsbedarfs sowohl der eigenen sozialen Identität wie auch der Unüberwindbarkeit der Gespaltenheit im politischen Kollektiv. Davon ausgehend bezeichnet die »Ethik der Selbstentfremdung« den Anspruch, dass das Wissen um die eigene und kollektive Gespaltenheit ins Selbstverständnis des demokratischen Bürgers übergeht. Davon ausgehend werden autoritäre Machtansprüche und Privilegien relativ, die Einsicht in die Kontingenz des Daseins und des Politischen führt zu einer Distanzierung von Wahrheitsansprüchen. Die Antinomie der Demokratie besteht darin, dass die Vorläufigkeit und Veränderlichkeit der politischen Setzungen einerseits anerkannt werden, dass andererseits die Institutionen sowohl die Durchsetzung demokratischer Ansprüche ermöglichen als auch die institutionelle Akzeptanz der Kontingenz implementieren.[9] Der demokratische Souverän steht damit strukturell »in Differenz zu sich selbst«, er symbolisiert den Versuch zur Stiftung von politischen Anliegen, steht aber zugleich für das Eingeständnis der notwendigen Mangelhaftigkeit seiner Durchsetzungsversuche (Marchart, 2019, S. 340–341).

> Dem demokratischen Souverän wird vielmehr zugemutet, den eigenen *Mangel-an-Sein* einzugestehen, sich selbst (im symbolischen Spiegel des demokratischen Dispositivs) als Subjekt des Mangels wiederzuerkennen – mit allen Gefahren potenzieller Selbstentwaffnung oder Lähmung, die dieses Eingeständnis mit sich bringen kann. Demokratie besteht in der Anerkennung der fundamental selbstentfremdeten Natur jeder sozialen Identität, einschließlich jener des demokratischen Souveräns. In dieser Hinsicht, so die These, besitzt das demokratische Dispositiv eine unpolitische, nämlich *ethische* Dimension, in der sich die entfremdete Natur eines jeden Selbst rückhaltlos bestätigt. (Marchart, 2019, S. 341–342)

Mit der »Ethik der Selbstentfremdung« wird ausgedrückt, dass sich die strukturelle Grundbedingung der Gespaltenheit nicht nur auf der Ebene des demokratischen Souveräns, sondern auch auf der Subjektebene – als *conditio humana* der Selbstentfremdung – wiederfindet. Das Spannungsfeld und die *Dissoziabilität* der eigenen sozialen Identität gehören als Grundbedingung zur menschlichen Existenz. Der Umgang mit und das Bewusstsein der eigenen Selbstentfremdung werden auf der Subjektebene gewissermaßen zur demokratischen Bürgertugend. Die Aufgabe der Ethik der Selbstentfremdung sieht Marchart (2019, S. 343) darin, der »notwendig entfremdeten Natur des Selbst« zur Anerkennung zu verhelfen. Mit dieser These drückt sich seine Nähe zur psychoanalytischen Tradition nach Lacan (aufgenommen u.a. von Slavoj Zizek und Judith

9 »Die grundlegende Antinomie der Demokratie besteht also darin, dass Demokratie – bzw. eine Politik der Demokratisierung – einerseits ein politisches Projekt mit Durchsetzungsansprüchen ist, andererseits dieses Projekt – aufgrund demokratischer Kontingenzakzeptanz – sich gewissermaßen selbst aus den Angeln zu heben droht.« (Marchart, 2019, S. 332)

Butler) aus, welche auf diese innere Spaltung des Sozialen als Grundbedingung der Demokratie hingewiesen hat (Marchart, 2019, S. 344). Die Grundfrage einer Ethik der Selbstentfremdung lautet entsprechend: »Welche äußeren Bedingungen erlauben mir, die eigenen Selbstentfremdung anzuerkennen, diese Erkenntnis zu verallgemeinern und schließlich den Anderen in seiner Selbstentfremdung anzuerkennen?« (Marchart, 2019, S. 345)

Zur Beantwortung dieser Grundfrage schlägt Marchart die Brücke von der postfundamentalistischen Demokratietheorie zurück zur Anerkennungstheorie. Er rekurriert hierbei insbesondere auf den Honneth'schen Begriff der Solidarität, der die Verbindung zwischen der Subjektebene und dem Politischen, zwischen der Ethik der Selbstentfremdung und der politischen Ethik ermöglichen soll. Die Kategorie der Solidarität werde »zu einer Art *missing link* zwischen Politik und Ethik« (Marchart, 2019, S. 351).

Vor der Erörterung seiner Auffassung von »Solidarität« stellt Marchart klar, dass er das psychoanalytische Theoriemodell von Honneth, der sich insbesondere auf die Moralpsychologie von G. H. Mead und Donald Winnicott gestützt hat, durch das Modell der Psychoanalyse nach Lacan ersetzt. Diese Abkehr von der Intersubjektivitätstheorie, die mit dem Bekenntnis zum psychoanalytischen Subjektmodell von Lacan einhergeht, verändert die Grundannahmen der Anerkennungstheorie so entscheidend, dass das Festhalten am Schirmbegriff der Anerkennung strapaziös erscheint. Die normativen Ideale von »Selbstverwirklichung« und »demokratischer Sittlichkeit« bestehen nicht mehr im zwischenmenschlichen Erwerb, im Vollzug und in der institutionellen Implementation möglichst idealer Anerkennungsbedingungen, sondern in der Abstandnahme sowohl von der These der Reziprozität wie auch von (moralpsychologisch mitbeurteilbaren) sozialen Identitätsvorstellungen:

> Ziel der Anerkennung ist nicht die Wiederherstellung eines »affirmativen Selbstverhältnisses«, wenn darunter der Versuch des Subjekts verstanden werden soll, zu Identität mit sich selbst zu finden. Angestrebt wird die anerkennende Affirmation des Mangels im Kern der eigenen Identität und des Antagonismus im Herzen des »generalisierten Anderen«. Psychoanalytisch hieße dies, dass nicht im normativen Ideal der Rückkehr zu einer vermeintlich unbeschadeten Identität Zuflucht gesucht werden sollte, sondern die Unmöglichkeit dieser Rückkehr durchgearbeitet werden muss. (Marchart, 2019, S. 353)

Analog zum Anerkennungsbegriff wird auch Honneths Solidaritätsbegriff, als Unterbegriff der Anerkennungstheorie, reformuliert. »Moderne demokratische Solidarität« bedeutet nicht mehr die Fähigkeit zur sozialen Wertschätzung (gerade auch dann, wenn man selbst nicht betroffen ist), sondern die »Anerkennung des Anderen auf der Grundlage der eigenen Selbstentfremdung« (Marchart, 2019, S. 360). Um solidarisch zu sein, müssen wir also nicht primär in der Lage sein, eine Fremdbeziehung zu »konstruieren«, sondern die Selbstbeziehung zu »destruieren« (Marchart, 2019, S. 360). Marchart spricht von einem »Selbstentfremdungssinn«, der das Ringen zwischen Durchsetzungsansprüchen und Selbstentfremdung bewusst macht und das Vorhandensein der Grundlosigkeit aushält. Als symbolisches Dispositiv, das das Subjekt hierbei konstant an die »ontologische Fragilität der (kollektiven) Identität« erinnert, also zur Selbstanalyse anregt,

streicht er das »Dispositiv der Demokratie« heraus und spricht sich für radikaldemokratische Projekte aus (Marchart, 2019, S. 361).

Die Schlussfolgerungen aus dem Projekt radikaler Demokratie, das sich der konstanten »Infragestellung der eigenen Praxis« verpflichtet, wirken überzeugend. Aus der Mehrheitsentscheidung dürfe z.B. kein naturgegebener Dominanzanspruch abgeleitet werden, strategisch Handelnde sollten die Partikularität und Veränderbarkeit ihrer Ziele mitdenken und politische Parteilichkeit sollte nicht in einem extremen Freund/Feind-Gegensatz münden. Kritisch eingewandt werden kann, ob diese Schlussfolgerungen die Anlehnung an die partikuläre subjekttheoretische Auffassung nach Lacan voraussetzen und die Infragestellung z.B. der Reziprozitätsannahme die Abkehr vom intersubjektivistischen Modell der Anerkennung insgesamt rechtfertigen. – Die Konsequenzen der unterschiedlichen psychoanalytischen Grundannahmen, die mit dem »Ersatz« der Theorien von Mead und Winnicott mit derjenigen Lacans einhergehen, scheinen dem Festhalten am Begriff der Anerkennungstheorie zu widersprechen. Schließlich wird auch die im Habitus der Selbstverständlichkeit vertretene Annahme, dass die postmoderne Psychoanalyse mit derjenigen Lacans gleichzusetzen ist, nicht reflektiert oder begründet. Wie verhält es sich damit?

Marchart verwendet den Begriff der Psychoanalyse als Äquivalent für Lacans Theorie, die das a priori in sich gespaltene Subjekt als Menschenbild übernimmt. Die Gewichtung der Dissoziabilität als Grundprämisse menschlicher Existenz entspricht einerseits einem insbesondere auch mit den neuropsychologischen Netzwerktheorien des Selbst kompatiblen Meilenstein. Andererseits ist die Engführung von Psychoanalyse und Lacans Ansatz, der über die erwähnte Prämisse hinaus komplexe und kontroverse theoretische Annahmen enthält, schwer nachvollziehbar. Dies gerade angesichts der unterschiedlichen neueren Theoriestränge in der Psychoanalyse und insbesondere mit Blick auf die relationale psychoanalytische Theorie, die sich in den vergangenen Jahren in den USA weiterentwickelt hat. Aus dem Ansatz von Marchart scheint sich notwendigerweise eine Entscheidung entweder für oder gegen ein intersubjektivistisches psychoanalytisches Modell zu ergeben. Dies erstaunt insbesondere deshalb, weil gerade im relationalen Modell z.B. von Jessica Benjamin (vgl. Kap. 2.6.4) Verkennung, Dissoziation (Spaltung bei Marchart), unabschließbare Beziehungsdialektik und Prozeduralität eine wesentliche Rolle spielen – ohne dafür die empirisch-psychologische und anthropologisch bestätigte Bedeutung der Intersubjektivität ausklammern zu müssen. Während die Dissoziabilität des Subjekts aus einer schulübergreifenden psychoanalytischen Perspektive wenig kontrovers erscheint, wirkt es vor dem Hintergrund der Bindungs- und Mentalisierungstheorie nicht plausibel, Theorien der Intersubjektivität in der politischen Ethik als sekundär zu erachten. Die Ethik der Selbstentfremdung, die Marchart vertritt, ist darüber hinaus geprägt vom normativen Anspruch, sowohl einer philosophisch-essentialistischen Selbstüberschätzung Einhalt zu gebieten wie auch auf ein Selbstverständnis des demokratischen Bürgers hinzuarbeiten, das redlich um seine unüberwindbare Gespaltenheit weiß und sich entsprechend ethisch ausrichtet. – Die hermeneutische Grundtugend des Bewusstseins für die eigene Irrtumsanfälligkeit ist diesem Ansatz mit beeindruckender Radikalität und Konsequenz einverleibt.

2.6.3 Feministische Kritik und Weiterentwicklung der Anerkennungstheorie durch Amy Allen

Die zeitgenössische Kritik von Amy Allen steht in der Tradition der feministischen Kritik der Anerkennungstheorie, wie sie prominent von Nancy Fraser geführt wurde. Fraser zeigte insbesondere die Vernachlässigung von Gerechtigkeits- bzw. Umverteilungsfragen durch Honneths Anerkennungstheorie auf (Fraser & Honneth, 2003; Zurn, 2005). Strukturelle Anerkennungsdefizite, die auf Machtverhältnisse, Privilegien und ökonomische Ungleichheit zurückzuführen sind, wurden von Honneth weitgehend ausgeklammert. Die Rolle der Anerkennung als Voraussetzung der motivationalen Bereitschaft zur Erfüllung sozialer und institutioneller Pflichten muss nach Fraser aus machtpolitischen Überlegungen differenziert werden:

> Man muss unterscheiden können zwischen einer Ideologie der Anerkennung, die nur zur gesellschaftlichen Reproduktion beiträgt, und einer authentischen Anerkennung, die die individuellen Potentiale freisetzt. (Ehrenberg & Schröder, 2012, S. 386)

Fraser wies auf die Notwendigkeit einer Unterscheidung von Anerkennungsverhältnissen hin, die bestehende Ungerechtigkeiten reproduzieren, und solchen, die zur individuellen und sozialen Selbstverwirklichung beitragen können. Eine diesbezügliche Differenzierung des Anerkennungsbegriffs ist Honneth bis jetzt zumindest teilweise schuldig geblieben. Im RdF hat er zwischen drei Freiheitsbegriffen (rechtliche, moralische und soziale Freiheit) differenziert, welche die Konzeptualisierung und Überbrückung von ethischen Anerkennungsfragen und politischen Ungerechtigkeitsfragen ermöglichen sollen (Honneth, 2011). Dass auch diese Anschlussüberlegungen weitgehend mit einer Ausblendung von destruktiven und machtpolitischen Dynamiken und Phänomenen in der Gesellschaft einhergehen, konvergiert mit der bereits beschriebenen ontologischen Kritik am Menschenbild der Anerkennungstheorie aus triebtheoretischer Sicht.

Die zeitgenössische Philosophin Amy Allen reformuliert Whitebooks Kritik an Honneth ebenfalls als Problem der Ausblendung von Machtaspekten, ausgehend von der eingangs erörterten Honneth-Whitebook-Debatte. Allen kritisiert, dass Honneths Anthropologie, obwohl sie sich auf die Psychoanalyse stützt, nicht mit einem realistischen Menschenbild einhergehe. Sein Konzept der Ursymbiose vernachlässige die Ambivalenz dieses psychoanalytischen Konzepts: Honneth beschreibt die ursprüngliche Einheitswirklichkeit des Säuglings einseitig als positive Erfahrung der Geborgenheit und der Liebe. Die Entstehung der Aggression führt er auf den Verlust dieses innig aufgehobenen Zustands während der Sozialisation zurück. In dieser anerkennungstheoretischen Auffassung der Aggression sieht Allen einen Fehlschluss. Dieser besteht darin, dass Honneth nicht nur den aggressiven bzw. den Todestrieb ablehnt, sondern die Triebtheorie an sich, die von einer Polarität von Liebes- und Todestrieb, Eros und Thanatos, ausgehe. Entsprechend sei es inkonsequent, wenn Honneth dennoch davon ausgehe, dass ein Eros, der die Ursymbiose prägt, vorhanden sei:

> In sum, Honneth makes two key moves in his interpretation of psychoanalysis, both of which lead him away from developing a fully realistic conception of the person: first,

> he transforms the fundamentally ambivalent psychoanalytic conception of primary fusion – with narcissism and omnipotence as its flip side – into a state of blissful, unmediated being together with another person which serves as the paradigm case of his conception of recognition; and, second, he conflates the aggressive or death drive with drive theory per se, then rejects ›drive theory‹ while tacitly presupposing the existence of a pro-social, erotic drive for unification through symbiosis. Taken together, these moves have the effect of displacing human drives for destruction, mastery, aggression, and omnipotence – in short, for power, at least in some of its most recognizable forms – from the centerpiece of his philosophical anthropology and thus from his conception of social life. The result is an account of the person that is unrealistic in a specifically Geussian sense, insofar as it obscures the fundamental role that power plays in human psychic and social life. (A. Allen, 2020, S. 7)

Das emanzipatorische Interesse, die Fähigkeit zur sozialen Vernunft und überhaupt die differenzierteren Formen der Anerkennung wurzeln nach Honneth in der ursprünglichen Anerkennungserfahrung zwischen Säugling und Bezugsperson. Das Ausblenden der genuin menschlichen Negativität wirkt sich auch auf die Kritische Theorie aus: Deren Aufgabe ist es nach Honneth, Ungerechtigkeiten und Missachtungszustände, die Leiden und soziale Konflikte verursachen, zu identifizieren. Sofern jedoch gemäß der feministischen Kritik sein Menschenbild bzw. seine philosophische Anthropologie, die von der Konzeption einer intakten sozialen Vernunft ausgeht, unrealistisch ist, können diese Missachtungszustände auch nicht als Defizite der sozialen Vernunft oder als Sozialpathologien der Vernunft aufgefasst werden (A. Allen, 2020, S. 249–250).

In *Critique on the Couch: Why Critical Theory Needs Psychoanalysis* (A. Allen, 2020) schlägt Allen zur Überwindung der Kontroverse zwischen Honneth und Whitebook deshalb vor, den intersubjektivistischen Ansatz durch Annahmen aus den psychoanalytischen Theorien von Melanie Klein und Jacques Lacan zu ergänzen. Sie postuliert, dass die Kritische Theorie die Psychoanalyse – heute mehr denn je – brauche. Entsprechend fordert sie eine Aktualisierung der psychoanalytischen Grundlage der Anerkennungstheorie, in der die orthodoxen psychoanalytischen Begrifflichkeiten spezifisch ergänzt werden, z.B. durch die Begriffe der Ambivalenz, Negativität, Kreativität und Wiedergutmachung (*reparation*) nach Melanie Klein (A. Allen, 2020, Kapitel 1–26, 199).

Der Vorschlag von Allen, weiter entwickelte Konzepte unterschiedlicher psychoanalytischer Denker*innen für die Anerkennungstheorie urbar zu machen, zeugt von einer konstruktiven Absicht. Zugleich bleibt ihr Horizont mit Blick auf das Spektrum weiterer psychodynamischer Ansätze – ähnlich wie bei Marchart – zu eng. Die Stärke der Zusammenschau Allens ist die Erhellung der grundsätzlichen Komplementarität gewisser psychodynamischer Sichtweisen. Die Schwäche des Ansatzes liegt in der beschränkten Auswahl von Theorien, wodurch die Landschaft der psychodynamischen Psychotherapieforschung bzw. deren Potenzial nicht ausreichend erfasst wird. Die Anachronizität der psychodynamischen Begrifflichkeiten und die Widersprüchlichkeiten verschiedener philosophischer Modelle der »Psyche« werden nicht thematisiert. Damit scheitert Allans Argument für »Why Critical Theory Needs Psychoanalysis« im Bestreben einer aktualisierten psychodynamischen Theorie, welche die Triebtheorie und die Anerkennungstheorie überbrücken will, an denselben Gründen, die eine Einigung zwischen Honneth

und Whitebook verhindern: Einerseits besteht keine Bereitschaft, von den jeweiligen essentialistischen Grundannahmen Abstand zu nehmen und sich damit auf eine sokratische Ausgangsposition zu besinnen. Andererseits kann mit der Anleihe und Kombination der abweichenden Terminologien unterschiedlicher historischer psychodynamischer Ansätze weder ein begrifflicher Konsens noch eine an die zeitgenössische klinische Terminologie anschlussfähige psychodynamische Begrifflichkeit entwickelt werden.

2.6.4 Relationale Anerkennungstheorie von Jessica Benjamin

Die Kritik an einem zu rationalistischen intersubjektiven Menschenbild aus feministischer Perspektive, die Allen gegenwärtig wiederaufleben lässt, findet bereits in zweiter Generation statt. Vor Nancy Fraser (Fraser & Honneth, 2003) und Judith Butler (u.a. Butler, 1997, 2007), die sich ebenfalls am Begriff der Anerkennung abgearbeitet und versucht haben, die ethische Bedeutung von Geschlechterdifferenzen und Machtaspekten verstärkt in die Gleichung der Anerkennung miteinzubringen, setzte sich Jessica Benjamin bereits in den späten 1970er Jahren aus psychoanalytischer Perspektive mit der Bedeutung von Anerkennung und Beherrschung (*domination*) auseinander. In einem Aufsatz von 1977 argumentiert sie in Auseinandersetzung mit Adornos Philosophie für das Ende der »Internalisierung«, d.h. für eine Wende der Psychoanalyse hin zum Intersubjektivismus (Benjamin, 1977). Mit Bezügen zu Hegel, Horkheimer, Adorno und Habermas zeigt sie auf, dass einerseits die frühe Mutter-Kind-Beziehung als Grundbeziehung für Anerkennungsverhältnisse gewichtet werden muss, dass andererseits die Untersuchung der Machtaspekte (*domination*) im Kontext der Anerkennungsfähigkeit von entscheidender psychodynamischer Bedeutung ist. In ihrem Buch »The Bonds of Love« (Die Fesseln der Liebe) entwickelte sie damit eine psychodynamisch gestützte Anerkennungstheorie, die derjenigen Honneths vorausging (Benjamin, 1993). Unabhängiger vom Kanon der Frankfurter Schule als Allen, aber weitgehend kompatibel mit der Begrifflichkeit der klinischen Psychotherapie, hat Benjamin bis heute eine eigene Variante der Anerkennungstheorie weiterentwickelt und ihre psychoanalytische Theorie in Auseinandersetzung mit der hegelianischen Anerkennungstheorie, der Objektbeziehungstheorie und der neuropsychoanalytischen Intersubjektivitätstheorie erweitert. Ihr Ansatz ist attraktiv, weil er sich maßgeblich auf die Modern Attachment Theory (MAT) von Allan Schore und anderen abstützt, die ihrerseits auf jahrzehntelang und akribisch zusammengetragenen neurobiologischen und -psychologischen Forschungsergebnissen zur Intersubjektivität basiert (A. N. Schore, 2019a, Kapitel Einleitung).

Als eine Gründermutter der relationalen Psychoanalyse in den USA hat Jessica Benjamins Theorie in den Vereinigten Staaten große Beachtung gefunden. In den Kanon der gegenwärtigen Frankfurter Schule ist sie jedoch nur marginal integriert worden. Dies erstaunt, weil ihr Ansatz für die »Frankfurter« Anerkennungstheorie gerade dadurch attraktiv ist, weil er den Machtaspekten und antisozialen Verhaltensweisen des Menschen innerhalb einer ankerkennungstheoretischen Konzeption Rechnung trägt. Die intersubjektivistische Gewichtung verbindet die Ansätze von Honneth und Benjamin. Der Unterschied der Konzeptionen zeigt sich in den Auffassungen der Anerkennungsbeziehungen zwischen Mutter und Kind. Während Honneth die mütterliche Funktion als eine primär einseitig ermöglichende, dem Kind idealerweise bestmöglich zugewandte und seine Be-

dürfnisse modulierende Instanz sieht, fügt Benjamin die Subjektivität und die Anerkennungsbedürfnisse der Mutter als entscheidende Dimension hinzu.

Die frühe Mutter-Kind-Beziehung wird als Prozess gesehen, bei dem beide Beteiligten letztlich gewandelt werden und in einer fortwährenden Abstimmungsdynamik miteinander stehen. Die Entwicklung ist wesentlich durch wiederholte Erfahrungen der Entsagungen und Wiedergutmachung (*rupture and repair*) geprägt. Auch hier kommt der Mutter die modulierende, fürsorgende Verantwortung zu, sie wird jedoch nicht nur als Versorgende, sondern als Individuum mit einer eigenen Affektivität und Bedürftigkeit gesehen, die gerade auch auf die Mutter-Kind-Interaktion Einfluss nimmt. Die Entwicklung des Kindes, seiner Persönlichkeit und seiner Anerkennungsfähigkeit setzt also über das Verständnis der intrapsychischen und der objekttheoretischen Auffassung von Intersubjektivität hinaus auch das Verständnis für die Beziehungsinteraktion zwischen zwei Subjekten (*the self and the other*), die miteinander eine individuelle Beziehungswelt gestalten und bewohnen, voraus (Benjamin, 1990, S. 41f.). Die Auffassung von Benjamin ist anschlussfähig an die neuere neurobiologische Intersubjektivitätsforschung und insbesondere abgestützt auf die Intersubjektivitätsforschung u.a. von Schore (vgl. Kap. 2.7.4 und 3.4). Das schrittweise Auftauchen aus der ursprünglichen Einheitswirklichkeit des Kindes, das sich im Verhältnis zur Mutter (bzw. einer mütterlichen Bezugsperson) immer unabhängiger sieht, die Trennungserfahrungen zu realisieren beginnt und auch die von ihm teilweise unabhängige Existenz der Mutter erfährt, bezeichnet sie als einen fortwährenden »symbolischen Verdauungsprozess« (Benjamin, 1990, S. 41).

Welche Grundannahmen prägen Jessica Benjamins anerkennungstheoretischen Ansatz? Wie Honneth geht sie von der Grundannahme aus, dass Menschen vor allem soziale Wesen sind. Im Gegensatz zu Honneth sieht sie jedoch das Ziel der Selbstverwirklichung nicht primär im Autonomiegewinn, sondern in der Fähigkeit zur Vermittlung zwischen Bindung und Autonomie, zum Aushalten-Können von Brüchen und Entsagungen in Beziehungen, die zur Grundlage für die Gestaltung von neuen Anerkennungsprozessen werden. Benjamin wurde unter anderem bekannt für ihre ausführliche Auseinandersetzung mit dem Konzept des »Dritten« (*the third*) (Benjamin, 2004) und seiner Bedeutung für die therapeutische Beziehung. Das Dritte umfasst einerseits und ursprünglich die gemeinsam gestaltete und geteilte Welt von Kind und den elterlichen Bezugspersonen, andererseits aber auch weitestgehend geteilte Welterfahrungen. Begegnungen des Kindes und später des Erwachsenen mit den Strukturen, Prozessen, Abläufen und Werten der äußeren Welt oder des anderen setzen immer eine Auseinandersetzung mit sich selbst, den anderen und den Geschehnissen voraus. Betont wird diese das Subjekt anrufende Dimension insbesondere auch über den Begriff des »moralischen Dritten«, also eine Bezugnahme auf eine (kulturell oder gesellschaftlich geteilte) ethische Einstellung und Ausrichtung. Die Auseinandersetzung mit dem moralischen Dritten dient auch der situativen Selbstrelativierung und Verantwortungsübernahme.

Benjamin hat eine klinisch anschlussfähige Begrifflichkeit geprägt, die den Einschluss intrapsychischer *sowie* intersubjektiver Beziehungsaspekte in der psychoanalytischen Theorie vertritt (Balzer, 2014, S. 371f.). Die Stärke des Ansatzes liegt in der Kombination eines umfangreichen psychodynamischen Wissens mit sozialkritischer Rekonstruktion und Analyse. Zugleich birgt diese anspruchsvolle Konstruktion eines Ansatzes, der nicht nur interdisziplinär zwischen klinischer, relational-psychoanalyti-

scher und sozialphilosophischer Sicht oszilliert, sondern auch untrennbar mit ethischen Überlegungen verknüpft ist, konzeptuelle Herausforderungen, die eine nahtlose Integration in das aktuelle kritisch-theoretische »Vokabular« verkomplizieren. Das Prinzip der Sparsamkeit kann gegeben der hohen theoretischen Komplexität ihres Ansatzes nicht erfüllt werden. Was genau verbindet und unterscheidet Benjamins Ansatz vom klassischen anerkennungstheoretischen Diskurs?

Auf dem aktuellen Stand der intersubjektivistischen Mutter-Kind-Forschung und der Bindungstheorie betrachtet sie es als zwingend, dass einerseits die intersubjektiven, objektivierbaren Beziehungsaspekte als gesellschaftsrelevante Aspekte behandelt werden. Andererseits sieht sie die Gefahr einer zu einseitigen und auch rationalistischen Betrachtungsweise der intersubjektiven Perspektive und hält an einer Theorie des Unbewussten und der subjektiven Psychodynamik fest, welche die intersubjektive Perspektive ergänzen muss. Unter anderem geht dies einher mit der These, dass Anerkennung immer auch mit Versagen zusammen gedacht werden muss, dass also das Konzept der Anerkennung im Sinne Honneths aus psychodynamischer Sicht ergänzt werden muss durch die negative Seite der Anerkennung (Benjamin, 1995, 2014; Benjamin et al., 2019). Diese Perspektive entspricht einer überbrückenden Mitteposition, sofern man sich die früher besprochene Honneth-Whitebook-Debatte in Erinnerung ruft (Kap. 2.6). »Versagung« und gelingende Anerkennung stehen in einem dialektischen Verhältnis, sie bedingen sich gegenseitig. Die Beziehungsdynamik der Anerkennung setzt die Bewältigung von Versagung als Gegenpol gelingender Anerkennungsverhältnisse voraus. Im Gegensatz zur »Verkennung«, die bei Marchart in Lacan'scher Tradition die Anerkennungsfähigkeit grundsätzlich relativiert, wird intersubjektive Anerkennung als polarer und unabschließbarer Prozess verstanden, als Ermöglichungsbedingung für erfüllende zwischenmenschliche Beziehungen.

Als Alternative zu Honneths Ansatz zeichnet sich derjenige von Benjamin weiter dadurch aus, dass der Anerkennungswunsch – ausgehend von der adaptierten Konzeption der Mutter-Kind-Intersubjektivität, welche auch die Subjektivität der Mutter gewichtet – nicht nur im Anerkanntwerden, sondern auch im Anerkennen des Anderen besteht. Dieser Prozess führt aufgrund subjektiver Differenzen unumgänglich immer wieder zur Anerkennungsentsagung, die »radikale Alterität und Unkenntlichkeit des Anderen« (Benjamin, 2002, S. 127) bleibt Bestandteil der Beziehungsmatrix. Hindernisse der Anerkennung bestehen nicht nur in äußeren Missachtungsverhältnissen, sondern insbesondere innerhalb der eigenen Persönlichkeitsstruktur und des persönlichen Unbewussten. Diese Grundbedingung des sozialen Zusammenlebens führt dazu, dass die Schaffung und Gestaltung eines »Dritten«, einer äußeren Moral, Kultur oder Geschichte, und die Würdigung der Beziehung als eines dynamischen Elements, auf das beide Personen einwirken, ethische Bedeutung erhält. Dabei entspreche »die Frage, ob sich ein Subjekt auf die Anderen beziehen kann, ohne sie durch Identifikation in das Selbst zu assimilieren, […] der politischen Frage, ob eine Gemeinschaft den Anderen aufnehmen kann, ohne dass dieser ihr bereits gleich sein oder doch gleich werden muss« (Balzer, 2014; zitiert in: Benjamin, 1996, S. 120).

Ähnlich wie Ehrenberg, der die Analyse der jeweiligen »besonderen Gesellschaft« voraussetzt, um eine Person und ihre psychologischen und psychopathologischen Anteile einzuschätzen, betont Benjamin mit dem Begriff des Dritten die Bedeutung

des Milieus der Person, der Symbolik und der politischen Voraussetzungen des subjektiven »Anerkennungskampfes«. Die Bedeutung eines geteilten Wertesystems, der Abwesenheit von politischen Zwängen und Diskrimination und die Schaffung eines dialogischen, diskursiven Gesellschaftsklimas zielen auch hier auf »soziale Freiheit« im Sinne von Honneth, jedoch nicht verstanden als eine soziale Praktik, die auf individueller Selbstverwirklichung und Autonomie basiert, sondern als Form der kooperativen »Sittlichkeit«, die solide und bescheiden genug ist, um die individuell vorhandenen Differenzen, Unpässlichkeiten, Dissoziationstendenzen, Unangepasstheiten und Anerkennungsentsagungen als Teil einer langfristig stabilen Anerkennungspraxis und Gemeinschaftsbildung zu integrieren.

Die Konsequenzen von Benjamins Ansatz für Ethik und Moral unterscheiden sich entsprechend von denjenigen der intersubjektiven Idealtheorie Honneths nicht in der allgemeinen Stoßrichtung zu einer manifesten Anerkennungspraxis, jedoch in der Beurteilung der psychologischen Voraussetzungen der Individuen als soziale Wesen. Honneth richtet sich primär an den Ansprüchen des Subjekts nach Anerkennung und Behebung von Missachtungszuständen aus. Benjamin teilt die Bedeutung politischer und philosophischer Bestrebungen zur Aufhebung von Missachtungszuständen, hebt jedoch hervor, dass mit dieser Fokussierung psychodynamische Schattenaspekte, also das Vorhandensein von Verdrängung, intrapsychischen Konflikten, Dissoziation und strukturellen Persönlichkeitsschwächen unterschätzt werden.

Während die politische und humanistische Bedeutung der Überwindung von Missachtungsverhältnissen gleichermaßen bedeutsam bleibt, lenkt sie den Blick ergänzend und verstärkt auf die Hindernisse ethischen Verhaltens, die innerpsychisch eine Rolle spielen können. Zur Bewältigung dieser intrapsychischen und interpersonellen Voraussetzungen reicht ein rationalistischer Zugang nicht aus. Dies zeigt Benjamin insbesondere in Auseinandersetzung mit der Frage der Zeugenschaft bei individuellen und kollektiven Traumata auf. Ausgehend von Fallbeispielen zur Aufarbeitung des Holocaust, zu sozialen Konfliktsituationen der Beteiligten beispielsweise im Israel-Palästina-Konflikt, zur Überwindung der Apartheid oder jüngst zum Umgang mit der Flüchtlingskrise schildert sie, wie bedeutsam und unersetzlich die aktive Zeugenschaft bei sozialen Traumata ist (Benjamin et al., 2019). Es wird klar, dass unbewusste dissoziative Reaktionsweisen und Mechanismen Anerkennung aus psychologischer Sicht verunmöglichen können. Sie zeigt die sozialen und ethischen Gefahren eines dissoziativen Umgangs auf, der mit der Verweigerung der Zeugenschaft einhergeht und das Leiden der Betroffenen tabuisiert oder zumindest nicht explizit anerkennen und würdigen lässt. Gerade dann, wenn der Rekurs auf eine geteilte Moral als »unparteiisches« Referenzsystem unmöglich geworden ist (beispielsweise im Dritten Reich, als die ideologisierte »Unmoral« der Nazis bisher geteilte Wertsysteme und Sicherheiten erodieren ließ und die normativen Überzeugungen von Opfern, Zeugen und Tätern weitgehend chaotisierte und überschrieb), wird es für den Einzelnen sehr schwierig, nicht einem Opfer-Täter-Schema zu verfallen, sondern im Sinne einer aktiven Zeugenschaft, die nicht auf ein Schwarz-Weiß-Denken reduzierbar ist, fair und besonnen zu urteilen und zu handeln. Eine funktionierende Anerkennungspraxis setzt entsprechend voraus, dass dissoziative Abspaltungen bewusst gemacht, eingestanden und durchgearbeitet werden können.

Die dissoziativen Widerstände werden oftmals übergenerationell vermittelt, was historische Versöhnungsprozesse erschwert. Benjamin beschreibt dies anhand eines Beispiels, den sie als emigrierte jüdischstämmige Amerikanerin an einem deutschen Psychoanalytiker-Kongress machte. In der Fallpräsentation einer jungen deutschen Kollegin kam über einen Traum die generationelle Belastung des Patienten durch die familiäre nationalsozialistische Belastung zum Ausdruck. Obwohl Benjamin begründet auf diese Dimension verwies, reagierten die Analytiker*innen kaum, das Thema wurde weder affektiv noch inhaltlich aufgenommen. In einer stummen kollektiven Dynamik schien in der Gruppe keine Bereitschaft zu bestehen, sich diesem Thema explizit zu widmen, weil damit wohl zu viele zusätzliche und eigene Betroffenheiten aktualisiert worden wären. Benjamin beschreibt, wie sie diese kollektive Dissoziation erlebt hat: als Gang durch den atmosphärischen Nebel, in dem das Wesentliche ausgeblendet wird (Benjamin, 2018, S. 65f.). – An diesem Beispiel kommt zum Ausdruck, wie schwierig die Überwindung kollektiver Traumata auch in Nachfolgegenerationen bleibt, wenn unbewusste Täter-Opfer-Identifikationen eine Dynamik der Zeugenschaft und Reparation verhindern. Diese dissoziativen Prozesse finden nicht nur individuell statt, sondern prägen auf archetypische Weise soziale und kulturelle historische Gemeinschaften. Damit eine kollektive Überwindung solcher dissoziativen Dynamiken möglich ist, sind individuelle Wachstumsprozesse vorausgesetzt. Die Perspektive der Zeugenschaft, die den Anderen zugesteht, dass sie Erfahrungen gemacht haben und machen, die eine eigene Qualität haben, die nicht von einem selbst gewusst werden kann, geht einher mit dem Bedürfnis nach wechselseitiger Anerkennung, welches Leben lassen, Akzeptanz und Differenz auch dann aufrechterhält, wenn man sich beispielsweise nicht direkt mit der betroffenen Person identifiziert.

In »Beyond Doer and Done to« expliziert Benjamin dazu eine ethische Haltung, die aus der dyadischen Falle des Rechthabenmüssens heraustritt. Die oftmals unbewusst konstellierte Beziehungsdynamik, die besagt, »entweder du hast recht oder ich habe recht«, »entweder du stimmst zu oder es ist dein Unvermögen, dass du nicht zustimmen kannst«, »entweder du stellst dich auf meine Seite oder du bist politisch im falschen Lager«, »entweder du folgst der Argumentation oder du hast die falschen Werte«, soll hier aufgehoben werden, indem die Differenz an sich als Drittes gemeinsam zum Thema gemacht wird. Im Gegensatz zu einem rationalistischen Zugang gehe es dann darum, die Argumentation von der konstellierten Beziehungsdynamik und den eigenen Motiven zu unterscheiden und ethische Erwägungen aus einer Mischhaltung aus (in psychodynamischer Terminologie) Abstinenz und emotionaler Bezogenheit durchzuspielen. Das »moralische Dritte« wird dann zum sachlichen Referenzpunkt, der Diskussion ermöglicht, die nicht notwendigerweise gekoppelt ist an unbewusste Abwehrhaltungen im Spannungsfeld von Selbstverteidigung und Konformismus. Diese Haltung geht einher mit einer »empathischen Zeugenschaft« (*witnessing*), die einer Betrachtung der Sachlage, der relevanten Beziehungen und Kontexte Raum gibt. Das Bewusstsein für und die Abstandnahme von instinktiven Vorverurteilungen und Abwehrhaltungen gehören zu diesem ethischen Vermögen.

Wie in den obigen Ausführungen erläutert, gehört der Begriff der Dissoziation als psychologischer und ethischer Kernbegriff gemäß Benjamin zu einer psychodynamischen Anerkennungstheorie. Was sich hinter diesem vielschichtigen Begriff verbirgt,

wird eingehend in Kapitel 4 besprochen. Vor dem Hintergrund von Benjamins Theorie zeigt sich jedoch bereits, dass dissoziative Bewältigungsmechanismen nicht nur angesichts von Überlebenssituationen als Handlungs- und Urteilseinflüsse ethisch bedeutsam sind. Innerpsychische und kollektive Dissoziationen gehören als alltägliche Erscheinungen zum »Normalzustand« einer Gesellschaft. Auf der subjektiven Ebene dienen sie beispielsweise der psychischen Entlastung, der Komplexitätsreduktion und der ungestörten Fokussierung auf eigene Interessen. Auf der kollektiven Ebene dienen sie beispielsweise der Aufrechterhaltung einer gruppenspezifischen Identifikation, deren Verlust mit dem Verlust von Sicherheit und Zugehörigkeit einhergehen würde. Gleichzeitig können dissoziative Bewältigungsstrategien mit zunehmender Radikalität und Fixierung dysfunktional werden und zerstörerische Konflikte verursachen.

2.6.5 Psychoanalytische Epistemologie und Kritik an der relationalen Anerkennungstheorie: Donna Orange

Der Versuch, die relationale Anerkennungstheorie als Grundlage für einen kombinierten philosophisch-psychoanalytischen Ansatz vorzuschlagen, der gesellschaftskritische Analysen strukturieren kann, setzt die Auseinandersetzung mit seiner Kritik voraus. Einflussreich ist hierbei insbesondere die Kritik von Donna Orange, einer psychoanalytischen Feministin, die innerhalb der relationalen Schule einen eigenen intersubjektivistischen Ansatz zur psychoanalytischen Epistemologie entwickelt hat.

Verwurzelt in der Selbstpsychologie Kohuts und inspiriert von Hermeneutikern wie Dilthey und Gadamer sieht sie Psychoanalyse als Beziehungsakt der emotionalen Teilhabe, als ein Gespräch und einen Verständigungsversuch zwischen Analytiker*in und Analysand*in. Als epistemologische Prämisse des Lebens bezeichnet sie die Einsicht, dass das menschliche Wissen immer perspektivisch und damit notwendigerweise unvollständig bleibt. Entsprechend formuliert sie als Ausgangsfragen der zeitgenössischen psychoanalytischen Epistemologie »Was ist psychoanalytisches Verstehen?« und »Wie heilt solches Verständnis seelische Wunden?« (Orange, 2004, S. 13) – Verstandenwerden setzt also Verstehenwollen voraus. Nach Orange kann ein modernes psychodynamisches Verständnis nicht darin bestehen, eine bestimmte Theorie wie die Anerkennungstheorie anzuwenden, sondern sie muss darum ringen, Theorien wie die moderne Bindungstheorie, die relationale Psychoanalyse oder die Selbstpsychologie ins Gespräch zu bringen. Ziel dieses Gesprächs ist eine psychodynamische Haltung des Analytikers oder der Analytikerin, bei der das hermeneutische Anliegen an der einzelnen Analysand*in zur Grundlage für die therapeutische Beziehung wie auch zum Schutz vor einer dogmatischen Interpretation wird.

Als theoretische Veränderungen psychoanalytischen Denkens, die nach einer Reformulierung psychoanalytischen Verstehens drängen, sieht sie über die Verschiebung von der Triebtheorie zur Organisation des Erlebens als vorrangigem Motivator auch die Verschiebungen vom wissenschaftlichen Objektivismus zum hermeneutischen Perspektivismus, eine Wahrnehmungsverschiebung der Psychoanalyse von der »strengen Naturwissenschaft« zur »weichen Geisteswissenschaft«. Ausgehend von der Divergenz zwischen Philosophie und Psychoanalyse, die darin besteht, das Erstere an den Universitäten, Letztere in Instituten und Praxen zu verorten ist, betont sie die komplementäre

Zuständigkeit der Disziplinen. Während die Philosophie sich reflexiv mit dem empirischen Wissen über etwas auseinandersetzt, gehe es in der Tradition von Kohut bei der Psychoanalyse um das innere Wissen, ein durch Introspektion und Empathie erworbenes Verständnis (Orange, 2004, S. 17). Beide Sichtweisen, so Orange, lassen sich durch einen perspektivistischen Relativismus verbinden (Orange, 2004, S. 25). Eine weitere Werteverschiebung, die insbesondere auch ihre aktuellen Schriften zu Psychoanalyse, Umwelt und radikaler Ethik (Orange, 2016) inspiriert, identifiziert sie als Bedeutungsverschiebung von Unabhängigkeit und Isolation hin zu Interdependenz und Gemeinsamkeit (Orange, 2004, S. 13–14). In der emotionalen Verständigung und Teilnahme sieht sie die einzige Möglichkeit, emotionale Wunden zu heilen und menschliches Erleben zu integrieren (Orange, 2004, S. 15). Vorausgesetzt ist die emotionale Verfügbarkeit des Analytikers oder der Analytikerin in einem kontinuierlichen Beziehungsprozess, wobei die Eigenarten und Hypothesen des Analysanden oder der Analysandin nicht *ex cathedra* gedeutet werden, sondern das therapeutische Gespann gemeinsam um Sinn und hermeneutisches Verständigen ringt.

Orange und Benjamin teilen ein genuines Interesse daran, philosophisches und psychodynamisches Wissen zu verbinden. Trotz dieser Grundvoraussetzung betont Orange, dass die beiden Ansätze inkompatible Ideen enthalten. Auf der allgemeinen Ebene der Debattenkritik kritisiert sie zunächst, dass einerseits die verschiedenen Theorien wie die Modern Attachment Theory, die relationale Psychoanalyse und die Selbstpsychologie vordergründig mit einem »Heureka-Effekt« verbunden würden, der insbesondere die Bedeutsamkeit der Intersubjektivität untermauert. Andererseits bestehe wenig Austausch zwischen den einzelnen Ansätzen, was dazu führe, dass Unvereinbares zu wenig diskutiert würde (Orange, 2010, S. 228). Ein Beitrag in dieser Richtung ist die publizierte Diskussion zwischen Donna Orange und Jessica Benjamin. Das *Journal of Psychoanalytic Self Psychology* hat die spezifische Kritik von Orange an Benjamins Ansatz sowie deren Erwiderung darauf 2010 veröffentlicht. Der Dialog zwischen den beiden ist vielschichtig und komplex, gerade weil viele voraussetzungsreiche Querbezüge zu psychodynamischen Debatten gemacht werden.

Worin besteht die Kritik von Orange an Benjamins Ansatz? Orange stellt in ihrer Kritik hauptsächlich Benjamins Annahme in Frage, dass der intersubjektive Therapieprozess in der Psychoanalyse mit einer sukzessiven Anerkennung der Subjektivität des Analytikers oder der Analytikerin einhergeht. Die Anerkennung dieser Subjektivität führt nach Orange dazu, dass die Angst vor der Übermacht oder die Idealisierung des Analytikers oder der Analytikerin im Entwicklungsprozess relativiert wird. Sie sieht das wünschbare Ziel der Analyse in einer Beziehung auf Augenhöhe, bei der beide Beteiligten sich der eigenen Subjektivität, Fehlbarkeit und kontinuierlichen Arbeit am wechselseitigen Verstehen widmen. Gleichzeitig lässt sich dieses Ziel nicht ohne die Anerkennung und den verantwortungsvollen Umgang der Analytiker*innen mit der unvermeidlichen Asymmetrie, die der therapeutischen Beziehung oft über lange Strecken innewohnt, erreichen. Der respektvolle und sorgsame Umgang mit dieser Asymmetrie ist Grundlage dafür, dass ein langsamer und wechselseitiger Prozess der Einstimmung (*attunement*) und des Verstehens einsetzen kann. Für Orange ist der Wunsch des Analytikers oder der Analytikerin nach der eigenen subjektiven Anerkennung im Ansatz von Benjamin zu dominant. – Dadurch werde die primäre Verantwortung der Analytiker*in

für das Attunement, aber auch das notwendige Bewusstsein der Analytiker*in dafür, dass sie die eigene Subjektivität nie ganz hinter sich lassen kann, geschmälert. Gerade Patient*innen, die traumatische Verletzungen aus ihren früheren Beziehungen mitbringen, würden durch die Erwartung der Analytiker*in, dass deren eigene Subjektivität anerkannt wird, überfordert (Orange, 2010, S. 234).

In Benjamins Erwiderung wird deutlich, dass sie die Divergenzen zu der Interpretation von Orange nicht gleichermaßen ausgeprägt sieht. Ihres Erachtens unterscheidet sich die Auffassung dessen, was *attunement* nach Winnicott in der Analyse bedeutet, nicht von derjenigen Oranges. Sie stellt auch nicht in Frage, dass es eine lange Phase der Asymmetrie zwischen Analytiker*in und Analysand*in geben wird, geprägt von der notwendigen Erfahrung, dass der Analytiker* die emotionale Unzulänglichkeit und vor allem auch die Aggression des Analysand*en halten und überleben kann, ohne sich mit seiner eigenen subjektiven Reaktion über den Analysand*en zu werfen oder ihn quasi mit emotionaler Dominanz und rationaler Deutungshoheit zur Selbsterkenntnis zu bewegen. Benjamin betont, dass es ihr nicht um die selbstbezogene Erwartung oder den Anerkennungswunsch der »Analytiker*in« gehe, sondern darum, dass gerade traumatisierte Patient*innen erst im erleichternden und befriedigenden Erleben der Subjektivität der Analytiker*in auch erfahren lernen, dass z.B. unterschiedliche Meinungen nicht immer zugleich als Bedrohung, Wiederholung der Verletzungen oder Missachtung erlebbar sind.

> In my view—and this is crucial— the transformational process will include the patient coming to experience the analyst's subjectivity in a way that is relieving and satisfying. Thus, expressions of the other's separate mind can be felt not simply as a threat, not a dreaded repetition of injury, or non-recognition. (Benjamin, 2010, S. 246) (246)

Dass Benjamin hier implizit die Fähigkeit zum Habermas'schen »Agree to Disagree« zu einer Voraussetzung eines gesunden und abgegrenzten intersubjektiven Umgangs im fortgeschrittenen psychoanalytischen Prozess erhebt, scheint per se kein Widerspruch zu sein mit der Forderung von Orange nach einem respektvollen und sorgsamen Umgang mit der Asymmetrie in der therapeutischen Beziehung. Die zunehmende Ich-Stärke und Beziehungsfähigkeit des Analysanden basiert in beiden Fällen auf einem fortschreitenden und erst zunehmend wechselseitigen Prozess der Einstimmung (*attunement*), für den die Analytiker*in die primäre Verantwortung trägt. Die zunehmend hohe Bedeutung, die der Variable der Persönlichkeit der Analytiker*in in der aktuellen Forschung für einen erfolgreichen Therapieprozess zugesprochen wird, spricht dafür, dass zumindest auch der Umgang der Analytikerin mit der eigenen Subjektivität innerhalb der Analyse entscheidend wirkt. –

Zentral ist an Donna Oranges Kritik an der Anerkennungstheorie von Benjamin, dass sie das hegelianische Menschenbild des selbstbewussten Subjekts, das Anerkennung fordert und kreiert, kritisch zur Diskussion stellt. Ihr eigenes Ideal einer Psychoanalyse, die in einer »nicht-autoritären Atmosphäre des respektvollen Dialogs« geführt werden soll, zielt darauf ab, dass sich die einzelnen Analysanden in ihrer eigenen Lebenswelt vermehrt beheimatet fühlen. Davon ausgehend wird nach Orange (2010, S. 241) die Entwicklung der Dialogfähigkeit und des Zugehörigkeitsgefühls in einer Gemeinschaft möglich.

Dieser Anspruch nach einer demokratischeren Form der Psychoanalyse ist meines Erachtens nicht weit von Benjamins Ansicht entfernt, dass die Analytikerin mit dem Analysanden in einem anhaltenden Prozess von *rupture* und *repair* um Verstehen ringt, sowohl Konfliktfähigkeit wie auch Versöhnungsprozesse zulässt und mediiert. Die Fähigkeit der Analytiker, ihre eigene Irrtumsanfälligkeit zu zeigen und sich für eigene Fehler oder Missverständnisse zu entschuldigen, gehört mitunter zu einer Demokratisierung der psychoanalytischen Beziehung.

Orange bekennt sich zu einer Haltung, die von der klassisch-nüchternen psychoanalytischen Annahme, dass jeder Mensch notwendigerweise (auch) gestört ist, wegrückt. Ihre Form der psychodynamischen Hermeneutik integriert einen Vertrauensvorschuss an den Analysanden, die Annahme, dass der/die Analytiker*in sich flexibel und verletzlich genug zeigen muss, die Erfahrung der Patient*innen mit eigenen Erfahrungen zu verbinden, um dadurch Wege zu finden, um mit verzweifelten, traumatisierten und entwerteten Menschen in Verbindung zu treten. Der/die Analytiker*in soll dazu in der Lage sein, nicht einfach störungsorientiert, sondern in humanistischer Haltung den Analysanden als wertvoller, fähiger und liebenswerter zu sehen, als sich der Analysand selbst sehen kann (Orange, 2010, S. 241).

Demgegenüber vermittelt Benjamin ihr Zutrauen an die zunehmende Autonomie- und Beziehungsfähigkeit des Subjekts terminologisch in Form der Forderung nach wechselseitiger Anerkennung der Subjektivität. Die Weiterentwicklung ihrer Anerkennungstheorie zielt darauf ab, den großen psychoanalytischen Vorwurf an das intersubjektive Modell der Anerkennungstheorie abzuwenden, der darin besteht, dass die Negativität und Destruktivität der Psyche nicht ausreichend integriert werden können. Das stark auf die frühe Entwicklungspsychologie und Sozialisierung bezogene Modell kann nicht ausreichend erklären, wie ein Mensch dazu in der Lage ist, unmenschliche Brutalität wie im Sadismus, Genozid oder bei der Ausübung von Folter auszuüben. Jessica Benjamin hat unter anderem in ihrer tiefgehenden Auseinandersetzung mit der Psychodynamik traumatisierter Menschen versucht, diese Schattenaspekte, die Irrationalität und Destruktivität im Bereich des Zwischenmenschlichen aufzudecken und in die Anerkennungstheorie zu integrieren (Benjamin, 2018). Daraus resultiert ihre Betonung des moralischen Dritten als Orientierungspunkt im analytischen Prozess, der auch das Halten der subjektiven Negativität und die Konfrontation mit dem Destruktiven einbettet. Das Anerkennen der menschlichen Destruktivität bedeutet auch, dass diese auch nicht aus der analytischen Beziehung ausgeklammert werden kann. Das moralische Dritte wird zu einer Schutzkonstruktion, einer gemeinsamen Referenz, die sowohl den Analysanden wie auch den Analytiker an seine Subjektivität erinnert und beide als gleichwertige Gegenüber installiert. In Benjamins und Oranges Denken scheint jedoch die Frage immanent und nicht abschließend beantwortet, inwiefern eine paternalistische oder zumindest »care-giver«-orientierte Haltung der Analytikerin in der Therapie phasenweise angezeigt oder sogar notwendig ist. Die paternalistische Note der analytischen Beziehung passt weder in das feministisch-kritische Denken von Benjamin noch in das radikal-demokratische von Orange. Zugleich ist der Schutz der Analysandin vor der Subjektivität, der Macht und der potenziellen Destruktivität der Analytikerin im Prozess der Analyse immer auch in gewisser Weise eine Bevormundung, die notwendig scheint. Dass die Auseinandersetzung mit der Subjektivität der

Analytikerin nicht am Anfang, sondern erst im Verlauf einer Analyse möglich wird, wie auch die langsame Auflösung dieser prozessbedingten Asymmetrie zwischen den Beteiligten, scheint evident.

Im Vergleich beider Ansätze zeigt sich die Bedeutung einer großzügigen hermeneutischen Haltung auch auf der Ebene der Theorie. Donna Orange bemängelt an der psychoanalytischen Debatte, dass die verschiedenen Ansätze zu wenig in Dialog treten. Die sich einstimmende, verstehensorientierte Haltung, die sie im Umgang mit den Analysand*innen fordert, schiene auch in der theoretischen Debatte eine wünschenswerte Tugend. – Gerade weil die beiden Psychoanalytiker*innen sich auf unterschiedliche philosophische Grundlagen beziehen – Orange auf Lebensphilosophen wie Dilthey oder Gadamer, Benjamin auf die Kritische Theorie –, können die Beiträge auch komplementär anstatt gegensätzlich gedeutet werden.

Die Kritik von Orange und Benjamin mündet unmittelbar in einen ethischen Anspruch an das therapeutische Setting: Ein modernes psychodynamisches Menschenbild braucht beide Stoßrichtungen und sollte diese auch kombinieren können. Beide Aspekte müssen in der spezifischen Persönlichkeit des Analytikers oder der Analytikerin gehalten und mediiert werden, damit ein adäquates therapeutisches Verhältnis entsteht. Die Stoßrichtung von Orange kann unter anderem zu mehr Gleichwertigkeit, Schutz und Verständnis in der Analyse beitragen. Die Stoßrichtung von Benjamin erinnert unter anderem daran, dass der unhintergehbare blinde Fleck der Subjektivität des Analytikers/der Analytikerin eine externe normative Orientierung braucht, die sie das moralische Dritte nennt. Sie insistiert aber auch, dass diese Subjektivität für die therapeutische Beziehung *nolens volens* bedeutsam ist und unter anderem für die Autonomie-Entwicklung des Analysanden genutzt werden kann. Deutet man ihren Anspruch nach der Anerkennung der Subjektivität der Analytikerin mit dem *principle of charity,* d.h. ohne die Vorannahme, dass es ihr um ein überzeichnetes Geltungsbewusstsein der Analytikerin geht, dann kann das wechselseitige Erleben davon, dass der Analysand oder die Analysandin eine gewisse Dosis der Subjektivität der Analytikerin nicht nur überleben, sondern auch selbstbewusst dazu Stellung nehmen kann, ein wertvolles Indiz für den Erfolg des Prozesses. Gleichzeitig ist Donna Oranges Forderung nach einer hermeneutischeren Ausrichtung in der Psychoanalyse ungemein wertvoll. Eine sinnvolle Integration der psychodynamischen Disziplin setzt voraus, dass es nicht darum geht, welche ideengeschichtliche Tradition sich halten kann. Das Bild des hermeneutischen Zirkels, das Dilthey als Grundlage des Verstehens von Philosophie, menschlicher Psychologie und Geschichte wählte, erfordert von den psychoanalytischen Theoretikern unterschiedlicher Schulen, dass sie gemeinsam versuchen, das Puzzle mit dem Titel *Seele im historischen Kosmos der Menschheit* weiter zu lösen – wer dabei welches Stück einsetzt, ist zweitrangig.

Unter diesem Blickwinkel passen einige Aspekte beider Ansätze auch gut zusammen: Gemeinsam ist beiden die Ansicht, dass die therapeutische Beziehung aufgrund ihrer spezifischen Natur sorgfältig und ungemein bedacht, gepflegt und gestaltet werden muss. Das analytische Setting sollte für den Analysanden metaphorisch gesprochen ein sicherer Hafen sein, ein Ort des Bestandes und des Schutzes innerhalb einer therapeutischen Beziehung. Das analytische Setting ist jedoch aufgrund der unbewussten Psychodynamik immer auch eine Landschaft, in der es Minenfelder gibt. Das oberste

Ziel der Analytikerin muss sein, dass der Analysand, der seine eigenen Verletzungen und Potenziale mitbringt, unbeschadet und sicheren Weges durch den Prozess geht. Zur Fähigkeit einer Analytikerin gehört, dass sie keine eigenen Minen im Feld des Analysanden platziert, sondern sich selbst dem Prozess des Analysanden als Begleitung, Expertin und kritische Unterstützerin zur Verfügung stellt. Als Mediatorin, nicht Richterin eines Wachstumsprozesses zielt sie darauf ab, dass der Analysand im besten Fall nach der Analyse bewusster, krisentauglich und bezogener seinen ganz eigenen Lebensprozess weiterlebt. Das ideale Therapeuten-Ich ringt kontinuierlich darum, der eigenen Subjektivität gegenüber immer auch möglichst reflektiert und abstinent gegenüberzutreten. Dennoch kann eine Psychoanalyse nur dann zur korrigierenden Beziehungserfahrung werden und zur nachhaltigen Verfeinerung des ethischen Vermögens beitragen, wenn am Ende des Prozesses das projektive Idealbild der Analytikerin so weit realitätsüberwachsen wird, dass sich die Asymmetrie auch im Introjekt des Analysanden entspannt. – Die gnostische Vorstellung, dass aus dem Schüler Meister wird, bedeutet nicht einfach, dass sich am Ende zwei Meister gegenüberstehen, sondern dass diese Meister sich sehr genau darüber im Klaren bleiben, dass sie Schüler waren und es in Anteilen auch immer bleiben werden. Der Analysand/die Analysandin sollte nicht darin getäuscht werden, dass der Analytiker/die Analytikerin keinen Schatten hat, sondern erleben, dass dieser seinen Schatten und seine Subjektivität so bewältigen kann, dass er nicht zur Zerstörung des verletzlichen Analysanden/der Analysandin oder zur Stauchung von dessen Wachstum führt.

2.7 Zeitgenössische Ansätze zur (Wieder-)Integration der Psychodynamik in den Wissenschaftskanon

Im Kontext der langjährigen Debatte um eine revidierte Verhältnisbestimmung von Philosophie und Psychoanalyse wurden über den Kreis der Frankfurter Schule hinaus verschiedene Vorschläge in den USA, Frankreich und Großbritannien entwickelt, die um eine adäquate Wiedervereinigung der psychoanalytischen Disziplin mit der Sozialphilosophie ringen. Der Stellenwert der Psychodynamik innerhalb der Akademie hat dabei jedoch weiter abgenommen und ist vielerorts ganz verschwunden. Diese Entwicklung steht paradox zu den Befunden der evidenzbasierten Psychotherapieforschung, welche für die psychodynamische Psychotherapie im Verhältnis zu anderen psychotherapeutischen Ansätzen eine überdurchschnittlich hohe Nachhaltigkeit attestiert. Shedler und Westen haben nachgewiesen, dass die Wirksamkeit psychodynamischer Therapien (insbesondere bei Persönlichkeitsstörungen) durchgängig überdurchschnittlich hohe Effektstärken aufweist (Shedler, 2011). Die Veränderung der Erkenntnis- und Reflexionsfähigkeit, die ein Analysand oder eine Analysandin im Verlauf einer psychodynamischen Langzeittherapie erreicht, ist im Vergleich zu anderen Therapieformen einzigartig (Loeffler-Stastka & Datz, 2015, S. 46). Im Vergleich zu anderen therapeutischen Richtungen wie der Verhaltenstherapie setzen psychodynamische Theorien zwar einen höheren Aufwand und eine längere Therapiedauer voraus, sie sind jedoch auch nachweislich nachhaltiger (Shedler & Westen, 2010). Der praktische Nutzen und therapeutische Wert psychodynamischer Theorien ist ein entscheidendes Argument

für den wissenschaftlichen Rehabilitierungsversuch der psychodynamischen Theorien. Entsprechend gibt es Denkversuche aus der Psychologie und Philosophie, die sich mit der Zukunft und dem wissenschaftlichen Potenzial der psychodynamischen Disziplin befassen. Diese Versuche verpflichten sich weitgehend der *interdisziplinären Anschlussfähigkeit*, insbesondere an neurobiologische und klinisch-psychologische Erkenntnisse. Als potenzialträchtiges Konzept, das die Verbindung von Bindungstheorie, Säuglingsforschung, Emotionspsychologie, Neurowissenschaft und Psychoanalyse erlaubt, hat sich die *Affektregulierung* durchgesetzt (Tiedemann, 2019, S. 52). Die »affektzentrierte Vision der Psychoanalyse« als Alternative zu klassischen Auffassungen der Psychoanalyse geht davon aus, dass die Verbesserung der Fähigkeit zur Affektregulierung ausschlaggebend ist für den Therapieerfolg. Trotz der Überzeugungskraft und Popularität von affektzentrierten Ansätzen zeigt die folgende Übersicht, dass Konflikte um die richtige Terminologie und die Wahl der theoretischen Grundannahmen weiter bestehen. Im Folgenden werden verschiedene Vorschläge von Autoren und Autorinnen dargestellt, die versuchen, einen Ausweg aus diesem Patt aufzuzeigen. Während die bereits erörterten Ansätze von Amy Allen und Jessica Benjamin explizit Bezug zur Kritischen Theorie und spezifisch zur Anerkennungstheorie nehmen (Kap. 2.6.3 und Kap. 2.6.4), beziehen sich die Ansätze von Werner Bohleber, Lisa Baraitser und Alain Ehrenberg allgemeiner auf den Stellenwert und die Wissenschaftlichkeit der Psychodynamik. Im Folgenden werden vier thematisch unterscheidbare Ansätze zusammengefasst.

2.7.1 Ansatz I: Kombination verschiedener psychoanalytischer bzw. -dynamischer Konzepte

Wie bereits an früherer Stelle erörtert (vgl. Kap. 2.6.3), hat die Philosophin Amy Allen eine Monografie publiziert, die sich der historisch-normativen Rekonstruktion des Verhältnisses von Kritischer Theorie und Psychoanalyse widmet (A. Allen, 2020). Sie schlägt vor, die Kontroverse um das psychodynamische Menschenbild der Anerkennungstheorie zu überwinden, indem der intersubjektive Ansatz u.a. durch Annahmen von Melanie Klein und Jacques Lacan erweitert wird (A. Allen, 2020). Diese Ergänzung der Anerkennungstheorie soll es erlauben, den Disput um die freudianische Triebtheorie zu umschiffen. Mithilfe dieser Strategie soll der Weg freigemacht werden für eine aktuelle Auseinandersetzung zwischen Psychoanalyse und Kritischer Theorie, die sich wo nötig von eingefahrenen Denkspuren befreit und zugleich dem psychoanalytischen Zugang zur menschlichen Psyche und ihren unbewussten individuellen und kollektiven Mechanismen verpflichtet bleibt (A. Allen, 2020). Allen schlägt also eine Synthese oder zumindest eine Kooperative zwischen den Konzepten verschiedener psychoanalytischer bzw. -dynamischer Schulen vor. Ich habe an diesem Vorschlag kritisiert, dass er aufgrund des Festhaltens an der anachronistischen Begrifflichkeit der spezifischen psychoanalytischen Theorien zu wenig anschlussfähig an die klinische Terminologie ist. Ebenfalls bleibt er meines Erachtens zu stark und unhinterfragt mit den philosophischen, namentlich den essentialistischen Grundannahmen spezifischer Theorien verbunden, ohne ein eigenständiges neues Konzept in Aussicht zu stellen.

Konsequenterweise müsste der Versuch einer Zusammenschau und Ergänzung verschiedener psychoanalytischer Modelle systematisch vervollständigt werden, indem

z.B. weitere Ansätze, die mit der intersubjektiven Wende an Bestätigung und Bedeutung gewonnen haben, ebenfalls als Anstoß für aktuelle psychodynamische Konzepte untersucht würden. Dazu gehören beispielsweise die Individualpsychologie von Alfred Adler, die Analytische Psychologie von Carl Gustav Jung oder die relationale Psychoanalyse mit ihren unterschiedlichen Ausprägungen. Im Anschluss an eine solch umfassende Standortbestimmung könnten z.B. die neusten Erkenntnisse zur Bindungsforschung und zum Embodiment sowie zur Psychotherapie- und Psychotraumatologieforschung systematisch mit den Annahmen der psychodynamischen Theorien verglichen werden. Ein anderer Vorschlag, der sparsamer und weniger eklektisch erscheint, setzt direkt bei einzelnen psychischen Mechanismen und Fähigkeiten an, die in jeder psychodynamischen Theorie, aber auch in der klinischen Psychopathologie eine Rolle spielen. Solche grundlegenden Mechanismen und Fähigkeiten, beispielsweise Assoziation und Dissoziation, können als Ausgangspunkt für eine ansatzübergreifende Diskussion und Deutung dienen.

Werner Bohleber, ein Vertreter der psychoanalytischen Schule in Frankfurt, vertritt als vergleichbaren Lösungsansatz für den Bedeutungsverlust der Psychoanalyse ein revidiertes Verständnis der psychodynamischen Theorien. Er geht mit seinem Vorschlag einen Schritt weiter als Allen, die mit dem Ziel einer plausiblen Begründung der Anerkennungstheorie aus einer »Vogelperspektive« verschiedene psychoanalytische Schulen gegenüberstellt. Er schlägt ein neu ausgerichtetes Verständnis der Psychoanalyse vor, das klinisch breiter abgestützt ist und unterschiedliche Theorieansätze vereint. Auch diese Sicht scheidet jedoch die Geister innerhalb der Psychoanalyse. Orthodoxe Theoretiker betonen die Unvereinbarkeit der Ansätze, während progressivere Kommentatoren auf den gemeinsamen Nenner aller psychodynamischen Ansätze verweisen. Dieser besteht darin, dass nach der intersubjektiven Wende kein psychodynamischer Ansatz um die Integration der interaktiven und relationalen Konzepte aus der Bindungsforschung und zunehmend aus der Embodiment-Forschung herumkommt:

> For the unprejudiced observer, psychoanalysis today is synonymous with a vast array of theoretical and therapeutic approaches. Its pluralism has achieved almost proverbial status. Depending on one's viewpoint and scientific persuasion, such pluralism can be seen either as a danger or as an opportunity. Accordingly, critics and commentators tend either to stress irreconcilable divergences or to foreground conceptual commonalities. Independently of this, it is fair to say that, in the past few decades, all psychoanalytic schools of thought (although to differing degrees within the field) have been receptive to interactive and relational concepts (to an extent, that has prompted some commentators to speak of an »intersubjective turn« in psychoanalysis) as reflected and propelled by the following developments: the incorporation of the analyst's subjectivity as an instrument of investigation through the concept of countertransference; the extension of transference to encompass the entire analytic situation; and the elevation of terms like »projective identification« and »enactment« to the status of key concepts in psychoanalytic treatment theory. This inclusion of the intersubjective aspect has transformed the role of the analyst from that of a clinical authority/objective observer of the analytic process. Today, the enhancement of analytic knowledge takes place largely on the basis of the intersubjective reality of analyst and analysand in the analytic situation, with radically intersubjective approaches not only emphasizing the

> inevitability of mutual and reciprocal influence, but also denying the very possibility of objective recognition of a patient's psychic reality. (Bohleber, 2010, S. xvi–svii)

Zur Erhaltung der Psychodynamik als Begleitdisziplin der Kritischen Theorie scheint ein Anschluss an den progressiven, pluralistischen Standpunkt unausweichlich. In diese Richtung gehen auch Bestrebungen, die Anschlussfähigkeit der psychodynamischen Methoden und Erkenntnisse durch Studien und Forschungsprojekte nachzuweisen (»Psychoanalyse ins Korsett zwängen | NZZ«, 2006). Diese Strategie konnte zum Nachweis der Wirksamkeit insbesondere psychodynamischer Theorien beitragen, sofern mit dem Zurücktreten ursprünglicher u.a. triebtheoretischer Grundannahmen verstärkt der Bezug zu bindungstheoretisch abgestützten therapeutischen Methoden wie der Mentalisierungstheorie oder Annahmen zur Verkörperung (*embodiment*) von Emotionen einbezogen wird.

2.7.2 Ansatz II: Relationale Psychoanalyse als psychodynamische Referenztheorie

Eine weitere Möglichkeit, die Subjekttheorie der Kritischen Theorie aktuell tiefenpsychologisch zu unterfüttern, besteht darin, einen bestimmten psychodynamischen Ansatz als Referenztheorie auszuwählen. Mit dieser Absicht drängt sich die Beachtung der relationalen Psychoanalyse auf: Wie in Kapitel 2.6.4 gezeigt, hat Jessica Benjamin eine eigene Variante der Anerkennungstheorie weiterentwickelt. Ihr Ansatz kann den Einwand der fehlenden Negativität plausibel integrieren, bleibt jedoch mit der starken Betonung der frühen Affektregulierung und Mentalisierung nahe an der anerkennungstheoretischen Konzeption von Honneth. Benjamin ergänzt die Anerkennungstheorie u.a. durch den Mechanismus und die Fähigkeit zur *Dissoziation* – als Erklärung für einerseits verschiedene funktionale und dysfunktionale Beziehungsweisen, andererseits für irrationale, zerstörerische und dehumanisierte Formen menschlichen Verhaltens. Mit diesem Ansatz nimmt sie eine Mittelposition im Konflikt zwischen triebtheoretischem und intersubjektivem Standpunkt ein. In »The Bonds of Love« und »Shadow of the Other« zeigt Benjamin so auch Möglichkeiten auf, die These der Anerkennung und diejenige der Domination (Unterwerfungs-/Aggressionsmotive) aus einer relationalen und feministisch beeinflussten Perspektive integrativ zu behandeln. Ihre Kernideen sind gekennzeichnet vom Anspruch, sowohl intersubjektive als auch intrapsychische Motive und Dynamiken psychoanalytisch zu nutzen. Im Gegensatz zu Honneth, der im Wesentlichen auf die Objektbeziehungstheorie Winnicotts ausgerichtet bleibt, hat Benjamin ihren Ansatz kontinuierlich weiterentwickelt und mit neuer psychoanalytischer Forschung unterlegt. Sie hat Erkenntnisse zur frühen Affektregulation zwischen Mutter und Kind wie auch zur Psychotraumatologie in ihren Ansatz integriert.[10]

---

10 Dennoch wird Benjamins Ansatz innerhalb der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule bis jetzt nur marginal rezipiert. Erst 2015 wurde ihr Lebenswerk in Deutschland mit dem Hans-Kilian-Preis ausgezeichnet und als »beeindruckendes Projekt einer psychoanalytischen Theorie der Anerkennung« gewürdigt (Benjamin, 2017). Innerhalb der relationalen Psychoanalyse in den USA, zu deren Durchbruch sie wesentlich beigetragen hat, gilt sie als eine der wichtigsten Denkerinnen der relationalen Theorie.

Aufgrund der engen Verbindung zur Neurowissenschaft, zur Psychotraumatologie und zur Anerkennungstheorie werde ich mich stark auf diesen relationalen Ansatz als Ausgangstheorie für eine aktualisierte psychodynamische Subjekttheorie der Kritischen Theorie stützen. In der Zwischenzeit gibt es eine Breite unterschiedlicher relationaler Ansätze – die meist weitgehend konvergent sind. Der intersubjektive Ansatz wurzelt in den USA in einer Forschungsgruppe um Robert Stolorow, George Atwood, Bernd Brandchaft und Donna Orange, deren Anliegen darin bestand, die Selbstpsychologie von Heinz Kohut theoretisch und praktisch stärker zu gewichten. Das psychoanalytische Prinzip der Abstinenz tritt gegenüber der Haltung zurück, sich der subjektiven Welt der Analysandinnen und Analysanden mit einer nachhaltigen empathischen Begleitung zu widmen – im Wissen um die Einzigartigkeit und mit Blick auf die bestmögliche Unterstützung der Entwicklung und Transformation (Stolorow, 1987, S. 10). Zu den in Deutschland einflussreichen intersubjektiven Psychoanalytikern zählen u.a. Helmut Thomae, Michael Ermann und Dieter Altmeyer. Der Ausgang von der relationalen Psychoanalyse bietet sich auch an, weil die gewählte Terminologie weitgehend ans klinische Vokabular anschlussfähig ist, zugleich wird aber eine ganzheitliche, tiefenpsychologische, auf kognitive, emotionale und körperliche Reaktionsweisen erweiterte Haltung vertreten. Die intersubjektivistische Perspektive ist für die relationale Psychoanalyse gleichermaßen zentral wie die intrapsychischen Prozesse.

Der Vorschlag, die relationale Psychoanalyse als Referenztheorie für die Kritische Theorie in Betracht zu ziehen, ist nicht als spezifische Bevorzugung einer psychodynamischen Schule zu verstehen. Im Anschluss an Tiedemann lässt sich die zunehmende Kompatibilität der psychodynamischen Grundannahmen feststellen. Eine dieser Grundannahmen besteht darin, dass die Fähigkeit und Fertigkeit des psychodynamischen Analytikers oder der Analytikerin nicht mehr nur die vertiefte Kenntnis *einer* spezifischen psychodynamischen Theorie voraussetzt, sondern deren Erweiterung durch verschiedene ergänzende Konzepte und Interventionen anderer Ansätze. Darüber hinaus werden über die therapeutische Beziehung hinaus die Variablen der Persönlichkeit und Kompetenz des/der Therapierenden zunehmend als Faktoren für das Gelingen einer Therapie gewichtet. Der in der Praxis vermehrt gepflegte Weg, »psychodynamische« Ausbildungsprogramme und theoretische Modelle für Psychotherapeuten anzubieten, die sich keiner spezifischen Schule verpflichten (ein Beispiel dafür ist das AZPP in Basel), hat den Vorteil, zunächst die Breite des psychodynamischen Wissens zu vermitteln. Gleichzeitig bleibt bei diesem breiten Zugang oftmals der Wunsch nach einer gezielten theoretischen Vertiefung, die erfahrungsgemäß zu schulenspezifischen Assoziationen und Präferenzen führt. Gegenüber dieser Ausbildungsweise, die vom Allgemeinen zum Spezifischen fortschreitet, dominiert nach wie vor die schulenspezifische Ausbildung, die dann im Verlauf der beruflichen Tätigkeit erfahrungsgemäß erweitert und ergänzt wird. Genau in dieser Breite, die individuelle Therapeutenprofile und damit auch ein individualisiertes Therapieangebot in der tiefenpsychologischen Praxis generiert, liegt die Ressource für den Anstoß zu einer psychodynamischen Subjekttheorie, die eine Aktualisierung der Anerkennungstheorie erlaubt.

Verschiedene, theoretisch unterschiedliche psychodynamische Schulen kämen ebenfalls als Ausgangstheorien in Frage, sofern sie die aktuellen (intersubjektivistischen und klinischen) Erkenntnisse zur Bindungs-, Mentalisierungs- und Embodimentfor-

schung in ihre Theorien und Arbeitsweisen integrieren, z.B. die von Marchart und Allen beanspruchte Psychoanalyse nach Lacan, die nicht-orthodoxe freudianische Psychoanalyse oder die zeitgenössische Analytische Psychologie, deren Beitrag zur Kulturpsychologie mit der Komplextheorie und der Annahme einer kontinuierlichen Wechselwirkung von persönlichem und kollektivem Unbewussten unterschätzt wird. Im Hinblick auf die Erneuerung der subjekttheoretischen Grundlage der Kritischen Theorie scheint die relationale Psychoanalyse gegenüber der klassischen psychoanalytischen Theorie jedoch den Vorteil zu haben, dass sie in ihrer aktuellen Form terminologisch anschlussfähiger und entschlackter von ontologischen Annahmen und Eigenbegriffen auftritt.

Im Hinblick auf die Frage, wie sich psychodynamische Theorien in Zukunft wissenschaftlich positionieren und legitimieren sollten, scheint es insgesamt weniger wichtig, sich auf eine Referenztheorie zu beschränken und damit die Pluralität der Ansätze in Frage zu stellen, als dass Kooperationsbereitschaft und Common Sense über die geteilten Grundannahmen zur Psychodynamik entstehen, was wiederum die Pluralität verschiedener Ansätze abstützen und legitimieren kann.

2.7.3 Ansatz III: Psychosoziale Studien als transdisziplinäre Praxis

Eine Alternative zur unter 2.6.2. rekapitulierten Methode von Allen, die die bisherigen Begrifflichkeiten verschiedener psychoanalytischer Schulen beibehält und einen Synkretismus verschiedener tiefenpsychologischer Konzepte anstrebt, vertritt die Londoner Psychoanalytikerin Lisa Baraitser (2015). Mit Blick auf die aktuellen, neurologisch gestützten Selbstmodelle sieht sie die Überwindung von anachronistischen Begrifflichkeiten wie dem »Unbewussten« oder der »psychischen Realität« als notwendige Voraussetzung für die Weiterentwicklung der postmodernen Psychoanalyse. Dazu gehört eine spezifische Praxisform, die den Gehalt der historisch gewordenen Begriffe extrahiert und in die gegenwärtige Wissenschaftssprache überträgt. Die akademische Disziplin, die sich dieser kritischen transdisziplinären Praxis im Umgang mit psychodynamischen Theorien und Begrifflichkeiten widmet, sind die sogenannten psychosozialen Studien. Ziel dieser Disziplin ist nicht die Entwicklung einer bestimmten zeitgemäßen psychodynamischen Theorie, sondern die prozessorientierte Identifikation und Erneuerung tradierter Begriffe und Theorien.

> However, what I have tried to do here is not just identify and trace key transdisciplinary concepts that are active in the field of psychosocial studies, but show how psychosocial studies is, itself, a transdisciplinary practice. It proceeds by gathering up ›dead‹ or outmoded concepts and reading them with and through other more contemporary concepts. (Baraitser, 2015, S. 226)

Das nicht an eine bestimmte historische oder soziokulturelle Auffassung gebundene psychodynamische Wissen soll einerseits bewahrt werden. Es soll andererseits auf eine Weise paraphrasiert werden, die den Zugang, Dialog und die Kritik mittels der geltenden kanonischen Wissenschaftsterminologie erlaubt. Die Disziplin der »Psychosocial Studies« soll unter anderem die raum-zeitliche Wirksamkeit und die historische (Ir-)Relevanz von Begriffen, welche die psychosozialen Aspekte des Menschseins bezeichnen,

im Blick behalten. Die Ausmusterung von altertümlichen Begrifflichkeiten geschieht also nicht als radikale Selektion, sondern mit dem Ziel, den »überzeitlichen« Wert und Gehalt psychodynamischer Erkenntnisse in die geltende Wissenschaftssprache zu integrieren und auf aktuelle Phänomene anzuwenden (Baraitser, 2015, S. 213). Die dem Tenor der Zeit nicht mehr angepassten Begrifflichkeiten sollen im Kontext aktueller Phänomene, Literatur oder Theorien diskutiert werden. Durch diese prozesshafte Auseinandersetzung können die relevanten Kerngehalte der historischen Begriffe erfasst, neu formuliert und sinnvoll genutzt werden (Baraitser, 2015, S. 226). Ziel der psychosozialen Studien ist es nach Baraitser, einen quasi übergenerationellen Dialog zwischen den »anachronistischen« und den neuen Konzepten zu evozieren. In diesem Dialog soll psychosoziales Wissen dank der sorgfältigen Bemühung um graduelle Transformation und Integration im Zeitkontext bewahrt und zur Verfügung gestellt werden (Baraitser, 2015, S. 210). Als Vorbild für diese Praxis nennt sie Judith Butler (1997, Kapitel 3), die aus ihren vergleichenden Lesarten von Freud und Foucault eigene philosophische Ansätze schöpft.

2.7.4 Ansatz IV: Ergänzungsverhältnis von Psychoanalyse und Neurowissenschaften

Als Autor aus dem französischsprachigen Raum reflektiert Alain Ehrenberg über den Stellenwert der Psychodynamik angesichts dominanter neurowissenschaftlicher Paradigmen. Mit dem Argument der Komplementarität vertritt er die Aufwertung und Unverzichtbarkeit der psychodynamischen Disziplinen. Das Festhalten am theorieinternen Dissens zwischen psychodynamischen und neurowissenschaftlichen Auffassungen und therapeutischen Methoden lenke von einer grundsätzlichen Verhältnisbestimmung der Psychoanalyse zur neurobiologischen Wissenschaft ab. Die Neurowissenschaft widerspiegle inzwischen – wie ehemals die Psychoanalyse – einerseits eine Anthropologie, andererseits eine Kollektivvorstellung. Zur ganzheitlichen Erfassung der menschlichen Innerlichkeit, des individuellen und sozialen Verhaltens sieht er die Reflexion und Ergänzung der unterschiedlichen Kollektivvorstellungen als fruchtbaren Weg:

> Die Psychoanalyse repräsentierte für die Psychopathologie und die Kultur der westlichen Welt im 20. Jahrhundert, wie der Dichter Auden in Bezug auf Freud schrieb, »ein ganzes Meinungsklima, in dem wir unsere verschiedenen Leben gestalten«. Die Neurowissenschaft scheint auf dem besten Wege, zum Barometer der Lebensgestaltung im 21. Jahrhundert zu werden. (Ehrenberg & Halfbrodt, 2019, S. 15–16)

Als Anthropologie geht die Neurowissenschaft Hand in Hand mit der Idee, dass das Verhalten durch empirisch ergründbare Vorgänge im Gehirn erklärbar ist. Um die zerebralen Mechanismen wissenschaftlich zu erklären, konstruiere die Neurowissenschaft im Vergleich zur relationalen Perspektive der Psychoanalyse ein von seinen Beziehungen losgelöstes Individuum (Ehrenberg & Halfbrodt, 2019, S. 21). Als Kollektivvorstellung repräsentiert sie »Befähigungsideen«, die auf dem zeitgenössischen Individualismus basieren. Mit der Idee einer zunehmenden Erklärbarkeit von Verhalten durch neuronale Prozesse gehen diverse Übungsprogramme und Skills-Trainings in der Psychothe-

rapie einher. Sozialkompetenz, Selbstaktivierung, proaktives Verhalten, Empathie und Selbstkontrolle können trainiert werden. Die Überwindung der persönlichen Einschränkungen durch gezielte Lösungs- und Befähigungsstrategien suggeriert die Erreichbarkeit der individuellen Autonomie trotz möglicher Beeinträchtigungen (beispielsweise des hochfunktionalen Autisten) (Ehrenberg & Halfbrodt, 2019, S. 228).

> Der große Unterschied zwischen den beiden Strategien zur Wiederherstellung unseres moralischen Wesens besteht in Folgendem: Neurowissenschaft und kognitive Verhaltenswissenschaft gehören zu einer Praxis, die mit Hilfe von Übungen und zum Zweck der Selbstregulierung Affekte in Handlungen übersetzt, während die Psychoanalyse Affekte (die Symptome, unter denen man leidet) in Fragen verwandelt (das Symptom ist aussagekräftig, weil es eine Absicht verbirgt, über die sich das Subjekt nicht im Klaren ist, eine unbewusste Absicht) und Fragen in Handlungen, wobei Heilung, um die Freud'sche Definition von 1923 aufzugreifen, in der Freiheit besteht, »sich so oder anders zu entscheiden«. (Ehrenberg & Halfbrodt, 2019, S. 386)

Wie Ehrenberg aus der soziologischen Perspektive aufzeigt, können Verhaltensbiologie und Neurowissenschaften das Phänomen des Sozialen nicht in seiner Komplexität erfassen. Dazu bedarf es unter anderem einer Beschreibung kollektiver Überzeugungen, Werte und Praktiken. Wissenschaftsideale sind, genauso wie andere Kollektivvorstellungen, als Autoritäten einzustufen, die historisch kontingent sind. Fragen nach subjektiver Bedeutung, nach dem Lebenssinn, gesellschaftlicher Genese und dem Einfluss der Beziehungserfahrung etwa bleiben als Herausforderungen der Person bestehen. Interaktionen, Gespräche und Beziehungserfahrungen, die im Zentrum der psychodynamischen Reflexion stehen, bleiben Grundpfeiler der Selbstverwirklichung der Identitätsfindung, Meinungsbildungs- und Entscheidungsfähigkeit. Trotz des versierten Instrumentariums an verhaltenspsychologischen psychotherapeutischen Techniken fehlt der neurowissenschaftlichen Anthropologie ein überschaubares Modell der »Psyche«, das krankhaftes von gesundem Verhalten unterscheiden lässt, Selbstreflexion und objektiv vergleichbare Einschätzungen erlaubt und davon ausgehend gesellschaftliche Entwicklungen normativ beurteilen kann.

Diese Leerstelle verweist darauf, dass die jahrzehntelangen Bemühungen der Kritischen Theorie, ihre politischen, ökonomischen und sozialen Analysen und Forderungen auf eine Subjekttheorie abzustützen, nach wie vor von Relevanz sind. Die Ausarbeitung einer aktuellen und konsensfähigen psychodynamischen Theorie scheint entsprechend gerade aus der Perspektive der Kritischen Theorie wünschenswert.

Alternativ zu Ehrenbergs Ansatz, der davon ausgeht, dass ein zukünftiges und wünschenswertes Ergänzungsverhältnis zwischen Neurowissenschaften und Psychodynamik voraussetzt, dass die unterschiedlichen, nicht gänzlich vereinbaren Paradigmen beider Disziplinen transparent gemacht und als Diskursprämissen akzeptiert werden müssen, sieht der Biomedizinwissenschaftler und Neuropsychoanalytiker Allan Schore in der Affekttheorie einen vielversprechenden Kandidaten, der die Lücke zwischen Klinischer Theorie und psychodynamischen Theorien überbrücken kann (A. N. Schore, 1997). Die Bindungstheorie, die in der Tradition von John Bowlby und Mary Ainsworth seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stetig weiterentwickelt wurde, hat insbe-

sondere mit der Erforschung der frühkindlichen Affektregulierung zwischen Mutter und Bezugsperson sowie mit der Mentalisierungstheorie zentrale Erkenntnisse zur Intersubjektivität und Gehirnentwicklung von Säuglingen und Kleinkindern hervorgebracht. Schore sieht einerseits das Potenzial dieser Erkenntnisse, die insbesondere die früheste Pathogenese von späteren affektiven und strukturellen psychischen Störungen in ihrer Komplexität beleuchten und einen Erklärungsbeitrag leisten können. Gerade bei der Therapie von strukturellen Störungen (Persönlichkeitsstörungen oder -akzentuierungen), die oftmals bereits in frühkindlichen Bindungsstörungen wurzeln, hat die psychodynamische Psychotherapie gegenüber anderen Therapieformen eine überdurchschnittlich hohe Effektstärke und Nachhaltigkeit (Shedler & Westen, 2010).

Der Zusammenschluss von neurobiologischen Erkenntnissen zur Intersubjektivität mit psychodynamischen Methoden zur Behandlung von strukturellen Störungen, ergänzt durch die Kenntnisse und Anwendung der Mentalisierungstheorie, wirkt vor dem Hintergrund von Schores Theorie entsprechend zukunftsträchtig. Schore hebt jedoch hervor, dass die theoretische Annäherung zwischen Neurowissenschaften und Psychoanalyse mehr als eine wechselseitige Kenntnisnahme der Ansätze und die transparente Darlegung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden bei den Wissensannahmen voraussetze. So wie die Neurobiologie zunehmend Annahmen der Objektbeziehungstheorie und der Modern Attachment Theory integriere oder die kognitive Psychologie das psychoanalytische Konzept innerer Repräsentationen übernommen habe, müsse auch innerhalb der psychoanalytischen Theorien in vielerlei Hinsicht ein Umdenken geschehen (A. N. Schore, 1997, S. 833). Eine Wiederannäherung der psychodynamischen Theorien an die Neurowissenschaften setzt nicht nur die Bereitschaft zur Zusammenarbeit von beiden Seiten voraus. Die freudianische Psychoanalyse, auf die sich Schore explizit bezieht, und davon ausgehend alle psychodynamischen Theorien müssen sich einem grundsätzlichen Revisions- und Klärungsprozess stellen. Dies betrifft beispielsweise die Bedeutungszuschreibung von kognitiven, verbalen Äußerungen im Verhältnis zu nonverbalen Aspekten in der Analyse und bei Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomenen:

> Is the time right? I suggest that the answer to this fundamental question involves much more than an objective appraisal of the match or mismatch of current bodies of knowledge, though this certainly is a part of the process. But in addition, the response of psychoanalysis will have to involve a reintegration of its own internal theoretical divisions, a reassessment of its educational priorities, a reevaluation of its current predominant emphasis on cognition, especially verbal mechanisms, as well as a reworking of its Cartesian mind-body dichotomies. This redefinition involves the identity of psychoanalysis itself, in terms both of its self-reference and its relations with the other sciences. In principle, whether or not a rapprochement takes place between two parties depends not only on the information they share in common, but on their individual willingness to enter a communicative system. (A. N. Schore, 1997, S. 833)

Schore beschreibt einige Jahre später, wie die Verschiebung zur Emotions- und Intersubjektivitätsforschung zu einem Paradigmenwechsel nicht nur in der Psychotherapie, sondern auch in den Neurowissenschaften geführt hat (A. N. Schore, 2012, 2019a, S. 2–3). Die

Gehirnforschung verschob ihren Schwerpunkt im Kontext der Emotionsforschung auf die Analyse nicht nur *eines* aktiven Gehirns, sondern von jeweils *zwei* aktiven Gehirnen, die miteinander interagieren. Der Untersuchungsschwerpunkt der neuromedizinischen Intersubjektivitätsforschung verschob sich von einer »Ein-Person-« zu einer »Zwei-Personen-Perspektive«, wodurch vermehrt auch die impliziten (unbewussten), emotionalen und sozialen Mechanismen untersucht werden (A. N. Schore, 2019a, S. 3).

Zusammenfassend kann hervorgehoben werden, dass Schores Vorschlag zur Integration der Intersubjektivitätsforschung gegenüber demjenigen Ehrenbergs deutlich weiter geht. Schore argumentiert für eine Revision der psychoanalytischen Theorie – spezifisch gerichtet an die freudianische Psychoanalyse –, welche diese mit der neurobiologischen Forschung kompatibel und in der Sprache anschlussfähig macht. Dazu gehört in der Formulierung von Michael Diamond, dass die Psychoanalyse selbst ihre verdrängten Inhalte durcharbeiten muss (M. Diamond, 2020, S. 840). Zu diesen Inhalten gehört der vielschichtige Abwehrmechanismus der Dissoziationen und seine Bedeutung für die alltägliche Lebensbewältigung, für die Pathogenese und insbesondere auch für die analytische Beziehung (vgl. u.a. Kap. 3.4.2 und Kap. 4.2, Unterscheidung von primärer und sekundärer Dissoziation nach Diamond). Für diese Aufarbeitung ist die Integration der neurobiologischen Intersubjektivitätsforschung zwingend. Im Unterschied zu Schore scheint Ehrenberg eine vergleichbar weitgehende inhaltliche Zusammenarbeit von Psychoanalyse und Neurowissenschaften angesichts der unterschiedlichen disziplinären Paradigmen nicht als realistisch einzuschätzen. Er geht davon aus, dass es sich bei Psychodynamik und Neuropsychologie um zwei spezialisierte Disziplinen handelt, die ihren komplementären Nutzen anerkennen sollten.

Die aktuelle Psychotherapie und Psychodynamische-Theorien-Landschaft scheint beiden Positionen, sowohl derjenigen Ehrenbergs als auch derjenigen Schores, teilweise recht zu geben: Die »Period of Rapid Change« in Form einer Verschiebung zur Emotionsforschung, die in der Neurobiologie Mitte der Neunzigerjahre eingesetzt hat, manifestierte sich innerhalb der psychodynamischen und psychotherapeutischen Theorien in einer zunehmenden Integration von körperorientierten Methoden, Achtsamkeitspraktiken und Embodiment-orientierten Techniken. Diese Entwicklung verspricht eine Öffnung der psychodynamischen Theorien gegenüber der psychotherapeutisch relevanten Forschung, die auch die begriffliche Annäherung der Disziplinen plausibler erscheinen lässt. Während die Intersubjektivitäts- und Emotionsforschung innerhalb der Psychotherapie*praxis* zunehmend zum Wandel beiträgt, verläuft die theoretische Integration gerade innerhalb der traditionsschweren psychoanalytischen Theorien jedoch schwerfällig. Schores eigene Leistung einer Deutung der neurobiologischen Intersubjektivitätsforschung vor dem Hintergrund psychoanalytischen Denkens zeigt sowohl das Potenzial der Kombination auf wie auch den weitgehenden Verzicht auf das klassische psychoanalytische Vokabular, das damit einhergeht.

Die relationale Psychoanalyse hat gegenüber den älteren psychodynamischen Schulen den Vorteil, dass ihr Begriffsinstrumentarium nicht nur per se jüngeren Datums, sondern auch geprägt ist vom Annäherungsversuch und der Integration der klinisch abgestützten Intersubjektivitätsforschung. Zum Ausdruck kommt dieses charakteristische Merkmal der Schule u.a. dadurch, dass die Affektivität, Subjektivität und Responsivität des Analytikers zunehmend gewichtet werden. Die emotionalen Übertragungs-

und Gegenübertragungsaspekte zwischen Analysand/Analysandin und Therapeut/Therapeutin rücken gegenüber der einseitigen Problemzuschreibung auf der Seite des Patienten/der Patientin ins Blickfeld. Als bedeutsam gilt das Beziehungsgeschehen, das sich konstelliert. Dazu gehören die intersubjektive Affektivität, Enactments und Prozesse von wechselseitiger Einstimmung, Dissonanz und Wiederannäherung (Attunement, Misattunement and Re-attunement, A. N. Schore, 2019a, S. 20) zwischen Patient*in und Therapeut*in. Die Autorität des Analytikers und das Machtgefälle zwischen Analytiker und Patient wird durch eine Haltung erwidert, welche die Fehlbarkeit und Subjektivität des Analytikers benennt und bearbeitet. Schores Modern Attachment Theory, die er in einer »Right Brain Psychotherapy« zusammenführt, wird als eine Grundlage für das Verstehen psychodynamischer Prozesse zwischen Analytiker und Patient verwendet. Leitend ist die Auffassung, dass die Durcharbeitung der unbewussten Konflikte und Strukturstörungen eine korrigierende Beziehungserfahrung voraussetzt. Mit Blick auf andere psychodynamische Theorien wie die Analytische Psychologie kann hier ergänzt werden, dass Letztere über den zwischenleiblichen Ausdruck hinaus auch die Bedeutung des kreativen Ausdrucks von Emotionen und Prozessen betont. Der kreative Ausdruck von Emotionen und Empfindung schafft einen Zugang zur unbewussten, verkörperten Empfindungsebene. Diese ganzheitliche Ergänzung der Gesprächstherapie, welche die unbewussten, nicht-verbalisierbaren Anteile anspricht und prozessiert, erlebt heute insbesondere im Kontext der Traumapsychotherapie einen Aufschwung (van der Kolk, 2014).

Abschließend ist hervorzuheben, dass der geschilderte Paradigmenwechsel auch innerhalb der Philosophie des Geistes, insbesondere in der Subjektivitätsforschung, resoniert: Hier findet aktuell die Verschiebung von einer *Theory of Mind*, die insbesondere das einzelne aktive Gehirn untersucht, zu einer erweiterten Auffassung statt, welche die Relationalität und das emotionale Embodiment im intersubjektiven Kontext untersucht (A. N. Schore, 2019a, S. 20). Die moderne Phänomenologie und die Bewusstseinsforschung widmen sich zunehmend und in Anlehnung an die aktuelle psychologische Forschung zu Empathie, sozialer Identität und geteilten Emotionen (*shared emotions*) der Komplexität intersubjektiver Beziehungen und sozialer Begegnungen (Szanto & Krueger, 2019, S. 153). Die Integration eines phänomenologischen, auf das Erleben der Erste-Person-Perspektive mitbezogenen und auf die Faktoren Embodiment, Beziehung und Zwischenleiblichkeit abgestimmten Standpunkts, der das Konzept der Person nicht ausschließlich über die Zuschreibung mentaler Eigenschaften und Ansprüche definiert, wird auch in der Ethik vermehrt eingefordert (Reichold, 2007b) (vgl. Kap. 3.2).

2.7.5 Fazit: Drei Hauptkonflikte, deren Herausforderung und die Lückenbüßerin der Dissoziation

Der Blick auf die unterschiedlichen Vorschläge, die sich mit der zukünftigen Stellung der Psychodynamik im Kontext der Wissenschaften befassen, hat hauptsächlich drei unterschiedliche Konflikte beleuchtet:

1. Referenz: Kontrovers ist die Frage, ob und wenn ja, welches psychodynamische Verständnis gegenwärtig als »Referenztheorie« ausgewählt werden soll.

2. Terminologie: Der Konflikt um die »richtige« Psychodynamik leitet direkt über zum Konflikt im Umgang mit teils anachronistischen Begrifflichkeiten. Selbst wenn von einer bestimmten psychodynamischen Leittheorie abgesehen wird, stellt sich die Frage, wie psychodynamisches Wissen in ein Vokabular übersetzt werden kann, das den Anschluss an und Dialog beispielsweise mit den neurowissenschaftlichen Auffassungen ermöglicht. Soll das Vokabular verschiedener Schulen möglichst komplementär kombiniert werden, wie das Allen vorschlägt, oder soll eine Begrifflichkeit geschaffen werden, über die psychodynamische Annahmen und Konzepte anschlussfähig reformuliert werden? Ist eine schulenübergreifende Einigung auf gewisse geteilte Grundannahmen denkbar, mit denen eine wissenschaftliche Positionierung und Legitimierung der psychodynamischen Theorie möglich ist?
3. Paradigmen: Der dritte Konflikt ergibt sich aus den unterschiedlichen Weltanschauungen oder Paradigmen, die das psychodynamische und das klinisch-neurowissenschaftliche Verständnis begründen. Das psychodynamische Menschenbild unterscheidet sich wesentlich vom szientistischen, auch wenn es sich immer auch an Letzterem mitorientieren muss. Dazu kommt, dass die Menschenbilder auch innerhalb der psychodynamischen Schulen verschieden sind. Diese inhaltliche Differenz muss im Sinne Ehrenbergs kein Hinderungsgrund für ein konstruktives Ergänzungsverhältnis in der Praxis sein, sofern die Behandlungsweisen und Methoden komplementär, also nicht konkurrierend angewandt resp. verstanden werden. Zugleich verschärft sich hier der Bedarf an einer Begrifflichkeit, die den Dialog zwischen psychodynamischen Schulen und allgemeiner »Wissenschaftssprache« anstrebt. Es braucht eine psychodynamische Terminologie, die einen Dialog in beide Richtungen erlaubt: Einerseits muss sie einen Bezug zum szientistischen Verständnis der Psychologie ermöglichen, andererseits die Diskussion von Annahmen psychodynamischer Schulen, die bislang zu wenig miteinander im Gespräch sind. Eine gemeinsame Sprache verhindert nicht notwendigerweise, dass jede Schule noch immer ihre spezifischen internen Erklärungsmodelle, Schwerpunkte und Begrifflichkeiten pflegt und anwendet. Die psychodynamischen Schulen müssten sich jedoch entsprechend darum bemühen, ihr Wissen über die Psychodynamik im Sinne des Vorschlags von Baraitser in eine allgemeine Sprache zu übersetzen und so die Integration z.B. von neurobiologischen Erkenntnissen zur Intersubjektivität und den Dialog mit der klinischen Emotionsforschung anzustreben.

Die in diesem Kapitel aufgeworfene Frage, ob eine Erneuerung des psychodynamischen Fundaments der Kritischen Theorie denkbar oder auch verzichtbar ist, aktualisiert sich an dieser Stelle. Mit Blick auf die wissenschaftliche Anerkennung der Kritischen Theorie scheint mir eine grundsätzliche und kathartische Durcharbeitung des Verhältnisses insbesondere zur klassischen Psychoanalyse unverzichtbar. Die Glaubwürdigkeit und Anschlussfähigkeit einer psychodynamischen Theorie muss sich ebenso wie die Kritische Theorie im jeweiligen Zeitkontext erweisen. Eine allgemeine Sprache, welche die Psychodynamik – im Sinne des innerpsychischen Geschehens des vergesellschafteten Subjekts – in eine sozialphilosophische Deutung übersetzt, existiert gegenwärtig nicht. Damit hat auch eine Hauptachse der Kritischen Theorie, die als Verbindung der subjekttheoretischen Analyse mit der gesellschaftskritischen Analyse bezeichnet wurde, einen

schweren Stand. Die Begründung der Kritischen Theorie auf der Basis eines intersubjektiven Verständnisses muss dem Spannungsfeld zwischen einem konsensfähigen psychodynamischen Verständnis und einem dominanten neurowissenschaftlichen Materialismus standhalten. Sie setzt dafür u.a. die kontinuierliche Auseinandersetzung mit der Entwicklungspsychologie (insbesondere der Modern Attachment Theory) und Neurobiologie voraus. Andererseits muss die Pluralität aktueller psychodynamischer Verständnisse erfasst und gewichtet werden, damit die Vorstellung des Menschenbildes, das der Kritischen Theorie aktuell zugrunde liegt, erkennbar und als normative Größe deutlich wird. Der Vorschlag der psychosozialen Studien von Baraitser zeigt, dass die Tradierung, Schaffung und Erneuerung eines anschlussfähigen psychodynamischen Vokabulars eine eigenständige, nicht zu unterschätzende, aber letztlich besonders wertvolle Herausforderung darstellt. Die Einigung auf einen psychodynamischen Kanon wird jedoch nach wie vor durch interne Konflikte und Abgrenzungstendenzen zwischen den psychodynamischen Schulen erschwert.

Bei der Kritik des Ansatzes von Amy Allen wurde bereits in Aussicht gestellt, dass ich es, entgegen dem Vorschlag einer begrifflichen Synthese verschiedener psychodynamischer Konzepte, als sinnvoller erachte, einen psychodynamischen Pool von sparsamen und konsensfähigen Annahmen zum Menschenbild, zur psychischen Funktionsweise sowie zu Gesundheit und Krankheit zu entwickeln, der an die geltende wissenschaftliche Terminologie anschlussfähig ist. Das szientistische Menschenbild kann auf diese Weise mit einem psychodynamisch gestützten Menschenbild verglichen und (integrativ) diskutiert werden. Auf einer solchen Basis geteilter Grundannahmen spricht dann innerhalb der Vielfalt psychodynamischer Ansätze in der angewandten Praxis wenig gegen die Weiterexistenz und therapeutische Nutzung verschiedener Erklärungsmodelle mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten.

Als exemplarisches Phänomen, das eine ansatz- und disziplinenübergreifende Diskussion erlaubt, habe ich in Aussicht gestellt, *Dissoziation* vorzuschlagen. Argumente für dieses Vorhaben finden sich zunehmend innerhalb der aktuellen Forschungslandschaft. In einem Artikel in der *JAPA* argumentiert Michael Diamond (2020) für die Wiederkehr des Verdrängten und die angezeigte Revision des Dissoziationsbegriffs innerhalb der Psychoanalyse. Er hebt hervor, dass eine Unterscheidung zwischen primären und sekundären Dissoziationen eingeführt werden sollte, um (normale und pathologische) Dissoziationen zu identifizieren, zu verstehen und im Bedarfsfall psychodynamisch zu therapieren (vgl. Kap. 3.4.2 und Kap. 4.2). Der Begriff der Dissoziation bietet sich als Kernbegriff einer aktualisierten psychodynamischen Theorie an, weil er sich mit der neuropsychologischen Intersubjektivitäts-, Emotions- und Embodimentforschung verbinden lässt.

Der psychische Mechanismus und die Fähigkeit zur Dissoziation können aus psychopathologischer und philosophischer Sicht als *conditio humana* bezeichnet werden. Als Begriff ist die Dissoziation einerseits innerhalb der Psychodynamik und Psychiatrieforschung als psychopathologisches Konzept verwurzelt und etabliert. Andererseits ist er wissenschaftlich anschlussfähig an die aktuelle klinische Psychologie, spezifisch an die Psychotraumatologie: Dissoziative Mechanismen werden klinisch ausführlich erforscht und beschrieben (Dell, 2009). Sie spielen darüber hinaus in unterschiedlichen psychodynamischen Theorien eine Rolle, z.B. bei Freud als »Spaltung« oder bei Jung als Grundlage

der Komplextheorie. Die Legitimität des Konzepts ist nicht von einer spezifischen psychodynamischen Theorie abhängig. Dissoziation ist zudem kein ontologischer, sondern ein Prozessbegriff: Dissoziationen können sich strukturell manifestieren, sie sind jedoch immer auch singulär und veränderbar. Entsprechend können dissoziative Phänomene nur im Kontext der jeweiligen Dynamik beurteilt werden.

In der Rückblende auf die in der Kritischen Theorie unaufgelöste Honneth-Whitebook-Debatte, bei der das Postulat des Aggressionstriebs der in der Anerkennungstheorie geltend gemachten sozioemotionalen Formierung von Aggression gegenübergestellt bleibt, bietet *Dissoziation* einen möglichen Ausweg an. – Wie u.a. Jessica Benjamin dies in der relationalen Psychoanalyse geltend macht, prägen dissoziative Bewältigungsstrategien den Umgang mit psychischen Traumatisierungen. Verbunden mit der vertieften Betrachtung komplexer Traumafolgestörungen und dem psychopathologischen Verständnis von Dissoziation kann das destruktive bis auch dehumanisierende Vermögen der Menschen unspektakulär erklärt werden.

Bevor es in Kapitel 4 darum gehen wird, den vielschichtigen Begriff der Dissoziation aus philosophischer und psychologischer Sicht auszuleuchten, wird im nächsten Kapitel ein personales, psychodynamisches Menschenbild umrissen, das für die spätere normative Analyse von individuellen und sozialen Pathologien in der digitalen Gesellschaft als Anhaltspunkt dienen soll. Es enthält die Reflexion über geltende Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit sowie die Annäherung an einen Gesundheitsbegriff aus psychodynamischer Sicht.

3. Personales Menschenbild

3.1 Rolle und Potenzial der Psychodynamik

Mit der Integration von postmodernen Erkenntnissen zur Affektregulierung (Mentalisierungstheorie), zu psychischen Traumata und zur Relevanz des Embodiments für die Psychotherapie hat die intersubjektive Wende zu inhaltlichen und terminologischen Anpassungen und Ergänzungen der psychodynamischen Schulen beigetragen. Dieser Wandel birgt das Potenzial einer Annäherung zwischen der klinischen psychologischen Forschung, psychiatrischen Forschungen sowie der psychodynamischen Psychotherapieforschung. Zugleich mangelt es an einem transparenten, sparsam formulierten Menschenbild, das einerseits mit den spezifischen psychodynamischen Ansätzen, andererseits mit dem medizinischen und neurobiologischen Verständnis, darüber hinaus aber auch mit zeitgenössischen philosophischen Vorstellungen des Personseins kompatibel ist. Die Aufzeichnung eines Menschenbildes, das neben den biopsychosozialen auch die innerpsychischen Bedingungen des Menschseins benennt, ist konzeptionell sowohl für die philosophische Gesellschaftstheorie wie auch für die Wissenschaftskritik unabdingbar.

Als Grundlage für die ethische Beurteilung von Forschungsprojekten, aktuell insbesondere im Bereich des Human Enhancement und bei der Entwicklung von Technologien der künstlichen Intelligenz, entstehen analog zur Verpflichtung an ein humanistisches oder posthumanistisches Menschenbild entscheidende Unterschiede bei den normativen Wertungen: Das humanistische Menschenbild, wie es z.B. vom Psychiater und Philosophen Thomas Fuchs vertreten wird, geht von einem menschlichen Wesen aus, das sich als frei und fähig zur Selbstbestimmung versteht, das intrinsisch sozial und mit anderen Wesen in Beziehung ist, vor allem auch kraft seiner verkörperten Entität (Fuchs, 2020, S. 8). Demgegenüber basiert ein posthumanistisches (d.h. für Fuchs ein transhumanistisches oder zerberozentristisches, einseitig kognitionsorientiertes) Menschenbild auf der Annahme, dass der Mensch »in seinem gegenwärtigen Entwicklungsstand grundlegend unvollkommen ist« (Fuchs, 2020, S. 71f.). Die körperliche Existenz werde hier nicht mehr als Ermöglichungsbedingung des Lebensvollzugs, sondern als Einschränkung der persönlichen Freiheit verstanden (Fuchs, 2020, S. 72). Zwar vernachlässigt Fuchs posthumanistische Ansätze, die beispielsweise über die Begriffe des Em-

bodiments oder des Enactments durchaus der Verleiblichung des Subjekts zunehmende Bedeutung zusprechen. Dennoch zeigt seine Kritik auf, dass bei der Beurteilung von neuen Technologien und langfristigen Auswirkungen der Nutzung von digitalen Technologien die Reflexion nicht nur den äußeren und biopsychosozialen Bedingungen, sondern auch der Bedeutung von innerpsychischen Faktoren des Menschseins Rechnung zu tragen hat. Dazu gehören Kriterien wie die Ausrichtung auf einen Lebenssinn, die Voraussetzungen gelingender, befriedigender Beziehungserfahrungen und die Bedeutung zwischenleiblicher Interaktion als Voraussetzung für mentale Gesundheit.

Eine entscheidende Bedeutung haben hinsichtlich dieser Aspekte die neurobiologische Intersubjektivitätsforschung, die Erforschung der Mentalisierungsfähigkeit und des Embodiments. Als Fähigkeit, mentale Zustände beim Gegenüber zu identifizieren und diese Zuschreibungen als Beziehungsinformation zu verwenden, ist die Mentalisierungsfähigkeit nicht nur für die Psychotherapieforschung und für die Erforschung des Vermögens, moralisch zu urteilen und zu handeln, besonders wichtig. Sie ist es gerade auch als Grundlage für die Simulation menschlichen Erlebens durch Technologien der künstlichen Intelligenz (vgl. Kap. 6.3.3).

Am »transhumanistischen« Menschenbild wurde bereits kritisiert, dass die körperlichen und sozioemotionalen Aspekte gegenüber den kognitivistischen Aspekten benachteiligt oder ausgeklammert werden. Innerhalb der Philosophie (Ethik) gibt es entsprechend Bemühungen, diese Einseitigkeit zu kompensieren und die Dimension der Körperlichkeit (*embodiment*) – und analog auch die Komplexität sozioemotionaler Einflüsse und Bezogenheiten – zunehmend zu reflektieren.

Anne Reichold (2007b) vertritt beispielsweise die These, dass das Ausloten der normativen Dimension eines personalen Menschenbildes voraussetzt, den Kontrast zwischen der ontologischen und der ethischen Konzeption der Person auszuleuchten. Dieser Kontrast betrifft die Integration des Körpers ins Konzept der Person: In der Ontologie betonen analytische Philosophen die Bedeutung eines verkörperlichten Konzepts der Person (*embodied concept of the person*). Über die mentale Dimension hinaus ermöglicht der Körper die Verortung der Person in Raum und Zeit. Der Körper wird für die Identifikation und Entwicklung der Person vorausgesetzt. Demgegenüber ist das Konzept der Person in der Ethik insbesondere durch mentale Zuschreibungen charakterisiert. Personen werden als moralische Einheiten aufgefasst, denen moralische Verantwortung und Rechte zugesprochen werden (Reichold, 2007b, S. 169). Der moralische Charakter der Person wird entsprechend nach Reichold durch die Referenzen zum Bewusstsein, Verstand, Gedächtnis und zur Selbstbestimmung zugeschrieben. Diese Eckwerte werden auch für die normative Beurteilung von gesellschaftlichen und technologischen Entwicklungen beigezogen.

Nach Reichold fehlen hierbei in der Ethik weitgehend Überlegungen zum Körper. Entsprechend kritisiert sie ein defizitäres Konzept des Personseins in dieser Disziplin, das insbesondere die Verletzlichkeit und Sterblichkeit der Person vernachlässige. Dieses Defizit wirkt sich insbesondere auf Diskussionen der angewandten Ethik zur Abtreibung, Sterbehilfe oder zum Klonen aus (Reichold, 2007b, S. 169). Im Kontext der digitalen Gesellschaft sind darüber hinaus z.B. die Debatten zum Human Enhancement und zum Einsatz der künstlichen Intelligenz hervorzuheben. Transhumanistische Ansätze sehen im Körper primär ein optimierbares Instrumentarium zur Umsetzung mentaler Impul-

se, dessen Funktionen zunehmend technologisch reproduzierbar werden. Reichold fordert demgegenüber einen phänomenologischen Ansatz zum Embodiment in der Ethik, der den Dualismus zwischen Körper und Geist überwindet und entsprechend das Leiden und die intersubjektive Ausgesetztheit der Person höher gewichtet (Reichold, 2007b, S. 170).

> A pure mental being would not suffer, would not act, and would not be exposed in an intersubjective world of others. Ethical problems would not arise at all. Embodiment seems to be the basis for ethical questions. […] This implicit role of embodiment has to be made explicit in ethical concepts of the person. (Reichold, 2007b, S. 170)

Als Ermöglichungsbedingung für die angewandte Ethik und zugleich für sozialphilosophische Gesellschaftskritik ist die transparente Formulierung von Annahmen zum Menschenbild folglich nicht nur eine sinnvolle, sondern notwendige Grundlage. Im Ringen um einen entsprechenden Begriff der Person hat sich auch Fuchs mit den »Grundfragen einer verkörperten Anthropologie« auseinandergesetzt (Fuchs, 2020). In seinem Buch »Das Gehirn als Beziehungsorgan« schlägt er ein *personales Menschenbild* vor. Dieses dient als gemeinsamer Nenner, der einerseits naturwissenschaftlich und sozialpsychologisch abgestützt ist, andererseits auch Spielraum für psychodynamische Theorien zulässt. Mit seinem Vorschlag einer verkörperten Anthropologie argumentiert er schließlich dafür, dass das naturalistisch-reduktive szientistische Paradigma um die Annahmen der »für die Person konstitutiven Leiblichkeit und Lebendigkeit« erweitert werden müsse (Fuchs, 2020, S. 12). Fuchs' Ansatz wird in den Kapiteln 3.3 und 3.4 näher erläutert. – Der deutsche Psychiater, Psychoanalytiker und Psychosomatiker Gerd Rudolf hat ein psychodynamisches Menschenbild entworfen, ohne dafür klassische oder exklusive psychodynamische Begrifflichkeiten zu verwenden; diesem widme ich mich im Kapitel 3.5.

Beide Ansätze zeichnen sich durch eine hohe Anschlussfähigkeit und Komplementarität mit neurobiologischen und medizinischen Ansätzen aus. Ausgehend von diesen Überlegungen zu einem postmodernen Menschenbild, das auch Raum für psychodynamische Vorstellungen erhält, werden anschließend aktuelle Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit diskutiert. Diese Reflexion wird insbesondere im Hinblick auf die Entwicklung von sozialphilosophischen Kriterien zur Bestimmung von funktionalen und dysfunktionalen Dissoziationen und allgemeiner von Sozialpathologien am Ende von Kapitel 4 durchgeführt.

3.2 Bedeutung eines verkörperten Begriffs der Person für die Ethik

Im zeitgenössischen Kontext der akademischen Emotions- und Intersubjektivitätsforschung gibt es u.a. in den Teilbereichen der Ethik, der Bewusstseinsforschung und der Philosophie der Subjektivität Bestrebungen, die komplexen Zusammenhänge zwischen Denken und Affektivität sowie deren Verwobenheit mit zwischenleiblichen Erfahrungen erkenntnistheoretisch und normativ stärker zu gewichten. Wie bereits einführend mit der Kritik an einem ethischen Menschenbild erwähnt, das die verkörperlichte Dimension der Person unzureichend gewichtet, fordert die Philosophin Anne Reichold ei-

nen phänomenologischen Ansatz zum Embodiment. Dieser soll das vorwiegend auf den Geist ausgerichtete Menschenbild der Ethik um Aspekte des Personseins wie das Leiden oder die Intersubjektivität ergänzen.

Auf welche Annahmen stützt Reichold ihren phänomenologischen Ansatz? – Die ethisch relevante Information, die mit der Verkörperung (*embodiment*) einhergeht, übersteige die deskriptive physische, biomedizinische Anerkennung des Körpers bzw. der Leiblichkeit (Reichold, 2007b, S. 178). Forschungen zum Embodiment, z.B. zum Biofeedback, weisen darauf hin, dass die durch ein dualistisches Menschenbild supponierte Unterscheidung zwischen der Innerlichkeit und der physischen, im Handlungsvollzug feststellbaren Äußerlichkeit nicht haltbar ist. Die Person befindet sich fortwährend in einem dynamischen Prozess des Lebensvollzugs, in dem die Erste-Person-Perspektive, die (moralische) Beurteilung der Situation, der Handlungsvollzug, die Intersubjektivität und die Verantwortung im Zusammenspiel von mentalen und körperlichen Prozessen entstehen und gelebt werden. Der Begriff des Embodiments umfasst in der Phänomenologie – im Gegensatz zur Mehrheit der Ansätze aus der Analytischen Philosophie – nicht nur die physischen Aspekte der Leiblichkeit, sondern das anhaltende Zusammenwirken von mentalen und körperlichen Prozessen (Reichold, 2007b, S. 179). Ein philosophischer Zugang, der die Kognitionen und das Denken abgekoppelt von der emotionalen und zwischenleiblichen Einbettung analysiert, kann diese Prozeduralität und Kontingenz des menschlichen Erlebens und Funktionierens nicht ausreichend erfassen. Die phänomenologische Methode kann demgegenüber insbesondere die angewandte ethische Reflexion, bei der die Abwägung zwischen moralischen Argumenten und der Beurteilung des Einzelfalls bedeutsam ist, realitätsnäher und partikulärer gestalten. Der phänomenologische Zugang eröffnet zudem den Raum, um die Individualität des erworbenen inneren Repräsentationssystems zu anerkennen, das sich im Verlauf der frühkindlichen Beziehungserfahrungen und im Verlauf der späteren Entwicklung ausbildet und u.a. für die Affektregulation und Stressbewältigung lebenslang einflussreich bleibt.

> The phenomenological concept of a person's body avoids the distinction between descriptive physical predicates and normative mental predicates. […] »Embodiment«, in contrast to »body« expresses a unity of spatio-temporal elements and an experiencing first-person perspective and thus combines physical and mental predicates. Embodiment is not conceptualized within the dualist framework of body and mind; it includes mental and bodily features and it gives rise to both normative and descriptive terms. (Reichold, 2007b, S. 179)

Über den phänomenologischen Begriff des Embodiments wird die Subjektivität, die erlebte Lebenswelt zu einer moralisch relevanten Dimension. Aspekte wie die eigene Passivität, Verletzlichkeit und Fremdbestimmung, die bereits Emmanuel Lévinas als ethisch relevante Dimensionen identifiziert hat, erlauben die ethische Gewichtung der Subjektivität – nicht als isolierter, sondern als intersubjektiv bedingter Erfahrung. Beziehungsumfeld, (genetische und erworbene) Disposition, Umwelt und Situation sind für eine ethische Entscheidung bezüglich einer Person hermeneutisch mit in Betracht zu ziehen. Wenn beispielsweise eine Ethikkommission über den Euthanasie-Wunsch einer

körperlich gesunden, aber jahrelang schwerstdepressiven und isoliert lebenden Patientin entscheiden muss, wird es dem Leiden dieser Patientin nicht gerecht, die physische Gesundheit als zwingendes Argument gegen die Sterbehilfe vorzubringen.

Reichold (2007a) betont, dass das Ich-Erleben (die Erste-Person-Perspektive) insbesondere auch in den neurowissenschaftlichen Konzeptionen der Person reflektiert werden sollte. Aufgrund der Annahme, dass kein (Kern-)Selbst oder ein Ich identifizierbar ist, folge nicht der Umkehrschluss, dass »Wahrheit« und ethische Relevanz über eine reine Dritte-Person-Perspektive, also gestützt auf empirische Fakten und nicht auf subjektive Interpretation, erhoben werden müsse. Die aufgrund neurophilosophischer Befunde weit vertretene Ich-Losigkeit widerspricht phänomenologisch dem unmittelbaren und *faktischen* Ich-Erleben der Person. Dieser Kontrast hat Auswirkungen auf das Selbstverständnis und Embodiment des Subjekts. Für die Kontextualisierung und Beurteilung der ethischen Auswirkungen dieser unterschiedlichen »Wahrheitsebenen« (z.B. neurologische Wirklichkeit vs. phänomenologische Wahrheit) ist eine erlebende Person vorausgesetzt; auch die Interpretation durch den Neurophilosophen setzt dessen singuläre Ich-Perspektive, sein Erleben (= wahrnehmendes Leben) unhintergehbar voraus.

Die Debatte um die Relevanz der Subjektivität und Intersubjektivität wird innerhalb der Philosophie leidenschaftlich geführt. Einerseits hat sich der Abschied vom Computationalismus in der Philosophie durchgesetzt, andererseits verlangt die Integration der Emotionsforschung eine grundsätzliche Neubestimmung und Gewichtung der menschlichen Rationalität, die einerseits erst in den Anfängen steckt, andererseits bereits in früheren (lebens-)philosophischen Schriften angelegt ist (Dilthey, James, Freud etc.). Im Bereich der Philosophie der Subjektivität, wie sie u.a. am *Center for Subjectivity Studies* in Kopenhagen betrieben wird, verschiebt sich der Schwerpunkt sowohl der philosophischen, sozialwissenschaftlichen wie auch empirischen Untersuchung des menschlichen Erlebens und Verhaltens von der isolierten Betrachtung einer Person hin zur Untersuchung des Erlebens, der Empathie und der geteilten Emotionen im intersubjektiven Setting. Die Komplexität sozialer Begegnungen wird aus einer interdisziplinären Warte zunehmend gewichtet, was nicht zuletzt auf die Erkenntnisse der neurobiologischen Emotionsforschung zurückzuführen ist, die den engen Zusammenhang von mentalen Kognitionen und verkörperten Emotionen nachgewiesen hat.

Die Relevanz der Verbindung entwicklungspsychologischer, anthropologischer und psychiatrischer Forschung als Grundlage sowohl für die pädagogische wie auch die ethische Praxis wird von Siegel (2020, S. 2) betont: Er verweist mit der »Einheit des Wissens« (*consilience*) darauf, dass die Ergänzung des interdisziplinären Wissens um das menschliche Erleben und Erfahren zu mehr Konvergenz und einer ganzheitlichen, nicht einer sich widersprechenden Betrachtung führt. Menschliche Verbindungen formen neuronale Verbindungen, beide tragen zu geistigen Prozessen, zum Denken und Fühlen bei. Siegel formuliert drei fundamentale Prinzipien einer interdisziplinären Sicht auf das menschliche Erleben:

Erstens müsse der menschliche Verstand (*mind*) als verkörperter und relationaler Prozess der Selbstorganisation verstanden werden. Dieser Prozess reguliert die Informationsverarbeitung und Energetisierung zwischen Körper und Gehirn, wie auch in Beziehung zu anderen Individuen und im Verhältnis zu den Umwelterfahrungen (Siegel, 2020, S. 3). – Zweitens beschreibt Siegel den menschlichen Verstand als entstanden

aus Leiblichkeit und Beziehung. Die innerlichen neurophysiologischen Prozesse wie auch die äußeren Beziehungserfahrungen beeinflussen das menschliche Denken und Fühlen. Die Vorgänge und Dynamiken im Nervensystem, die mit den Verhaltens- und Kommunikationsmustern verbunden sind und Beziehungen prägen, spielen hierbei eine entscheidende Rolle (u.a. Stressverarbeitung). Drittens beeinflussen insbesondere die Beziehungserfahrungen das sich entwickelnde Gehirn und die genetisch veranlagte Reifung des Nervensystems. Der Prozess der Gehirnentwicklung gilt als unabgeschlossen, d.h., die Entwicklung hält auch nach Kindheit und Adoleszenz an (Siegel, 2020, S. 3–5).

Aus dieser Perspektive sind sowohl die globalen, sozialen, genetischen, synaptischen wie auch die subjektiven Erkenntnisse für das Verstehen des Menschen, seiner mentalen Gesundheit und seiner Fähigkeiten zu Selbstorganisation und Beziehung vorausgesetzt. Der menschliche Verstand, das verkörperte Gehirn (*embodied brain*) und Beziehungen sind dann nicht drei voneinander unabhängige Phänomene, sondern drei Aspekte derselben erfahrbaren Realität von Energie und Informationsprozessen (Siegel, 2020, S. 7).

3.3 »Das Gehirn als Beziehungsorgan«: Erkenntnistheoretische und medizinische Aspekte eines personalen Menschenbildes

Zu den aktuellen Ansätzen, die ausgehend von einer interdisziplinären Herangehensweise an das menschliche Erleben und Verhalten von der Unverzichtbarkeit eines Personen-Begriffs in den Humanwissenschaften ausgehen, gehört derjenige von Thomas Fuchs. Er entwickelt sein personales Menschenbild in einer »phänomenologisch-ökologischen Konzeption« primär aus der Sicht eines Psychiaters, jedoch unterlegt von einer erkenntnistheoretischen Begründung (Fuchs, 2017). Der Bezug zu einem personalen Menschenbild eignet sich als Brücke zwischen einer naturwissenschaftlichen und einer psychodynamischen Sichtweise. Durch die starke Gewichtung der intersubjektiven und sozialen Verhältnisse als Voraussetzung der Selbstverwirklichung und der Entwicklung eines realistischen Weltbezugs ist dieser Ansatz anschlussfähig an die anerkennungstheoretische Tradition, die Begrifflichkeit der Sozialpathologien und an einen psychodynamischen Begriff der »Gesundheit«, wie er in Kapitel 3.5 und 3.6 umrissen wird.

Zur erkenntnistheoretischen Begründung des personalen Menschenbildes setzt Fuchs keinen Dualismus von Körper und Geist voraus. Letzterer gilt sowohl in den Neurowissenschaften wie auch in der Analytischen Philosophie des Geistes als überholt (Fuchs, 2017, S. 21). Stärker gewichtet wird jedoch die Tatsache des lebensweltlichen Erlebens und der phänomenologischen Selbsterfahrung, in der (außer im Falle der pathologischen Dissoziation) keine Trennung von Körper und Geist wahrnehmbar ist:

> Ein adäquates Verständnis des menschlichen Gehirns […] muss von der Phänomenologie unserer lebensweltlichen Selbsterfahrung ausgehen, in der wir keine Trennung von »Geist« und »Körper« erleben, sondern *in einem* leibliche, verkörperte und seelisch-geistige Wesen sind – also das, was wir auch als *Personen* bezeichnen. Erst dann können

> wir fragen, wie das Gehirn auf biologischer Ebene zu dieser Einheit der Person beiträgt. (Fuchs, 2017, S. 21–22)

Fuchs gewichtet in seiner anthropologischen Konzeption die subjektive Erlebnisdimension und die sozialen Zusammenhänge gegenüber der objektiven (neurobiologischen oder diagnostischen) Beschreibung des menschlichen Verhaltens mit. Damit schließt er an die Tradition von Denkern wie Karl Jaspers an, der die Zusammenhänge von Selbstverhältnis, Verhalten, sozialen Beziehungen und empirischer Psychiatrie phänomenologisch zu erfassen versucht (Jaspers, 1965). Im Kontrast zum modernen Primat der Neurobiologie als Mittel zur Beschreibung des menschlichen Verhaltens wird dieses insofern relativiert, als die Neurobiologie selbst als »spezialisierte Form einer menschlichen Praxis, die der Lebenswelt entstammt, ohne jedoch einen Standpunkt außerhalb ihrer selbst gewinnen zu können« (Fuchs, 2017, S. 21), eingestuft wird. Damit sollen die Gewichtung und Plausibilität der Erkenntnisse der Neurobiologie und Naturwissenschaften sowie ihr Nutzen für die Entwicklung therapeutischer Programme nicht zurückgestuft oder entwertet werden. Im Gegenteil soll der personale Fokus auch dabei helfen, diese Erkenntnisse im Dialog mit den von mentalen Störungen betroffenen Individuen anzuwenden und die möglichen sozialen Zusammenhänge und Konsequenzen zu ermessen. Wie Fuchs aufzeigt, setzen »die höheren Gehirnfunktionen den Lebensvollzug des Menschen in der gemeinsamen sozialen Welt« voraus (Fuchs, 2017, S. 22). Die kulturellen und soziodemografischen Aspekte der menschlichen Entwicklung werden unter dieser Annahme ergänzend zu den neurobiologischen in Betracht gezogen. Die sozialen, kulturellen und geschichtlichen Prägungen, welche die individuelle Gehirnentwicklung begleitet haben, machen das Gehirn in diesem Sinne zu einem »Organ der Person« oder zu einem »Beziehungsorgan« (Fuchs, 2017, S. 22).

> Das Gehirn ist […] das Organ, das unsere Beziehung zur Welt, zu anderen Menschen und zu uns selbst vermittelt. Es ist der Mediator, der uns den Zugang zur Welt ermöglicht, der Transformator, der Wahrnehmungen und Bewegungen miteinander verknüpft. (Fuchs, 2017, S. 21)

Fuchs vertritt also zum einen – wie auch Daniel Siegel – die These, dass die Funktionen des Gehirns die Einheit des Menschen als Lebewesen voraussetzen und nur von ihr her zu verstehen sind. Zum anderen geht er wie Ehrenberg davon aus, dass die höheren Gehirnfunktionen den Lebensvollzug des Menschen in der gemeinsamen sozialen Welt voraussetzen (Fuchs, 2017, S. 22).

Seine Schrift zu den Grundfragen einer verkörperten Anthropologie, erschienen unter dem bezeichnenden Titel »Verteidigung des Menschen«, ist im Kontext meiner Arbeit, die den weiten Bogen von der Wissenschaftskritik über die Rehabilitation der Psychodynamik als Grundlage sozialphilosophischer Kritik bis hin zur konkreten Analyse gesellschaftlicher Phänomene zu spannen versucht, besonders relevant. Fuchs setzt sich im Detail mit den szientistischen Grundannahmen zum Menschen und dessen Konsequenzen auseinander. Er diskutiert die expliziten und impliziten Vorstellungen, welche die Debatten um die menschliche gegenüber der künstlichen Intelligenz prägen, entwi-

ckelt eine Kritik am Transhumanismus und beschreibt die gegenwärtigen Auseinandersetzungen um die Personalität in den Neurowissenschaften (Fuchs, 2020).

Fuchs nennt den Naturalismus, die Eliminierung des Lebendigen und den Funktionalismus als drei paradigmatische Aspekte eines szientistischen Menschenbildes. Die naturalistische Sicht geht davon aus, dass sich alle Phänomene naturwissenschaftlich erklären lassen. Subjektivität, Geist und Bewusstsein lassen sich auf physiologische Vorgänge zurückführen. Damit gelten sie als biologistisch bestimmbare neuronale Prozesse. Mit der korrelierenden Sichtweise, dass Organismen prinzipiell »biologische Maschinen« sind, die von genetischen Programmen und Umweltfaktoren gesteuert werden, geht die Auffassung einher, dass Konzeptionen des Selbstseins, des Erlebens oder der Subjektivität obsolet werden (Fuchs, 2020, S. 10–11). Letztlich werden Bewusstseinsphänomene funktionalistisch gelesen, d.h., sie werden auf »Prozesse neuronaler Informationsverarbeitung« zurückgeführt, die einen Input nach algorithmischen Regeln in geeignete Outputs umwandeln:

> Diese digitalen Prozesse können prinzipiell auf beliebigen Trägern (»Hardware«) ablaufen, ja sie lassen sich durch künstliche Systeme simulieren. Denn nicht das subjektive Erleben, sondern allein die Funktion, also Datenverarbeitung und entsprechender Output, machen Geist aus. (Fuchs, 2020, S. 11)

Diese Grundannahmen gehen mit einem posthumanistischen Menschenbild einher, das den Menschen als »Summe seiner Daten« versteht, in Form von neuronalen Prozessen, genetisch eingeschriebenen und verursachten Algorithmen und digitalisierten Verhaltensmustern (Fuchs, 2020, S. 11). Hermeneutisches Verstehen, Selbstreflexion und Selbstbesinnung werden als defizitäre Weisen des Wissens über sich selbst betrachtet.

In seiner »Verteidigung eines humanistischen Menschenbildes« geht es Fuchs nicht darum, die Nicht-Reduzierbarkeit von Bewusstsein und Subjektivität zu beweisen. Er insistiert jedoch wie Reichold, dass die Variablen der Leiblichkeit und Lebendigkeit, die eine Person konstituieren, und damit die *Zwischenleiblichkeit* als wesentliches Konstitutiv der biopsychosozialen Wirklichkeit, unterschätzt werden. So kann beispielsweise Empathie nur im zwischenleiblichen Kontakt mit anderen erlernt werden (Fuchs, 2020, S. 13). Die humanistische Auffassung, die Fuchs entwirft, strebt nicht eine bloß kritische Analyse der wissenschaftlichen und technologischen Entwicklungen an, sondern ihre produktive Integration (Fuchs, 2020, S. 14).

> Was der vorliegenden Verteidigung zugrunde liegt, ist also weniger der klassische Humanismus des Geistes als ein *Humanismus des lebendigen, verkörperten Geistes*. Als solcher bedient er sich nicht nur der philosophischen, insbesondere der phänomenologischen Analyse, sondern auch der Konzeption des *embodiment*, des *extended mind* und

> der *enactive cognition*[1], also der handlungsbezogenen Kognition, die in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen haben. (Fuchs, 2020, S. 14)

Auf der Grundlage der Jasper'schen Gesinnung, dass das »Bild des Menschen, das wir für wahr halten«, letztlich über unseren Umgang mit uns selbst, mit anderen und mit der Natur entscheidet, versteht er diesen Humanismus als ethischen Widerstand gegen die Herrschaft technokratischer Systeme, Sachzwänge, Selbstverdinglichung und Technisierung des Menschen (Fuchs, 2020, S. 16). Aus der Warte dieses Humanismus diskutiert Fuchs beispielsweise die Anthropomorphisierung der Systeme der künstlichen Intelligenz, aber auch die Konsequenzen eines Transhumanismus, der den »homo optimus« anstrebt. Darüber hinaus diskutiert er die zunehmende Aufhebung der Differenz zwischen Leiblichkeit und Simulation, die mit der zunehmenden Virtualität und Digitalisierung einhergeht, die Auswirkung der konstruktivistischen Einstellung zur Subjektivität sowie die Verdrängung der Eigenzeit durch Beschleunigungs- und Digitalisierungsprozesse (Fuchs, 2020, S. 14–16).

Am Beispiel des moralischen Enhancements lässt sich aufzeigen, dass die auf eine rein kognitive und biomedizinische Verbesserung der menschlichen Leistung ausgerichteten Maßnahmen – insbesondere aufgrund der verkörperlichten Natur der Mentalisierungsfähigkeit – nicht mit der gewünschten Steuerbarkeit bzw. dem erwünschten Output einhergehen müssen. Transhumanistische Vorschläge sind bestrebt, die Verbesserung der Sozialität und Moralität des Menschen zu erreichen, beispielsweise indem unter Einfluss des Hormons Oxytocin das Vertrauen, die Empathie und Bindungsneigung von Menschen erhöht werden (Fuchs, 2020, S. 90). Fuchs zeigt auf, dass dies nicht gleichzusetzen ist mit der Annahme, dass man »chronisch bindungsunwillige Personen« beziehungsfähiger machen und dadurch die Menschheit verbessern kann. Die einseitige Förderung bestimmter Kompetenzen oder moralischer Dispositionen geht zugleich mit der Abnahme anderer, z.B. aggressiver Tendenzen einher. Aggression ist nun nicht generell negativ zu bewerten, sondern im gesunden Maß verantwortlich für Abgrenzung und Selbstschutz. Die Erhöhung des Oxytocin-Werts kann entsprechend z.B. dazu beitragen, dass die Personen eher bereit sind, sich in Beziehungen dominieren zu lassen und geschädigt zu werden, anstatt sich zur Wehr zu setzen (Fuchs, 2020, S. 91). – Das Beispiel verdeutlicht ein Grundproblem der Digitalisierung, insbesondere des Einsatzes der künstlichen Intelligenz: Die Beurteilung des Erfolgs einer bestimmten Maßnahme findet oftmals isoliert vom Gesamtkontext statt, d.h., dass zwar mit einer Intervention oder Technologie ein bestimmtes Ziel erreicht werden kann, dies jedoch noch nicht viel über die Auswirkungen im subjektiven und lebensweltlichen Gesamtkontext aussagt.

---

1 Innerhalb der Kognitionswissenschaften und der Bewusstseinsphilosophie wurde die klassische computationale Theorie, die davon ausging, dass der Ursprung des Geistes im Gehirn liegt und das Gehirn über die Metapher eines Computers beschrieben werden kann, abgelöst. Mit den Theorien zum *extended mind*, der *embedded* und *enactive cognition* werden soziale Interaktionen und Verkörperungen (*embodiment*) als Ursprung von Zielen und Überlegungen erachtet. Dem Körper und der körperlichen Interaktion mit der Umwelt wird neu eine große Bedeutung für Kognitionen zugeschrieben. Mentale Prozesse, so der wissenschaftliche Konsens, sind mehr als computationale Prozesse, das Gehirn ist mehr als ein Computer (Cappucio et al., 2014; Clark & Chalmers, 1998; Shapiro & Spaulding, 2021).

Die Notwendigkeit einer umfassenden Reflexion und Interessensabwägung veranlasst Fuchs zur Forderung eines Paradigmenwechsels, der über die spezifische Problembewältigung hinaus den Menschen als dynamische Einheit im Beziehungssystem mit der Umwelt versteht. Im Gegensatz zur medizinischen Psychiatrie, die psychische Störungen als Funktionsstörungen von Hirnschaltkreisen versteht, schlägt er analog ein erweitertes Paradigma vor, das Gehirn, Organismus und Umwelt in ihrer dynamischen Einheit begreift. Die Zukunft der Psychiatrie entwirft er als *Beziehungswissenschaft*, die psychische Störungen aufgrund von biologischen, psychischen und sozialen Beziehungen und Störungen untersucht (Fuchs, 2020, S. 259, 269).

3.4 Pathogenese psychischer Störungen aus der Sicht der modernen Bindungstheorie und Intersubjektivitätsforschung

Die Forderung nach einer »Psychiatrie als Beziehungswissenschaft«, wie sie von Fuchs postuliert wird, lässt sich – insbesondere mit Blick auf die neurobiologische Intersubjektivitätsforschung und die Emotionsforschung – begründen. Seit Mitte der 1990er Jahre hat sich die Emotionsforschung, vornehmlich im Umfeld des Neurowissenschaftlers Antonio Damasio, zunehmend etabliert. Damasio selbst konstatiert mit Erstaunen, dass die Emotionsforschung nach historisch frühen Durchbrüchen, die z. B. von Charles Darwin, William James oder Sigmund Freud geleistet wurden, von den Neurowissenschaften über Jahrzehnte hinweg vernachlässigt wurde (Damasio, 1995, S. 19). Während die Erforschung der Aufmerksamkeit, der Wahrnehmung, des Gedächtnisses und der Sprache florierte, setzt sich die Auffassung, dass die psychosoziobiologisch geprägte Affektivität am Ursprung des menschlichen Verhaltens und der menschlichen Entwicklung liegt, erst im jüngeren Verlauf der Emotions- und Embodimentforschung durch.

Im Kontext dieser Entwicklung hat Schore gestützt auf neurowissenschaftliche Erkenntnisse die Bindungstheorie von John Bowlby zur »modernen Bindungstheorie« (Modern Attachment Theory, MAT) weiterentwickelt. Diese ist als theoretische Grundlage für individual- und sozialpsychologische Analysen deshalb bedeutsam, weil die Pathogenese psychischer Krankheiten zentral diskutiert wird. Die MAT geht davon aus, dass die frühkindliche Entwicklung der rechten Gehirnhälfte, die für das Prozessieren von emotionaler und sozialer Information verantwortlich ist, als »Hardware« für die spätere Persönlichkeit innerhalb der ersten zwei Jahre in wesentlicher Form ausgebildet wird. Sie wird zur lebenslangen, impliziten und strukturellen Grundlage für die psychobiologischen und intersubjektiven Vorgänge und die spätere Pathogenese von psychischen Störungen.

Diese Erkenntnis wurde bereits von früheren Neuropsychoanalytikern wie Daniel Stern geltend gemacht, die empirische Evidenz wurde jedoch erst sukzessive nachgewiesen. Im Fokus steht heute in der neurobiologischen Intersubjektivitätsforschung etwa die präverbale Kommunikation von emotionalen Zuständen und die relationale Regulation des Kindes durch die Mutter oder die mütterliche Bezugsperson. Diese frühkindlichen Erfahrungen vor und während des Spracherwerbs bestimmen wesentlich die Fähigkeiten zur Selbst- und Beziehungsregulation und manifestieren sich in der rechten Hirnhälfte, die lebenslang für die primäre Regulation von Gefühlen und Stress ver-

antwortlich bleibt (A. N. Schore, 2019b, S. 31). Schore vertritt den – nicht monokausalen, aber empirisch gestützten – Zusammenhang zwischen einer gestörten frühkindlichen Beziehungserfahrung und einer erhöhten Vulnerabilität hinsichtlich der Pathogenese von psychischen Krankheiten.

3.4.1 Grundannahmen der Modern Attachment Theory (MAT)

Die MAT zeigt auf, wie sich die frühe soziale Interaktion zwischen den rechten Gehirnhälften von Mutter und Kind körperlich manifestiert und zur Entwicklung des kindlichen Gehirns beiträgt. Sie untersucht den Erwerb der Affektregulierung über eine Zwei-Personen-Perspektive, bei der die zwischenmenschlichen Beziehungsepisoden im Fokus stehen (A. N. Schore, 2019b, S. 33).

> The self-organisation of the developing brain occurs in the context of a relationship with another self, another brain. (A. N. Schore, 2019b, S. 31)

Zwei Grundannahmen stehen am Ausgang der MAT. Die erste Grundannahme besteht darin, dass die mütterliche Einstimmung (*attunement*) bei der Regulierung der dynamischen kindlichen Erregung (*arousal*) und der energetischen, affektiven Zustände für die Entwicklung einer sicheren Bindung wesentlicher ist als die bewusste Einstimmung und Regulation der kognitiven Wahrnehmungen und des Verhaltens. Eine sichere Bindung hängt also maßgeblich davon ab, ob die visuell-mimischen (z. B. Wahrnehmung des mütterlichen Gesichtsausdrucks), taktilen und mimischen sowie die hörbaren und prosodischen Reaktionen der Mutter dazu beitragen, dass das Kind nicht in einer Unter- oder Übererregung (*hypo- or hyperarousal*) gefangen bleibt, sondern in seiner jeweiligen emotionalen Befindlichkeit getragen wird und im Falle der Unter- und Übererregung von der Mutter unterstützend abgeholt oder beruhigt werden kann. Die rhythmische Interaktion, das Bezeugen und Modulieren der kindlichen Erregungszustände geschehen seitens der Mutter weitgehend spontan und instinktiv. Die zwischenleibliche Interaktion zwischen Mutter und Kind verläuft wesentlich über das unbewusste Zusammenspiel der rechten Hirnhälften.

> In order to enter into the communication, the mother must be psychobiologically attuned to the dynamic crescendos and decrescendos of the infant's bodily-based internal states of peripheral autonomic nervous system (ANS) arousal and central nervous system (CNS) arousal. Through right-brain-to-right-brain nonverbal visual-facial, tactile-gestural, and auditory-prosodic communications, the caregiver and infant learn the rhythmic structure of the other and modify their behaviour to fit that structure, thereby co-creating a moment-to-moment specifically fitted interaction. […] During these affective communications, the psychobiologically attuned mother synchronizes the spatiotemporal patterning of her exogenous sensory stimulation with the infant's internal arousal and affective states, regulates them, and communicates back to the infant. (A. N. Schore, 2019b, S. 32, 33)

Die erste Grundannahme begründet damit den Paradigmenwechsel von der kognitionsorientierten zur zwischenleiblich-emotionalen Intersubjektivitätsforschung. Die

Annahme, dass die evolutionäre Bindung weitgehend entsteht, indem die Mutter unbewusst und in einem primär zwischenleiblichen Geschehen die unbewusste Erfahrung des Säuglings steuert, relegitimiert auch die psychodynamisch attestierte Bedeutung des Unbewussten und z.B. des Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehens.

Die zweite Grundannahme der MAT besteht darin, dass eine ideale Einstimmung der mütterlichen Bezugsperson nicht immer durchgehend möglich ist und es entsprechend entscheidend ist, wie die mütterliche Bezugsperson dem Kind nach Abstimmungsbrüchen und Fehlabstimmungen dabei hilft, diese zu überwinden, zu trösten und sich wieder anzunähern (*rupture and repair*). Eine Mutter, die »gut genug« in Beziehung mit dem Kind steht, kann nach der Stresssituation zeitnah zu einer Wiedereinstimmung beitragen, indem sie auf die negativ erlebte Erregung des Kindes regulierend eingeht (A. N. Schore, 2019b, S. 33).

Eine sichere Bindung und das wiederholte Durchspielen zwischenleiblicher Interaktionen, Abstimmungen und Wieder-Abstimmungen setzen von der Mutter Berechenbarkeit, Konsistenz und emotionale Verfügbarkeit voraus. Sofern ein Säugling eine sichere Bindung aufbauen kann und bei seiner Affektregulierung adäquat unterstützt wird, sodass er ein moderates Erregungsniveau halten bzw. bei Zuständen der Unter- oder Überregung rechtzeitig von seiner Mutter abgeholt und beruhigt werden kann, kann sich die rechte Gehirnhälfte des Kindes optimal entwickeln. Eine sichere Bindung ist der beste Schutz vor einer traumainduzierten Psychopathologie (A. N. Schore, 2019b, S. 42); umgekehrt erklären frühe Brüche in der Mutter-Kind-Beziehung (z.B. über lange Trennungserfahrungen) sowie eine mangelnde Abstimmung oder komplexe Bindungstraumata (z.B. durch Misshandlungen, Vernachlässigung, Überfürsorge) die geringere Plastizität, angstgesteuerte Automatismen und spätere Schwierigkeiten der emotionalen Selbstregulation und des zwischenmenschlichen Verhaltens und insbesondere der zwischenleiblichen Abstimmung.

Als unbewusste und präverbale Erfahrungen sind die frühkindlichen Beziehungserfahrungen entscheidend für die primitive (anfängliche) Gehirnentwicklung. Bei ausreichend guten Bindungserfahrungen können die vertikalen Verbindungen zwischen Orbitallappen und präfrontalem Cortex mit verschiedenen kortikalen und subkortikalen Bereichen gut ausgebildet werden. Diese Verbindungen helfen bei der Regulierung und Verbindung von unterschiedlichen körperlichen Erfahrungen und emotionalen Zuständen (Rass, 2012, S. 97).

Die Art und Weise, wie ein Baby bei der Regulation des frühkindlichen Stresses unterstützt wird, ist wegweisend dafür, wie es später auf Stress und Übererregungszustände reagieren und Resilienz entwickeln kann. Von den sozial erworbenen Ressourcen der rechten Gehirnhälfte, die sich im Verlauf der Gehirnentwicklung zuerst ausbilden, hängen die weitere Ausbildung des Selbstbewusstseins, der Empathie, der Identifikation mit anderen und weitgehende intersubjektive Kompetenzen (Interaktion und Kommunikation, Teilen von Ansichten, Nachvollzug von Gefühlen und Meinungen anderer, Konfliktregulation und Kooperation) ab (A. N. Schore, 2019b, S. 41). Die Entwicklungsneurobiologie hat nachgewiesen, dass das frühkindliche Gehirn in den ersten zwei Jahren eher durch Verformbarkeit und Verletzbarkeit als durch Resilienz gekennzeichnet ist. Besonders hoch ist die Vulnerabilität im ersten Lebensjahr, in dem die Primärbeziehung aufgebaut wird, und im zweiten Lebensjahr, in dem die Übersetzung der bisher präverbal

kommunizierten Ausdrücke und Beziehungsbedürfnisse in Sprache und immer differenziertere Kommunikation stattfindet (A. N. Schore, 2021).

> A central principle of regulation theory dictates that attachment is the relational unfolding of an evolutionary mechanism, and that the essential developmental task of the 2 first years of human infancy is the co-creation of an attachment bond of emotional communication and regulation between the infant and the primary caregiver. (A. N. Schore, 2019a, S. 19)

In den ersten zwei bis drei Lebensmonaten werden die Beziehungserfahrungen mit der Mutter primär über Körperwahrnehmungen und die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse verbunden. Die Gefühlswelt des Kindes ist zunächst noch wenig ausdifferenziert. Sofern die primären Bedürfnisse ausreichend und in ausreichender Verlässlichkeit regelmäßig befriedigt werden, erlangt das Kind ein Sicherheitsgefühl, das es ihm erlaubt, das Emotionsspektrum differenziert weiterzuentwickeln. Das Spektrum von gegensätzlichen Emotionserfahrungen im »Körperbewusstsein« wie Hunger/Sättigung, Verlassenheit/Sicherheit, Schmerz/Wohlbefinden, Anspannung/Entspannung, Müdigkeit/Wachheit, Angst/Freude etc. wird während der kindlichen Entwicklung sukzessive erweitert und verfeinert durch Gefühle wie Überraschung (*startle*), Neugier, Stolz, Scham etc. Neurologisch zeigt sich das auch in der Entwicklung des limbischen Systems, welches das primitive Coping-Zentrum der Großhirnrinde überlagert und das Verhaltens- und Erfahrungsspektrum anreichert. Es entwickeln sich adaptive Gehirnfunktionen und die Fähigkeit, emotional mit anderen zu kommunizieren und intensive emotionale Zustände mit einer anderen Person zu teilen.

Zwischen Mutter und Kind entwickelt sich in den ersten Monaten nach der Geburt eine Abstimmung des Blickkontakts, und das Kind erwidert Berührungen ebenfalls mit Berührungen (A. N. Schore, 2021, S. 11). Das Kind lernt, darauf zu vertrauen, dass seine Bedürfnisse in einem bestimmten Rhythmus mit der Mutter befriedigt werden und es sich aufgehoben und sicher fühlen kann. Danach beginnt eine Phase der zunehmenden Aktivität und des langsamen Aufbaus des intersubjektiven Spiels mit der Bezugsperson. Über eine bis zum ersten Lebensjahr zunehmende Zeitdauer von bis zu sechs Stunden täglich übt das Kind über Blickkontakt, Mimik, Laute und Bewegungen aktiv die intersubjektive Interaktion, beginnt, unterstützt und gespiegelt von den Eltern, einen rasanten Lernprozess, der über die Ausbildung der Sprache, die Differenzierung des Beziehungsverhaltens und die zunehmende Fähigkeit zur Selbstregulation fortgesetzt wird (A. N. Schore, 2021, S. 4). Zunehmend können sequenziell erfahrene emotionale Zustände wie Angst, Wut oder Alleinsein ausgehalten (*contained*) werden, ohne dass die unmittelbare Abwesenheit einer Bezugsperson unmittelbar in archaische (in der rechten Großhirnrinde lokalisierte) Gefühle wie Panik, Verlassenheit oder Aggression mündet. Letzteres ist dann der Fall, wenn das Kind im Zustand des inneren Stresses blockiert bleibt und sich mit der Selbstregulation überfordert und alleingelassen fühlt. Die Möglichkeit, differenzierte Emotionen zu entwickeln, wahrzunehmen und einzuordnen, setzt voraus, dass das Kind sich genügend oft sicher fühlt und dass es eine Bindung aufbauen kann, die ausreichend vor der Überflutung mit anhaltenden Stresszuständen schützt.

Die Unterschiede der Primärbindung sind, gestützt auf die Studienergebnisse, die Schore über die letzten Jahrzehnte systematisch zusammengetragen hat, maßgeblich mitursächlich für die Entstehung von späteren Vulnerabilitäten für psychische Störungen: einerseits – wie bereits von der klassischen Bindungstheorie angenommen – hinsichtlich der Entwicklung des Verhaltens und der kognitiven Fähigkeiten, andererseits aber auch hinsichtlich des psychischen und physischen Anpassungsvermögens des Organismus und der vegetativen emotionalen und sozialen Fähigkeit zur Selbstregulation (A. N. Schore, 2019b, S. 31).

3.4.2 Annahmen zur Entstehung psychopathologischer Entwicklungen und dissoziativer Bewältigungsstrategien

Bereits der Neuropsychoanalytiker Daniel Stern (2007, S. 282) hatte in seinen *Stufen der frühen Selbstentwicklung* nahegelegt, dass die Gravität psychischer Störungen im Zusammenhang damit steht, wie früh ein Bindungstrauma einsetzt. Bindungsstörungen vor dem siebten Monat werden dabei tendenziell mit späteren psychischen Störungen der Achse I (nach DSM-5) assoziiert. Bindungsstörungen im zweiten und dritten Monat, in der Phase der Ausbildung des Kernselbst und der Kernbeziehungen, haben eine einschneidende Auswirkung auf das Selbstempfinden. In dieser Phase erlaubt die Integration und Organisation von Erlebnissen im Falle der gesunden Entwicklung episodische Erinnerungen (RIGs), erste generalisierte Repräsentationen von Interaktionen und ein Bewusstwerden der eigenen Merkmale (*self-invariants*). Das deutlicher werdende und zunehmend abgegrenzte Selbstempfinden und Empfinden der Beziehungen führt zur Wahrnehmung eines Kernselbst und einer Einheit, das von der Umwelt verschieden ist. Bereits ab dem dritten Monat sind deutliche Unterschiede bei der Eltern-Kind-Interaktion beobachtbar (die Bindungstheorie unterscheidet ab hier unterschiedliche Bindungstypen). Ab dem siebten bis neunten Monat spricht Stern vom subjektiven Selbst, das intersubjektive Beziehungen bereits aktiv mitgestaltet. Das Kind beginnt zu fremdeln, es entwickelt ein deutliches Bewusstsein für das Verhältnis zum Anderen. Es ist sich zunehmend bewusst, dass sich seine Gedanken und Wahrnehmungen von denjenigen anderer unterscheiden. Im Sinne eines erfolgreichen *affect attunement* kann das Kind diese Differenzerfahrungen durch intersubjektive Erfahrungen überbrücken. Eine Entwicklungsstörung in diesem Lebensalter wurde von Stern (2003, S. 313) mit einer höheren Anfälligkeit für spätere psychische Störungen der Achse II (Persönlichkeitsstörungen nach DSM-5) assoziiert.

Eine Dysregulation der rechten Hirnhälfte ergibt sich bei einer traumatischen Bindung, die oft am Anfang einer lebenslangen komplexen Traumatisierung steht. Schore stellt einen direkten Zusammenhang her zwischen frühen Bindungstraumata und der Anfälligkeit für spätere Posttraumatische Belastungsstörungen. Der – traumainduziert verstärkte – Abbau von rechtshemisphärischen Schaltkreisen führt dazu, dass die aktiven Anpassungsmechanismen des Säuglings beeinträchtigt werden und zu signifikanten Veränderungen bei der Ausschüttung von Stresshormonen führen:

> Im kindlichen Gehirn werden emotionale Zustände zu neuronalen Verknüpfungen und somit sind die Auswirkungen des frühen Bindungstraumas wie auch die Abwehr gegen

> dieses Trauma in Kern der sich entwickelnden Persönlichkeit verankert. (Rass, 2002, S. 134)

Die Fähigkeit des Säuglings, mit Stress umzugehen, korreliert mit bestimmten Verhaltensweisen der Mutter, mit seiner psychobiologischen Disposition und seiner sozialen Umgebung. Wenn keine oder eine fehlende mütterliche Fürsorge vorhanden ist, verursacht dies einerseits einen akuten und anhaltenden Grundstress (mit erhöhter Cortisol-Ausschüttung), andererseits eine erhöhte Anfälligkeit für den Umgebungsstress und eine langfristig negative Beeinflussung der mentalen Gesundheit (Rass, 2012, S. 113). Insbesondere bei Entwicklungstraumata durch Misshandlung oder Vernachlässigung ergibt sich eine schwere Affektdysregulation, die durch traumatische Reaktionsweisen wie Selbstregulations-, Verhaltensstörungen und Dissoziation gekennzeichnet ist.

Wenn beispielsweise ein Säugling während und nach überfordernden Gefühlszuständen durch die Fürsorgepersonen keine oder zu wenig wiedergutmachende Handlungen erfährt, bleibt er in zeitlich langen oder chronifiziert andauernden Zuständen der Dysregulation mit »potenziell schädigender Gehirnchemie« (*hyperarousal*), bei der ein psychobiologisches Ungleichgewicht besteht. Wenn das Weinen und bis ins Panische gesteigerte Schreien des Kindes nicht gehört und durch eine Bezugsperson gehalten und moduliert werden kann, kommt es zur Dissoziation, die der Selbstrettung vor den unaushaltbaren Gefühlen und zur Abschottung der Wahrnehmung von Umweltreizen dient. Das heißt, das Kind kippt in einen Zustand der Taubheit und des abwesenden Blicks (A. N. Schore, 2019b, S. 43–44). Es gerät in einen angstgesteuerten, vegetativen Zustand der inneren Verflachung (Hypozustand, auch Totstell-Reflex) und schaltet in den Überlebensmodus der Dissoziation als Gefühls- und Empfindungsabspaltung (Rass, 2012, S. 134–135). Das Kind schreit nicht mehr, ist aber in seinem vegetativen Beziehungserleben eingeschränkt und in seiner Erwartung, dass die Bezugsperson aus dem Gefühlzustand heraushelfen kann, frustriert. In der Terminologie des Psychotraumatologen Porges (2018, S. 139f.) entspricht dies der Ausschaltung des vegetativen »Systems für soziales Engagement«, wie es bei traumatisierten Menschen auftritt und durch die generalisierte Überzeugung charakterisiert ist, dass keine effektive Hilfe von anderen Menschen erwartet werden kann.

> Die Episoden der Übererregung und Dissoziation im Rahmen einer PTBS im Säuglingsalter bilden das Muster für spätere Posttraumatische Belastungsstörungen von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen; alle zeigen Beeinträchtigungen der autonomen Erregung (Prins et al. 1995), eine abnorme Katecholaminfunktion (Geracioti et al. 2001; Southwick et al. 1993) und neurologische Soft Signs[2] (Gurvits et al. 2000) und neigen zu Dissoziation (Schore 2001). (Rass, 2012, S. 138)

Die beschriebenen Formen der pathologischen Dissoziation entsprechen einer Bewältigungsstrategie, die auch als Reaktion auf spätere psychische Traumatisierungen auftreten kann. Diamond (2020, S. 851f.) bezeichnet diese Form der Dissoziation als *primäre*

2 Neurologische Soft Signs sind diskrete motorische und sensorische Störungen, die bei psychiatrischen Störungen zu beobachten sind (Schröder et al., 1993).

Dissoziation, in Abgrenzung zu *sekundären Dissoziationen*, die beispielsweise als Abwehrmechanismen bei inneren Konflikten ausgelöst werden. Während primäre Dissoziationen als instinktiver Überlebensmodus in bedrohlich erlebten Situationen ausgelöst werden, um die Persönlichkeit vor Dekompensation, Panik oder Überflutung zu bewahren, konstellieren sich sekundäre Dissoziationen in einem komplexen Zusammenspiel von aktiven und passiven, bewussten und unbewussten Bestrebungen, die beispielsweise eine unangenehme Einsicht in das eigene Versagen abblocken, das positive Selbstbild zum Wanken bringen oder eine unerwünschte innere Fantasie abwehren. Gemeinsam ist allen Dissoziationen, dass eine Form der Selbstbedrohung erfahren wird; die Gravität und Rigidität der Dissoziationen wird jedoch bei sekundären Dissoziationen nicht gleichermaßen »lebensbedrohlich« erlebt (M. J. Diamond, 2020, S. 852).

Die Bedeutung der Dissoziation als primärer Abwehrmechanismus, der über die Ebene des Individuums und seiner unmittelbaren Beziehungen hinaus auch von gesellschaftlicher Relevanz ist, hat über die neurobiologische Forschung hinaus insbesondere durch den Forschungsboom zur Psychotraumatologie an Glaubwürdigkeit erhalten. Diese setzte sich als Teil der Veteranenforschung nach dem Vietnamkrieg in Medizin und Psychologie durch. Die Bedeutung sekundärer Dissoziationen wurde demgegenüber weniger zentral diskutiert. Diamond (2020, S. 843) betont, dass insbesondere die Disziplin der Psychoanalyse mit der Vernachlässigung eines differenzierten Dissoziationsbegriffs einen Grundbegriff verdrängt hat, der potenziell als Kernbegriff einer modernen Psychoanalyse geltend gemacht werden kann. Sekundäre Dissoziationen spielen insbesondere auch bei psychodynamischen Komplexen und bei Phänomenen, die in der Philosophie als Selbstentfremdung oder Entfremdungserfahrungen bezeichnet werden, eine entscheidende Rolle. Gemäß den Erkenntnissen der MAT sind sowohl die Phänomene primärer wie auch diejenigen sekundärer Dissoziation für die kritische Gesellschaftsanalyse hochrelevant.

Die Tatsache, dass die durch die primären Bezugspersonen verursachten bzw. erlittenen relationalen Traumata die Pathogenese psychischer Krankheiten und das spätere Verhalten der Person qualitativ und quantitativ stärker beeinflussen als alle anderen sozialen oder physiologischen Stressoren (außer, wenn diese ebenfalls direkt auf die Entwicklung des frühkindlichen Gehirns einwirken, A. N. Schore, 2019b, S. 43), weist darauf hin, dass u.a. die gesamtgesellschaftlich relevanten sozialen Fähigkeiten des Subjekts zur Ausbildung des Selbstbewusstseins, der Empathie, der Identifikation mit anderen und der differenzierten Beziehungsregulation von den frühen Ressourcen der rechten Hirnhälfte abhängen.

Wenn wir in der Sozialphilosophie von Bewusstsein oder Selbstbewusstsein sprechen, dann bezieht sich dieser Begriff implizit auf die Ressourcen der linken Hirnhälfte, auf unsere Fähigkeit, die Welt kognitiv zu verstehen, sprachlich explizit zu machen, Selbstreflexion zu betreiben und das eigene Verhalten und die Aktivität zu steuern. Vergessen geht dabei, dass in jedem Subjekt immer auch die Ebene der rechten Hirnhälfte mehr oder minder bewusst aktiv ist, welche die individuelle Welt des Subjekts repräsentiert, die wandelnden, subjektiv verknüpften, impliziten, emotionalen und verkörperten Erfahrungen, einen Mikrokosmos des Subjekts, der nie vollständig erfassbar und wissbar bleibt. Die Person ist auf diese innere Welt fortwährend mitbezogen, während das,

was wir gemeinhin als Bewusstsein oder Rationalität bezeichnen, sich in der Handlung und im Weltverhältnis dieser Person realisiert (A. N. Schore, 2019a, S. 43).

Während sich die Subjektivität nur als allgemeine Größe in die Gesellschaftstheorie aufnehmen lässt, weil ihre rationale Durchdringung begrenzt bleibt, ist das Gewahrsein dafür, dass die charakterliche Disposition der Person insbesondere durch frühe relationale Missachtung und Traumatisierung so geprägt werden kann, dass eine Person strukturell bedingt automatisiert zur Bewältigungsstrategie der primären Dissoziation tendiert, wenn sie sozialen Herausforderungen oder Konflikten gegenübersteht (weil ihr aufgrund einer Entwicklungsstörung nur die primitiven Abwehrstrategien verfügbar sind), auch hinsichtlich der Einschätzung von Sozialpathologien relevant.

Die sekundäre Dissoziation ist für die Identifikation und das Verständnis von Sozialpathologien und Entfremdungsphänomenen ebenso entscheidend, nämlich als Größe, die im menschlichen und gesellschaftlichen Zusammenleben dazu führt, dass wir zu einem großen Anteil unbewusst und subjektiv gesteuert Informationen selektionieren, dazu tendieren, negative Eigenschaften auf andere zu projizieren oder Missstände und Gerechtigkeitsfragen – gerade dann, wenn ihre Veränderung mit Verzicht oder Anpassungen einhergeht – instinktiv abzuwehren. Die Bewusstwerdung und der bewusstere Umgang mit sekundären Dissoziationen zeichnet sich entsprechend als Variable ab, die im Umgang mit Entfremdungsphänomenen und zur Entwicklung des Standpunkts einer psychodynamisch informierten Ethik, wie sie in den folgenden Kapiteln thematisiert werden, nicht vernachlässigbar ist.

3.5 Menschenbild und Ethik – eine unmögliche Kombination?

Auf dem Weg zur Forderung nach einer psychodynamisch informierten Ethik (Kapitel 8) stellt sich also auch die Frage nach dem Spektrum und der normativen Bedeutung von psychopathologischen und sozialpathologischen Entwicklungen. Leitend dafür ist die qualitative Frage nach den individuellen, sozialen und institutionellen Voraussetzungen einer gesunden mentalen Entwicklung und »Selbstverwirklichung«. Sie führt zurück zur in der Philosophie hochkontroversen Frage nach der Legitimität eines Menschenbildes.

Die Kontroverse um den Begriff des Menschenbildes hat u.a. Michael Zichy neu aufgerollt. Er nimmt das einschlägige und in der gegenwärtigen Philosophie wohl mehrheitsfähige Zitat von Luhmann auf: »Menschenbilder, sowas Grausliches.« Das volle Zitat von Luhmann unterstreicht die Vehemenz der Aussage: »Ich lehne alle Einladungen ab, die mich veranlassen wollen, über den Menschen zu sprechen. Menschenbilder sind etwas Grausiges, besonders, wenn man sie politisch oder reformerisch propagiert.« (Luhmann, 1991, S. 133) Die ideologische Macht, die auch gestützt auf die Propagandierung von idealen Menschenbildern z.B. im Zweiten Weltkrieg ausgeübt wurde, wurde missbraucht, um »nicht-gesunde«, »nicht-arische« und viele andere »nicht-willkommene« Menschen grausam umzubringen. Die bewusste Aufrechterhaltung der Erinnerung an dieses Mahnmal gehört zum zumindest impliziten Selbstverständnis der postmodernen Philosophie. – Zichy setzt sich durchaus mutig über die Tabuisierung von Menschenbildern hinweg, indem er den unübersehbaren Widerspruch aufzeigt, der mit dieser kategorischen Abwehr auch verbunden ist. Um konkrete Urteile und materiale Normen zu

formulieren, sei »die Rede vom Menschenbild in der Ethik« nicht nur stellenweise relevant und sinnvoll, sondern auch unverzichtbar (Zichy, 2019, S. 7–9). Er fordert, dass Menschenbilder wieder Gegenstand des philosophischen Streits werden sollen. Nur dann, so Zichy (2019, S. 44), könne die Ethik ihre eigentliche Aufgabe erfüllen, die darin bestehe, das Gute zu bestimmen.

Angesichts aktueller wissenschaftstheoretischer und gesellschaftlicher Entwicklungen, die sich auch immer wieder in Polarisierungen ausdrücken, scheint Zichys Weckruf angezeigt. Gerade mit Blick auf das übergeordnete Thema der Dissoziation scheint der Weg aus dem polaren Gegensatz von essentialistischen und relativistischen Auffassungen nicht in einem Entweder-oder blockiert bleiben zu müssen. Die Abstandnahme von absoluten Menschenbildern, die zu Ideologisierung und Machtmissbrauch führen, muss nicht aufgegeben werden, um normativ über den Menschen nachzudenken. Die Tabuisierung von Menschenbildern kann sich politisch gleichermaßen gefährlich auswirken wie ihre Absolutierung. Entsprechend geht es nicht darum, Menschenbilder abzuspalten. Sie bleiben auch dann wirksam, wenn sie nicht ausgesprochen werden. Es geht um eine möglichst bewusste und differenzierte Diskussion, darum, unterschiedliche Auffassungen gegeneinander zu halten, um Umschreibungen und Erkenntnisse zu ringen (auch wenn diese notwendigerweise im Laufe der Geschichte immer vorläufig bleiben) und dabei der Haltung der eigenen Irrtumsanfälligkeit treu zu bleiben. Auch in den ethischen Debatten, die explizit auf die Festlegung von Menschenbildern verzichten, schwingen Menschenbilder als normative Grundlage mit. Sie explizit zu machen, erlaubt erst ihre Kritik.

Als Grundlage für den Entwurf einer psychodynamischen Ethik ist ein gehaltvolles Menschenbild unverzichtbar. Psychische und soziale Dynamiken können nicht unabhängig vom Menschen beschrieben werden. – Die normative Ausrichtung einer psychodynamisch informierten Ethik wird darauf abzielen, psychopathologische und sozialpathologische Entwicklungen zu identifizieren und normative Vorschläge zu entwickeln. Sie setzt dafür keinen sakrosankten Gesundheitsbegriff voraus und macht auch keinen absoluten Wahrheitsanspruch gegenüber Annahmen zum menschlichen Wesen geltend. Gleichzeitig setzen normative Ansprüche und Aussagen auch Wertsetzungen voraus. Diese bestehen in der psychodynamischen Theorie u.a. darin, dass das menschliche Wesen als hochdifferenziert, nicht gänzlich erfassbar und damit normativ anspruchsvoll verstanden wird. Es lässt sich nicht auf Zahlen und evidenzbasierte Studien reduzieren. Normative Forderungen wie die Förderung der »genügend guten mentalen Gesundheit« werden im Kontext eines spezifischen Menschenbildes umsetzbar. Es braucht kein essentialistisches Menschenbild, aber ein pragmatistisches, das möglichst interdisziplinär und komplementär abgestützt ist.

Ein pragmatistisches Menschenbild basiert auf einem philosophischen Wahrheitsbegriff, der als historisch kontingent verstanden wird und dadurch immer wieder neu verhandelt werden muss und darf. Die aktuellen Selbst- und Weltbilder informieren unsere normativen Vorstellungen davon, was den Menschen in der digitalen Epoche ausmacht, wie er seine Potenziale z.B. mithilfe neuer Technologien entwickelt und woran er leidet. Zukunftsfantasien sind die Grundlage von Innovation – sie setzen auch Wünsche und Vorstellungen voraus, in welche Richtung sich Mensch und Gesellschaft weiterentwickeln sollen. Aus einer psychodynamischen und -ethischen Sicht gehört zur Reflexion

über den Menschen in der digitalen Epoche auch, dass seine mitgebrachte biopsychosozialspirituelle Komplexität und Bedürftigkeit mit in Betracht gezogen wird. Davon ausgehend ist die Annäherung an Fragen zur Entfremdung und Sozialkritik möglich. – Woran leiden wir in der digitalen Gesellschaft? In welchen Bereichen sind Entwicklungen möglich, die bislang undenkbar waren, und wie verändern sie unser Selbst- und Weltverhältnis? Welche Normen, politischen Maßnahmen oder institutionellen Voraussetzungen braucht es, um die psychische Gesundheit zu fördern? Wie kann eine Gesellschaft dazu beitragen, sozialpathologische Entwicklungen zu identifizieren und in ihrer Entstehung zu unterbinden? Wie kann Sozialkritik auch mit psychodynamischen oder gruppendynamischen Annahmen begründet werden, um bestehende Missstände zu thematisieren?

3.5.1 Psychodynamisches Menschenbild – Ausgangskonzeption von Gerd Rudolf

Es wurde aufgezeigt, dass auch in der psychodynamischen Psychotherapie kein kanonisch vertretenes Menschenbild existiert. Verbunden mit der Kritik an diesem Mangel hat der Psychiater und Psychoanalytiker Gerd Rudolf einen konsensorientierten Vorschlag ausgearbeitet, der das innerpsychische Erleben und die Relationalität als essenzielle Faktoren der menschlichen Existenz integriert. Es entspricht einer dankbaren Ausgangskonzeption für eine psychodynamische Ethik. – Das psychodynamische Menschenbild ist auf möglichst große Anschlussfähigkeit in den Disziplinen der Psychiatrie, Psychosomatik und Psychologie ausgerichtet. Es ist weitgehend kompatibel mit dem personalen Menschenbild von Fuchs. Auf der Grundlage von entwicklungspsychologischen, klinischen, anthropologischen und philosophisch-ideengeschichtlichen Aspekten umreißt Rudolf ein Menschenbild, das als Grundlage für die Reflexion der psychotherapeutischen Haltung dienen soll. Darüber hinaus eignet es sich auch zur näheren Bestimmung eines ethischen zwischenmenschlichen Umgangs (Rudolf, 2014, S. 190f.). Er entwickelt »Merkmalslisten von Eigenschaften und Fähigkeiten«, die das subjektive Erleben des Menschen prägen. Einerseits unterscheidet er zwischen »kollektiven Eigenschaften« als Eigenschaften, die über Zeiten und Kulturen hinweg allen Menschen eigen sind. Andererseits gibt es spezifische Eigenschaften, die von der individuellen Lebensentwicklung abhängen.

Zu den kollektiven, biologisch begründeten menschlichen Eigenschaften, die der Mensch mit anderen Lebewesen teilt, zählt Rudolf die wahrnehmend-interessierte Ausrichtung auf die Objektwelt (*Intentionalität*), die *Motiviertheit* als Ausrichtung auf die Welt über Motive, Impulse, Absichten, Wünsche und Bedürfnisse, die *Handlungsorientierung*, *Emotionalität* und *Zwischenmenschlichkeit*. Unter der Emotionalität wird verstanden, dass Menschen auf ihre Erfahrungen in der Objektwelt mit Affekten reagieren, Emotionen zeigen, Gefühle erleben und durch diese in ihrem Wollen und Handeln beeinflusst werden. Die besondere Intensität, mit der Menschen auf andere Menschen ausgerichtet sind, indem sie kommunizieren, interagieren, Beziehungssysteme errichten sowie emotionale Nähe und Bindung herstellen, fasst Rudolf (2014, S. 192) als Zwischenmenschlichkeit zusammen.

Als kollektiv geteilte humanspezifische Eigenschaften (*human universals*) werden solche bezeichnet, die sich auf die Bewusstseinsfähigkeit beziehen. Rudolf zählt dazu

die Selbstreflexion, die psychosomatische Einheit, Konfliktbereitschaft, Zeiterleben, damit direkt zusammenhängend einerseits die Konstruktion von Vergangenheit und andererseits Antizipation, Fantasiefähigkeit, Denkfähigkeit, Wissensdrang, Symbolfähigkeit, Religiosität und Moral: Über das äußere Feedback und die *Selbstreflexion* des eigenen Wollens, Fühlens und Handelns erlangen die Menschen ein Bewusstsein ihrer selbst. Mit der *psychosomatischen Einheit* ist im engeren Sinn gemeint, dass der von sich als »Ich« sprechende Mensch sich immer zugleich auf seine psychisch-mentale und auf seine körperliche Wesensseite bezieht. Die *Konfliktbereitschaft* bezieht sich auf die Ambivalenz des Menschen zwischen animalisch-triebhaften Impulsen und verinnerlichten sozialen Verpflichtungen und Normen. Das Bewusstsein für die eigene Zeitlichkeit und Lebenszeit, also das *Zeiterleben*, manifestiert sich in den Fähigkeiten zur *Konstruktion der Vergangenheit* (bewusste Erinnerung) und der *zukunftsbezogenen Antizipation* (Planung): Die Fähigkeit, sich an vergangene Situationen zu erinnern sowie die vergangenen Erfahrungen als sinnvolles Kontinuum zu verstehen, geht einher mit der Fähigkeit, sich zukünftige Situationen vorzustellen und künftige Entwicklungen vorauszudenken. Die *Fantasiefähigkeit* zeichnet den Menschen darüber hinaus ganz besonders aus, weil er dadurch nicht nur vergangene und zukünftige, sondern auch konstruierte, kreative Verläufe und Situationen imaginieren und variieren kann. Zu dieser Imaginationsfähigkeit gesellt sich die *Denkfähigkeit* als Fähigkeit, über die Welt und sich selbst in sprachlichen Begriffen nachzudenken, sowie der *Wissensdrang*, der das Verstehen und Erklären der Weltzusammenhänge anstößt. Die *Symbolfähigkeit* ist die insbesondere menschliche Fähigkeit, das Gedachte oder Imaginierte in Symbolen zum Ausdruck zu bringen. Symbole sind das Resultat von geistigen Verarbeitungsprozessen. Die emotionalen und zwischenleiblichen Beziehungen beeinflussen die konstruktiven Repräsentationsprozesse, die Erfahrungen, Empfindungen und Wahrheitsannahmen filtern, sortieren und z.B. in linguistischen Symbolen oder Narrativen darstellen. Die *Religiosität* oder auch Spiritualität, also die Neigung, die erlebte und gedachte Realwelt zu transzendieren und sich zu dieser »fantasierten« Transzendenz mit religiösen oder spirituellen Annahmen in Beziehung zu setzen, gehört ebenfalls zu den humanspezifischen Eigenschaften. Zuletzt ist die Fähigkeit zur *Moral* relevant, nämlich als Fähigkeit, sich selbst, das eigene Tun und das Tun der anderen an individuellen und kollektiven Wertmaßstäben zu messen (Rudolf, 2014, S. 192–193). Den Menschen zeichnet es aus, dass *alle* diese Fähigkeiten auf die eine oder andere Weise im Verbund vorhanden sind – einzelne findet man durchaus auch im Tierreich – und in den Individuen auf unterschiedliche Weise zusammenspielen. Entsprechend müssen sie in ihrem jeweiligen individuellen Gesamtzusammenhang verstanden und gewichtet werden.

Mit Blick auf die kollektiven menschlichen Erfahrungen und ihren kulturellen Niederschlag betont Rudolf, dass in jedem Menschen typisch menschliche Erfahrungsmuster gespeichert sind. Diese archetypischen Beziehungsmuster sieht er beispielsweise in der Liebe, bei erotischen Begegnungen, Freude, Hass, Eifersucht, Kleinsein und Großwerden, kindlicher Bedürftigkeit und elterlicher Verantwortung, Zugehörigkeit oder Alleinsein konstelliert:

> In jedem Bewusstseinsakt, z.B. im Wahrnehmen, Denken oder Fühlen, wissen Menschen sich mit den anderen Menschen als Teil einer gemeinsamen Welt verbunden.

> Im speziellen Sinn kollektiv ist die Tatsache, dass Menschen ein Wissen von den typischen menschlichen Lebenserfahrungen, den großen Lebensthemen in sich tragen und diese in kulturellen Formen (z.B. Kunst oder Religion) zum Ausdruck bringen können. (Rudolf, 2014, S. 193)

Als Mitglieder der jeweiligen Familien und Soziokultur stehen Menschen immer in einem »Strom weitergegebener Sinnzuschreibungen (Tradition)«. Die kollektiven Erfahrungen werden einerseits aus der persönlichen Lebensgeschichte erworben, andererseits durch Familiengeschichten, Rituale oder soziokulturelle Rahmenbedingungen vermittelt. Als weitere kollektiv geteilte Eigenschaft bezeichnet Rudolf (2014, S. 193) die Fähigkeit des Menschen, seine Erfahrungen kreativ auszudrücken (über Erzählen, Schreiben, bildnerisches oder musikalisches Gestalten) und selbst über kulturelle Zeugnisse in seinen persönlichen Erfahrungen erreicht werden zu können.

Als Verhaltensmerkmale und Entwicklungstendenzen, die nicht kollektiv, sondern hinsichtlich des individuellen Lebensverlaufs erkennbar werden, bezeichnet Rudolf Identität, Selbstverwirklichung, lebenslange Zielorientierung, Kompensationen, Determiniertheit und Freiheit sowie die Orientierung an Sinnfragen. Menschen versuchen im Rahmen der *Identitätsbildung* verschiedene, auch widersprüchliche Seiten der eigenen Person in ein kohärentes Selbstbild zu integrieren. Sie tragen Bilder von anderen Menschen in sich, die als Vorbilder oder Gegenbilder dienen, an der sich die *Selbstverwirklichung* orientiert. Sie wollen nicht nur sein, wie sie sind, sondern sich darüber hinaus entwickeln (*lebenslange Zielorientierung*). Sie können ganz allgemein und im weitesten Sinn Fehlendes oder Verlorenes durch anderes ersetzen, also *Kompensationen* entwickeln. Sie sind geprägt durch Herkunftsbedingungen, Zeitumstände, Kultur und Familie, haben aber zugleich die Freiheit, sich in der Auseinandersetzung damit zu entwickeln (*Determiniertheit und Freiheit*). Es gehört zu den individuellen Merkmalen der Menschen, dass sie versuchen, sich im Leben sinnhaft zu orientieren, also Fragen des Tuns (was soll ich tun?) mit Fragen des Seins (wer bin ich?) und des Sinns zu verbinden (Rudolf, 2014, S. 194).

Dieses Menschenbild erfasst eine Breite von lebensweltlichen Erfahrungsbegriffen und ihre Relevanz für individuelle und gesellschaftliche Dynamiken. Psychische Störungen sind dadurch charakterisiert, dass sie den Menschen im Vollzug oder den Erfahrungsmöglichkeiten seiner Existenz einschränken und dadurch Leiderfahrungen verursachen. Im Gegensatz zu dieser Auffassung vermeidet die psychopathologische Standarddiagnostik einen Begriff der Person oder die Festlegung auf ein Menschenbild ebenso weitgehend wie die zeitgenössische Ethik. Von der Definition gesunder Persönlichkeiten oder Beziehungsmodi wird abgesehen, die Beschreibung der Patient*innen wird störungsorientiert vorgenommen. Eine phänomenologische Zusammenstellung des Menschenbildes wie diejenige von Rudolf impliziert demgegenüber die Prämisse, dass eine gesunde Entwicklung und die Realisierung des individuellen und sozialen Potenzials auch auf gesellschaftliche Voraussetzungen angewiesen sind. Zugleich werden keine exklusiven universalistischen Wertannahmen getroffen. Was beispielsweise Selbstverwirklichung und Freiheit für den Einzelnen bedeuten, wird nicht absolut bestimmt. Die Deutung dieser Begriffe wird auch kulturrelativistisch verstanden, d.h., sie hängt davon ab, was in einem bestimmten familiären Umfeld, in einem Milieu, einer

Gesellschaft oder der jeweiligen Kultur unter einem »guten Leben«, unter »Gesundheit« oder politischer Gerechtigkeit verstanden wird. Die umsichtige Herausarbeitung der spezifischen normativen Gewichtungen gehört zur Reflexion über die förderlichen oder blockierenden Faktoren auf dem Weg zur Entwicklung der jeweiligen Persönlichkeit.

Um die eigenen Prägungen und Urteilsvoraussetzungen zu reflektieren, müssen wir uns der Frage stellen, welche impliziten und expliziten Vorstellungen von Normalität, Gesundheit und Krankheit beispielsweise im kulturellen und soziodemografischen Verständnis der westlichen Welt vorliegen (das u.a. der Kritischen Theorie und ihren Annahmen zu den Sozialpathologien zugrunde liegt).

3.6 Gesundheit und Krankheit

So wie es bei Dissoziationen keine eindeutige, sondern eine kontinuierliche Grenze gibt, welche Erscheinungen in welchem Kontext als »gesund« oder »krank« zu beurteilen sind, so sind Gesundheit und Krankheit – gerade im Bereich des Mentalen – zwei nicht klar voneinander abgrenzbare Zustände, die unauflöslich zusammengehören (Franke, 2012, S. 17). Wie es sich bei der Theorie zur Dissoziation zeigen wird, gibt es auch in derjenigen zur Abgrenzung von Gesundheit und Krankheit unterschiedliche biomedizinische, psychosomatische und soziokulturelle Modelle (Franke, 2012, S. 17). Die deutsche Psychologin Alexa Franke sammelte unterschiedliche Definitionen von Gesundheit und Krankheit, von denen ich im Hinblick auf deren Relevanz für das vorliegende Unternehmen sechs punktuell wiedergeben möchte (Franke, 2012, S. 38f.):

1. Gesundheit ist einerseits ein theoretisches Konstrukt von Normen und Abweichungen. Zum anderen ist sie ein praktisches, am eigenen Leib erlebtes Phänomen. (Milz, o.J., S. 88)
2. Health is a state of complete physical, mental, and social well-being and not merely the absence of disease or infirmity. (Weltgesundheitsorganisation, WHO 1946)
3. Das »normale« (bzw. nicht »krankhafte«) subjektive Befinden, Aussehen und Verhalten sowie das Fehlen von der Norm abweichender ärztlicher Befunde. (Brockhaus 2006)
4. Gesundheit ist überhaupt nicht nur ein medizinischer, sondern überwiegend ein gesellschaftlicher Begriff. Gesundheit wiederherstellen, heißt in Wahrheit: den Kranken zu einer Art von Gesundheit bringen, die in der jeweiligen Gesellschaft, die jeweils anerkannte ist, ja in der Gesellschaft selbst erst gebildet wurde. (Ernst Bloch 1955)
5. Sie (die Gesundheit) ist die Rhythmik des Lebens, ein ständiger Vorgang, in dem sich immer wieder ein Gleichgewicht stabilisiert. (Hans-Georg Gadamer 1993)
6. Gesundheit ist das Stadium des Gleichgewichts von Risikofaktoren und Schutzfaktoren, das eintritt, wenn einem Menschen eine Bewältigung sowohl der inneren (körperlichen und physischen) als auch äußeren (sozialen und materiellen) Anforderungen gelingt. Gesundheit ist ein Stadium, das einem Menschen Wohlbefinden und Lebensfreude vermittelt (Klaus Hurrelmann 2006)

Gemäß dieser Auswahl an Definitionen kann »Gesundheit« pluralistisch als Störungsfreiheit, Wohlbefinden, Leistungsfähigkeit und Rollenerfüllung, Homöostase (Gleichgewichtszustand), als Flexibilität oder auch Anpassungsfähigkeit verstanden werden. Über diese konkreten Definitionsvarianten hinaus bezeichnet »Gesundheit« immer einen normativen Wert, ein Leitideal, mit dem Menschen Dankbarkeit, Leistung oder Pflicht assoziieren können (Franke, 2012, S. 38f.). Anhand insbesondere der Definitionen von Gadamer und Hurrelmann wird deutlich, dass Gesundheit und Krankheit zwei Pole eines Spektrums darstellen, die bei einer Person auch gleichzeitig vorhanden sein können – was sich oftmals an der subjektiven Selbsteinschätzung zeigt. Eine Person, die beispielsweise an einem Hallux leidet, kann sich trotz der medizinisch »krankhaften Deformation« des Fußes und allfällig damit einhergehender Schmerzen dagegen wehren, als »krank« bezeichnet zu werden, ja sich summa summarum »gesund« fühlen. Die Selbsteinschätzung von Gesundheit und Krankheit basiert auf einer innerpsychischen Einschätzung im Kontext des Erlebens und der Sozietät.

Historisch und disziplinär unterschiedliche Definitionen gibt es auch zum Krankheitsbegriff.

> Kranksein bezeichnet genau genommen den gesundheitlichen Ausschluss von einer gewünschten und für integritätsstiftend angesehenen Teilhabe am alltäglichen sozialen Leben. (Behrens, 2006, S. 58)

Zeitgenössisch lassen sich nach Franke die folgenden Kriterien als kennzeichnend für »Krankheit« zusammenfassen: Zunächst braucht es einen Befund, es muss also eine objektiv feststellbare körperliche, geistige und/oder seelische Störung bzw. Veränderung vorliegen. Zweitens liegt eine Störung des körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefindens vor. Drittens besteht eine Einschränkung von Leistungsfähigkeit und Rollenerfüllung. Zuletzt ist die Notwendigkeit professioneller (medizinischer) und sozialer, d.h. mitmenschlicher und gesellschaftlicher Betreuung ein Kriterium (Franke, 2012, S. 62). Um von Krankheit sprechen zu können, müssen nicht immer alle Kriterien gleichzeitig zutreffen. Die im Englischen differenziertere Beschreibung über die Begriffe *disease*, *illness* oder *sickness* verdeutlicht die verschiedenen Ebenen des Phänomens Krankheit:

> »Disease« bedeutet die Krankheit als objektivierbare Abweichung von einem als normal definierten Zustand oder einer Funktionsweise, die Krankheit als Befund. »Illness« kennzeichnet die subjektive Ebene, das Sich-krank-Fühlen. »Sickness« bezeichnet die soziale Ebene; es geht darum, welche sozialen Veränderungen sich für eine Person aus ihrem Kranksein ergeben und welche gesellschaftlichen Ressourcen ihr in dieser Situation zur Verfügung gestellt werden. (Franke, 2012, S. 62)

Die Unterscheidung von objektiver, subjektiver und sozialer Krankheitsebene eignet sich auch als Analyseraster, um Dissoziationen auf individueller und kollektiver Ebene als normal oder sozialpathologisch einzustufen. Um dies in Angriff nehmen zu können, müssen wir jedoch eine transparente Vorstellung voraussetzen, was wir gemäß aktuellem Verständnis implizit oder explizit als Bedingungen gesunden Personseins voraussetzen. Ich habe bisher eine entsprechende Vorstellung mit Bezügen zum personalen

Menschenbild nach Fuchs und Reichold, zum psychoanalytischen Menschenbild nach Rudolf, zum Beitrag der modernen Bindungstheorie zum Verständnis der Pathogenese psychischer Krankheiten und mit Bezügen insbesondere zur relationalen Psychoanalyse umrissen. Die aufgeführten Beiträge stehen in einem wechselseitigen Ergänzungsverhältnis, das sich aufgrund der weitgehend geteilten Übereinstimmung über die Natur des Subjekts und die Bedeutung der Intersubjektivität für das Zusammenleben und die individuelle Gesundheit begründen lässt. Zugleich ist jedoch hervorzuheben, dass der Begriff der Gesundheit in der klassischen Psychoanalyse gegenüber dem Begriff der Krankheit stiefmütterlich behandelt wird. Das liegt unter anderem daran, dass der gestörte, konflikthafte Mensch immer schon als Norm vorausgesetzt wird:

> Allen psychoanalytischen Modellen ist gemeinsam, dass sie sehr differenzierte Störungsmodelle entwickelt haben, ihre Vorstellungen über gesunde Personen aber weniger ausgearbeitet sind. Da der gestörte, konflikthafte Mensch als normal gilt, scheint das Nachdenken über gesunde Personen weniger relevant zu sein (Franke, 2012, S. 145).

Auf der Basis des in Kapitel 3.5 dargelegten psychodynamischen Menschenbildes kann nach Rudolf die folgende phänomenologische Beschreibung des Normalen in Abgrenzung zum Krankhaften entworfen werden:

> Noch schwerer sind Normalzustände in Worte zu fassen. Am einfachsten ist es, psychische Fähigkeiten zu substantivieren: Menschen können denken und sprechen, folglich wird das Denken oder Sprechen zum Gegenstand der wissenschaftlichen Reflexion. Menschen sprechen von sich als »ich«, also gibt es »das Ich«, das sich als »Subjekt« erlebt. Sein Gegenpol, der Andere, wäre demnach ein »Objekt«. Und wie lässt es sich in Worte fassen, dass ich mich als Subjekt erlebe und zugleich mein Selbst gewissermaßen zum Objekt nehmen, in mich hineinschauen kann? Vielleicht durch den Begriff »das selbstreflexive Subjekt« oder nur »das Selbst«. Noch schwieriger wird es, wenn ich als Subjekt in Verbindung zum Anderen trete, zum Gegenüber, zum »Objekt«, und erfahre, dass auch der Andere sich subjekthaft erlebt. Dann lässt sich von »Intersubjektivität« sprechen oder, wenn es um den Austausch von Mitteilungen geht, von »Kommunikation«, wenn Absichten im Spiel sind, um »verschränkte Intentionalität« und, wenn wir emotionale Regeln des Miteinander entwickelt haben, von »Beziehungen«. (Rudolf, 2018, S. 291–292)

Vor dem Hintergrund dieser Fokussierung beschreibt die Psychodynamik Kriterien der Gesundheit über Begrifflichkeiten wie die »emotionale Erfahrung des Ich-Selbst und sein Erleben von vitalen Impulsen und Affekten, von Lebendigkeit und mitmenschlicher Bezogenheit« (Rudolf, 2018, S. 292). Verbunden mit diesen Erlebnisqualitäten gehören zu diesen Kriterien auch Fragen der Selbstreflexion, nach dem Lebenssinn, der eigenen Identität und den Möglichkeiten, sich selbst und andere verstehen zu können. Hinsichtlich der Dissoziation ließe sich ergänzen, dass die Bereitschaft zur Konfrontation, Reflexion und Durcharbeitung der eigenen Dissoziabilität (auf primärer, insbesondere aber auch auf sekundärer Ebene) einen Aspekt der psychischen Gesundheit darstellt. Rudolf beschreibt, wie von solchen Überlegungen ausgehend tiefergehende normative Reflexionen beginnen können, die zu individuellen und sozialen Werten und Beurteilungen

führen. Ethisches Denken nimmt seinen Ausgang bei einer Person, die in der Lage ist, über sich selbst und andere nachzudenken, zu mentalisieren (u.a. fähig ist zur Perspektivenübernahme und empathischen Bezugnahme auf andere) und Vorstellungen zu entwickeln, die über die individuelle Selbstverwirklichung hinaus auch Beziehungen und einen Gemeinschaftssinn umfassen (Bundesen & Vangkilde, 2015).

> Was ist richtiges Handeln? Wie weit reicht meine Verantwortung für mich, meine Mitwelt und das soziale Ganze? Letztlich nehmen alle Fragen der Wissenschaft, der Philosophie, der Religion oder der Ethik ihren Ausgang von der menschlichen Fähigkeit, in einem inneren seelischen Raum sich selbst und die Gegebenheiten der Welt zu denken, das heißt, sie in sprachlichen Begriffen zu reflektieren, aber auch bildhaft und emotional auszudrücken. (Rudolf, 2018, S. 292)

Hervorzuheben ist, dass die innerpsychische Erlebnisdimension, die Erfahrung und der Spielraum für ein imaginäres und kreatives Innenleben und die Möglichkeit, das Innere über soziale Interaktionen mit der äußeren Welt und den anderen in Dialog zu bringen, von der Erfahrung seelischer Gesundheit nicht abzukoppeln sind. Primäre Dissoziationen können diese Fähigkeiten substanziell beeinträchtigen.

Wenn wir über mentale Gesundheit sprechen, ist die Selbsteinschätzung notwendigerweise und unabhängig von ihrer objektiven Bestätigung ebenso relevant wie die (klinische) Fremdeinschätzung. In ähnlicher Weise beschreibt Leuzinger-Bohleber »das Gefühl eines aktiven Selbst«, das in Zeiten der Unsicherheit widerstandsfähig bestehen bleibt, als Kriterium psychischer Gesundheit:

> Das Gefühl eines aktiven Selbst auch angesichts real existierender Ohnmacht und Hilflosigkeit im individuellen und gesellschaftlichen Bereich gehört zu den psychoanalytischen Kriterien psychischer Gesundheit, besonders bei traumatisierten, depressiven Patienten. (Leuzinger-Bohleber, 2019, S. 336)

Zum psychoanalytischen Gesundheitsbegriff gehören die Entwicklung und Verwirklichung eines Selbst ebenso wie ein realistischer Weltbezug, die Fähigkeit zu substanziellen Beziehungen und gemeinschaftlicher Integration. Diese Aspekte sind miteinander untrennbar verbunden; mit dem »Selbst« ist gemäß der an aktuelle psychodynamische Theorien anschlussfähigen Begrifflichkeit von Theunissen ein »Selbstverhältnis« gemeint, »in dem der Mensch sich selbst als konkretes, auf einen sozialen Kontext bezogenes Wesen versteht und realisiert« (Heinze & Thoma, 2019, S. 349). Unter anderem aufgrund der unterschiedlichen Definitionen des Selbst innerhalb der tiefenpsychologischen Theorien eignet sich der Begriff der Person gegenüber demjenigen des Selbst oftmals besser, um die Bedingungen der Sozialisation für die Subjektwerdung und Selbstrealisierung einzuschließen (Heinze & Thoma, 2019, S. 349). Er ist anschlussfähiger an die aktuelle psychologische Begrifflichkeit als das Konzept des Selbst, für das allein in den psychodynamischen Theorien über ein halbes Dutzend unterschiedliche Definitionen existieren (Peichl, 2013, S. 200). Aus diesem Grund wird der Begriff der Person auch im Umkreis der aktuellen Frankfurter Schule zunehmend bevorzugt verwendet.

> Die Rede vom konkreten Personsein erlaubt es also weit mehr als die Rede vom Selbst, den gesellschaftlichen Bezug und die jeweiligen Sozialisationsprozesse des Menschen in den Blick zu nehmen. (Heinze & Thoma, 2019, S. 350)

Während der Begriff des Selbst oder Selbstseins primär die individuelle Selbstverwirklichung anspricht, impliziert der Personenbegriff die Bedeutung der Sozialisation:

> Was einer von sich persönlich hält, was er von sich weiß, wie er sich in seiner Stellung unter den Menschen fühlt, auffasst und begreift, hängt davon ab, wie er sich in der Gegenwart und im Längsschnitt seiner Lebensentwicklung von anderen Menschen gesehen und angesprochen, in Anspruch genommen erfährt, und was sich im Prozess der Personifikation daraus gestaltet. (Heinze & Thoma, 2019, S. 350; vgl. auch Scharfetter, 2002, S. 77)

Die Diskussion des gesunden Personseins kann als Anhaltspunkt dienen, um funktionale und dysfunktionale Dissoziationen genauer zu umkreisen, und genereller, um individuelle und soziale Pathologien zu bestimmen. Gerade im Hinblick auf den Begriff der Sozialpathologien, der in Kapitel 2.3 als kontrovers eingeführt wurde, ist hervorzuheben, dass kein einfaches Ableitungsverhältnis oder eine bestimmte Kausalität zwischen individuellen und sozialen Pathologien postuliert wird. Die psychobiologische Komplexität von dissoziativen Prozessen auf der Individualebene kann jedoch durch sozialpathologische Entwicklungen in unterschiedlicher Weise beeinflusst werden. Zum Beispiel kann das jeweilige »dissoziative Mindset« einer Person durch eine Gruppe oder Ideologie zusätzlich bestätigt oder radikalisiert werden. Oder es widerspricht dem dissoziativen Mindset einer Mehrheitsgruppe und führt z.B. zu einer Ausgrenzung oder Ablehnung der Person.

3.7 Zusammenfassung und Übergang zum Kapitel Dissoziation

Am Ausgang der Studie standen zusammenfassend die folgenden zentralen Fragen: Wie werden innerpsychische und soziale Realitäten der Gesellschaftsmitglieder in gegenwärtigen wissenschaftlichen Studien aufgenommen und abgebildet? Wie wirkt sich umgekehrt das geltende Wissenschaftsverständnis auf das individuelle und kollektive Selbstverständnis aus? Welche Chancen bietet die psychodynamische und lebensweltliche Erfassung des Menschen, und lässt sie sich systematisch in die szientistische Gleichung integrieren? Wie können vor diesem Hintergrund die Zusammenhänge zwischen subjektiven Erlebensweisen, sozialpsychologischen Erscheinungen und generellen, kollektiven Dynamiken konzeptuell erfasst und verglichen werden?

Es wurden konzeptuelle und inhaltliche Einwände aufgezeigt, welche die zeitgenössische philosophische Gesellschaftskritik erschweren. Ausgehend von der Feststellung, dass psychologische und naturwissenschaftliche Studien trotz ihrer hohen empirischen Akkuratesse oftmals detachiert vom Subjekt und seinem unmittelbaren Lebenszusammenhang bleiben, wurde das szientistische Paradigma kritisiert. Es scheint, dass das geltende Wissenschaftsverständnis insbesondere im Zusammenhang mit lebens-

philosophischen, psychologischen und sozialpsychologischen Analysen und damit die ethische Beurteilung des Lebens gerade auch in der digitalen Gesellschaft defizitär bleiben, da beispielsweise die Bewältigung der digitalisierungsbedingten Informationsvielfalt und Flexibilisierung eine hochgradige und oft mitunter irrational und instinktiv getroffene Wahrnehmungs- und Inhaltsselektion auf individueller Ebene voraussetzt. Individuelle und gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge und Dynamiken werden mitunter durch die innerpsychischen und sozialen Realitäten und Prozesse beeinflusst, die nur begrenzt rational steuerbar sind.

In Kapitel 2 fand eine Annäherung an sozialphilosophische und psychodynamische Theorieansätze statt, die im späteren Verlauf für eine kritisch-theoretische Analyse der digitalen Gesellschaft nutzbar gemacht werden können. Es wurden die theoretischen Voraussetzungen insbesondere der sozialphilosophischen Anerkennungstheorie und eines aktuellen, durch die neurobiologische Intersubjektivitätsforschung gestützten psychoanalytischen Begriffs der Person reflektiert.

Im Rückgriff auf ein bewährtes theoretisches Instrumentarium, das die sozialphilosophische Analyse des Zusammenhangs individueller und kollektiver Entwicklungen und Phänomene erlaubt, wurde auf die Kritische Theorie Bezug genommen. Die Kritische Theorie, die sich in Abgrenzung von einem ausschließlich rationalistisch-empirischen Zugang zu Mensch und Gesellschaft über Generationen einer Tradition der Gesellschaftskritik verpflichtet hat, welche die subjektive, soziale Ebene im Zusammenhang mit ökonomischen und politischen Zuständen und Entwicklungen analysiert, droht mit dem bislang unaufgeholten Verlust der psychoanalytischen Subjekttheorie ihr Alleinstellungsmerkmal zu verlieren. Das Paradigma der Intersubjektivität und die Bestimmung des Menschen als soziales Wesen gelten einerseits als unumstößlich, werden andererseits jedoch u.a. aus Vorbehalten gegen essentialistische Anleihen nicht in eigentliche Theorien des Sozialen überführt. Der störungsorientierte Zugang zur Erfassung des Subjekts und seiner psychologischen Entwicklung kompensiert gegenwärtig den Mangel an positiven Begriffen der Person, der Identität und der Selbstverwirklichung.

Die Anerkennungstheorie von Axel Honneth gilt innerhalb der Kritischen Theorie nach wie vor als kanonische Referenztheorie, die sich dieser Entwicklung entgegenstellt. Mit ihren Bezügen zur psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie und Entwicklungspsychologie stellen die Anerkennungstheorie und die darauf aufbauenden Schriften von Honneth einen Versuch dar, die intersubjektive, soziale Dimension menschlicher Gemeinschaft in eine politische Theorie demokratischer Sittlichkeit zu integrieren. Honneth vertritt die These, dass wechselseitige Anerkennungsverhältnisse die soziale Grundbedingung für die Selbstverwirklichung, Selbstachtung und Solidarität des Subjekts darstellen. Sind diese Voraussetzungen nicht gegeben, kommt es zu Missachtungsverhältnissen, die wiederum die Genese von Sozialpathologien miterklären.

Seit drei Jahrzehnten behauptet sich diese Anerkennungstheorie erfolgreich und weitgehend konkurrenzlos als Leittheorie innerhalb der Kritischen Theorie. Die in dieser Zeit differenziert ausgearbeitete Kritik an der Anerkennungstheorie offenbart jedoch Schwächen, die zwar vielfach eingestanden wurden, jedoch nie zu einer eigentlichen Aktualisierung der psychodynamischen Subjekttheorie geführt haben: Die einseitig auf das Motiv der Anerkennung ausgerichtete Theorie kann die Negativität und Destruktion

des Menschen nicht ausreichend erklären. Machtaspekte, Ideologiebildung sowie Ein- und Ausschlussdynamiken in Gruppen werden nur marginal thematisiert. Eine weitere Schwäche, die für die vorliegende Auseinandersetzung zentral ist, besteht darin, dass die aktualisierten psychodynamischen Theorien (in den Generationen nach der Objektbeziehungstheorie) nicht systematisch integriert wurden. Dazu gehören insbesondere Erkenntnisse zur Mentalisierung, zur Emotionsforschung und zum Embodiment. Durch die fehlende Aufarbeitung der aktuellen psychodynamischen und relationalen Erkenntnisse ist die Anerkennungstheorie selbst historisch geworden. Schulenübergreifende Weiterentwicklungen aus der psychodynamischen Disziplin haben innerhalb der Kritischen Theorie bislang erst marginal Eingang gefunden, während Annahmen aus der klassisch-orthodoxen Psychoanalyse oder auch der Theorie von Lacan in unterschiedlichen Facetten und überschaubarem Erkenntnisgewinn wiederaufgenommen wurden. Aktuelle Ansätze von Amy Allen, Lisa Baraitser oder Oliver Marchart wurden vorgestellt. Der Ansatz von Jessica Benjamin, der die Anerkennungstheorie um aktuelle Erkenntnisse zur Mentalisierung, Affektregulation und mit Bezug auf psychische Mechanismen wie die Dissoziation erweitern will, wurde als Alternative diskutiert (Kap. 2.6.4 und 2.7). Es wurde aufgezeigt, dass Benjamin den Bezug zwischen Kritischer Theorie und Objektbeziehungstheorie bereits vor Honneth aufgenommen und in den Diskurs eingeführt hat. Ihre Variante einer Anerkennungstheorie, die erstaunlicherweise trotz ihrer weitgehenden Vereinbarkeit und des kompensatorischen Potenzials für die Honneth'sche Anerkennungstheorie über die Jahrzehnte nur marginal in die Debatte aufgenommen wurde, vermittelt einen Intersubjektivitätsbegriff, der den Erwerb der Anerkennungsfähigkeit als Resultat eines anhaltenden Beziehungsprozesses zwischen Mutter und Kind, Selbst und Anderem versteht, der durch Anerkennung und Entsagung, Brüche und Versöhnung (*rupture and repair*) gekennzeichnet ist. Dieser im Verlauf der letzten Jahrzehnte weiterentwickelte Ansatz, der die Polarität des menschlichen Bezogenseins und damit die erwähnte Negativität zu integrieren sucht, beleuchtet und verweist wegweisend auf den Mechanismus und die Fähigkeit zur Dissoziation. Die Anerkennungstheorie von Benjamin stützt sich auf die neurobiologisch fundierte moderne Bindungstheorie nach Schore, wie sie insbesondere im Kapitel 3.4 ausführlich besprochen wurde. Dissoziative Bewältigungsstrategien sind Schlüsselfaktoren, um den Einfluss von frühkindlichem Bindungsstress auf die spätere Resilienz gegenüber traumatischem Stress, damit die Anfälligkeit für psychopathologische Belastungsreaktionen und in der Folge strukturelle Persönlichkeitsstörungen mitzuerklären.

Diese Annahme wird von einer Theorie der Dissoziation aufgenommen und durch die weitere Annahme ergänzt, dass Dissoziationen über die psychopathologische Dimension hinaus auch für die Entstehung von Selbst- und Weltbildern bedeutsam sind. Dissoziationen sind psychodynamische und kollektive Wirkfaktoren, die soziale Beziehungen und gesellschaftliche Entwicklungen (insbesondere die Entstehung von Sozialpathologien) mitbeeinflussen und aufgrund der oft unbewussten und unkontrollierbaren Wirkungsweise radikalisieren können. Als janusköpfiger Mechanismus der Psyche und auch als mächtige Funktion in Gruppendynamiken sind sie Fluch und Segen, können zur Radikalisierung oder zum Schutz beitragen, aber auch zu Selbstverlust oder (zeitweiliger) Stabilisierung.

Der Verlust der psychoanalytischen Subjekttheorie wurde über die Warte der Kritischen Theorie hinaus aus derjenigen der psychodynamischen Ideengeschichte reflektiert. Die Entwicklung der psychodynamischen Theorie im Kontext der intersubjektiven Wende und der zunehmenden Hinwendung zu Affektregulierung, Mentalisierung und Embodiment wurde besprochen. Es wurde diskutiert, dass ein personales Menschenbild einerseits zwar philosophisch umstritten, andererseits aber für eine normative Diskussion unabdingbar ist. Ein Konzept vom Menschen resp. der Person erleichtert die normative Beurteilung von Entfremdungsphänomenen, Sozialpathologien und lebensweltlichen Veränderungen im Kontext der digitalen Gesellschaft. Ein solches Konzept muss jedoch immer als vorläufig verstanden werden. Es wird vor dem Hintergrund einer hermeneutischen Forschungshaltung, welche die eigene Irrtumsanfälligkeit berücksichtigt, zugleich als »work in progress« verstanden und mit dem Anspruch verbunden, als bestmögliche Grundlage für eine zeitgemäße »best practice« in der Ethik zu dienen.

Der Entwurf einer psychodynamisch informierten Ethik ist damit auf ein gehaltvolles, wenn auch pragmatistisch verstandenes Menschenbild angewiesen. Die Kontroverse um den Begriff des Menschenbildes in Philosophie und Psychiatrie wurde eingehend diskutiert. Aktuelle Vorschläge von Anne Reichold, Thomas Fuchs und Gerd Rudolf, die ein personales Menschenbild als Grundlage für medizinethische Beurteilungen und sozialphilosophische Kritik entwerfen, wurden vorgestellt. Aus der Warte des umrissenen personalen Menschenbildes wurde für das reziproke Ergänzungsverhältnis von psychologischen, psychodynamischen und ethischen Einschätzungen als notwendige und wertvolle Voraussetzung für philosophische Gesellschaftskritik argumentiert.

Zuletzt wurden aktuelle Verständnisse von Gesundheit und Krankheit dargelegt, um in der Diskussion mit den Parametern eines personalen Menschenbildes die fließenden Übergänge zwischen funktionalen und dysfunktionalen Entwicklungen, Normalität und Sozialpathologie, Gesundheit und Krankheit zu beleuchten. Diese Auseinandersetzung dient spezifisch als Grundlage für und Übergang zu der in Kapitel 4 behandelten Dissoziation. Dissoziation wird in der Folge als komplexes, philosophisch, psychodynamisch und sozialpsychologisch relevantes Phänomen ins Blickfeld gerückt, um aufzuzeigen, wie archaische, innerpsychische und relationale Dispositionen und Reaktionen auf unsere Entscheidungen, Handlungen und Selbstverhältnisse Einfluss nehmen. Die vielschichtigen Mechanismen der primären und sekundären Dissoziation, die verkörperlicht und untrennbar mit Emotionen und Kognitionen verwoben sind, können zugleich als Fähigkeit zur Stressbewältigung und als instinktive Überlebensreaktion betrachtet werden. Obwohl sie unser Handeln, Denken und In-Beziehung-Sein als *condition humana* durchweben, scheinen sie sich – wie die allgemein menschliche Phänomenalität – einer generalisierten empirischen Erfassung und Vermessung zu entheben.

Das Verstehen und Erklären der kognitiven, emotionalen und unbewussten Verarbeitungsprozesse des Subjekts ist als Grundlage für die Analyse kollektiver Prozesse und für die Identifikation von Sozialpathologien ebenso relevant wie eine objektive, empirisch-rationalistische Betrachtung. Dies betrifft insbesondere die Analyse der Auswirkungen des Lebens in der digitalen Gesellschaft auf Selbst-, Sozial- und Weltbeziehungen sowie auf die Bedingungen psychischer Entwicklung. Digitalisierung geht (auf subjektiver und sozialer Ebene) nicht nur mit Ermöglichung und Freiheitsgewinn, sondern auch mit Zerstreuung und Fragmentierung einher. Die Gesellschaft stößt angesichts von

Digitalisierung, Informationsvielfalt, Flexibilisierung und Beschleunigung (etc.) an die Grenzen der Übersichtlichkeit. In dieser Situation braucht es innerpsychische Selektions- und Schutzmechanismen, welche die Aufrechterhaltung der Handlungsfähigkeit und das Gefühl der Kontrolle über die Lebensumstände ermöglichen (Resch & Parzer, 2018).

Entsprechend habe ich die Hypothese aufgestellt, dass *dissoziative Bewältigungsmechanismen* in der digitalisierten Gesellschaft zunehmend normalisiert werden. Sofern sich diese Hypothese bestätigt, stellt sich die Anschlussfrage, mit welchen Erscheinungen diese Entwicklung auf kollektiver Ebene einhergeht. Der Fokus auf den Begriff der Dissoziation soll dazu dienen, die Innerlichkeit und das Sozialverhalten des Menschen verstärkt in den sozialphilosophischen Diskurs zu integrieren. Weil der Begriff der Dissoziation nicht nur auf die Einzelpsyche, sondern auch auf sozialpsychologische (Gruppen-)Dynamiken anwendbar ist, kann er über die subjekttheoretische Dimension hinaus die Entstehung gesellschaftlicher Trends, Ideologiebildungen und Tabuisierungen sowie die Mechanismen sozialen Ein- und Ausschlusses miterklären. Der biopsychosoziale Charakter von Dissoziationen beleuchtet zudem die Relevanz von Körperlichkeit und Embodiment, die angesichts der zunehmend digitalisierten Beziehungspflege insbesondere bei der Gestaltung von Arbeits- und Bildungsbeziehungen in den Hintergrund rücken. Parallel zur zunehmenden Digitalisierung ist hinsichtlich der Entwicklung der Psychotherapie ein kompensatorisch anmutender Boom von körperorientierten Techniken und Ansätzen zu beobachten.

Das Kapitel 4 widmet sich der Bestimmung und Diskussion des Kernbegriffs »Dissoziation«. Der Begriff wird abhängig von der Disziplin unterschiedlich definiert. Er findet sich in der Psychopathologie, aber auch in der philosophischen Argumentationslehre, der Sozialpsychologie und jüngst auch in der Politikwissenschaft. Die breite Palette von Vorstellungen und Verwendungen des Konzepts soll zunächst in einem Rundblick abgebildet und verglichen werden. Nach der terminologischen und disziplinspezifischen Auseinandersetzung mit Dissoziation wird die Annahme vertreten, dass die zeitgenössische Identifikation von Entfremdungserscheinungen und Sozialpathologien mithilfe des Kriteriums Dissoziation sinnvoll und unverzichtbar unterstützt werden kann. Wie ein psychodynamisches Menschenbild allgemeinmenschliche und pathologische dissoziative Phänomene einschließen muss, um ein vertieftes Verständnis der individuellen Psychodynamik zu erreichen, muss auch die psychodynamisch informierte Ethik soziale und politische Dissoziationen als nicht verzichtbare und einflussreiche Faktoren (an-)erkennen und analysieren.

4. Dissoziation

Was bedeutet *Dissoziation*? – Wenn wir den Begriff Dissoziation hören, taucht in der Regel assoziativ eine kognitive Verknüpfung mit »Teilung« auf, aber kein spontanes inneres Symbolbild; es handelt sich bei Dissoziation um einen abstrakten, gesichtslosen Begriff. Die komplexen und undurchschaubaren psychologischen Phänomene von Dissoziation sind mit dem Auftrieb der öffentlichen Debatte um posttraumatische Störungen bekannter geworden. Es handelt es sich bei der Dissoziation um einen geistigen und physiologischen Mechanismus, der uns nicht nur bei psychischen Störungen begegnet, sondern der uns in seinen multiplen Schattierungen auch im Alltag oftmals so nahe ist, dass wir ihn für gewöhnlich nicht von außen betrachten, manchmal nicht einmal bemerken. Dissoziation wird als Erfahrung und psychisches Phänomen erst und primär durch (Selbst-)Beobachtung, intersubjektive Spiegelung und anhand von Beispielen fassbar. Über die Psychopathologie hinaus wird »Dissoziation« in verschiedenen Disziplinen als Fachbegriff verwendet, unter anderem auch in der philosophischen Rhetorik.

Dass es auf die Frage, was Dissoziation bedeutet, keine eindeutige Antwort gibt, ist nicht allein dem Nimbus des technischen Fremdwortes oder dem Umstand geschuldet, dass es sich bei »Dissoziation« um einen abstrakten Begriff handelt, der – über die Psychopathologie hinaus – in verschiedenen wissenschaftlichen und technischen Disziplinen Verwendung findet. Denn selbst innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften kann sich das Phänomen der Dissoziation situativ auf sehr unterschiedliche Weise manifestieren. Entsprechend hat hier auch ihr Begriff ein sehr breites Bedeutungsspektrum. Daraus folgt, dass sich jede dissoziative Erscheinung nur für den Einzelfall spezifisch definieren lässt. Einerseits scheint dies eine denkbar ungünstige Voraussetzung für eine systematische Arbeit über »Dissoziation« zu sein. Andererseits weist der Facettenreichtum dissoziativer Phänomene aber gerade auch auf ihre grundsätzliche Bedeutung hin und macht eine Auseinandersetzung mit der Thematik besonders wichtig.

Im allgemeinsten Wortgebrauch entspricht »Dissoziation« der Trennung oder Unterscheidung (*separatio*) einer Entität. Lateinisch *dissociare* bedeutet das Auseinandernehmen einer Entität in Teile. Die Dissoziation steht so direkt der Assoziation gegenüber, die das Zusammennehmen oder Verbinden von Teilen zu einer Einheit darstellt (lateinisch *associare*). Dissoziieren heißt im allgemeinsten Sinn also Trennen,

Spalten, Teilen. Geteilt wird immer eine Entität.[1] Wo oder wie getrennt wird, hängt vom jeweiligen Kontext und demjenigen ab, der die Teilung vornimmt. Im Unterschied zur an sich wertneutralen »Analyse« und »Synthese« zeichnet sich die Dissoziation dadurch aus, dass im Zuge des Trennens eine Gewichtung, eine Be- oder Umwertung der dissoziierten Teile und damit des zugrundeliegenden Konzepts oder Paradigmas vorgenommen wird. Bereits hier wird deutlich, dass das dissoziative und das assoziative Prinzip tief im einzelnen Menschen und seiner Gesellschaft verankert sind und eine betont ethische Dimension aufweisen können: Dissoziationen bilden den Kern einer jeden Narration, ob persönlich oder kollektiv, ob religiös, wissenschaftlich oder politisch.[2]

Auf einer lebenspraktischen Ebene sind Dissoziationen als innerpsychische Strategien und in sozialen Dynamiken alltäglich präsent. In der Psychotraumatologie gilt Dissoziation darüber hinaus als Kernkonzept. Im Zusammenhang mit der zunehmenden öffentlichen und gesellschaftlichen Beachtung psychischer Traumatisierungen werden Dissoziationen zunehmend auch als sozialpsychologisches Gesellschaftsphänomen thematisiert (Resch, 2017). Die moderne Gesellschaft stößt angesichts von Digitalisierung, Informationsvielfalt, Flexibilisierung und Beschleunigung (etc.) an die Grenzen der Übersichtlichkeit. In dieser Situation werden innerpsychische Selektions- und Schutzmechanismen erforderlich, welche die Aufrechterhaltung der Handlungsfähigkeit und das Gefühl der Kontrolle über die Lebensumstände ermöglichen. Dissoziative Mechanismen können dabei funktional oder dysfunktional sein: Sie reichen gemäß

1 Im Hinblick auf eine theoretische Definition bietet es sich zunächst an, den etwa auch in der Chemie gebräuchlichen Begriff der Dissoziation etymologisch zu erörtern: Das lateinische *dissociatio* steht insgesamt für so viel wie Trennung oder Aufteilung, im Lateinischen mit Bezug auf Letzteres auch *separatio* genannt. Das lateinische Präfix *dis* bedeutet auseinander; das zum Substantiv *socius*, dem Gefährten, Genossen und Teilnehmer gebildete Prädikat *sociare* bedeutet so viel wie vereinigen. Alles Dissoziieren beinhaltet demnach die Auseinandersetzung einer bestehenden Einheit. Darin liegt ein erster wesentlicher Zug aller Dissoziation: derjenige des (räumlichen) Auseinander, der auch der Trennung und Aufteilung zugrunde liegt. Insofern das Soziierte immer ein Assoziiertes (lateinisch *ad* = (hin-)zu) ist, bezieht sich der Begriff der Dissoziation auf einen grundlegend geistigen Mechanismus, der wahrnehmend zwischen dem Verbinden und Auftrennen geistiger Inhalte oszilliert: Keine Dissoziation ohne Assoziation, und umgekehrt. Insofern ist der *socius* auch ein buchstäblicher Teil-Nehmer. Schürft man noch etwas tiefer im etymologischen Sediment, wurzelt das Prädikat *sociare* gemäß Duden vermutlich im lateinischen Deponens *sequi*, was so viel wie folgen bedeutet. Insofern kann der *socius* im Sinne des Gefährten und Teilnehmers eben auch als Teil eines Gefolges resp. einer Gefolgschaft aufgefasst werden. In diesem semantischen Feld erschließt sich nun ein weiterer wesentlicher Zug aller Dissoziation: derjenige der (zeitlichen) Diskontinuität. Jede Dissoziation zeichnet sich dadurch aus, dass sie ein zu einer Einheit Verbundenes, ein in sich kontinuierliches Ganzes auflöst und so nicht nur die innere Kohärenz, sondern auch die innere Kontinuität bricht. Zum erwähnten Auseinander und der Diskontinuität gesellt sich in der Regel, wie sich zeigen wird, die Inkongruenz der dissoziierten Teile oder Seiten.

2 An dieser Stelle ist vorwegzunehmen, dass der Gegensatz von Dissoziation vs. Assoziation deskriptiver Natur ist und per se keinen dissoziativen Charakter hat. Das Gegensatzpaar ist neutral, während Dissoziationen und Assoziationen im engeren Sinn immer mit einer Be- oder Umwertung einhergehen. Auch in den Narrationen der (Natur-)Wissenschaften spielen Dissoziationen eine zentrale Rolle, etwa bei der Theorie- und Modellbildung, die sich im Zuge des wissenschaftlich-technischen Fortschritts entwickelt.

einer inklusiven Interpretation (vgl. Kap. 4.2.2) von normalen bis zu pathologischen Erscheinungen.

Auf dem Spektrum von normalen, funktionalen, d.h. nicht-pathologischen zu dysfunktionalen bzw. pathologischen Formen sind Dissoziationen im Sinne *akuter Zustände* dann als *funktionale* Reaktionen zu verstehen, wenn sie in einer realen oder gefühlten Bedrohungs- oder Reizüberflutungssituation das Subjekt so weit von Gefühlen der Panik, Angst oder Schmerz abschirmen bzw. es stabilisieren, dass es handlungsfähig bleibt, weiterfunktionieren bzw. »überleben« kann. Akute Dissoziationszustände sind vorübergehend und situationsbezogen. Sie führen weder unmittelbar zu einer bleibenden Beeinträchtigung der Kohärenz der Persönlichkeit noch zu einer nachhaltigen Verminderung eines realistischen Selbst- und Weltbezugs, der Konflikt- und Beziehungsfähigkeit oder der Persönlichkeitsentwicklung.

Von solchen *dissoziativen Zuständen* zu unterscheiden ist die eigentliche *Fähigkeit zur funktionalen Dissoziierung*: Durch die Reflexion des eigenen dissoziativen Verhaltens und des Erlebens funktionaler (wie auch dysfunktionaler) Dissoziationen kann sich ein erweitertes Bewusstsein und Verständnis für die eigenen psychischen Fassungsgrenzen eröffnen. Die bewusste Durcharbeitung des Erlebens von funktionalen Dissoziationen kann dazu beitragen, dass das Subjekt z.B. die beziehungsunterminierenden und leidverursachenden Effekte seiner dissoziativen Bewältigungsstrategien anerkennt und zu überwinden beginnt. Darüber hinaus kann *funktionales* Dissoziieren auch als bewusste Strategie angeeignet werden.

Sofern Dissoziationen als epistemische Grundvoraussetzung der Sozialisierung verstanden werden, sind sie ein Gesellschaftsphänomen, das sowohl für die Persönlichkeitsentwicklung des Subjekts wie auch für kollektive Meinungsbildungsprozesse bedeutsam ist. Daraus speist sich auch ihre Bedeutung für die sozialphilosophische Analyse.

Um die Verbindung des psychologischen Konzepts der Dissoziation zur Sozialphilosophie herzustellen, muss die Bedeutung des Konzepts in der Philosophie geklärt werden. Gegenüber der reichhaltigen psychologischen und medizinischen Forschung zur Dissoziation ist eine philosophisch-theoretische Diskussion des Begriffs spärlich bis inexistent. Als philosophischer Begriff hat sich Dissoziation bisher nicht durchgesetzt. Während die dissoziative Technik in der Argumentationslehre seit der Publikation der *New Rhetoric* (1958) von Perelman und Olbrechts-Tyteca (1969) eine zunehmend wichtige Rolle spielt, findet sich der Begriff darüber hinaus kaum in philosophischen Abhandlungen und Wörterbüchern. Das Schattendasein des Dissoziationsbegriffs in der Philosophie wird in einem aktuellen Special Issue der Zeitschrift *Philosophy and Rhetoric* in Frage gestellt (Frank, 2020). Dissoziation wird als sozialpsychologisch und epistemisch relevante Größe betrachtet, die dabei helfen kann, soziale und politische Dynamiken und Polarisierungen zu entschlüsseln. In einer aktuellen Debatte, die sich u.a. aus der sozial- und politphilosophischen Analyse der Black-Lives-Matter-Proteste in den USA speist, wird die Bedeutung des Konzepts neu erwogen (Anderson & Camper, 2020). Welchen Status und welche Bedeutung hat die dissoziative Technik nun aber grundsätzlich für philosophische Argumentationen und ihre normative Geltung?

Nach einem Versuch, die argumentationstheoretische Bedeutung der dissoziativen Technik in Kapitel 4.1 auszuleuchten, geht es in Kapitel 4.2 maßgeblich darum, den

komplexen Begriff der Dissoziation als psychopathologisches und psychodynamisches Konzept vorzustellen und seine unterschiedlichen Definitionen und Verwendungsweisen voneinander abzugrenzen. Was lässt sich aus dem Vergleich von Dissoziation als psychologischem Begriff (d.h. als innerpsychischer und sozialpsychologisch relevanter Mechanismus und Fähigkeit) mit Dissoziation als Technik in der Philosophie gewinnen? Der Überblick über die verschiedenen disziplinären Verständnisse und Facetten des Konzepts Dissoziation soll dazu überleiten, einen sozialphilosophisch anwendbaren Begriff der Dissoziation einzugrenzen. Dieser dient dem Zweck, individuelle und gesellschaftliche Phänomene zu identifizieren, die aus normativer Sicht einen problematischen, dysfunktionalen Einfluss auf die Entwicklung von Persönlichkeit und Gesellschaft haben können.

4.1 Dissoziation als philosophische Methode im Kontext der Ideengeschichte

4.1.1 Historische Entwicklung des Begriffs

Im Historischen Wörterbuch der Philosophie findet sich zwar der Begriff der Dissoziation, jedoch ohne eigentlichen Bezug zur Philosophie als Disziplin. *Dissoziation* gehört nicht zu den genuinen Fachbegriffen der Philosophie; der Begriff wird eher mit Fächern wie der Chemie oder Psychologie assoziiert (Ritter et al., 2017). Ein Blick in die Argumentationstheorie verweist jedoch auf die philosophische Bedeutsamkeit der Dissoziation: Als rhetorische und sprachphilosophische Methode gehört die »dissoziative Technik« gemäß Agnes van Rees (2009, Kapitel 2.1) seit den platonischen Dialogen zum Handwerkszeug der Philosophen. So sind denn auch drei der vier Grundaxiome der das klassische wissenschaftliche Denken begründenden aristotelischen Logik Inbegriff dissoziativen Denkens: Der Satz der Identität (*principium identitatis*) setzt nicht weniger als der Satz vom Widerspruch (*principium contradictionis*) und der Satz vom ausgeschlossenen Dritten (*principium exclusi tertii*) eine dissoziierende Fähigkeit des wahrnehmenden und denkenden Subjekts voraus (Müller, 2011, S. 18f.).

1. A = A
2. Nicht (A und Nicht-A)
3. (Entweder) A oder Nicht-A

Perelman und Olbrechts-Tyteca (1969, S. 411ff.) haben sich mit der Bedeutung von Dissoziationen in Rhetorik und Philosophie ausführlich auseinandergesetzt. Sie gehen davon aus, dass ganze Denksysteme der westlichen Philosophie auf begriffliche Unterscheidungspaare wie Körper–Geist, abstrakt–konkret, universell–individuell oder Schein–Wirklichkeit zurückgeführt werden können, die auf Dissoziationen basieren (Rees, 2009, S. 19). Das Unterscheidungspaar Assoziation–Dissoziation scheint davon nicht ausgenommen. Somit ist die dissoziative Technik auch die Grundlage aller Dialektik und dialektisch geprägter Diskurse: Sie wird – bewusst oder unbewusst – über die Philosophie hinaus in politischen, rechtlichen, wissenschaftlichen und alltäglichen Diskursen angewandt (Rees, 2009).

Bezeichnenderweise fußt die Auseinandersetzung mit der dissoziativen Technik bei Perelman und Olbrechts-Tyteca ideengeschichtlich auf der Methode des assoziativen Denkens bei John Locke (1632–1704) und den dissoziativen Methoden von Remy de Gourmont und Kenneth Burke (Frank, 2020, S. 386). Philosophische Argumentationen basierten in aristotelischer Tradition wesentlich auf dem Syllogismus, der wiederum auf den erwähnten logischen Axiomen fußt. Der Empirist John Locke erweiterte die deduktive Begründungslogik des Syllogismus mit seiner Idee des assoziativen Denkens. Er kritisiert am Syllogismus, dass dieser keine Aussagen über oder eine Verstärkung der Beziehung von zwei Prämissen zulässt. Da die Schlüssigkeit eines syllogistischen Arguments nicht über die Wahrheit der Aussage entscheidet, kann auch nicht davon ausgegangen werden, dass der Syllogismus grundsätzlich zu einem inhaltlichen Fortschritt des Arguments oder zur moralischen Wahrheit führe. Locke betont mit seiner Idee des assoziativen Denkens, dass Erkenntnis auf Erfahrung basiere, nicht auf abstrakten, angeborenen inneren Vorstellungsbildern (Locke, o.J., Bücher 5, Abs. 3). Mit dem revolutionären Empirismus von Locke ging also eine Entwicklung einher, die für die Auseinandersetzung mit der philosophischen Technik der Dissoziation bedeutsam ist: Locke hat aufgezeigt, dass die Wurzeln irrationalen Denkens und Unvernunft in falschen und ungerechtfertigten Assoziationen gründen, die durch alltägliche rhetorische Praktiken verstärkt werden (Frank, 2020, S. 387). Mit seiner Theorie assoziativer Ideen schlägt Locke vor, diejenigen Assoziationen, die durch falsche Meinungen, mangelhaftes Wissen und irrationale Vorstellungen entstehen, zu berichtigen, um auf der Basis gesicherter empirischer Erkenntnis zu rationalen inhaltlichen Argumentationen und Moralvorstellungen zu gelangen (Frank, 2020, S. 387). Diese Stoßrichtung des assoziativen Denkmodells als Gegenstück zu apodiktischen und syllogistischen Weisen der philosophischen Wahrheitssuche wurde von Remy de Gourmont (1921) in einem Essay über die »Dissociation of Ideas« (1899) wieder aufgenommen. Gourmont sieht in der dissoziativen Methode eine positive Technik, die es erlaubt, bestehende, teils willkürlich assoziierte Ideen aufzubrechen und neue Zusammenhänge zu denken. Er bezeichnet Assoziation und Dissoziation als zwei Weisen des Denkens:

> Il y a deux manières de penser: ou accepter telles qu'elles sont en usage les idées et les associations d'idées, ou se livrer, pour son compte personnel, à de nouvelles associations et, ce qui est plus rare, à d'originales dissociations d'idées. L'intelligence capable de tels efforts est, plus ou moins, selon le degré, et selon l'abondance et la variété de ses autres dons, une intelligence créatrice. (Gourmont, 1900)

Dissoziation wird von Gourmont als Spaltung verstanden, bei der ein Objekt in einzelne Bestandteile aufgesplittet wird. Er sieht die Methode der Dissoziation als Mittel, um den »kreativen Geist« von den Beschränkungen wie »Gemeinplätzen« (*commonplaces*) zu befreien, die ihm durch die Gesellschaft auferlegt werden (Frank, 2020, S. 388). Wie David Frank (2020, S. 388) paraphrasiert, dient die »Arbeit der Dissoziation« bei Gourmont dazu, die Wahrheit von all ihren fragilen Anteilen zu befreien, um dadurch eine eindeutige, reine und unanfechtbare Idee zu gewinnen.

> Morton Prince's psychiatry study of »Miss Beauchamp«, the case of a woman split into several sub-personalities at odds with one another, variously combining under hypnosis, and frequently in turmoil, is the allegory of a democracy fallen upon evil days. (Burke, 1957, S. 171)

> The »curative« process that comes with the ability to hand over one's ills to a scapegoat, thereby getting purification by dissociation. This was especially medicinal, since the sense of frustration leads to self-questioning. Hence if one can hand over his infirmities to a vessel, or »cause«, outside the self, one can battle an external enemy instead of battling an enemy within. (Burke, 1957, S. 173–174)

Dieses »Rollenmodell« der dissoziativen Technik übernimmt Kenneth Burke. Er verwendet das Konzept der Dissoziation als Instrument zur betont kritischen Analyse assoziativen Denkens. Jack Selzer definiert die dissoziative Methode bei Burke folgendermaßen (zitiert in Frank, 2020, S. 389):

> The dissociative method was designed to free thinkers from inherited dogma by offering a critique of inherited commonplaces and by generating for inquirers new associations for words and concepts. (Selzer, 1996, S. 142)

Frank (2020, S. 389) weist darauf hin, dass die Essay-Sammlung von Burke, die dieser im Laufe der 1920er Jahre verfasst und 1931 unter dem Titel »Counter-Statement« herausgegeben hat, gemessen an der Häufigkeit, mit der Burke von Dissoziation spricht, treffender als *Dissoziation* hätte bezeichnet werden können. Während Gourmonts Dissoziationsbegriff der Spaltung nicht von Vorschlägen zum lebensweltlichen Umgang mit dem Phänomen begleitet war, versucht Burke Dissoziation als Form der Dekonstruktion zu lesen, die zur Erneuerung führen soll:

> Burke sought a rebirth in the wake of deconstruction, writing, »Rebirth and perspective by incongruity are thus seen to be synonymous, a process of conversion« [Burke, 1984, S. 154]. There is, in Burke's deployment of dissociation through perspective by incongruity, the construction of a new individual and communal identity. (Frank, 2020, S. 389)

Mit der Annahme, dass durch den Einsatz der dissoziativen Technik individuelle und kollektive Überzeugungen und Identitäten verändert und manipuliert werden können, weist Burke zentral darauf hin, dass die rhetorische Technik über die Rhetorik hinaus insbesondere auch als Instrument zur Durchsetzung von Ideologien psychologisch relevant ist. Er weist dies in seinem Aufsatz über die Rhetorik in Hitlers »Mein Kampf« nach, in dem die Juden als Projektionsfläche für alles denkbare Übel missbraucht werden, während von der eigenen Verantwortung, Krankhaftigkeit und Schande im Umgang mit den Verfolgten mithilfe von Symbolen und Identifikationsverstärkungen scheinbar systematisch dissoziiert wird (Burke, 1957). Mit dieser kritischen Anwendung auf das Phänomen des Nationalsozialismus verschiebt Burke die rhetorische Technik der Dissoziation ins Zentrum ethischer Reflexion. Er macht das Konzept über die theoretische und ästhetische Philosophie hinaus zugänglich als Technik zur Analyse politischer und lebensweltli-

cher Vorgänge (Frank, 2020, S. 390). Diese Leistung ist im Hinblick auf diese Arbeit und den Grundgedanken, Dissoziation als Konzept der sozialphilosophischen Analyse einzuführen, wegweisend.

Amy Anderson und Martin Camper (2020, S. 382) beschreiben das Konzept der Dissoziation in der Tradition von Perelman und Olbrechts-Tyteca als potenzialträchtiges Konzept für Rhetorik und Philosophie, das zukünftig dabei helfen könne, die dynamischen Wechselwirkungen zwischen Werten zu analysieren, die zu sozialen und politischen Kontroversen beitragen.

> Any new philosophy presupposes the working out of a conceptual apparatus, at least part of which is fundamentally original, results from a dissociation of notions that enables the problems the philosopher has set for himself to be solved. It is for this reason, among others, that we consider the techniques of dissociation to be so significant. (Perelman & Olbrechts-Tyteca, 1969, S. 414)

Bevor die Implikationen dieser Beurteilung für die Sozialphilosophie und insbesondere die normative Ideologiekritik erörtert werden, wird das Konzept der Dissoziation als rhetorische Technik anhand der Analysen von Perelman und Olbrechts-Tyteca sowie van Rees diskutiert.

4.1.2 Beschreibung der rhetorischen Technik nach Perelman/Olbrechts-Tyteca und van Rees

Wie geht die dissoziative Methode vor? – Begriffe schließen bestimmte historisch, habituell und konventionell festgelegte Bedeutungsinhalte mit ein (*signifié* nach de Saussure). Während van Rees zufolge *assoziative* Techniken wie Analogien oder Metaphern dazu dienen, die Anwendung eines Begriffs zu erweitern oder innerhalb des Argumentationssystems zu *verbinden*[3], werden Dissoziationen anhand gezielter Einwände eingesetzt, um bestehende Argumente und logische Verbindungen *aufzubrechen* und bestehende inhaltliche Annahmen in Frage zu stellen:

> In association, two distinct elements are connected by the speaker, enabling the audience to derive its judgment about one of the elements from a judgment about the other. […] For example, one may argue against smoking by pointing out the health risks smoking involves. […] In dissociation, on the other hand, something which is regarded by the audience as a conceptual whole or unity is split up by the speaker into distinct elements. The single notion of »law«, for example, can be split up by dissociation into two distinct notions, the letter of the law and the spirit of the law. (Rees, 2009, S. 3)

Im Gegensatz zur assoziativen Anreicherung des Konzepts wird durch *dissoziative* Techniken der Bereich des *signifié* eines gewissen Konzepts eingeschränkt oder durch die Hinzunahme neuer, bisher nicht verbundener Zuschreibungen neu definiert. Hierbei ent-

3 Wie dies beispielsweise im Theaitetos geschieht, wenn aus einigen widerlegten Prämissen – Wissen ist wahre Meinung und Wissen ist gerechtfertigte Meinung – ein Drittes geschlossen wird, »Wissen ist wahre Meinung, die auf einer gerechtfertigten Begründung basiert«.

scheiden subjektive und/oder kollektive Wahrheitsannahmen und Einstellungen über die Frage, ob es sich lediglich um eine konzeptuelle Verschiebung (*breaking of connecting links*)[4] oder um einen dissoziativen Sprechakt handelt, der über die begriffliche Bedeutungsverschiebung hinaus normative Konsequenzen hat, weil er mit veränderten Standpunkten, Schlussfolgerungen und Annahmen des Selbst- und Weltverständnisses einhergehen kann (Perelman & Olbrechts-Tyteca, 1969, S. 412).

Da die dissoziative Technik – wie die Rhetorik an sich – immer situativ eingesetzt wird, gibt es keine verallgemeinerbare Metareflexion, welche die Prüfung im spezifischen Anwendungsfall obsolet machen würde. Eine eigentliche Logik oder ein Gesetz der Dissoziation lassen sich, wie eingangs von Kapitel 4 angedeutet, argumentationstheoretisch nicht definieren:

> I doubt whether there is any general logic of dissociation; there is only the logic of each particular dissociation, generated in each case by a particular problem. (Johnstone, 1958, S. 67)

Die Definition der dissoziativen Technik durch Perelman und Olbrechts-Tyteca wird innerhalb der spezifischen Debatte als zu allgemein und in der Anwendung zu unspezifisch kritisiert (Ritivoi, 2008, S. 185). Autoren wie Alan Gross bestehen deshalb darauf, dass die dissoziative Technik je nach Verwendungsbereich (öffentliche Reden, Recht, Politik, Wissenschaft oder philosophische Argumentation) eigens analysiert wird. Dissoziationen können unbewusst oder methodisch sein, sie können zur Wahrheitssuche oder Manipulation eingesetzt werden. So spielt beispielsweise der propagandistische Einsatz der dissoziativen Technik bei der Durchsetzung von Ideologien eine zentrale Rolle. Als Kriterium zur Unterscheidung, wann es sich bei der dissoziativen Technik um eine strategische und folglich manipulative Technik handelt und wann sie im Dienst der Wahrheitsfindung steht, haben Gross und Dearin (1965) vorgeschlagen, sich der normativen Bewertung dissoziativer Techniken ausgehend vom Ziel der Argumentation anzunähern (Ritivoi, 2008, S. 187).

Philosophische und wissenschaftliche Theorien sind in der Regel dem Ziel der Wahrheitsfindung oder zumindest des Erkenntniszuwachses verpflichtet. Auch sie gründen jedoch nicht nur auf rational nachvollziehbaren begrifflichen Gegenüberstellungen von Begriffen wie Schein (*appearance*) und Wirklichkeit (*reality*), sondern auch auf normativen Voreinstellungen der Autoren und geistesgeschichtlichen, soziokulturellen Einflüssen und Intuitionen. Philosophische Begriffsunterscheidungen finden im Kontext eines spezifischen Denkumfelds statt, sie enthalten (implizite oder explizite) normative Gewichtungen.

Im Gegensatz zur platonischen Begriffseinteilung der *dihairesis*, die Begriffe durch Unterklassifizierung genauer definiert (z.B. ein Bett als Kinderbett, Doppelbett, Hochbett, Ehebett usw. bestimmt – auf nächster Ebene beispielsweise zwischen einem

4 »Depending on whether the connecting links between elements are regarded as ›natural‹ or ›artificial‹, as ›essential‹ or ›accidental‹, one person will see a dissociation where another sees only the breaking of a connecting link.« (Perelman & Olbrechts-Tyteca, 1969, S. 412)

Biedermeier- und einem Jugendstil-Kinderbett unterscheidet etc.) und dadurch Gattungs- und Artunterschiede festlegt, wird bei der dissoziativen Technik in der Regel eine Seite des Begriffspaars normativ abgewertet, während die andere privilegiert wird (Gross, 2000, S. 326). Diese normative Bewertung des einen gegenüber dem anderen Begriff des Paares wird zum deutlichsten Merkmal, das die dissoziative Methode von anderen rhetorischen Unterscheidungstechniken abhebt. Beim erwähnten Gegensatzpaar Schein–Wirklichkeit geht es beispielsweise implizit darum, sich nicht durch den Schein täuschen zu lassen, bei Wahrheit–Unwahrheit darum, richtige von falschen Aussagen zu unterscheiden. Die unhintergehbare, subjektive oder kollektiv vom geistesgeschichtlichen Umfeld geprägte Voreinstellung wird zur entscheidenden Variable, mit der Perelman an die Kontingenz philosophischer Objektivitätsansprüche erinnert. Hierbei geht es ihm nicht um die Infragestellung der philosophischen Wahrheitssuche und deren ethische Rechtfertigung. Der Fokus auf das Phänomen der dissoziativen Technik unterstreicht jedoch, dass die ideengeschichtlichen und autorspezifischen Vorüberzeugungen und kulturellen Prägungen als normativer Hintergrund philosophischer Theorien gemeinhin unterschätzt werden. Anders als für die theoretische Philosophie, die sich dieser epistemischen Grundvoraussetzung ihres Tuns im besten Fall bewusst ist, dadurch in ihren spezifisch abgegrenzten Denkprozessen jedoch kaum tangiert wird, ist die besagte Vernachlässigung für die praktische Philosophie und Ethik relevanter. In den philosophischen Disziplinen, die mit Bezug auf den realen Menschen und die Gesellschaft normative Richtlinien und Bewertungen zu begründen beabsichtigen, die das individuelle und kollektive Selbst- und Weltverständnis konkret und gezielt beeinflussen, sollte die Metareflexion bei der Anwendung der dissoziativen Technik vorausgesetzt sein. Wie noch zu zeigen sein wird, setzt die Reflexion normativer Konsequenzen dissoziativer Techniken zudem idealerweise das Verständnis der (sozial-)psychologischen und psychodynamischen Seite von dissoziativen Phänomenen voraus.

Wie eingangs des Kapitels 4 erwähnt, wird aufgrund der situativen Anwendung und der allgemeinen Definition der dissoziativen Technik *Dissoziation* in der Regel an Beispielen verdeutlicht. Ideengeschichtlich gibt es zahlreiche Beispiele für rhetorische »Dissoziationen«. Im Folgenden zwei beliebig verschiedene zur Illustration:

Nach Perelman und Olbrechts-Tyteca stellt Locke im Übergang von der Renaissance zur Aufklärung die Idee der Einheit von Staat und Religion in Frage, was aus der Sicht seiner Gegner einer Dissoziation entspricht. Er argumentiert für eine grundsätzliche Unterscheidung weltlicher und spiritueller Legitimität, indem er eine in der damaligen Argumentation nicht beachtete Tatsache beleuchtet: Entgegen der damals geltenden Auffassung, dass Staat und Religion untrennbar miteinander verbunden seien, argumentiert er, dass die Kunst des Regierens und das Recht zum Regieren nicht notwendigerweise mit einem besonderen Wissen über die Religion einhergehe. Wäre dies der Fall, würde es zwischen den Regenten der Welt keine ausgeprägten Differenzen in religiösen Fragen geben. Solche Differenzen ließen sich jedoch als weitverbreitete empirische Tatsachen bezeugen (Locke, 1996). Obwohl Locke eine theologisch begründete Gesetzesethik vertritt, können entsprechend seiner Argumentationslogik auch Andersgläubige im selben Staat politisch gleichberechtigt zusammenleben. Die Annahme einer natürlichen Einheit zwischen weltlicher und spiritueller Erkenntnis führe angesichts der evi-

denten unterschiedlichen Religionsauffassungen verschiedener Regenten in die Absurdität (Perelman & Olbrechts-Tyteca, 1969, S. 412). Indem Locke das politische Paradigma seiner Zeit, die Einheit von Staat und Religion, kritisch hinterfragt, wird im Zuge seiner dissoziativen Intervention nicht nur die Regierungskunst von der Religion emanzipiert, sondern dadurch auch neu bewertet und einem neuen Paradigma zugeführt.

Ein aktuelleres und insbesondere in der biomedizinischen Ethik einflussreiches Beispiel einer Dissoziation lässt sich am Begriff des Todes aufzeigen. Traditionell hing die klinische Feststellung des Todes vom Aussetzen von Puls und Atmung ab. Diese Definition des Todes wurde in neuerer Zeit revidiert: Aufgrund wissenschaftlicher und technologischer Entwicklungen, wie der Möglichkeit zur Organtransplantation oder des Einsatzes von Maschinen zur Lebenserhaltung, wurde die Definition des klinischen Todes neurologisch angepasst. Gemäß dem aktuellen neurologischen Verständnis werden die Person, das Bewusstsein und das Schmerzempfinden zerebral verortet. Eine Person gilt heute als klinisch tot, wenn der Gehirntod festgestellt wird – ungeachtet der Frage, ob Atmung und Herzschlag vorhanden sind (Rees, 2009, S. 27). Dieses neue Paradigma, das vor dem neurologischen Hintergrund den Tod der Person mit der Funktionslosigkeit des Gehirns gleichsetzt, hat unter anderem fundamentaltheologische, philosophische und ethische Konsequenzen. Puls und Atmung werden in ihrer Bedeutung für die Feststellung des Todes abgewertet, während der abstrakte, nicht unmittelbar sinnlich festzustellende, sondern nur durch Technik vermittelte Gehirntod zum Leitkriterium erhoben wird. Die Wahrnehmung der Angehörigen, die Atmung und Herzschlag bei Hirntoten noch immer feststellen können, darf aus rationaler Sicht nicht mehr als ausreichender Beweis für den Fortbestand der Person, ja nicht einmal mehr für ein fortdauerndes »Leben« im engeren Sinn interpretiert werden. Die erforderliche Abstraktion ist für die Betroffenen in der emotionalen Belastungssituation besonders schmerzhaft, weil es neben dem Verlust oftmals bedeutet, den Zeitpunkt des Abschieds aktiv mitbestimmen zu müssen. Durch diese Dilemmata stellt sich beispielsweise auch die Frage, wann und auf welche Weise das medizinische Personal intervenieren darf und soll, wenn es darum geht, die lebenserhaltenden Maßnahmen einzustellen.

Beide Beispiele zeigen, dass die dissoziative Technik implizite normative Maßstäbe transportiert. Dadurch spielt sie eine *pragmatische* und *normative* Funktion im gesellschaftlichen Diskurs, als Variable, die Bewusstseins- und Selbstverständnisprozesse durch implizite oder explizite Wertungen beeinflusst. Über die rhetorische Ebene hinaus kann sie ethische, politische und rechtliche Konsequenzen nach sich ziehen. Die Unterscheidung geht bei der dissoziativen Technik mit einer Stellungnahme und einem Sprech*akt* einher. Im Gegensatz zu einer bloßen Zurückweisung eines Arguments als unwahr wird mit dissoziativer Technik auf eine Weise argumentiert, die Teile des Arguments stärker gewichtet als andere und so zum Wandel eines bestehenden Paradigmas beiträgt:

> The dissociation of concepts, as we understand it, involves a more profound change that is always prompted by the desire to remove an incompatibility arising out of the confrontation of one proposition with others, whether one is dealing with norms, facts, or truths. At this practical level, the dissociation of notions amounts to a compromise, but on the theoretical level, it leads to a solution that will also be valid for the future,

> because, by remodeling our conception of reality, it prevents the reappearance of the same incompatibility. It preserves, at least partially, the incompatible elements. (Perelman & Olbrechts-Tyteca, 1969, S. 413)

Dissoziation geht also im Gegensatz zu einer rein konzeptionellen Bedeutungsveränderung auch mit einem Bewusstseinswandel einher. Dissoziation als rhetorische Technik involviert veränderte normative Gewichtungen. Es handelt sich um ein prozedurales Konzept, das auf normative und erkenntnistheoretische Verschiebungen hinweist, die im historischen Kontext, bedingt durch den gesellschaftlichen Wandel oder durch wissenschaftliche Erkenntnisse und Technisierung, stetig passieren. »Dissoziationen« begleiten nicht nur den chronologischen Wandel, sondern auch soziokulturelle Dynamiken. Die Verschiebung bestehender Wertsetzungen entsteht, wenn aufgezeigt werden kann, dass die Konsistenz einer bisherigen Interpretation auf der dissoziativen Auslassung von Tatsachen beruht. Die dissoziative Technik bricht ein bestehendes Assoziationsgebilde auf und stößt zugleich durch diesen Bruch eine Neuformation von Assoziationen an. – Dadurch, dass die Konsistenz, die auf der Ausblendung, Vernachlässigung oder dem Vergessen kontrastierender Aspekte basiert, durch die Reintegration dieser oder gänzlich neuer Aspekte verloren geht, zwingt die dissoziative Technik zur Revision und Anpassung bisheriger Einschätzungen und geltender (normativer) Annahmen. Die Rolle *neuer* Aspekte zeigt sich insbesondere anhand technologischer Fortschritte, die nicht selten eine Integration neuer Inhalte in geltende Konzepte erfordern: Aufgrund der technischen Möglichkeit, soziale Tätigkeiten auf Roboter auszulagern, wird beispielsweise von *sozialen* Robotern gesprochen. Durch diesen Sprechakt wird die alte Grenze zwischen »organischen Lebewesen« und »anorganischen Maschinen« verschoben: Das Verständnis und der Geltungsbereich des Sozialen werden über menschliche und tierische Lebewesen hinaus auf technische Apparate erweitert, sodass der Begriff des Sozialen auch mit Maschinen assoziiert wird. Ähnlich dem Fall des Hirntod-Kriteriums hat diese dissoziative Verschiebung und die damit einhergehende definitorische Anpassung weitreichende Folgen, wie etwa die Frage nach dem moralischen Status von Maschinen.

Die pragmatische Bedeutung von Dissoziation ist nach Rees kaum zu überschätzen. Dissoziationen gehen mit der Neudefinition und Rekonstruktion etablierter Realitäten der Zuhörerschaft einher:

> It has become clear that in all the realms of its use that we surveyed, dissociation serves to reconstruct the conception of the world of the audience and to do so in particular directions, serving certain interest and promoting certain views. […] Dissociation, in imposing a definition of the situation, affects what counts a data for or against a proposal, highlights certain elements of the situation for use in arguments and obscures others, influences whether people will notice the situation and how they will handle it, describes causes and identifies remedies, and invites moral judgements about circumstances or individuals. (Rees, 2009, S. 29)

Rees hat die *dialogische* Funktion der dissoziativen Technik in verschiedenen Kontexten untersucht.[5] Die Technik wird in unterschiedlichen Stadien von kritischen Diskussionen (z.B. Konfrontation, Angriff, Verteidigung, Verbindung von Argument und Standpunkt/Gesamtthema, Schlussfolgerungen) verwendet und prägt entsprechend die Konsequenzen, die Konfliktlösung und die Meinungsbildung zu einem Thema. Wichtig dabei ist, dass als Resultat der Anwendung der dissoziativen Technik definitorisch zwar eine Kompromisslösung oder ein inhaltlich angepasster Standpunkt stehen, dass die Technik an sich jedoch nicht beeinflussen kann, ob dieses Ergebnis ethisch vertretbar oder zweifelhaft ist.

4.1.3 Die dissoziative Technik im Kontext diskursiver und normativer Realität – Verhältnis des Begriffs zu den epistemischen Ungerechtigkeiten und zur Ideologiekritik

Dissoziation als rhetorische Technik ist instrumentell, d.h., sie hat keine bestimmte immanente Richtung. Ihre normative Funktion hängt vom inhaltlichen Ziel der Anwendung und den Wert- und Wahrheitsannahmen der Rhetoriker*in ab. Entsprechend kann sie sowohl redlich für die philosophische Wahrheitsfindung als auch manipulativ eingesetzt werden. Die normative Evaluation des Ergebnisses der dissoziativen Technik muss also ausgehend von einer metaethischen Reflexion geleistet werden. Sie muss sich einerseits an den moralphilosophischen Inhalten und deren Verfehlen orientieren. Andererseits muss sie tradierte Ungerechtigkeiten in den strukturellen und politischen Diskursbedingungen erkennen und mit in Erwägung ziehen.

Idealtheoretische, moralphilosophische Abwägung: Die dialektische »Idealfunktion« der Dissoziation, die hegelianisch gesprochen von einer These zur Antithese und entsprechenden (»objektiv wahrheitsnäheren«) Synthese führt, setzt optimale Diskursbedingungen und eine Reflexionsethik voraus. Dazu gehören auf der Seite des Diskursteilnehmers das Bewusstsein der eigenen Irrtumsanfälligkeit sowie die Bereitschaft zum gewissenhaften Zuhören, Argumentieren, Abwägen und zur gerechtfertigten Revision. Habermas hat in seiner Diskursethik und mit der Formel des »zwanglosen Zwangs des besseren Arguments« (abgesehen von der Einstellung der Diskursteilnehmenden) auch die Bedeutung von Prozeduren und Argumentationsregeln hervorgehoben. Die Erfahrung zeigt, dass diese Voraussetzungen wohl als idealtheoretisches Leitbild dienen mögen, in breiten kollektiven Debatten jedoch kaum realisierbar sind. Klischees, Vorurteile, Stereotypen, Machtinteressen – und Dissoziationen – entmächtigen das postulierte Primat des ethischen Kognitivismus. Mit ihrem Buch zu den epistemischen Ungerechtigkeiten hat Miranda Fricker (2007) wesentlich dazu beigetragen, dass die strukturellen Verzerrungen im öffentlichen und politischen Diskurs – und deren historische Persistenz – ethisch und erkenntnistheoretisch verstärkt Beachtung finden.

---

5 Perelman und Olbrechts-Tyteca, die den Begriff der dissoziativen Technik eingeführt haben, behandeln diese primär als monologische rhetorische Strategie (Perelman & Olbrechts-Tyteca, 1969; van Rees, 2005, S. 35).

Epistemische Ungerechtigkeit und Ideologiekritik:[6] Mit dem Begriff der epistemischen Ungerechtigkeiten bezieht sich Miranda Fricker auf Situationen und Verhältnisse, in denen die Akteure in ihrem Status (und in ihren Fähigkeiten) als erkennende Personen (»Erkenntnissubjekte«) eingeschränkt werden (Celikates, 2017, S. 57). Mit den Begriffen der testimonialen und der hermeneutischen Ungerechtigkeit unterscheidet sie zwei Formen epistemischer Ungerechtigkeiten. Die testimoniale Ungerechtigkeit bezieht sich auf Situationen, in denen die Glaubwürdigkeit von Angehörigen bestimmter Gruppen reduziert ist, weil soziale Stereotypen und negative Vorurteile gegenüber diesen Personen die Mehrheitsmeinungen verzerren. Es bestehen soziale Machtverhältnisse in der Gesellschaft, die zur Unterdrückung und dissoziativen Abwertung der Ansprüche und Aussagen der spezifischen Gruppenmitglieder führen (Fricker, 2007, S. 9–17). Eine testimoniale Ungerechtigkeit besteht z.B. darin, dass einem Migrationsangehörigen, der vor Gericht über einen rassistisch motivierten Angriff aussagt, nicht geglaubt wird. Stattdessen wird angenommen, dass der Geschädigte selbst für den Angriff verantwortlich ist. Eine hermeneutische Ungerechtigkeit lässt sich nach Fricker (2007, S. 154–155) als Resultat von Ressourcen- und Wissensdefiziten verstehen. Beispielsweise weiß ein Migrationsangehöriger aufgrund seines mangelnden Wissens und der fehlenden Sprachbeherrschung im Aufnahmeland zu wenig über die rechtlichen und institutionellen Möglichkeiten, sich gegen rassistische Angriffe zur Wehr zu setzen. Zugleich fehlt unter Umständen das Problembewusstsein oder der Unterstützungswille in der Aufnahmegesellschaft, was die Benachteiligung aufrechterhält oder verschärft. Einerseits kann der Migrationsangehörige seine Ansprüche und Bedürfnisse nicht ausdrücken und einfordern, andererseits bieten die privilegierteren Mitmenschen oder Institutionen, die gegenüber der Ungerechtigkeit Abhilfe schaffen könnten, keine (pro-)aktive Lösung an. Durch diese hermeneutische Marginalisierung werden die Erfahrungen der Betroffenen nicht als reale Probleme anerkannt und behandelt. Am Beispiel der sexuellen Belästigung beschreibt Fricker eine weitere Dimension der hermeneutischen Ungerechtigkeit damit, dass die Marginalisierten ihre sozialen Erfahrungen oftmals nicht als ungerecht erkennen oder beschreiben können, weil ihre Wahrnehmungen durch kontrastierende kulturelle Einstellungen, Verharmlosung oder Macht der Ausbeuter*innen minimiert werden. Dies führt dazu, dass sowohl die Betroffenen wie auch die Mächtigen, die etwas gegen die Missachtungen ausrichten könnten, so lange blind und untätig bleiben, bis das Problem als solches explizit benannt und publik gemacht wird.

> Wie Fricker an dem Beispiel sexueller Belästigung am Arbeitsplatz zeigt, sahen sich die davon betroffenen Frauen vor der Einführung des Begriffs der sexuellen Belästigung in den 1970er Jahren mit dem zusätzlichen epistemischen Hindernis konfrontiert, dass sich ihre gelebte Erfahrung – sexuelle Belästigung gab es natürlich schon vor dieser begrifflichen Innovation – nur schwer als (sozial anerkannte Form von) Ungerechtigkeit artikulieren ließ (unter anderem auch deshalb, weil jeder Artikulationsversuch von der weitgehend männlichen Belegschaft als Hysterie oder Übersensibilität abgetan werden konnte.) (Celikates, 2017, S. 57)

6 Dieser Absatz enthält Auszüge aus Horn, 2023.

Das Wissen um die strukturelle Dimension epistemischer Ungerechtigkeiten hat nach Fricker ethische Implikationen. Sie entwickelt und fordert eine Konzeption institutionell geteilter Tugenden, die vergleichbar mit einem *code of conduct* die Identifikation und Sensibilität für epistemische Ungerechtigkeiten in der Gesellschaft fördert. Die Tugenden einer epistemischen Gerechtigkeit sollen einerseits auf der Ebene des Subjekts, andererseits jedoch auf den Ebenen der Rechtsprechung, der Exekutive (Polizei), in lokalen Regierungen und bei Arbeitgebern kultiviert und verankert werden (Fricker, 2007, S. 176–177). Im Bezug zu einer Theorie der Dissoziation sind diese Forderungen einerseits theoretisch nachvollziehbar und plausibel, andererseits tendieren sie dazu, die psychologischen Voraussetzungen, wie beispielsweise unbewusste Abwehrmechanismen und tiefliegende, historisch und ideologisch tradierte Diskriminierungen, nur partiell zu erfassen.

Celikates, der die beiden Formen epistemischer Ungerechtigkeit als Unterformen von Ideologien versteht, hat diesen Aspekt plausibel erhellt. In seinem Kommentar zu Fricker und mit Blick auf die Ideologiekritik insistiert er, dass hermeneutische Ungerechtigkeiten nicht bloß als zufällige, sondern als systematische Formen epistemischer Ungerechtigkeit einzuschätzen sind (Celikates, 2017, S. 57). Mit Blick auf die Hartnäckigkeit und Resilienz von Ideologien könne Frickers Ansatz epistemischer Ungerechtigkeit zudem der tiefen epistemischen Beherrschung des Subjekts, die mit Ideologien einhergeht, nicht ausreichend Rechnung tragen. Diese Kritik lässt sich mit Blick auf die marginalen Bezüge des Begriffs der epistemischen Ungerechtigkeit auf sozialpsychologische Tatsachen gut nachvollziehen. Um die »tiefe Beherrschung« des Subjekts durch Ideologien zu verstehen, müssen die psychologischen und sozialpsychologischen Dimensionen erwogen werden, die der ethischen Beurteilung zugrunde liegen. Unter dem Aspekt der Dissoziation können die psychologischen Aspekte ideologischer Beherrschtheit gezielter extrahiert werden (vgl. Kap. 4.1.3). Damit soll jedoch nicht das Paradigma der epistemischen Ungerechtigkeiten in Frage gestellt werden, sondern es wird auf dessen Erweiterung abgezielt (Horn, 2023).

4.1.4 Ethische Implikationen mit Fokus auf Dissoziationen

Die Entwicklung eines Bewusstseins für Dissoziation und die Anerkennung ihrer Bedeutung für das menschliche Leben setzen ein aufdeckendes analytisches Vorgehen im Umgang mit unhintergehbaren strukturellen Diskursbedingungen voraus, und auch mit kollektiven, durch die lebensweltliche Einstellung, Geschlecht oder Kultur bedingten Voreinstellungen der Teilnehmenden. Zugleich setzt eine normative Diskussion von Dissoziation minimale essentialistische und moralphilosophische Wertsetzungen als transparente, objektiv geltende Orientierungspunkte voraus. Als Ansatz für eine solche Wertsetzung wurde in Kapitel 3 das Konzept eines personalen Menschenbildes vorgeschlagen.

Dissoziation im Sinne der dissoziativen Technik impliziert die generelle Prozeduralität und Unabschließbarkeit bestehender Erkenntnisse und Diskurse. Damit verweist sie auch auf unhintergehbare Differenzen, auf deren Reintegrationsmöglichkeit und die Notwendigkeit normativer Interpretation. Die Prozeduralität ist erkenntnistheoretisch – und in der Folge ethisch – nicht nur auf der Subjekt- und der sozialen, gesellschaftli-

chen Ebene, sondern gerade auch als Voraussetzung von Forschung und Wissenschaft relevant. Wie die Analyse von Dissoziation als monologischer und dialogischer Argumentationstechnik aufgezeigt hat, erkennt man Dissoziationen nicht nur an Irritationen, die sie im bestehenden Denkrahmen auslösen können. Sie spielen auch unbemerkt in existierenden Denksystemen und Theorien eine zentrale Rolle, in Form nicht integrierter oder abgespaltener Ansichten, welche die Kohärenz der bisherigen Rationalisierung in Frage stellen würden. Dissoziation muss konsequenterweise als Grundvoraussetzung aller Erkenntnisprozesse und sozialer Machtverhältnisse mitgedacht werden.

Wie aber unterscheidet sich die normative Bedeutung der dissoziativen Technik auf der Ebene der Einzelperson und derjenigen des Kollektivs? – Auf der Ebene der Einzelperson fordert die Einsicht in die Prozeduralität und Unabschließbarkeit das bereits beschriebene Bewusstsein für die eigene Irrtumsanfälligkeit und eine entsprechende Offenheit und Toleranz im Dialog mit unterschiedlichen Ansichten. Zugleich ist für eine »objektive« normative Bewertung der jeweiligen dissoziativen Technik ein gemeinschaftlich geteilter ethischer Referenzrahmen vorausgesetzt, an dem sich das reflektierende Subjekt orientieren kann. Das in Kapitel 4.1.2 vorgestellte historische Beispiel von John Locke, der unter Zuhilfenahme der dissoziativen Technik für religiöse Toleranz argumentiert, kann hier nochmals angeführt werden: Wer seine inhaltlichen Prämissen nachvollzieht und teilt, wird Lockes Argument sachlich und argumentativ überzeugend finden. Orientiert man sich jedoch nicht an philosophischen Maßstäben, sondern an den Werten und Emotionalisierungen eines Paralleldiskurses oder einer alternativen Wertegesellschaft, kann nicht von dieser Überzeugbarkeit ausgegangen werden. Wahrheit wird jeweils in Relation zu einer bestimmten Wertegemeinschaft definiert. Wird in einem Paralleldiskurs beispielsweise die Existenzberechtigung Ungläubiger ideologisch in toto abgelehnt, läuft das Argument gezwungenermaßen ins Leere. In bestimmten Gruppen oder im Kontext ideologisch oder kulturell geprägter Weltwahrnehmung kann die dissoziative Technik als rhetorische Technik dazu genutzt werden, eine Mehrheitsmeinung zu verstärken oder zu verändern. In den Kreisen einer fanatischen Zuhörerschaft kann die dissoziative Technik beispielsweise propagandistisch oder instrumentell dazu genutzt werden, um bestimmte Thesen oder Ängste zu untermauern oder Angehörige anderer Ethnien oder Religionen auszugrenzen.

Der Blick auf die dissoziative Technik verstärkt des Weiteren das Bewusstsein für die konstruktivistische Grundlage nicht nur einer jeden Kultur, sondern auch einer jeden philosophischen oder auch anderweitigen Argumentation. Im westlichen Kulturkreis sind die geteilten essentialistischen Grundannahmen beispielsweise in den nationalen Verfassungen oder durch internationale Abkommen wie die Menschenrechtskonvention oder das Völkerrecht festgehalten. Auf der sozialen, kollektiven Ebene werden Werte, Konventionen und Normen gemeinhin vor dem Hintergrund der Frage betrachtet, zu welchem Grad sie intrinsisch von Bedeutung und rechtfertigbar sind (beispielsweise Werte wie Menschenwürde) und zu welchem Grad sie instrumentell zur Stabilisierung der Gesellschaft, bestimmter Zustände und Machtsysteme eingesetzt werden (beispielsweise Effizienz oder Leistungsmaximierung). In der Wissenschaft erinnert die Prozeduralität und Unabschließbarkeit von Erkenntnisvorgängen an die Grenzen der Quantifizierbarkeit und die Notwendigkeit kontextueller, auch geisteswissenschaftlich infor-

mierter Analysen. Dies betrifft insbesondere psychologische, soziologische und historische Zusammenhänge sowie davon abgeleitete ethische Schlussfolgerungen.

Grundsätzlich verdeutlicht der Blick auf die dissoziative Technik die gleichzeitig triviale wie weitreichende Tatsache, dass eine Gesellschaft, in welcher der rationale Diskurs als Königsweg des Selbst- und Weltverständnisses verstanden wird, um ein gewisses Maß essentialistischer Wertsetzung nicht herumkommt. Jede solche Wertsetzung ist ihrerseits Gegenstand dissoziativer Technik. Damit kommen wir zur komplexen Frage nach der psychologischen Definition von Dissoziation und dissoziativen Störungen sowie deren sozialpsychologischer Bedeutung.

4.2 Dissoziation als psychologischer und psychopathologischer Begriff

In Anlehnung an den Psychiater Franz Resch kann *Dissoziation* in einer ersten generellen Übersicht als Begriff verstanden werden, der mindestens vier unterschiedliche (sozial-)psychologisch relevante Phänomene umfasst (Seiffge-Krenke, 2017). Resch (2017) differenziert zwischen Dissoziation als Abwehrmechanismus (Bewältigungsstrategie), Symptom, Syndrom und Gesellschaftsphänomen:

1. In seiner – im gesellschaftlichen Diskurs wahrscheinlich häufigsten – Verwendung bezeichnet Dissoziation einen *psychischen Bewältigungsmechanismus*, der »unaushaltbare Wahrnehmungen und Erfahrungen aushaltbar« macht. Dieser instinktive Überlebensmodus ist in jedem Individuum »vorrätig«, er wird beispielsweise in lebensbedrohlichen Situationen getriggert. Zur innerpsychischen Dissoziation als Notverarbeitungsmechanismus kommt es, wenn das erlebte Geschehen so überfordernd, gefährlich oder schmerzhaft ist, dass die Empfindungsfähigkeit instinktiv radikal ausgeschaltet werden muss. Entsprechend korrelieren traumatische Erfahrungen oftmals mit einem überlagerten Gefühl emotionaler Benommenheit oder Gefühlslosigkeit (*numbness*, »Taubheit«). Als reflexartige Bewältigungsstrategie zur Bewältigung von Situationen und Erlebnissen, die kognitiv und emotional nicht unmittelbar bewältigt werden können, schützen uns dissoziative Mechanismen wie ein Blendschutz vor Reizüberflutung und Überforderung. Entsprechend sind die Fähigkeit und der Mechanismus zur Dissoziation als Überlebensmodus bei psychischen Traumata relevant. In dieser Kategorie von Dissoziation wurde nach Diamond in Kapitel 3.4.2 zwischen primären und sekundären Dissoziationen unterschieden. Dissoziative Phänomene sind hier im weitesten Sinne adaptive Funktionen, die es ermöglichen, die eigene Funktionalität im Alltag sowie das innere Überleben angesichts von intra- und interpersonellen Störungen, Konflikten und Gefahren aufrechtzuerhalten.

2. Dissoziationen können auch *Symptome* für psychische Störungen sein. So können dissoziative Reaktionsweisen wie Intrusionen, Flashbacks oder nicht-steuerbare Tagträume beispielsweise über Posttraumatische Belastungsstörungen Aufschluss geben. Kann ein Mensch gewisse mentale Wahrnehmungen oder Verhaltensweisen nicht abrufen oder hat er diese nie entwickelt, so fühlt er sich unter Umständen von sich selbst und seiner Umwelt in unwirklicher Weise entfremdet (Depersonalisation und Derealisation).

Als neurologisches Symptom kann Dissoziation beispielsweise auch an automatisierten motorischen Handlungen, zustandsabhängiger Amnesie oder Konversionsstörung erkennbar sein.

3. Über den Stellenwert eines Symptoms hinaus kann Dissoziation auch als *Syndrom* verstanden werden. Sie fungiert hier als Sammelbegriff für Symptome bestimmter psychischer Störungen wie z.B. die dissoziative Identitätsstörung.

4. Zuletzt werden Dissoziationen zunehmend als sozialpsychologisches *Gesellschaftsphänomen* thematisiert. Wie erwähnt, stößt die Gesellschaft im Kontext der Digitalisierung, Informationsvielfalt, Flexibilisierung, Beschleunigung und dergleichen Phänomene an die Grenzen der Übersichtlichkeit. In dieser Situation werden innerpsychische Selektions- und Schutzmechanismen erforderlich und begünstigt resp. kulturell selektioniert, welche die Aufrechterhaltung der Handlungsfähigkeit, Orientierung und das Gefühl der Kontrolle über die Lebensumstände ermöglichen.

Meine Hypothese, dass dissoziative Bewältigungsstrategien auf intra- und interpersoneller Ebene, aber auch in der kollektiven Selbst- und Weltwahrnehmung im Kontext der digitalen Gesellschaft zunehmen und dadurch eine neue gesellschaftliche Norm begründen, bezieht sich primär auf die erste und die vierte Phänomenkategorie nach Resch. Die Konzeptualisierung von dissoziativen Phänomenen auf intra- und interpersoneller Ebene kann sich auf einen mittlerweile umfassenden Fundus theoretischer Literatur und Forschung aus der psychologischen und medizinischen Psychotraumatologie stützen. Im Gegensatz dazu wurden aus sozialphilosophischer Sicht der Einfluss dissoziativer Bewältigungsstrategien und die gesamtgesellschaftlichen Dissoziationstendenzen bislang vernachlässigt. Entsprechend sinnvoll scheint es deshalb, Dissoziation als Kriterium zur Gesellschaftskritik einzuführen, welches ein *Spektrum* von normalen und pathologischen Erscheinungen einerseits auf intra- und interpersoneller Ebene, andererseits auf kollektiver Ebene, als *Dissoziationen* benennbar macht. Die Metapher eines Dissoziationsspektrums erlaubt es, einerseits den Standpunkt der Person als eines Wesens mit präverbal verkörperten, unbewusst einflussreichen Bindungs- und Verhaltensmustern zu gewichten, das jedoch ebenso über die Fähigkeit zur Persönlichkeitsentwicklung, Reflexion und Bewusstwerdung verfügt. Andererseits erlaubt die Vorstellung eines Spektrums dissoziativer Phänomene auf der kollektiven Ebene, die Entstehung gesellschaftlicher Trends, Ideologiebildungen und Tabuisierungen besser zu verstehen sowie Mechanismen sozialen Ein- und Ausschlusses aus sozialpsychologischer Sicht zu beleuchten.

Der Gegenpol, untrennbar mit der psychologischen Funktion und Bedeutung von Dissoziationen verbunden, ist der Aspekt der Relationalität. Beziehungen, Bindungsbedürfnisse, Resonanz und Kohärenz sind mögliche Gegenerfahrungen zu den Erfahrungen von Dissoziation. Als kompensatorische Bestrebungen unterstützen sie die integrative Verarbeitung von Lebenserfahrungen und ermöglichen idealerweise ein stabiles intrapsychisches und interpersonell gelebtes Gleichgewicht. Erst dann, wenn das Gleichgewicht zwischen verbindenden und (funktional) dissoziierenden Bewältigungsstrategien durch eine früher oder später eintretende Überforderung oder Verletzung gestört

wird, konstellieren sich potenziell dysfunktionale dissoziative Bewältigungsstrategien, die mit einer sukzessiven Selbst- und Weltentfremdung einhergehen können.

Um gesunde und pathologische Formen dissoziativer Bewältigungsmechanismen voneinander abzugrenzen, kann einerseits auf allgemeine Leitlinien der Bindungstheorie und Entwicklungspsychologie Bezug genommen werden, andererseits braucht es die Einzelfallanalyse der individuellen Persönlichkeitsgleichung im sozialen und situativen Kontext. Ziel ist es, die komplexen Mechanismen und Fähigkeiten der Dissoziation in ein Verhältnis zu Gesundheit und Pathologie zu setzen. Davon ausgehend kann die Auseinandersetzung mit dissoziativen Phänomenen als Anhaltspunkt für die normative Gesellschaftsanalyse dienen. Die Unterscheidung zwischen funktionalen und dysfunktionalen dissoziativen Bewältigungsstrategien dient der vertieften Reflexion und Bestimmung dessen, was unter einer gesunden im Unterschied zu einer entfremdeten oder erkrankten Persönlichkeit zu verstehen ist und welche Kriterien dabei helfen, kollektive dissoziative Erscheinungen als ethisch problematisch einzustufen.

4.2.1 Dissoziation als psychischer Mechanismus und Fähigkeit des Individuums

Bezogen auf die innerpsychischen Verarbeitungsprozesse des Individuums werden Dissoziationen gemeinhin als Unterbrechungen oder Diskontinuität der normalen integrativen Funktionen des Bewusstseins, Gedächtnisses, der Identität oder der Wahrnehmung von Selbst und Umwelt verstanden. Marion Sonnenmoser umschreibt dissoziative Zustände wie folgt:

> »Weggetreten sein«, »nicht man selbst sein«, »neben sich stehen« oder »sich losgelöst fühlen« – solche gängigen Redewendungen beziehen sich auf Zustände, die jeder manchmal erlebt. Zum Beispiel, wenn wir uns stark konzentrieren oder routinemäßig handeln, etwa beim Autofahren. Dann sind wir nicht bei der Sache oder vergessen alles andere um uns herum. Gedanken, Gefühle und Wahrnehmungen, die wir sonst gleichzeitig und stimmig erleben, sind sekundenlang voneinander getrennt. Dieser Vorgang heißt »dissoziativ«. Das Spektrum an dissoziativen Zuständen ist breit und reicht von harmlosen Alltagserscheinungen bis hin zu pathologischen Formen, die als »dissoziative Störungen« umschrieben werden. Sie sind gekennzeichnet durch einen Verlust der psychischen Integration des Erlebens und Handelns. (Sonnenmoser, 2004)

Im weitesten Sinn bedeutet innerpsychische Dissoziation, dass mentale Prozesse oder Inhalte, die normalerweise verbunden sind, nicht (mehr) miteinander assoziiert oder verbunden sind (Cardeña, 2004, S. 15). Das Bewusstsein für die eigenen Handlungen, die Erinnerung und die Identität sind in der Regel miteinander verbunden. Wenn wir Auto fahren, ist uns für gewöhnlich bewusst, dass wir gerade »am Autofahren sind«, wir erinnern uns nachträglich daran, dass wir »Auto gefahren sind«, und sind auch überzeugt davon, dass wir selbst und nicht jemand anderes am Steuer gesessen hat. Wenn das Bewusstsein, die Erinnerung und die Identitätszuschreibung hier unvereinbar auseinanderfallen, ist dies ein Anzeichen dafür, dass diese psychischen Funktionen zumindest teilweise dysfunktional voneinander losgekoppelt operieren. Bei den von Sonnenmoser genannten »routinemäßigen«, also automatisierten Handlungsabläufen handelt

es sich streng genommen bereits um Dissoziationen, auch wenn wir diese in der Regel aufgrund der Annahme einer erlernten Automatisierung nicht problematisieren: Wenn man im Gespräch mit dem Beifahrer ohne bewusste Wahrnehmung schaltet, Gas und Bremse betätigt, wird dies nicht als Indiz für eine abnormale Dissoziationsneigung gewichtet (Cardeña, 2004, S. 17).

Eine anwendungsorientierte Klassifikation innerpsychischer Dissoziationsweisen stammt von Etzel Cardeña (2004). Der Psychologe unterteilt die Manifestation von Dissoziationen auf der psychischen Ebene in drei Cluster: 1. Dissoziation als Abwehrmechanismus (Bewältigungsstrategie), 2. Dissoziation als nicht bewusste oder nicht integrierte mentale Module oder Systeme, 3. Dissoziation als verändertes Bewusstsein mit Entfremdung von Selbst und Umwelt.

Unter den Dissoziationen als Abwehrmechanismen unterscheidet Cardeña zwischen zweckgerichteten und funktionalen Abwehrmechanismen und einem grundlegenderen mentalen Rückzugsmodus, der vor einer überwältigenden physiologischen oder psychologischen Bedrohung schützen soll (Kapfhammer, o.J.). Letzterer kann von akuten dissoziativen Reaktionsweisen auf ein Trauma bis zu tieferliegenden strukturellen Dissoziationen reichen.

> Misslingt in der Folge akuter Traumatisierungen eine Bewältigung und Integration des Erlebten, kann es zu einer Teilung der Persönlichkeit in verschiedene Anteile mit jeweils eigener psychobiologischer Basis kommen. (Freyberger & Spitzer, 2017, S. 22)

Freyberger und Spitzer (2017, S. 22) heben hervor, dass die traumabezogene strukturelle Dissoziation sich im Laufe der Evolution als psychobiologisches Überlebens- und Aktionssystem mit dem Ziel der Anpassungsregulation entwickelt hat. Während einige Aktionssysteme defensiv auf das Überleben des Einzelnen bei direkter Bedrohung ausgerichtet sind, ermöglichen andere Anteile das Weiterfunktionieren der Persönlichkeit parallel zu (emotional desintegrierten) traumatischen Reaktionsweisen (Hart et al., 2008).

Von Dissoziationen als Abwehrmechanismen ist diejenige Form zu unterscheiden, bei der psychische Systeme oder mentale »Module« (wie z.B. Bewusstsein, Gedächtnis, Identität, Emotionen, Wahrnehmung, Körperbild, Willensakte, motorische Kontrolle oder Verhalten) unbewusst oder nicht-integriert nebeneinander funktionieren.[7] Dieser Typus der Dissoziation kann unter dem Überbegriff der Kompartmentalisierung zusammengefasst werden:

> »Compartmentalization« ist durch die Unfähigkeit charakterisiert, prinzipiell bewusst kontrollierbare und bewusstseinsfähige mentale Prozesse angemessen zu steuern. (Freyberger & Spitzer, 2017, S. 21)

---

7 Am Beispiel einer Konversionsstörung: Eine innerpsychische Verletzung ist unbewusst abgespalten worden, es kommt jedoch zu einer Lähmung des Beins, für die keine körperliche Ursache gefunden werden kann (Konversionsstörung). Die körperliche und die emotionale Selbstwahrnehmung können nicht miteinander verbunden werden. Die physische und psychosoziale Funktion operieren in einem unbewussten, multikausalen Zusammenhang. Für die betroffene Person handelt es sich jedoch um zwei voneinander unabhängige Phänomene (Compartmentalization).

Beispielsweise kann das biografische Gedächtnis einer Person kompartmentalisiert sein. Ganze Zeitabschnitte, die vom autobiografischen Selbst erinnert werden sollten, können beispielsweise nicht abgerufen werden (beispielsweise Kindheitsamnesie). Dissoziative Erscheinungen wie Tagträume und Fantasien können bei Jugendlichen als eine Form der »Auszeit für das Gehirn« betrachtet werden (Seiffge-Krenke, 2017). Wenn diese Zustände jedoch nicht jederzeit beeinflusst werden können, sondern automatisiert ablaufen, rückt die Schwelle zur pathologischen Dissoziation näher.

Das dritte Cluster der Dissoziation umfasst veränderte Bewusstseinszustände, bei denen man die Umwelt als fremd oder losgelöst von sich selbst wahrnimmt oder eine selbst befremdende oder von sich selbst entfremdete Wahrnehmung hat. Die Einengung des Bewusstseins führt zur entfremdeten Wahrnehmung von Selbst und Umwelt. Diese Form kann als »Detachment« bezeichnet werden. In pathologischer Form mündet das Detachment in eine chronifizierte Depersonalisation oder Derealisation:

> Die Entfremdung beim »detachment« kann sich auf die eigene Person (Depersonalisation) oder die Umgebung (Derealisation) beziehen; oft findet sich in solchen Zuständen auch eine veränderte oder fehlende affektive Beteiligung, sodass die Betroffenen kein Gefühl der »Meinhaftigkeit« des Erlebten haben. (Freyberger & Spitzer, 2017, S. 21)

Kompartmentalisierung und Detachierung sind klinisch und heuristisch bedeutsame Sammelbegriffe. Zugleich umfassen sie Alltagsphänomene, die wir nicht per se als pathologisch einstufen. Die Kompartmentalisierung unterstützt z.B. die Vermeidung von Ängsten, die beispielsweise durch eine Unvereinbarkeit von Werten und Gefühlen entstehen. Widerspruchsbereinigte Selbstwahrnehmungen oder dogmatische religiöse Gebote basieren mitunter auf unbewussten Kompartmentalisierungen. Beispielsweise verbot die christliche Kirche früher die Bestattung von Selbstmörder*innen mit dem Argument, dass Suizid ein sündhafter Frevel sei (in der Schweiz wurden diskriminierende Sonderbestattungsrituale erst mit der Revision der Bundesverfassung 1874 verboten; Berger, 2011). Zugleich sah sie dieses Verhalten und die Auswirkungen auf die Angehörigen in keinem Widerspruch zu ihrem eigenen Zentralbegriff der Nächstenliebe, der nachtragendem Verhalten, Schädigung und Rache widerspricht. Die Kompartmentalisierung erlaubte es so einem Gläubigen, sich parallel zur Verachtung des Verstorbenen und der Diskriminierung seiner Angehörigen als nächstenliebend, integer und glaubenstreu wahrzunehmen. Beispiele für nicht per se pathologische Formen des Detachments sind veränderte Bewusstseinszustände wie Ekstase oder Out-of-body-Experiences, die auch unabhängig vom Vorliegen psychischer Störungen vorkommen. Die psychopathologische Einschätzung dissoziativer Zustände unterliegt einer großen Varianz (vgl. Kap. 4.2.5).

4.2.2 Inklusive vs. exklusive Lesart von Dissoziation in der Psychopathologie – und der axiomatische Charakter dissoziativer Phänomene

Gegenüber der sparsamen und breit abgestützten Konzeptualisierung nach Cardeña widerspiegelt die Debatte um die Grenze von pathologischen und normalen Dissoziationen in der klinischen Psychologie, Medizin und Psychodynamik die Überdeterminiert-

heit und Komplexität dissoziativer Phänomene und Erklärungsmodelle. Die folgende Darstellung dieser Komplexität verbleibt entsprechend notwendigerweise approximativ. Wesentliche klinische Unterscheidungen, psychodynamische und historische Perspektiven sowie Aspekte der kulturellen Psychologie werden in einem Rundumblick beleuchtet. Für den Verlauf der eigenen Argumentation und die Entwicklung sozialphilosophischer Kriterien werden primär die Begrifflichkeiten nach Diamond und Cardeña sowie die relationale psychoanalytische Theorie leitend bleiben.

In einem vielzitierten Versuch, *Dissoziation* zu konzeptualisieren, beschreiben van der Hart und Dorahy (2009, S. 4–21) zwei dominante Begriffsverständnisse in der wissenschaftlichen Literatur:

1. Gemäß einem *exklusiven* Begriffsverständnis gelten Dissoziationen als Bewusstseinsspaltungen (je nach Terminologie auch Persönlichkeitsspaltungen, strukturelle Störungen oder psychische Spaltungen genannt), die psychopathologisch und biomedizinisch erklärt werden können. Psychopathologisch relevant sind dissoziative Störungen generell in solchen Fällen, in denen die Betroffenen die »Ganzheitlichkeit der eigenen Person« (Sonnenmoser, 2004) verlieren:

   »Das allgemeine Kennzeichen der dissoziativen oder Konversionsstörungen besteht in teilweisem oder völligem Verlust der normalen Integration der Erinnerung an die Vergangenheit, des Identitätsbewusstseins, der Wahrnehmung unmittelbarer Empfindungen sowie der Kontrolle von Körperbewegungen.« (*DIMDI – ICD-10-GM Version 2016*, o.J., Teil F.44)

   Gegenüber diesen eindeutig psychopathologischen Anzeichen findet sich eine Bandbreite von dissoziativen Erscheinungen, die sich nicht immer eindeutig einem Krankheitsbild zuordnen lassen.
2. Gemäß der *inklusiven* Interpretation werden Dissoziationen entsprechend umfassender als Veränderungen des Bewusstseinszustandes verstanden, die auch nicht pathologische Zustände wie eine gesenkte Bewusstseinsschwelle oder innerliches Detachieren einschließen (van der Hart & Dorahy, 2009, S. 4). Gemäß der inklusiven Interpretation umfassen Dissoziationen also ein Spektrum gesunder *und* pathologischer psychischer Reaktionsweisen.

   »Die Dissoziation umfasst ein Spektrum, das von normalpsychologischen dissoziativen Phänomenen, die in Übermüdungs- und Stresssituationen vorkommen, über Trancezustände, die bewusst intendiert werden, bis hin zu den eigentlichen psychopathologischen Phänomenen reicht.« (Eckehardt-Henn zit.n. Barwinski, 2011, S. 20)

Die inklusive Definition erfasst dissoziative Phänomene in ihrer Komplexität und Heterogenität. Sie hat im Bereich der Psychopathologie gegenüber engeren Definitionen den Nachteil, dass sie die Klarheit des klinischen Konzeptes und eine eindeutige Anwendung erschwert. Ausgehend von der *inklusiven Lesart* wird Dissoziation als Dauerbegleiterin des menschlichen Lebensvollzugs erachtet; in diesem Sinn lässt sich das folgende Axiom

menschlicher Existenz formulieren: *Wir können nicht nicht dissoziieren*. Dabei bleiben Dissoziationen als funktionaler Regulations- und Schutzmechanismus weitgehend unbewusst. Erst in ihrer dysfunktionalen, pathologischen bzw. sozialpathologischen Symptomatik verursachen sie Leiden oder Beziehungsstörungen und machen uns dadurch auf sich aufmerksam. Gemäß ihrem axiomatischen Stellenwert sind Dissoziationen in funktionaler wie auch dysfunktionaler Form, ob unbewusst oder teilbewusst, bei der Verhaltenssteuerung und der psychischen Alltagsbewältigung vorhanden. Sie fungieren damit untrennbar auch als dynamische oder strukturell manifeste Einflussfaktoren für die Selbst- und Weltaneignungsprozesse, beeinflussen Selbstregulation, Entwicklung und Beziehungsvollzüge.

Dissoziationen sind prinzipiell unbewusster Natur. Sie sichtbar zu machen und anhaltend um Bewusstwerdung zu ringen, kann mit Blick auf gelingende Selbst- und Weltbeziehungen als *normativ, ethisch* relevant erachtet werden. Denn zur Einsicht, dass man nicht nicht dissoziieren kann, dass das eigene Verhalten und dasjenige der anderen immer auch zu Teilen unbewusst gesteuert und nur annähernd rationalisierbar ist, gehört untrennbar die Einsicht der eigenen Irrtumsanfälligkeit. Das Bewusstsein um die eigene Irrtumsanfälligkeit kann final betrachtet gerade nicht als bloßes Defizit verstanden werden, sondern als potenzielle Türöffnerin des Verständigungsprozesses. Es verweist darauf, dass wir andere Menschen, die – zur subjektiven Wahrnehmung auch korrektiven – Anregungen aus der Gemeinschaft, für unsere Entwicklung und letztlich den individuellen Beitrag zur sozialen Kooperation und Kulturschaffung *brauchen*. Aus ethischer Perspektive zählt die Frage, wie das Individuum, aber auch die Gruppe oder politische Gemeinschaft mit Dissoziationen umgeht, wenn diese als dysfunktional sichtbar werden, indem sie Leiden oder Missachtung, Ausschluss oder »Überlebensstress« systematisch schaffen oder aufrechterhalten. Hier bietet es sich an, vom Begriff der Dissoziation den eingangs von Kapitel 4 eingeführten Begriff der *funktionalen Dissoziierung* – als aktivere Form dissoziierender Bewältigung verstanden – zu unterscheiden: So lässt sich die funktionale Dissoziierung als bewusste, aktive, selbstwirksamere *Fähigkeit* der Abgrenzung und Selbstregulation, der Transformation von stagnierenden, leidaufrechterhaltenden Dissoziationen in dynamisches, offeneres und entsprechend freieres Verhalten verstehen. Als solche Fähigkeit trägt sie zu konstruktiver Konfliktlösung, Selbstschutz und Beziehungsförderung bei. Letzteres dadurch, dass sie gerade kraft bewussterer Identifikation und Überwindung von (dysfunktionalen) Dissoziationen einen anhaltenden Beitrag zur Individuation und sozialen Kooperation leisten kann. Die Fähigkeit der funktionalen Dissoziierung kann mit dem normativen Anspruch verbunden werden, bewusst, aktiv und selbstwirksam Verbindungen zu schaffen, die einem »guten und gesunden Leben« des Einzelnen in Beziehungen und Gesellschaft dienen. Sie zielt auf das Zustandekommen einer psychischen und sozialen, kollektiven Dynamik, in der das Gleichgewicht zwischen Sicherheits-, Erregungs- und Autonomiebedürfnissen der Einzelnen wie auch die sozialen und politischen Anerkennungsverhältnisse stabilisiert und nach Destabilisierungen jeweils wieder hergestellt werden können.

Innerhalb der klinischen Diagnostik existiert eine anhaltende Kontroverse über inklusive und exklusive Lesarten des Konzepts (Braude, 2009). Zur Differenzierung eines aktuellen klinisch-psychopathologischen Begriffs der Dissoziation (mit Referenz zum *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders,* DSM-5) haben Dell und O'Neill

mit dem Standardwerk »Dissociation and dissociative disorders« einen umfangreichen Beitrag geleistet (Dell, 2009). Dissoziation wird historisch und konzeptuell beschrieben und hinsichtlich der Anwendung innerhalb der Psychopathologie spezifiziert. Erörtert werden etwa Zusammenhänge zwischen Dissoziation und Entwicklung des Selbst, zwischen Dissoziation und Bindung sowie das Thema der Dissoziation in Kindheit und Jugend. Der relationale Kontext von Dissoziationen, somatische und neurobiologische Aspekte, Zusammenhänge zu affektiven, posttraumatischen und strukturellen psychischen Störungen sowie Unterschiede zwischen akuter und chronischer Dissoziation werden erörtert. Insbesondere wird die Unterscheidung zwischen pathologischen und nicht pathologischen Formen von Dissoziation innerhalb der Psychopathologie ausführlich diskutiert.

Constance Dalenberg und Kelsey Paulson (2009) haben die unterschiedlichen Kategorisierungsweisen zusammengefasst, die in der Psychiatrie zur Einordnung von pathologischen und normalen Dissoziationen bestehen. Die Einordnung kann auf einer *qualitativen* Unterscheidung der Persönlichkeitstypen basieren (z.B. Grad der Hypnotisierbarkeit), dem Schweregrad (strukturelle Dissoziationen gelten als pathologisch, während allgemeine dissoziative Erfahrungen wie innere Abwesenheit/Gedankenverlorenheit als normal eingestuft werden), dem Zeitpunkt des Auftretens der dissoziativen Reaktion (peritraumatische, während eines außergewöhnlich belastenden Ereignisses auftretende dissoziative Reaktion, versus posttraumatische, nachträgliche und wiederholt auftretende dissoziative Reaktion ohne erneutes Vorkommnis eines außergewöhnlich belastenden Ereignisses). – Andere Einteilungen widersprechen einer solchen »linearen« qualitativen Einteilung, da beispielsweise das Gefühl innerer Taubheit (*numbness*) je nach Kontext normal oder pathologisch auftreten kann. Während es eine »normale«, durch erhöhte Adrenalinausschüttung mitbedingte Reaktion ist, wenn beispielsweise eine im Krieg verletzte Person die Schmerzwahrnehmung ausblendet, um sich in Sicherheit zu bringen, handelt es sich um eine pathologische Reaktion, wenn eine Patientin sich selbst verletzt, um einem dissoziativen Taubheitsgefühl zu entkommen und sich körperlich zu spüren (Dalenberg & Paulson, 2009, S. 147). Gemäß dieser Einteilung spielt der »Einsatzzweck« (*purpose*) der Handlung eine Rolle. – Einteilungen pathologischer und normaler Dissoziationen werden auch aufgrund der Frequenz der dissoziativen Ereignisse oder aufgrund der Abwehrfunktion vorgenommen. Innere Versunkenheit (*absorption*) kann beispielsweise dann eine »normale« Bedeutung im Aufmerksamkeitslenkungsprozess spielen, wenn die ausgeblendeten Aspekte zwar nur kaum registriert und integriert werden, jedoch zu einem späteren Zeitpunkt vertieft werden können. Bei einer pathologischen Dissoziation sind die ausgeblendeten Aspekte stärker verschlüsselt bzw. werden aktiv abgeblockt (Dalenberg & Paulson, 2009, S. 146–147).

Dalenberg und Paulson vertreten ausgehend von diesem Vergleich eine *inklusive* Lesart. Sie argumentieren gegen eine qualitative Unterscheidung von pathologischen Dissoziationen (wie z.B. Amnesien, Depersonalisierung) im Vergleich zu nicht-pathologischen Dissoziationen (z.B. Abwesenheit (*absorption*) oder Detachierung/innere emotionale Distanzierung oder Abkoppelung (*detachment*)). Sie sehen die Einteilung von normalen oder pathologischen Dissoziationen kontextabhängig: Dissoziative Erscheinungen wie Abwesenheit, Depersonalisierung oder Amnesien können je nach Kontext als adaptive (»normale«) Reaktionsweisen oder pathologische Mechanismen auftreten (Dalenberg

& Paulson, 2009). Der Zweck, mit dem der dissoziative Mechanismus oder die dissoziative Fähigkeit eingesetzt wird, ist für die Einteilung von pathologischen vs. normalen Dissoziationen entsprechend primär. – Hier ergibt sich eine Analogie zur Dissoziation als Argumentationstechnik, bei der die normative Einschätzung vom Ziel abhängt, das durch die Anwendung der Technik verfolgt wird.

Steele et al. (2009) vertreten eine Gegenposition zum eben aufgezeigten inklusiven Ansatz. Mit ihrer *exklusiven* Lesart gehen sie davon aus, dass Dissoziation im Wesentlichen einer psychotraumatischen, strukturellen Dissoziation der Persönlichkeit entspricht, während sie andere veränderte Bewusstseinszustände nicht als dissoziativ bezeichnen. Veränderte Bewusstseinszustände wie Detachierung oder Abwesenheit gehen gemäß dieser exklusiven Lesart mit einem aufrechterhaltenen konsistenten Selbstverhältnis einher, dissoziative Bewusstseinsveränderungen hingegen mit Inkohärenzen im Selbstverhältnis (Steele et al., 2009).

Sowohl die inklusive als auch die exklusive Lesart kann empirisch belegt werden. Cardeña et al. (2009) thematisieren darüber hinaus die kulturelle Varianz bei der Bewertung dissoziativer Phänomene. Mit Blick auf die unterschiedliche kulturelle Gewichtung dissoziativer Erscheinungen wie »Besessenheit« oder Trance vertreten sie die These, dass sich pathologische Formen dieser Erscheinungen von nicht-pathologischen Formen anhand zweier Kriterien unterscheiden lassen: Sie werden als pathologisch eingestuft, wenn sie (1) *das gesunde Funktionieren beeinträchtigen und seelisches Leiden verstärken,* und wenn sie (2) *außerhalb einer kulturell akzeptierten Praxis stattfinden* (Cardeña et al., 2009).

Ein Konsens über den genauen Anwendungsbereich von *Dissoziation* wird zusätzlich dadurch erschwert, dass der Begriff über die *psychopathologische* Diagnostik der dissoziativen Störungsbilder hinaus unter anderem auch zur Bezeichnung *psychosomatischer* und *psychodynamischer* Prozesse und Reaktionsweisen verwendet wird. Dissoziation ist insbesondere ein Kernkonzept der Psychotraumatologie (Horn, 2020, Kapitel 4.2).

In Übereinstimmung mit der oben eingeführten Unterscheidung zwischen *Zuständen der Dissoziation* und der *Fähigkeit* zur *funktionalen Dissoziierung* schlägt Stephen Braude als Lösung im Umgang mit der begrifflichen Uneinheitlichkeit von *Dissoziation* – und zugunsten einer möglichst konsensfähigen Integration der inklusiven Lesart in die Psychopathologie – vor, zwischen zwei grundsätzlichen Bedeutungen von Dissoziation zu unterscheiden: Dissoziation bezeichne entweder einen akuten *Zustand* des Dissoziiertseins oder die *Fähigkeit* bzw. die strukturelle *Disposition* zu dissoziieren bzw. dissoziative Zustände zu erfahren. Braude (2009, S. 28–29) begründet dies dadurch, dass Dissoziation genauso wie andere psychologische Fähigkeiten wie beispielsweise Empathie, Ironie, Geduld, Selbsttäuschung oder Empfindsamkeit nicht nur eine spezifisch auftretende Erscheinung ist, sondern auch eine Fähigkeit bzw. Technik, die sowohl zu positiven wie auch zu negativen persönlichen Konsequenzen führen kann. *Dissoziation* sei damit einer von verschiedenen psychischen Mechanismen und Bewältigungsstrategien und keine per se einzigartige Erscheinung. Des Weiteren geht Braude davon aus, dass Dissoziation verstanden als Fähigkeit sich in unterschiedlichen Ausprägungen und Schweregraden zeigen kann:

1. Dissoziation zeigt sich in einer Vielzahl von (möglicherweise idiosynkratrischen) Formen.
2. Dissoziation umfasst eine breite Palette von sowohl vorkommenden wie auch veranlagten (»occurent and dispositional«) Zuständen.
3. Dissoziation unterscheidet sich anhand von unterschiedlichen Kriterien wie Durchgängigkeit (*pervasiveness*), Frequenz, Schweregrad, Abgeschlossenheit, Umkehrbarkeit, Grad der funktionellen Isolation der Person sowie anhand der Bedeutung, welche die Person der Dissoziation subjektiv zumisst (Braude, 2009, S. 29).
4. Im Unterschied zu anderen kognitiven oder sensorischen Filtermechanismen, die Wahrnehmungen gänzlich abblocken können (z.B. bei Desinteresse), ist bei der Dissoziation oftmals eine *unbewusste Referenz* zum abgeblockten Wahrnehmungsinhalt vorhanden, die jedoch nicht zugelassen werden kann. Entsprechend beziehen sich Dissoziationen immer auf eine spezifische Person und deren persönliche Zustände und Disposition. Dissoziationen sind also immer in ihrer Zugehörigkeit zu einem individuellen biopsychosozialen System zu verstehen. Dazu gehören dissoziierte Empfindungen, kognitive, willentliche oder physische Zustände, Wissen, Erinnerungen, Beziehungserfahrungen oder Fähigkeiten, auf die die Person aktuell keinen Zugriff hat.
5. Aufgrund der Zugehörigkeit zu einer spezifischen menschlichen Erfahrungsgeschichte sind dissoziative Erfahrungen entsprechend theoretisch reversibel – wenngleich die Reversibilität nicht immer praktisch realisierbar ist. Kurz, es besteht theoretisch die Möglichkeit, die dissoziierten Inhalte bewusst zu machen (Braude, 2009, S. 30).

Die differenzierte inklusive Definition von *Dissoziation* nach Braude liefert hilfreiche Kriterien dafür, »normale« dissoziative Erfahrungen von pathologischen zu unterscheiden. Die Rede ist von Kriterien wie Leidensdruck, Funktionalität und Schweregrad. Der bei den psychopathologischen Überlegungen oftmals fehlende Bezug zu einer bestimmten kulturellen Praxis, den Cardeña beispielsweise im Zusammenhang mit dem Phänomen der Trance hervorhebt, ist ein Aspekt, der mit Blick auf die Bestimmung von Sozialpathologien ebenfalls relevant ist, um dem Vorwurf einer eurozentrischen Befangenheit zuvorzukommen.

Mit der Wahl der inklusiven Lesart bleibt schließlich ein nicht reduzierbarer Grenzbereich dissoziativer Phänomene zurück, die nicht eindeutig zugeordnet werden können und deren Einteilung im spezifischen Fall – insbesondere im klinischen Rahmen – eine sorgfältige Abwägung erfordert. Dennoch scheint ein *allgemeines, umfassendes Konzept* sinnvoll und wichtig, da sonst die Gefahr besteht, Manifestationen desselben Phänomens zu übersehen oder auszuschließen. Analog wäre es am Beispiel des Lügens nicht zielführend, wenn das pathologische Lügen und das alltägliche Lügen aufgrund der Tatsache, dass nur Ersteres als Störungsbild klinisch relevant ist, nicht zusammen in ein Grundkonzept des Lügens einfließen würden (Braude, 2009, S. 34). Die konstitutive Einheit des Konzepts des Lügens – oder analog des Konzepts der Dissoziation – scheint unabdingbar, um überhaupt im Spektrum unterschiedlicher dissoziativer Phänomene unterschiedliche Klassen, beispielsweise normale und pathologische Manifestationen voneinander abzugrenzen: Die inklusive Lesart schließt *dissoziative Zustände* wie auch die *Fä-*

higkeit zur funktionalen Dissoziation ein – also insgesamt menschliche Eigenschaften, die zum einen normal oder pathologisch und zum anderen diagnostisch relevant oder vernachlässigbar sein können.

Wie eingangs des Kapitels 4 erwähnt, sind Dissoziationen als *akute Zustände* auf dem Spektrum z.B. dann als *funktionale* Reaktionen zu verstehen, wenn sie in einer realen oder gefühlten Bedrohungs- oder Reizüberflutungssituation das Subjekt so weit von Gefühlen der Panik, Angst oder Schmerz abschirmen, dass dieses auf einer anderen Ebene weiterfunktionieren bzw. »überleben« kann. Aus selbstregulierender wie auch therapeutischer Sicht besonders relevant ist, dass das Erleben dissoziativer Zustände und Mechanismen – wie psychisches Leiden im Allgemeinen – zum Anstoß für eine (selbst-)reflexive und entwicklungsorientierte Durcharbeitung werden kann. Entsprechend scheint die Durcharbeitung des Erlebens von funktionalen wie dysfunktionalen Dissoziationen dazu beitragen zu können, eine *Fähigkeit zur funktionalen Dissoziierung* herauszubilden. Einerseits führen dissoziative Zustände und Verhaltensweisen die Wichtigkeit von Selbstschutz und Abgrenzung radikal vor Augen, andererseits aber auch die beziehungsfeindlichen, unverbundenen und subjektiv verzerrten Perspektiven, die im Zustand der Dissoziation dominieren können. *In der Reflexion über das eigene Verhalten und Erleben im Zustand der Dissoziation kann sich also ein erweitertes Verständnis für die eigenen psychischen Fassungsgrenzen und damit für die Frage nach einem guten und gesunden Leben eröffnen.*

4.2.3 Begriff und Geschichte der Dissoziation in Medizin und Psychologie

Vor dem Hintergrund des vorangegangenen Kapitels erstaunt es nicht, dass der Begriff der Dissoziation innerhalb der medizinischen Psychiatrie und der Psychologie – im Gegensatz zu seinem marginalen Status in der Philosophie – eine beachtliche Geschichte hat. Die Wahl einer inklusiven gegenüber einer exklusiven Lesart prägte bereits die frühen theoretischen Studien zum Thema.

Dissoziationen wurden Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht nur im psychopathologischen Zusammenhang beispielsweise von multiplen Persönlichkeiten (im ICD-11 inzwischen bezeichnet als dissoziative Identitätsstörung) studiert, sondern insbesondere auch über damals besonders in die Mode gekommene und entsprechend vieldiskutierte Grenzphänomene wie automatisches Schreiben, Telepathie, Hypnose oder animalischer Magnetismus (van der Hart & Dorahy, 2009, S. 4f.). Doch schon Ende des 18. Jahrhunderts setzten sich französische Vordenker der Erforschung dissoziativer Phänomene insbesondere mit dem Schlafwandeln und der psychogenen Amnesie auseinander: Die in diesen Zuständen augenscheinlich vorhandene klare Grenze zwischen zwei Bewusstseinszuständen kann als gleichzeitiges Vorhandensein zweier Persönlichkeiten oder Persönlichkeitsanteile verstanden werden. In der Amnesie hat der Patient zwar beispielsweise ein Wachbewusstsein, kann jedoch seine vergangene Lebensgeschichte nicht abrufen. Beim Schlafwandeln agiert der Patient, nimmt wahr und denkt, doch die Wachpersönlichkeit hat später auf diese Erfahrung keinen Zugang mehr. Der wahrscheinlich erste Wissenschaftler, der solche Phänomene der gespaltenen Bewusstseinszustände als *Dissoziationen* bezeichnete, war der französische Psychiater Moreau de Tours (1845) (van der Hart & Dorahy, 2009, S. 5). Er studierte zunächst dissoziative Erscheinungen, die durch die Einnahme bewusstseinsverändernder Substanzen

wie Haschisch zustande kamen, später auch rein psychologische Dissoziationen in hysterischen Psychosen (van der Hart & Dorahy, 2009, S. 5).

In der entstehenden wissenschaftlichen Diskussion gilt Pierre Janet (1859–1947) als Pionier, der den Begriff der Dissoziation systematisch besprach und genau dokumentierte. Er entwickelte die Theorie einer Verbindung zwischen Persönlichkeits- oder Bewusstseinsspaltungen und der Hysterie (van der Hart & Dorahy, 2009, S. 6). Janet beschreibt die Hysterie als Krankheit, welche die Integration (»synthesis«, Ganzheit) der Persönlichkeit aufbricht. Unbewusste Anteile der Persönlichkeit können emotional nicht bewältigt werden und verursachen unkontrollierte hysterische Anfälle. Janet sieht die Ursachen dieser mangelnden Persönlichkeitsintegration (im Vergleich zu heutigen Theorien, beispielsweise van der Hart et al., 2008) jedoch noch nicht mitbedingt durch eine Strukturschwäche oder Vulnerabilität der Persönlichkeitsstruktur, sondern primär durch physische Krankheit, Erschöpfung oder traumatische Erfahrungen (van der Hart & Dorahy, 2009, S. 7).

Bis heute ist Janets Theorie in der Psychotraumatologie von großer Bedeutung, beispielsweise mit der These, dass die Fragmentierung der Persönlichkeit mit zunehmendem Schweregrad der individuellen Traumatisierung zunimmt. Die dissoziierten Persönlichkeitsanteile verhalten sich gegenüber der Gesamtpersönlichkeit autonom, sie lassen sich im Moment der dissoziativen Erfahrung nicht mehr bewusst steuern. Als psychopathologische Extremform der Dissoziation beschreibt bereits Janet die multiple Persönlichkeit, bei der einzelne Persönlichkeitsanteile beispielsweise nur spezifische Teile der Vergangenheit abrufen können, während andere die individuellen Geschichten umfassender beschreiben können (van der Hart & Dorahy, 2009, S. 7–8). Je nach Situation können sich diese Anteile abwechselnd oder nebeneinander konstellieren. Der theoretische Rekurs auf Janets Ansatz dient beispielsweise van der Hart und Steele als Basis für ihre exklusive, psychopathologieorientierte Definition des Begriffs (Steele et al., 2009). Vertreter einer inklusiveren Lesart von Dissoziation wie der Psychiater Carl Gustav Jung (1875–1961) sahen vergleichbare Phänomene in geringerer Intensität jedoch als Teil des normalen Verhaltens an. In Jungs psychodynamischer Theorie, der Analytischen Psychologie, findet sich das Phänomen »normaler« Dissoziation über die Komplextheorie zentral integriert. Am Ursprung jeder Neurose liegt nach Jung eine Dissoziation zwischen den bewussten und unbewussten Anteilen, die je nach Gravität auch zu pathologischen Komplexen und psychischen Störungen führt. Bereits bei weniger gravierenden Zuständen wie der Hysterie oder bei nicht-pathologischen Komplexreaktionen können gleichzeitig zwei Bewusstseinszustände vorliegen, die im Moment einer emotionalen Reaktion nicht verbunden werden können. Beispielsweise kann eine Person mit einem Autoritätskomplex – auch im rationalen Wissen darum, dass sie an einem solchen leidet und in bestimmten Situationen überreagiert – die Komplexreaktion nicht abfangen, bevor der emotionale Kern des Komplexes durchgearbeitet wurde (C. G. Jung, 2011a). Komplexreaktionen sind bei gesunden und kranken Menschen vorhanden. Dasselbe gilt für die Abwehrmechanismen der Verdrängung und Unterdrückung, die Freud beschrieben hat (Braude, 2009, S. 30f.).

Im Gegensatz zu den Studien in Frankreich fand die Untersuchung dissoziativer Phänomene wie der Hypnose, des automatischen Schreibens, der Telepathie, Doppel- oder multiplen Persönlichkeit, Fuge oder der Trance in Ländern wie England bis Ende

des 19. Jahrhunderts noch weitgehend außerhalb der klinischen Forschung statt. Mit den Studien zur »multiplexen Persönlichkeit« von Frederic Myers (1843–1901) fanden dissoziative Phänomene in der britischen »Society of Psychical Research« jedoch zunehmend Beachtung. In den USA untersuchten Boris Sidis (1867–1923) und Morton Prince (1854–1929) insbesondere den Zusammenhang zwischen dissoziativen Phänomenen und der Persönlichkeitsstruktur (van der Hart & Dorahy, 2009, S. 11–12). Neben ihnen forschte u.a. William James zu dissoziativen Phänomenen und kam zu dem Schluss, dass das menschliche Bewusstsein prinzipiell nicht als vollumfänglich integriert beschrieben werden könne, sondern vielmehr jeder bewusste Zustand auch mit unbewussten Anteilen einhergeht (van der Hart & Dorahy, 2009, S. 10–11).

Den eigentlichen Durchbruch erreichte der Begriff der Dissoziation in der Psychopathologie während des Ersten Weltkriegs: Der britische Armeepsychiater Charles Samuel Myers (1873–1946) erkannte den klinischen Nutzen von Janets Dissoziationstheorie in der Behandlung sogenannter »Kriegszitterer«, deren Symptomatik im Englischen mit dem Begriff »shell shock« bezeichnet wurde. Es handelte sich dabei um Soldaten, die gemäß zeitgenössischer Diagnostik an einer Posttraumatischen Belastungsstörung litten. Heutige Grundannahmen der Psychotraumatologie fußen unter anderem auf Myers' Unterscheidung zwischen einer »scheinbar normalen Persönlichkeit« und der »emotionalen Persönlichkeit«, die bei traumatisierten Menschen unverbunden miteinander sind und zu entsprechend dissoziativen Reaktionen führen (vgl. auch Hart et al., 2008; van der Hart & Dorahy, 2009, S. 12–13). Aufgrund der Überwältigung des Patienten durch eine traumatische emotionale Erfahrung greifen frühere Bewältigungsstrategien nicht mehr, sodass es zu einer Abspaltung von emotionalen Anteilen innerhalb der Gesamtpersönlichkeit kommt. Um ein Trauma zu überwinden, müssen die Anteile verbunden werden, die emotionalen Persönlichkeitsanteile müssen so in die Gesamtpersönlichkeit integriert werden, dass ihre autonome und unkontrollierbare Dynamik im intrapsychischen und interpersonellen Geschehen gehalten und transformiert werden kann (zur Geschichte des Begriffs der Dissoziation vgl. auch Horn, 2020).

Innerhalb der Psychotraumatologie hat sich das Bild der dissoziierten emotionalen Anteile bis heute unabhängig von der psychotherapeutischen Richtung weitgehend durchgesetzt. Auch die Unterscheidung zwischen (»normalen«) peritraumatischen und (meist »pathologischen«) posttraumatischen Reaktionen auf ein Trauma hat sich insbesondere in der traditionellen Psychoanalyse durchgesetzt (vgl. Kap. 4.2.2 und 4.2.4).

4.2.4 Psychodynamischer Begriff der Dissoziation

Die in Kapitel 4.2.2 erörterte Unterscheidung einer inklusiven und einer exklusiven Lesart von *Dissoziation* scheidet auch die Geister bei den Vertretern psychodynamischer Theorien. Die Differenz der Lesarten stellt im Bereich der Psychodynamik ein einschlägiges Unterscheidungsmerkmal zwischen orthodoxer und relationaler psychoanalytischer Theorie dar: Die relationale Psychoanalyse folgt der *inklusiven* Lesart, während die orthodoxe Psychoanalyse die *exklusive* Lesart vertritt. – Bei der Beschreibung des psychoanalytischen Verhältnisses zum Begriff der Dissoziation müssen historische Aspekte von einer aktuell prominenten Verwendung und Deutung unterschieden werden. Ich werde entsprechend kurz auf die Geschichte des Begriffs innerhalb der nun

speziell tiefenpsychologischen Theorien eingehen, um anschließend das relationale psychodynamische Verständnis des Begriffs zu beschreiben.

Das Phänomen der Dissoziation taucht in der Geschichte der Psychoanalyse immer wieder auf. Umso erstaunlicher ist es, dass es in der Psychodynamik bis heute nicht die Aufmerksamkeit und den Status eines »organisierenden Prinzips« erhält (Hainer, 2016, S. 57). Insbesondere mit dem Aufkommen der Psychoanalyse in Deutschland und den unterschiedlichen Theorien zum Unbewussten wurden dissoziative Phänomene und Reaktionsweisen nicht nur im Zusammenhang mit gravierenden psychischen Störungen, Somnambulismus oder spiritistischen Grenzphänomenen diskutiert, sondern zunehmend auch mit neurotischen Störungen: Josef Breuer (1842–1925) und Sigmund Freud identifizierten Dissoziation im Sinne der Spaltung des Bewusstseins als Abwehrmechanismus des Ich (van der Hart & Dorahy, 2009, S. 13). Wie im vorangegangenen Kapitel erwähnt, entwickelte Jung seine Komplextheorie, den Kern der Analytischen Psychologie, ausgehend vom Begriff der Dissoziation (Frey-Rohn, 1981; Horn, 2020, Kapitel 5; C. G. Jung, 2011a; Noll, 1993). Gemäß der Komplextheorie ist die Psychodynamik der Persönlichkeit geprägt von emotionalen Clustern, die sich im Lebensverlauf spezifisch ausprägen. Diese Komplexe wirken sich relativ autonom auf das Verhalten aus. Sie entsprechen dissoziierten Wirkmechanismen, die begrenzt bewusst steuerbar und weitgehend unbewusst verkörpert (*embodied*) sind. Noll (1989, S. 353) bezeichnet Jung entsprechend als Pionier in der Dissoziationsforschung. In der klassischen Psychoanalyse erlebte der Begriff der Dissoziation jedoch keinen eigentlichen Durchbruch:

> Even though psychoanalysis began in the study of dissociation, not long after its inception, Freud redefined the data of psychoanalysis, moving the topic of inquiry away from an explicit exploration of trauma and of dissociated experiences and dissociated mental structure. And for the most part psychoanalysts followed suit, like their forefather, all too often ignoring the importance of exogamous traumatic reality. (Howell & Itzkowitz, 2016, S. 1)

Obwohl *Dissoziation* implizit oder explizit in vielen Schriften Freuds weiterhin vorkommt, fokussiert er sich auf die Begriffe *Verdrängung* und *Abwehr*. Wie später u.a. Melanie Klein (1862–1960), Sándor Ferenczi (1873–1933) und William Fairbairn (1889–1964) gebrauchte er jedoch den Begriff des Spaltens und des Abgespaltenseins (Howell & Itzkowitz, 2016, S. 24). Aussagen, die im Zusammenhang mit Dissoziation stehen, finden sich in historischen Texten also primär über die Begrifflichkeit der *Spaltung*.

> »Klein described splitting of the object; Freud, the splitting of the ego; and Fairbairn, the splitting of the self« (Modell, 2000, p. 202) […] Of course, if the mind is split or a part is split off it is dissociated. Thus, psychoanalysts have been discussing dissociation for a very long time without using the word. (Howell & Itzkowitz, 2016, S. 24)

Als späterer freudianischer Theoretiker kam schließlich Fairbairn zum Schluss, dass Dissoziationen bei allen Menschen bis zu einem bestimmten Grad vorkommen. Diese Einsicht führte jedoch nicht zur Normalisierung gewisser dissoziativer Erscheinungen in der klassischen Psychoanalyse, sondern wurde dahingehend ausgelegt, dass Dissozia-

tionen als *omnipräsentes pathologisches* Element in der menschlichen Psyche identifiziert wurden:

> He [Fairbairn] described at length what he considered schizoid, i.e., split, psyche, and he felt that because at least some traumatic impingement is unavoidable for humans, everyone is to varying degrees schizoid. (Howell & Itzkowitz, 2016, S. 24)

Das Vorhandensein der pathologischen Dissoziationen in jeder Psyche führte Fairbairn entsprechend darauf zurück, dass traumatische Erfahrungen in jedem Lebensverlauf unvermeidbar sind.

Das psychodynamische diagnostische Verständnis des Begriffs Dissoziation hat sich seit den frühen 1990er Jahren stark differenziert. Mit dem Forschungsboom zur Psychotraumatologie und der relationalen Wende der Psychoanalyse in den USA rückten dissoziative Phänomene vermehrt ins Blickfeld psychodynamischer Theorien (McWilliams, 2016, S. 332). Hilfreich ist die Unterscheidung zwischen Konflikt-, Struktur- und Trauma-Pathologien innerhalb der Psychodynamik, die auch bei der Einschätzung von Dissoziationen Orientierung gibt.

Konfliktpathologien finden sich bei Patienten mit einer in der Regel genügend stabilen Persönlichkeitsstruktur. Früher wurden diese Konflikte als neurotisch bezeichnet – sie finden sich unabhängig von psychischen Störungen bei jedem Menschen, je nach Gravität verursachen sie jedoch großes Leiden. Therapeutisch können Konfliktpathologien durch die Anregung der Fantasie, Symbolisierungsfähigkeit, Reflexion und durch gezielte Interventionen erfolgreich bewältigt werden. Konfliktpathologien gehen in der Regel mit niederschwelligen dissoziativen Fehlleistungen wie Verdrängungen einher.

Ätiologisch für *Strukturpathologien* sind demgegenüber gravierendere, im Entwicklungsverlauf erworbene Sollbruchstellen. Strukturpathologien entstehen z.B. durch fehlende Objektkonstanz, unzureichende Spiegelung und unzureichendes Containment der Eltern, meist bedingt durch mangelnde Empathie und Mentalisierungsfähigkeit der elterlichen Bezugspersonen (Seiffge-Krenke, 2020, S. 322f.).

Strukturpathologien sind nur schwer von *Traumapathologien* abgrenzbar, da strukturell beeinträchtigte Patienten oftmals eine Traumavorgeschichte oder Mehrfachtraumatisierungen aufweisen. Wie bereits aufgezeigt, zeichnet sich ein Trauma dadurch aus, dass die überwältigende Erfahrung eines massiven Stressors das bisherige Bewältigungssystem zusammenbrechen lässt. Dieser Zusammenbruch geht mit extremen Zuständen von Hilflosigkeit und Schutzlosigkeit einher und setzt eine Reihe von Prozessen in Gang (Dissoziationen, Flashbacks etc.), die das physische Überleben sichern (Seiffge-Krenke, 2020, S. 324). Dissoziationen, die bei Struktur- und Trauma-Pathologien als Bewältigungsstrategien (chronifiziert) auftreten, sind meist deutlich schwerwiegender als dissoziative Reaktionsweisen bei Konfliktpathologien.

Am schwersten behandelbar sind komplexe Traumatisierungen, die durch wiederholte traumatische Erfahrungen mit nahen Bezugspersonen entstehen (Seiffge-Krenke, 2020, S. 324). Diese Form der Dissoziation wurde früher innerhalb der Psychoanalyse pauschal als *Abspaltung* bezeichnet, also als Erfahrungsstücke, die innerlich nie verarbeitet und entsprechend zum Selbstschutz nicht an das »Selbstkonzept« oder Ich-Bewusstsein angebunden werden konnten. Mittlerweile wird auch in der klassischen Psychoana-

lyse anerkannt, dass Verdrängung ein dissoziativer Mechanismus ist, der konzeptionell von demjenigen der Spaltung abgegrenzt werden muss (Barwinski, 2011; Barwinski & Holderegger, 2016): Dissoziativ *abgespaltene* Inhalte haben demnach im mentalen System keine Repräsentanz (beispielsweise sind es Erfahrungen, die im psychischen System nur als körperliche Symptome oder Panikreaktionen vorhanden sind). Sie sind mental nicht fassbar und müssten für eine verarbeitende Integration symbolisiert werden können. Häufig kommt es zu solchen schweren Dissoziationen als Reaktion auf Traumata. Wenn ein unerträglich stressvolles Ereignis eine Person überrollt oder wiederholte sequenzielle Belastungserfahrungen zu einer komplexen Traumatisierung geführt haben, versagen bisherige Coping-Mechanismen. Die Ereignisse sind zu überwältigend, als dass sie integriert werden könnten. Es kommt zu einer Persönlichkeitsspaltung, bei der die emotionalen Erfahrungsstücke des Traumas eine unverbundene »Parallelexistenz« führen (van der Kolk rezipiert von: Howell & Itzkowitz, 2016, S. 35).

Bei der pathologischen *Verdrängung* dagegen sind Erfahrungsinhalte mit traumatischen Inhalten verknüpft, die früher in der Psyche repräsentiert oder symbolisiert wurden. Die Verdrängung fungiert hier als potenziell bewusstseinsnähere Bewältigungsstrategie (die Erfahrung wird zur Bewältigung innerhalb des psychischen Systems verstaut, nicht abgespalten), welche die Erinnerungen »von sich wegschiebt«, um eine schmerzhafte Konfrontation mit den schmerzhaften Inhalten zu vermeiden. So erklärt es sich, dass verdrängte Inhalte im Rahmen der Analyse und der Durcharbeitung von Traumata in der Regel besser integriert werden können (Horn, 2020, S. 41).[8]

Das aktuelle psychodynamische Verständnis von Dissoziation kreist im Gegensatz zu dem aufgezeigten, ursprünglich reduktionistischen Verständnis von Abspaltung und Verdrängung nicht mehr ausschließlich um den primitiven Abwehrmechanismus, wie er chronisch bei hochgradigen Pathologien wie der dissoziativen Identitätsstörung oder der emotional instabilen Persönlichkeit eine Rolle spielt. Die Komplexität und Varianz dissoziativer Erscheinungen wird insbesondere bei der psychodynamischen Arbeit mit traumatisierten Personen aufgenommen, wo zwischen peritraumatischen (*out-of-body experience*, Depersonalisation, Traumzustand, Lebensfilm usw.) und posttraumatischen Dissoziationen (Dissoziationen als Folge der psychotraumatischen Abwehr, die »Selbstschutz und Integration durch Selbstverdoppelung gewährleisten soll«) unterschieden wird (G. Fischer & Riedesser, 2009, S. 386).

Einflussreiche zeitgenössische Psychotraumatolog*innen wie Steele, Boon und van der Hart führen den Begriff der »Nicht-Realisation« ein, als Begleitsymptom jeglicher – funktionaler und pathologischer – Dissoziation. Die traditionelle psychoanalytische Unterscheidung von Abspaltung und Verdrängung wird hier sekundär. Die »Nicht-Realisation« wird als Kontinuum verstanden (Steele et al., 2021, S. 20f.): Bei jeder Dissoziation wird immer ein Aspekt, eine Erinnerung oder ein Anteil des Gesamtbildes *nicht realisiert*.

Während jeder Mensch »normale«, alltägliche Nicht-Realisationen kennt, bei denen ihm z. B. die Folgen einer unbedachten Äußerung erst nachträglich bewusst werden oder

8 Zur Unterscheidung von Dissoziation als Abwehr unbewusster mentaler *und* physiologischer Zustände einerseits und Verdrängung als mentalem Abwehrmechanismus andererseits vgl. auch Braude, 2009, S. 30f.

z.B. die Anzeichen der eigenen Ermüdung nicht wahrgenommen werden, sind schwerwiegende, pathologische Nicht-Realisationen oftmals mit einer verzerrten Selbst- und Fremdwahrnehmung, auch von Symptomen wie Flashbacks, Intrusionen oder Albträumen begleitet. Beim Vorliegen einer traumatischen pathologischen Nicht-Realisation kann beispielsweise der in seiner Kindheit schwer misshandelte Patient überzeugt behaupten, dass er eigentlich keine Probleme habe, dass seine Kindheit ganz in Ordnung war und die Ursache seiner interaktionellen Konflikte bei den anderen liegen. Den körperlichen Narben gibt er keine Bedeutung und kennt auch ihren Ursprung nicht mehr (Steele et al., 2021, S. 21). Nicht-Realisieren bedeutet, dass das rationale, kognitiv-sprachliche Bewusstsein für eine Erfahrung verschüttet wurde oder fehlt (z.B. wenn die Erfahrung vor der Ausbildung der Sprachfähigkeit stattfand oder die mit der Erfahrung verbundenen Gefühle so unaushaltbar sind, dass sie nicht prozessiert werden können). Zwischen der psychischen Realität, der subjektiven Wahrheit des Patienten und dem objektiven Erfahrungszusammenhang klafft eine Kluft. Dennoch sind auch bei einer Nicht-Realisation die Erfahrungen zumindest im Körperbewusstsein gespeichert. – Je tiefergehend die Nicht-Realisation ist, desto mehr sind die Therapeut*innen auf die Wahrnehmung, Regulation und Spiegelung von somatischen Reaktionen und Hinweisen im therapeutischen Prozess angewiesen. Genauso wichtig wie Nicht-Realisation ist der Gegenbegriff der *Realisation*:

> Realisation beinhaltet, der Realität, so wie sie ist, laufend gewahr zu sein, sie zu akzeptieren und sich effektiv daran anzupassen (Janet 1935, 1945; van der Hart). (Steele et al., 2021, S. 20)

Realisation wird zum Teil des Therapieziels, wenn die nicht-realisierten Erlebnisse und Erfahrungen immer wieder ungesteuert ins kognitiv zugängliche Bewusstsein einbrechen und die funktionale Lebensführung, die effektive Anpassung an die Umwelt gestört ist. Realisation bedeutete in diesem Sinne für die Therapie *Bewusstwerdung* und Durcharbeitung dessen, was zu Störungen beiträgt. Mehrfach angesprochen wurde auch bereits die Entwicklung einer *Fähigkeit des funktionalen Dissoziierens*, die ein reflexives, autonomieerhaltendes und zuträgliches Maß von Abgrenzung und stabilisierendem Selbstschutz aufrechterhält, ohne dabei einem radikalen Überlebensmodus zu verfallen, in dem Empathie und Selbstreflexion aufgrund des latenten Bedrohungsgefühls und der entsprechenden Bewältigungsstrategien (Abwehrmechanismus, Detachierung, Kompartmentalisierung) notwendigerweise eingeengt oder verunmöglicht werden.

Das Begriffspaar der *Realisierung* und der *Nicht-Realisierung* repräsentiert diesen Unterschied in vergleichbarer Weise. Ob sich durch spezifische Dissoziationen geprägtes Leid im Zustand der Nicht-Realisation in einer klassischen Symptomatik posttraumatischer Störungen zeigt oder über psychosomatische Störungen, Schlafstörungen oder affektive Störungen, ist im Einzelfall zu analysieren. Realisierung ist auch als *Realitätsfähigkeit* von Bedeutung, d.h. als Fähigkeit, die Verzerrungen in Selbst- und Fremdwahrnehmung zu erkennen und aufzulösen. In dem Sinne bedeutet Realitätsfähigkeit auch immer eine Entspannung von aggressiv-defensiven Bewältigungsstrategien, wie sie zur Aufrechterhaltung von pathologischen subjektiven Perspektiven in der Regel vonnöten sind. Auch im Bereich der Nicht-Realisation von psychisch gesunden Menschen bedeu-

tet das Gewahrwerden und Auflösen von Nicht-Realisationen die Fähigkeit zur Selbstreflexion und -relativierung; sie ist gekennzeichnet von einer adäquaten Kritikfähigkeit und Entwicklungsoffenheit. Wer seine Nicht-Realisationen aufdeckt, entdeckt zugleich die Unvermeidlichkeit der subjektiven menschlichen Irrtumsanfälligkeit – und entwickelt in gewisser Weise gerade im Anschluss und in der Überwindung dysfunktionaler Dissoziation die Fähigkeit, *funktional zu dissoziieren*.

Die in der kognitivistischen Psychotherapie lange normalisierte »blinde Ausklammerung der zentralen Bedeutung des somatischen Erlebens« scheint sich zunehmend aufzulösen. Schriften wie Bessel van der Kolks »The Body Keeps the Score« (2014) sind aus dem Kanon der psychotherapeutischen Schulen nicht mehr wegzudenken. Dennoch wird der körperbewusste Umgang mit alltäglichen und pathologischen dissoziativen Phänomenen wie der Nicht-Realisation – außerhalb von tiefenpsychologischen Schulen und traumatherapeutischen Fortbildungen – noch wenig systematisch trainiert. In den tiefenpsychologischen Schulen erhält im Zusammenhang mit der Traumatheorie das traditionelle Begriffspaar von Übertragung und Gegenübertragung neue Prominenz.

In der auftauchenden Debatte um Dissoziationen wurde bereits auf eine meines Erachtens vielversprechende qualitative Unterscheidung zwischen *primären* und *sekundären* Dissoziationen nach Michael Diamond verwiesen. Um das Kontinuum und den Übergang funktionaler und pathologischer Dissoziationen zu differenzieren, ist diese Unterscheidung illustrativ: Primäre Dissoziationen werden demnach von primitiven Abwehrmechanismen und Überlebensinstinkten ausgelöst, die sich größtenteils unbewusst, automatisiert und verwoben mit verkörperlichten Lebens- und Bindungserfahrungen in der rechten Hirnhälfte abspielen.

Obwohl die Unterscheidung von primären und sekundären Dissoziationen in der Praxis ebenso schwer trennscharf zu identifizieren ist, verweist der Begriff der sekundären Dissoziation auf grundsätzlich bewusstseinsnähere Mechanismen und Fähigkeiten, die mit unterschiedlichen Hirnregionen und breiteren neurologischen Prozessen verknüpft sind. Primäre Dissoziation lässt sich somit als Vulnerabilität verstehen, die z.B. die Entwicklung von psychischen Störungen begünstigen kann, jedoch nicht mit diesen gleichzusetzen ist. Als trauma-, (vernichtungs-)angstbedingte Dissoziation im engeren Sinne entsteht eine primäre Dissoziation als Reaktion auf eine Kombination von Überstimulation und Mangel an Halt (*containment*). Sie ist eine innere Flucht, als intrapsychische Reaktion darauf zu verstehen, dass in der (Außen-)Realität keine Flucht möglich ist (M. J. Diamond, 2020, S. 851–852). Gefühle und Empfindungen müssen entsprechend zugunsten des Überlebensmodus abgespalten werden.

Demgegenüber ist die sekundäre Dissoziation eine Form der Abwehr innerer Konflikte, die insbesondere dann ausgelöst wird, wenn unerwünschte Erinnerungen oder Fantasien aktiviert werden. Sie entspricht einer Mischung aus aktiven und passiven Bestrebungen, einen Konflikt, eine Verletzung oder Infragestellung der eigenen Sicherheit zu vermeiden (M. J. Diamond, 2020, S. 852). Sekundäre Dissoziationen gehen mit einer weniger starken physiologischen Reaktion einher, sprachlich strukturierte Repräsentationen und Interpretationen werden versammelt. Das Mindset oder Narrativ wird jedoch in einer Mischung aus bewussten und unbewussten Impulsen so ausgewählt, dass es sich selbst bestätigt oder »Teilblindheiten« zum Schutz vor Stress aufrechterhält. Gemeinsam ist primären und sekundären Dissoziationen, dass sie gewisse Verbindungen

kappen, Symbolisierungsprozesse stören und eng mit physiologischen (*embodied*) Reaktionsweisen verknüpft sind (M. J. Diamond, 2020, S. 840).

Diamonds Konzept primärer und sekundärer Dissoziationen ist nicht mit den unterschiedenen Phänomenen von *Abspaltung* und *Verdrängung* gleichzusetzen oder darauf zu reduzieren. Diamond (2020, S. 839) insistiert, dass sowohl die primäre wie auch die sekundäre Dissoziation in ein jeweils *separates* Verhältnis zu den psychoanalytischen Begriffen von Abspaltung und Verdrängung gestellt werden sollten. Diese Differenzierung ist insbesondere in der Praxis notwendig, weil unterschiedliche therapeutische Techniken für unterschiedliche Aspekte der Dissoziation angewandt werden können. Unterschieden wird z. B. die mit einem Trauma einhergehende Durcharbeitung unterdrückter Fantasien auf der einen Seite von der Aktivierung integrativer Ressourcen der Bindungsfähigkeit und der Überwindung von aus Sparsamkeit und zum Selbstschutz entwickelten, die Ich-Funktionen und das Beziehungsvertrauen schwächenden dissoziativen Abwehrmechanismen auf der anderen Seite (M. J. Diamond, 2020, S. 839).

Hinsichtlich meines später begründeten Anliegens, Dissoziation als sozialphilosophisches Kriterium zu definieren, das ein Spektrum von normalen und sozialpathologischen Phänomenen umfasst, ist die Vorstellung von Steele et al. (2021) zentral, dass Dissoziation immer Nicht-Realisation beinhaltet. – So lässt sich bei der Analyse von Menschen und Phänomenen mit dem Zweck, Dissoziationen aufzuspüren, zentral die Frage stellen, was »nicht-realisiert«, übersehen oder ausgeklammert wird. Diamonds Unterscheidung bezieht sich im Unterschied zum Begriff der Nicht-Realisation spezifischer auf pathologische Formen der Dissoziation. Sein Analyseraster schließt also den »Normalbereich« dissoziativer Phänomene nicht mit ein, auch wenn es einen solchen nicht a priori ausschließt.

In Verbindung mit den Erkenntnissen der modernen Bindungstheorie spielt meines Erachtens die Unterscheidung primärer und sekundärer Dissoziationen zumindest teilweise auch hinsichtlich der Einschätzung von nicht-pathologischen dissoziativen Bewältigungsstrategien und Sozialpathologien eine Rolle. Unter Bezugnahme auf die zeitgenössische psychodynamische Diskussion findet die Annäherung an ein relationales Verständnis von *Dissoziation* statt. Auf die allgemein psychodynamische Konzeptualisierung des Phänomens (1) folgt eine Betrachtung der projektiven Identifikation und des Enactments aus der Sicht der relationalen Psychoanalyse (2), bevor der resultierende Begriff der pathologischen Dissoziation erläutert (3) und zuletzt der Begriff eines relationalen Selbst (4) hergeleitet wird.

Auf dem Weg zur Entwicklung eines relationalen Verständnisses der Dissoziation

1. Aktuelle psychodynamische Einordnung von Dissoziation nach Bohleber

Einen Überblick über unterschiedliche psychodynamische Konzeptualisierungen von *Dissoziation* gibt Bohleber 2012 in einer Diskussion zur Integration der aktuellen Psychotraumatologie in die Psychoanalyse. Er beschreibt zwei unterschiedliche psychoanalytische Gewichtungen des Begriffs der Dissoziation.

A) Die *orthodoxe freudianische psychoanalytische Lesart* fokussiert im Sinne des ursprünglichen Trauma-Begriffs auf Dissoziation als primitiven Abwehrmechanismus.

Dissoziative Erscheinungen werden entsprechend im Zusammenhang mit frühen, insbesondere sexuellen Traumatisierungen besprochen. Sie entsprechen einem Abwehrmechanismus, insbesondere von noch nicht symbolisierungsfähigen Kleinkindern oder von Personen, deren Symbolisierungsfähigkeit angesichts eines Traumas eingebrochen ist (Bohleber, 2012, S. 124). Nach dieser Definition wird Dissoziation – wie dies bei den strukturellen Störungen weiter oben beschrieben wurde – als aktiver Abwehrprozess verstanden, als Resultat eines Zusammenbruchs, der durch andere Abwehrmechanismen nicht bewältigt werden kann. Die Komplexität dissoziativer Erscheinungen, die über die Annahme hinausgeht, dass Dissoziationen als spezifische Reaktionen des Ichs auf äußere Traumata zu verstehen sind, wird innerhalb dieser Deutungstradition dennoch anerkannt:

> Der Abwehrprozess betrifft nicht lediglich die überwältigenden und disruptiven Aspekte der traumatischen Vorgänge; vielmehr kommen bewusste und unbewusste Phantasien sowie konflikthafte Affekte ins Spiel und modifizieren die dissoziierten traumatischen Erinnerungen. (Bohleber, 2012, S. 156)

Entsprechend dieser Lesart rücken die innerpsychischen Folgen des Abwehrmechanismus bei der Analyse ins Zentrum der Aufmerksamkeit:

> In zeitgenössischen psychoanalytischen Untersuchungen wird die Dissoziation im Einklang mit der freudianischen Tradition als dynamischer, aber misslingender Abwehrprozess betrachtet. Zunächst ermöglicht die dissoziative Abwehr das psychische Überleben, doch ihre weitere Entwicklung bewirkt eine Schwächung der Ichfunktionen. Dissoziative Bewusstseinsstörungen haben zur Folge, dass das Gefühl der Kohärenz und Kontinuität des Selbst immer wieder aufs Neue unterbrochen wird. […] Die psychoanalytische Erforschung dissoziativer traumatischer Störungen unterscheidet sich von anderen Ansätzen im Wesentlichen durch die Annahme, dass auch traumatische Erfahrungen psychisch weiterbearbeitet werden. (Bohleber, 2012, S. 155–156)

Die klassische psychoanalytische Lesart belässt Dissoziationen im Sinne der in Kapitel 4.2.2 eingeführten *exklusiven* Lesart im Bereich der Pathologie.

B) Gegenüber der exklusiven Lesart der orthodoxen Psychoanalyse hat sich der Begriff der Dissoziation innerhalb der *relationalen Psychoanalyse* zu einem Kernkonzept entwickelt, das grundsätzlich zur Funktionsweise des menschlichen Geistes gehört und das sich entsprechend nicht auf die Psychopathologie beschränken lässt. Es handelt sich hier um die genannte *inklusive* Lesart. So konstatiert Bohleber:

> Einen besonderen Stellenwert hat der Dissoziationsmechanismus in der relationalen Psychoanalyse erlangt (Howell 2005; Donnel B. Stern 1997). Die Betonung, die sich auf die Bedeutungsvielfalt von Erfahrungen legt, sowie die Theorie der Auffächerung des einheitlichen Selbst in multiple Selbste rückten die Dissoziation in den Vordergrund dieses Ansatzes. (Bohleber, 2012, S. 156)

Im Unterschied zum Diagnoseschema der operationalisierten Diagnostik der klassischen Psychoanalyse (OPD-II) wird in der relationalen Diagnostik verstärkt darauf

geachtet, welche dissoziative Symptomatik und Dynamik sich in der therapeutischen Beziehung zeigt. Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene werden aus der Zwei-Personen-Perspektive wahrgenommen, welche die subjektiven Voraussetzungen auch auf der Seite der Therapeutenpersönlichkeit stärker gewichtet. Im Unterschied zur klassischen Diagnostik gilt aus der relationalen Sicht auf der Basis der Annahme von unterschiedlichen Selbstzuständen, dass auch hochfunktionale individuelle Persönlichkeitsstrukturen im Therapiekontext (Patient*in–Psychotherapeut*in) nicht nur durch Verdrängung und innerpsychische Konflikte geprägt sind, sondern auch durch Dissoziationen. Philip Bromberg schreibt dazu:

> Janine Lampl-de Groot (1981) reported being so persuaded by the power of the clinical evidence supporting multiplicity of selfhood, that she advanced the then extraordinary hypothesis that the phenomenon of multiple personality is present in all human beings as a basic phenomenon of mental functioning. Whether or not one agrees with her use of terminology, I think it is fair to says, that an increasing number of contemporary analysts now share the clinical observations that led her to this conclusion – that is, even in the most well-functioning individual, normal personality structure is shaped by dissociation as well as by repression and intrapsychic conflict. (Bromberg, 1996)

Im Verlauf des letzten Jahrzehnts hat sich die relationale psychoanalytische Sicht der Dissoziation – nicht zuletzt aufgrund der Abstützung auf die neurologische Forschung – zunehmend auch in der klassischen Psychoanalyse durchgesetzt. Wie sich in Wolfgang Wöllers 2020 erschienener Schrift über die psychodynamische und psychiatrische Bedeutung der Dissoziation zeigt, ist die therapeutische Arbeit mit unterschiedlichen Persönlichkeitsanteilen inzwischen zur Norm der psychodynamischen Durcharbeitung von dissoziativen Störungen und Symptomen geworden (Wöller, 2020). Die Annahme von »unterschiedlichen Persönlichkeitsanteilen« (auch »multiplen Selbstzuständen«) besagt, dass einzelne Anteile je nach Situation, emotionalem Kontext oder sozialer Umgebung das Ruder übernehmen, also Wahrnehmung und Verhalten der Person unterschiedlich steuern können. Im Gegensatz zum Strukturmodell der Psyche nach Freud, das zwischen Es, Ich und Über-Ich unterscheidet, werden die »Ich-Zustände« weiter differenziert.[9] In weitgehender Konvergenz mit dem traumatheoretischen Modell von van der Hart et al. vertreten die relationalen Psychoanalytiker ein horizontales Strukturmodell:

> Die relationale Psychoanalyse arbeitet nicht mit einem vertikal strukturierten Modell, d.h., sie postuliert keine Verdrängung unakzeptabler Gedanken, Gefühle und Erfahrungen ins Unbewusste, sondern eine dissoziative Abspaltung und horizontale Speicherung in multiplen und diskontinuierlichen Selbstzuständen. (Bohleber, 2012, S. 156)

Die psychische Steuerungsinstanz wird in der relationalen Psychoanalyse also nicht mehr als ein dominantes Ich verstanden, sondern als ein Gremium von Ichzuständen (»committee of self/other configurations«, Ringstrom, o.J., S. 9). Je nach emotionalem

9 Diese Ansicht wurde insbesondere von der Ego-State-Therapie übernommen. Vgl. u.a. Emmerson, 2015.

Auslöser kann entsprechend ein anderes Mitglied des Gremiums die Leitung übernehmen. Beispielsweise kann eine Person, die sich akribisch auf einen Sitzungsbeitrag vorbereitet hat und diesen fachlich souverän einer unbekannten Zuhörerschaft präsentieren will, durch eine Begegnung vor dem Vortragssaal mit einem alten Schulkollegen, der sie früher mobbte, aus dem Konzept gebracht werden. Unbewusst wird der Ichzustand des verletzten Kindes oder eine Opferhaltung konstelliert, welche das innere Steuerungspult übernimmt. Kann dieser emotionale, verkörperte Zustand nicht schnell genug wieder integriert werden, kann es passieren, dass die Person unwillkürlich in einer ungeschützten, defensiven oder geknickten Weise vor die Zuhörerschaft tritt und der selbstbewusste, souveräne Selbstzustand nicht mehr rechtzeitig für das erfolgreiche Referat abgerufen werden kann. Die Person erleidet eine *Dissoziation*, der souveräne Anteil entgleitet ihr unbewusst, während die emotionale Kindsseite traumatisch aktualisiert wird. Um solche emotionalen Reaktionsweisen bewältigen zu können, braucht es eine ausreichend gute psychische Integration der eigenen Geschichte. Die konflikthaften Anteile müssen in Dialog gebracht werden, sodass die Ichstärke darin bestehen kann, je nach Situation einen möglichst adäquaten Anteil ans Steuer zu lassen, ohne dass dysfunktionale und unbewusste Abwehrmechanismen das Gleichgewicht und die Funktionalität wesentlich stören. Die Vorstellung von sich selbst als kohärentem Selbst, der eigenen Identität und Ganzheit der Person bleibt auch vor dem Hintergrund der Annahme von Persönlichkeitsanteilen entsprechend unabdingbar.

Im Idealfall erlaubt das einheitliche Selbstbild eine dialektische Integration der veränderlichen, nichtlinearen und oft uneinheitlichen unbewussten Bewusstseinszustände (Bromberg, 1996, S. 511). Innerhalb der relationalen Therapie wird diese Prozeduralität des inneren Integrationsprozesses grundsätzlich entpathologisiert. Es geht nicht mehr darum, einen bestimmten Einzelzustand zu erreichen, sondern den Ausgleich zwischen dialektischen Wechseln von unverbundenen und verbundenen Selbstzuständen in einem *unabschließbaren innerpsychischen Prozess* zu bearbeiten und zu integrieren:

> A human being's ability to live a life with both authenticity and self-awareness depends on the presence of an ongoing dialectic between separateness and unity of one's self-states, allowing each self to function optimally without foreclosing communication and negotiation between them. When all goes well developmentally, a person is only dimly or momentarily aware of the existence of individual self-states and their respective realities, because each functions as part of a healthy illusion of cohesive personal identity – an overarching cognitive and experiential state felt as »me.« Each self-state is a piece of a functional whole, informed by a process of internal negotiation with the realities, values, affects, and perspectives of the others. Despite collisions and even enmity between aspects of self, it is unusual for any one self-state to function totally outside of the sense of »me-ness« – that is, without the participation of the other parts of self. Dissociation, like repression, is a healthy, adaptive function of the human mind. It is a basic process that allows individual self-states to function optimally (not simply defensively) when full immersion in a single reality, a single strong affect, and a suspension of one's self-reflective capacity is exactly what is called for or wished for. (Bromberg, 1996, S. 511)

Vor diesem Hintergrund ermöglicht die Dissoziation die Aufrechterhaltung der persönlichen Kontinuität, Identität und des Kohärenzgefühls. Als Gesundheit oder gesunde Form der Dissoziation versteht Bromberg (1996) entsprechend die Fähigkeit, Zwischenzustände auszuhalten (»standing in the spaces between spaces«), die Präsenz von unverbundenen und verbundenen Anteilen wahrzunehmen und Entwicklungsprozesse zuzulassen, die übergangsweise mit nicht-integrierten oder nicht mehr als kohärent spürbaren Phasen einhergehen, bevor ein neues Gleichgewicht oder Kohärenzgefühl eintritt. In anderen Worten bezeichnet Jung dies als einen »Zustand der Flüssigkeit und des Werdens«, in dem die Person »mit dem eigenen Wesen zu experimentieren beginnt, in dem nichts mehr für immer gegeben und hoffnungslos versteinert ist« (C. G. Jung, 2011c, Abs. 99). Die Fähigkeit zur kreativen Imagination ist hierbei eine wesentliche Voraussetzung, um das innere Entwicklungsgeschehen zu visualisieren und zu integrieren. Letztlich wird der Entwicklungsprozess auf der innerpsychischen Bühne immer auch auf der äußeren Bühne der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Weltbeziehung inszeniert. In der Aufnahme und Bearbeitung dieser symbolischen und in die Beziehungsdimension übersetzten Inszenierung fußt der individuelle Reifungs- oder Selbstverwirklichungsprozess.

Im Verlauf der Persönlichkeitsentwicklung entsteht also idealerweise ein konstruktives und stabilisierendes Verhältnis der Anteile, sodass antagonistische Dynamiken nicht zur Blockade oder Eskalation führen, sondern im Orchester der Einzelzustände ein kohärentes Teamplay entsteht. Ichstärke setzt auch voraus, dass diejenigen emotionalen Anteile, die sich überdimensional vordrängen wollen, gehalten werden können und nicht unmittelbar ausagiert oder abgespalten werden müssen. Wenn beispielsweise eine Person mit einem Gegenüber einen beruflichen Vertrag verhandeln soll, zugleich jedoch in diese Person so unsterblich verliebt ist, dass sie ihr auf der Stelle eine Liebeserklärung machen möchte, dann muss sie in dieser Situation fähig sein, die Verliebtheit vorübergehend zu verdrängen, damit der Vertrag zustande kommen kann. Sie braucht eine benigne Form der Dissoziation (hier Verdrängung), die ihr die Fokussierung auf relevante Aufgaben erlaubt, nicht jedoch eine kategorische Form der Dissoziation (wie es hier z. B. durch eine Abspaltung oder Verleugnung geschehen könnte). Eine gut integrierte Person kann sich ihre Gefühle in der Regel eingestehen, ohne dass diese sich verselbstständigen bzw. das Steuer der Persönlichkeit so übernehmen, dass die Funktionalität eingeschränkt wird. Dissoziation ist also nicht nur ein unbewusster Mechanismus, sondern auch eine zu Teilen bewusst einsetzbare Fähigkeit, die es zur inneren Zentrierung und zur gezielten Aufgabenbewältigung braucht. Bromberg geht entsprechend davon aus, dass die außergewöhnliche menschliche Fähigkeit, gleichzeitig Kontinuität und Wandel ins psychische System integrieren zu können, einerseits gesunde Beziehungsstrukturen (relationale Bedingungen) voraussetzt, andererseits aber auch die Fähigkeit zur Dissoziation (Bromberg, 1996).

2. Projektive Identifikation und Enactment in der relationalen Psychoanalyse

Die Besonderheit des relationalen Begriffs der Dissoziation ist, dass zwischen Dissoziationen unterschieden wird, die sich primär intrapsychisch ereignen (projektive Identifi-

kation), und solchen, die in der intersubjektiven Beziehungsgestaltung ausgelöst werden (Enactment).

Die *projektive Identifikation* ist ein primitiver Abwehrmechanismus, bei dem psychische Inhalte, die z.B. nicht mit dem Selbstbild vereinbar sind, auf andere projiziert werden. Beispielsweise ist eine Person dissoziiert von der eigenen Aggressivität und projiziert diese kategorisch auf andere. Das Verhalten der anderen Person wird dann mit nahezu allergischer Sensibilität als aggressiv empfunden und angeprangert, während der eigene aggressive Anteil, der die Dynamik mit der besagten Person unbewusst mitbeeinflusst, für die anklagende Person nicht spürbar »dissoziiert« ist. Die eigenen Schattenanteile können nicht ausgehalten und müssen entsprechend an äußeren Figuren abgehandelt werden.

Als Enactment wird dagegen das Geschehen bezeichnet, das sich im Kontext der Interaktion zwischen zwei Menschen und verursacht durch unbewusste Dissoziationen auf beiden Seiten inszeniert. Die Überwindung von insbesondere dysfunktionalen und traumatischen Dissoziationen setzt voraus, dass die abgespaltenen Anteile in einem beispielsweise durch Übertragung und Gegenübertragung ausgelösten Prozess nochmals ausgelöst und in der Beziehung zum Therapeuten inszeniert werden (Enactment). Diese emotional meist schwierigen Prozesse zwischen Patient*in und Therapeut*in erlauben im besten Fall eine Bezeugung, Durcharbeitung und Integration dissoziierter Erfahrungen und Anteile, welche die (Selbst-)Beziehungsstörungen aufrechterhalten. Beispielsweise können projektive Identifikationen erstmals emotional anerkannt und gespürt werden.

Die Unterscheidung zwischen den intrapsychisch abgehandelten und den intersubjektiv ausgelebten Dissoziationen untermauert die Bedeutung der zwischenleiblichen Beziehung zwischen Patient und Therapeut: Sowohl bei projektiven Identifikationen wie auch bei Enactments kann die Auflösung der Dissoziation nur geschehen, wenn ein *emotionaler Prozess* zwischen den Beteiligten stattfindet; dabei kann die kognitive Interpretation insbesondere ein Enactment zusätzlich verstärken und die Dissoziation manifestieren (A. N. Schore, 2012, S. 133). Diese Erkenntnis ist insbesondere hinsichtlich des Einsatzes von *Psychotherapierobotern* von Bedeutung, die primär auf der Ebene der verbalen Interaktion und auf der interpretativen Ebene operieren. Im technologisch distinguierten Fall können zwar auch Therapieroboter einige somatische Marker (*embodiment*) messen und in die programmierte Erwiderung integrieren, sie können jedoch das spontane Momentum des Mitfühlens und des räsonanten Verstehens, wie es über den Austausch »der beiden rechten Hirnhälften« von zwei Menschen erlebbar wird, qualitativ nicht simulieren. Die verbale Codierung dieser Inhalte fehlt, entsprechend müssen sich Verstehen und Resonanz auf der zwischenleiblichen Ebene ereignen. Steven Kuchuck (2021, S. 79) wählt das Bild von »abgesonderten Taschen mit psychischen Inhalten«, um die Existenz präverbal-dissoziativer Anteile auszudrücken. Diese Taschen können Affekte, Gedanken, Fantasien, Selbsterfahrungen und Erfahrungen mit anderen beinhalten, Erinnerungen und Gefühle, die z.B. entweder zu früh im Leben stattgefunden haben, um sprachlich codiert zu werden, oder zu traumatisch und überfordernd erlebt wurden, um symbolisch bewusst registriert werden zu können. Diese Inhalte werden von der bewussten Wahrnehmung abgeschirmt und umfassen alles, »von dem wir nicht wissen,

dass wir es nicht wissen«, das uns jedoch zugleich als Grundlage von Empfinden, Verhalten und Persönlichkeit kontinuierlich mitbeeinflusst (Kuchuck, 2021, S. 79).

Wichtig ist an dieser Stelle die Überlegung, dass nicht jeder Anteil oder jedes Enactment, das sich in einer Beziehung störend zeigt, auch pathologisch oder dysfunktional ist. Durch ein Enactment wird generell eine bisher nicht wahrgenommene unbewusste Komponente einer Beziehung sichtbar. Daraus resultierende Konflikte können sowohl zu einer Vertiefung wie auch zu einer Entfernung führen. Die Rücknahme von Projektionen innerhalb beispielsweise einer Liebesbeziehung setzt Irritationen durch das Gegenüber (Enactments) und seine unbekannten Seiten gerade auch voraus: Nach der rosaroten Phase der Verliebtheit, in der auf das Gegenüber z.B. der Seelenverwandte projiziert wird, kann die Phase zur eigentlich tragenden Phase werden, in der sich die Schattenseiten zeigen und Projektionen abgebaut werden müssen, in der das Gegenüber realistisch als eigenständiger Mensch mit unterschiedlichen Ansichten und Emotionen stehen gelassen werden kann. Die Anerkennung der Andersheit führt im Idealfall nicht zur Kränkung oder zum Liebesverlust, sondern zu höheren Freiheitsgraden in der Beziehung. Die Auflösung z.B. einer symbiontischen Fantasie, welche die Annäherung ursprünglich angetrieben hatte, wird zur Bedingung der Liebesbeziehung. Weder die anfängliche dissoziative *folie à deux* noch deren inkrementelle Auflösung wird als pathologisch abgehandelt.

3. Pathologische Dissoziationen in der relationalen Psychoanalyse

In der relationalen Psychoanalyse werden Dissoziationen als Kontinuum funktionaler und dysfunktionaler Mechanismen und Fähigkeiten verstanden. Unter *normalen* Bedingungen tragen sie zu einer besseren Integration des Ichs bei, indem sie exzessive und irrelevante Stimuli aussondern (Kuchuck, 2021, S. 80). Sie können zum Anstoß für *Realisierung* bzw. zur Entwicklung der *Fähigkeit zur funktionalen Dissoziierung* werden, wenn sie entsprechend durchgearbeitet werden. Im *pathologischen* Fall werden diese Selbstschutzmechanismen jedoch für eine stabilisierende, zugleich blockierende und in diesem Zustand stagnierende Abwehr mobilisiert, was mit anhaltendem Stress und Leiden einhergeht:

Die bewusste Präsenz, das Prozessieren der Situation oder die emotionale Verfügbarkeit und Empathie für andere weichen einer absenten Selbstbefangenheit. Die physiologischen Reaktionen, die mit der dissoziativen Abwehr einhergehen, führen zu einer unter Umständen angstverzerrten Einschätzung des Geschehens oder zu misstrauischen Einschätzungen des Verhaltens anderer. Pathologisch sind Dissoziationen gemäß der relationalen Auffassung dann, wenn Zeit- und Realitätsverhältnisse der einzelnen Anteile auseinanderfallen, die psychische Struktur also nicht stabil genug ist, um die Persönlichkeitsanteile zu halten. Durch dieses Ungleichgewicht entsteht Leiden, die Person fühlt sich gegenüber dem Zusammenspiel innerer Kräfte oder der eigenen Dekompensation, die durch unverbundene Persönlichkeitsanteile angestoßen wird, ohnmächtig und ausgeliefert. Sie kann in sich selbst kein Gefühl der Sicherheit abrufen, was dazu führt, dass die primitiven dissoziativen Bewältigungsstrategien (Überlebensmodus) Verhalten, Denken und Wahrnehmung beeinträchtigen. In diesem Zustand der inneren Not wird das eigene dissoziative Verhalten als einzig verfügbare Strategie und

Notwendigkeit empfunden, auch wenn das zu massiven Beziehungsstörungen oder Selbstzerstörung führt. Ein Teufelskreis entsteht, weil das dysfunktionale Verhalten durch ein traumatisiertes Selbstfürsorgesystem als *ultima ratio* aufrechterhalten wird, womit die Welt und die Mitmenschen als Bedrohung wahrgenommen werden. Die schädigenden Auswirkungen von Dekompensationen und Taten, die im dissoziativen Zustand vollzogen werden, können entsprechend oft nicht anerkannt, die emotionale Bedeutung muss verleugnet werden. Der intrapsychische Anteil, der die dissoziative »Selbstrettung« ermöglicht hat, kann nicht zugleich als »Täteranteil« mit dem Selbstbild vereinbart werden. Die Konzeptualisierung pathologischer Dissoziation unterscheidet sich hier also nicht wesentlich von der klassischen psychoanalytischen, ihrer exklusiven Lesart. Es wurde darauf hingewiesen, dass historische psychoanalytische Texte *Dissoziation* in der Regel über die Begrifflichkeit des Spaltens, auch der Verdrängung und Abwehr, abgehandelt hatten. Demgegenüber wird in der psychodynamischen Praxis, wie in Kapitel 4.2.2 mit Bezug auf Braudes Unterscheidung zwischen dem Zustand und der Fähigkeit zur Dissoziation bereits angedeutet, hinsichtlich pathologischer Dissoziationen oftmals zusätzlich zwischen Dissoziation als *Bewusstseinszustand* und als *psychischer Abwehrfunktion* unterschieden (Barwinski, 2011, S. 20). Im Bewusstseinszustand der Dissoziation laufen verschiedene psychische Prozesse unverbunden nebeneinander ab. Dieser Zustand kann als Kontinuum von momentanen und länger anhaltenden Zuständen oder Ausbrüchen beschrieben werden. Die psychischen Funktionen (Wahrnehmung, Ideen, Gefühle, Handlungen etc.) fallen auseinander, die Person kann nicht mehr angemessen reagieren und adäquat Bezug auf die Umwelt nehmen (Barwinski, 2011, S. 20f.; Horn, 2020, S. 40–41).

Pathologische Dissoziationen lassen sich nach Bromberg insbesondere daran erkennen, dass die Dissoziation im Sinne der Unverbundenheit einzelner Anteile so stark ausgeprägt ist, dass innerpsychische Konflikte und Entwicklung nicht mehr stattfinden können, sondern mit einem hohen psychischen Energieaufwand vom Bewusstsein abgesondert werden. Um z.B. eine »gesunde« Verdrängung zu erreichen, müssen die dissoziierten Anteile spürbar auftauchen, im innerseelischen Konflikt bewältigt und als sich selbst zugehörig anerkannt werden. Erst nach diesem Prozess kann die Person auch Verantwortung übernehmen und z.B. die destruktiven Auswirkungen des dissoziativen Überlebensverhaltens für sich und andere einsehen. Das Gefühl einer kohärenten Lebensgeschichte und eines authentischen Selbstgefühls setzt voraus, dass die dissoziierten Anteile nicht zu unüberbrückbaren Lücken innerhalb der Persönlichkeit führen, sondern dass sie mit der psychischen Struktur verbunden werden können. Ohne dieses Gefühl einer inneren Schirmherrschaft – ein Selbstgefühl, das die Gesamtheit der Selbstzustände umfasst – ist eine vertrauensvolle Selbstbeziehung und das Beziehungsvertrauen in andere erschwert. Denn die Beziehung kann dann nur über bestimmte Persönlichkeitsanteile gehalten werden, nicht aber über die Gesamtpersönlichkeit. So kann es passieren, dass unverbundene Anteile der Persönlichkeit getriggert werden und zu destruktiven Beziehungsakten führen. Zum Beispiel triggert die unbedachte Bemerkung einer Kollegin die Angst vor dem Verlassenwerden, die bei der Person innerpsychisch mit einem früheren unbewältigten Verlassenheitstrauma verbunden ist. Durch die Angst vor einer Retraumatisierung konstelliert sich das primitive Selbstfürsorgesystem. Die Person operiert weitgehend unbewusst aus

einem dissoziativen Tunnelblick. Dieser unbewusste Selbstrettungsakt führt dann z.B. zu einem Beziehungsabbruch mit der Kollegin aus vermeintlichem Selbstschutz. Die Gesamtpersönlichkeit und ihre »gesunden« Anteile werden übersteuert, eine reife Konfliktregulierung oder ein empathischer Perspektivenwechsel sind nicht abrufbar. Gerade bei komplexen, im Laufe der Entwicklungsgeschichte erworbenen Traumatisierungen sind chronifizierte dissoziative Mechanismen nicht immer leicht als solche erkennbar, weil das Gesamtsystem der Psyche dazu eingesetzt wird, sie aufrechtzuerhalten, zu rationalisieren und äußerlich funktionales Verhalten zu stabilisieren. An diesem Übergang von einer akuten zu einer chronifizierten traumatischen Abwehr, die sich auf die Persönlichkeitsstruktur auswirkt, verorten Autoren wie Schore die Ätiologie der Persönlichkeitsstörungen.

4. Das Konzept des Selbst in der relationalen Psychoanalyse

Ausgehend von den bisher angeführten Überlegungen zum relationalen Begriff von *Dissoziation* kann die Frage nach dem Begriff des Selbst reflektiert werden. Diese Frage erweist sich als *Gretchenfrage* im Zusammenhang sowohl mit dem Menschenbild der relationalen Psychoanalyse als auch mit dem personalen Menschenbild, das ich als normativen Referenzrahmen für diese Arbeit gewählt habe. Es wurde postuliert, dass ein (objektives) Konzept der Person aus ethischer und gesellschaftstheoretischer Sicht unverzichtbar bleibt. Dasselbe scheint – nicht zuletzt unmittelbar phänomenologisch bedingt und begründbar – aus der Perspektive der Person für ihr individuelles »Selbstkonzept« zu gelten: Der Begriff des eigenen Selbst ist als Referenz und für die Reflexion der eigenen Persönlichkeitsentwicklung zentral, auch wenn er möglicherweise nicht mit einer ontologischen Definition einhergeht.

Wie lässt sich der Begriff des Selbst vor dem Hintergrund der relationalen Auffassung verstehen? Die psychodynamische Paradigmenverschiebung im Verständnis der Dissoziation bedeutet in gewissem Sinne eine *Normalisierung des dezentralisierten Selbst*. In der relationalen Psychoanalyse wird vermehrt davon ausgegangen, dass ein einheitliches Selbstbild eine bedeutsame und an sich auch »gesunde« Illusion ist. Im Unterschied zu den modernen Netzwerkmodellen des Selbst, die von einer kaleidoskopischen Identität (Fuchs, 2010, S. 5) ausgehen, wird die zentrale Ich-Funktion hier jedoch nach wie vor und kohärent mit der normativen Bedeutung des Erlebens, die durch ein personales Menschenbild zugesprochen wird, als unverzichtbar angenommen. Die Fähigkeit der Person zur Selbstreferenz und Selbstreflexion, zur Selbstbestimmung und Selbstverantwortung setzt ein Selbstkonzept als klar abgrenzbare Vorstellung von der eigenen Identität und Persönlichkeit voraus. Fuchs bezeichnet die Distanzierung von der Vorstellung eines zentralen Selbst aus sozialpsychologischer und ethischer Sicht als gefährlich (Gespräch vom 21.10.2020, vgl. auch Kap. 3.3). Sozialpsychologisch setzt ein reifes Gleichgewicht zwischen Ich- und Wir-Identifikationen voraus, dass das Subjekt sich als abgegrenztes Individuum mit seinen Handlungen, Absichten und Motiven zum Willen, den Absichten und Motiven des Kollektivs ins Verhältnis setzen kann. Nicht nur zur Distanzierung von kollektiven Strömungen und Tendenzen, sondern auch in intersubjektiver Beziehung zum Anderen braucht es eine Vorstellung von einem Selbst. Trifft das Gegenüber in einem Selbst täglich eine andere Persönlichkeitsseite, die sich gerade ka-

leidoskopisch konstelliert hat, kann Beziehungsvertrauen kaum aufgebaut werden. Um Verantwortung zu übernehmen, selbstbestimmt und selbstkritisch ethisch zu handeln, ist die Vorstellung von sich selbst als einheitlichem Akteur unabdingbar, da sich andernfalls nicht zuletzt die Verantwortlichkeiten beliebig an die Selbstanteile delegieren lassen. Fehlt diese identitäre Orientierung am eigenen Selbst, droht die Gefahr eines *slippery slope*, bei dem jede ethische Argumentation und Forderung auf isolierte Kontexte und subjektivistische Einzelfallbeurteilungen reduziert werden muss. Über die Relevanz des Selbstbegriffs als Vorstellungsgefäß für die Imagination, Entwicklung und Identitätsbildung der individuellen Persönlichkeit hinaus ist die Vorstellung eines Selbst entsprechend von ethischer und gesellschaftskritischer Relevanz.

4.2.5 Psychosomatische/Somatoforme Dissoziation und kulturelle Unterschiede

Seit der Aufnahme der Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) in das Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM-3) um 1980 wurden zunehmend auch die körperlichen und neurobiologischen Auswirkungen von Dissoziationen erforscht (u.a. Nijenhuis & den Boer, 2009; van der Kolk, 2014). Diese Forschung trug auch dazu bei, dass aktuell im ICD-11 die Komplexe Posttraumatische Belastungsstörung aufgenommen wurde.

Körperliche Empfindungen bilden die physiologische Grundlage emotionaler Zustände. Auf der Ebene des Individuums können sich Dissoziationen auf mentaler, emotionaler oder körperlicher Ebene ereignen; diese Prozesse können auch gleichzeitig stattfinden. Im Gegensatz zu einer rein kognitiven Dissonanz, bei der Informationen, die zu einer getroffenen Entscheidung im Widerspruch stehen, ausgeblendet werden, während gezielt nach bestätigender Information gesucht wird, hängen Dissoziationen *mit dem gesamten biopsychophysischen System der Person* zusammen. Unsere verkörperte (*embodied*) Selbstwahrnehmung ist situativ entscheidend dafür, wie wir mit Stress und Bedrohung umgehen bzw. ob wir uns erlauben, in einen Erholungszustand zu wechseln (Fogel, 2019, S. 138). Die Bedeutung des Sicherheitsgefühls als Grundlage jedes nicht-dissoziierten Selbstzustandes hat der Psychiater Stephen Porges (2018) mit seiner Polyvagal-Theorie im Bereich der Psychotraumatologie anschaulich verdeutlicht. Ob das Erleben von Sicherheit und Verbundenheit möglich ist, hängt wesentlich vom autonomen Nervensystem ab. Körperliche Prozesse (Homöostase zwischen dem parasympathischen und dem sympathischen Nervensystem, Verdauung, Atmung, Herz-Kreislauf-System, Schweißdrüsen etc.) werden durch den neuronalen Zustand beeinflusst. Die Neurozeption als Fähigkeit des Nervensystems, angesichts von Gefahr biologische Verhaltensreaktionen automatisiert auszulösen, die Zuflucht und angemessene Anpassungen ermöglichen, verläuft unbewusst (Fogel, 2019, S. 138):

> Das sympathische Nervensystem erzeugt, im Gegensatz zur Erleichterung des parasympathischen Nervensystems, einen Zustand von Erregung im Körper. Hat ein Lebewesen Grund zur Besorgnis, aktiviert es die Aufmerksamkeit in Richtung Ursache. Nimmt die Besorgnis möglicherweise bedrohlichen Charakter an, wechselt die Aufmerksamkeit in einen Zustand von **Wachsamkeit** (Vigilianz). Dabei kommt es zu Bewegungsverzögerungen oder zum Innehalten der Bewegung, ausgenommen von Ab-

> suchbewegungen des Kopfes und der Augen. Wachsamkeit wird begleitet von autonomen Veränderungen wie der Verlangsamung der Herzfrequenz (Bradykardie), kurzer, stiller und flacher Atmung bei Anspannung der Skelettmuskeln und möglichem Zittern. Dieses kann als vorauseilender Angstzustand beschrieben werden. Fühlt ein Lebewesen trotz Vigilianz keinen Grund für den alarmierten Zustand, ist ein Umkehren von Engagement, Erholung und Absorption möglich. Wird indessen Gefahr wahrgenommen, kann dieses in eine Antwort der **Mobilisierung vor Gefahr** wechseln mit aktiven Strategien der Verteidigung (**Abwehrmechanismen**), insbesondere von Kampf und Flucht. *Kampf und Flucht* sind äußere Formen des Engagements. Sie richten sich auf die Quelle der Bedrohung und sind begleitet von speziellen Verhaltensmustern, wie ducken, angreifen und rennen, schneller Atemfrequenz, gesteigertem Blutfluss zu den peripheren Muskeln, weg vom Verdauungssystem. Mobilisierung erfolgt, wenn die Gefahr möglicherweise als vermeidbar wahrgenommen wird. Erscheint die Bedrohung unausweichlich, kann das System in die Immobilisierung wechseln. (Fogel, 2019, S. 137–138)

Die Reaktionsweise der Immobilisierung, auch als Erstarrung oder *Einfrieren* bezeichnet, folgt auf das Versagen des sozialen Kontakt-Systems und von Flucht oder Kampf. Es entspricht der *ultima ratio* als physiologisch gesteuerter Abschaltung der verkörperten und begrifflichen Selbstwahrnehmung. Vergleichbar mit dem Totstell-Reflex des Beutetiers, das nach gescheiterten Kampf- und Fluchtversuchen spürt, dass Widerstand zwecklos ist, werden auch im menschlichen Gehirn die entwicklungsgeschichtlich primitivsten Teile aktiviert; diese schalten das bewusste (Schmerz- und Angst-)Empfinden aus (Fogel, 2019, S. 138). Während diese archaischen Mechanismen der Neurozeption situativ ebenso entscheidend sind für das Überleben des Einzelnen wie historisch für das Überleben der Menschheit, ist ihr Auftreten bei traumatisierten Menschen chronifiziert reaktiv oder zumindest als Bewältigungsstrategie auf eine Weise dominant, dass die differenzierteren Abwehrmechanismen und emotionalen Bewältigungsstrategien abgeblockt werden. Der Zustand einer traumatisierten Person geht also damit einher, dass die realistische Einschätzung von äußeren Gefahren so verzerrt und hypersensibilisiert ist, dass das Gefühl der Sicherheit und damit die Grundlage der Erholung und Regeneration für eine gesunde Homöostase nicht oder nur ungenügend oft abgerufen werden können. Dazu gehören auch die Trauma-Response-Mechanismen der Fragmentierung und die sogenannte *fawn response*. Mit der Fragmentierung ist ein unruhiger, chaotisierter Bewusstseinszustand gemeint, bei dem es schwer ist, klar zu denken und Gefühle einzuordnen. Kognitive Schwierigkeiten und emotionale Überforderung führen zu Blockaden, Unsicherheit und Aufmerksamkeitsstörungen. Die sogenannte *fawn response* oder das *fawning* (»Bambi-Reflex«) (Walker, 2021, S. 19f.) bezeichnet die habitualisierte, vorauseilende Überanpassung an die Bedürfnisse und Wünsche anderer, eine Form der aggressionshemmenden Unterwerfung, die zum fehlenden Schutz der eigenen Grenzen und zu asymmetrisch erschöpfenden Beziehungserfahrungen beitragen kann. Die körperlichen Erfahrungen und komplexen Phänomene der Trauma-Response hat u.a. Gabor Maté (2022) beschrieben.

Unter der Linse der Dissoziation sind komplexe und vielschichtige dissoziative Mechanismen konstelliert: Einerseits werden zugunsten der akuten Trauma-Bewältigungsmechanismen von Flucht, Kampf oder Erstarrung die verkörperte und begriffliche

Selbstwahrnehmung, Emotionen und Mentalisierung dissoziiert. Andererseits versagen die intersubjektiven Bewältigungsstrategien, das soziale Kontakt-System muss zugunsten der angstvollen Fokussierung auf das Selbstfürsorgesystem dissoziiert werden.

Mit zunehmender Chronifizierung des Bedrohungszustands verfestigen sich auch dissoziative Abwehrmechanismen. Eine Person, die z.B. über lange Zeit in einer bedrohlichen Lebenssituation ausharren muss (z.B. sequenzielles Bindungstrauma, häusliche Gewalt, Existenznöte etc.), wird zunehmend Mühe haben, differenziert auf Umweltreize zu reagieren. Entsprechend kommt es zu Fehldeutungen zwischenmenschlicher Signale und zu einer Spirale dysfunktionaler Bewältigungsmechanismen. Beispielsweise werden neutrale Gesichtsausdrücke eher als aggressiv gedeutet oder ängstliche als wütend (Porges, 2018). Gerade wenn im Verlauf der frühkindlichen Entwicklung zu wenig emotions- und stressregulierende Erfahrungen mit Bezugspersonen gemacht werden konnten, ist die intersubjektive Stabilisierung als möglicher Ausweg aus der Bedrohungslage entkräftet. Eine komplex traumatisierte Person (z.B. mit einem sequenziellen Bindungstrauma), die im Erwachsenenalter einen traumatischen Unfall erlitten hat und diese Erfahrung mit der Sirene des Krankenwagens verbindet, wird beispielsweise getriggert, wenn sie einen Krankenwagen hört. Sie erstarrt, erleidet ein Blackout und spürt sich nicht mehr. Die beschwichtigende Bemerkung einer aufmerksamen Passantin wird als Irritation wahrgenommen, als Hinweis dafür, dass der unaushaltbare Leidenszustand in seiner subjektiven Schwere nicht erkannt oder gar verharmlost wird. Die in der Außenrealität theoretisch verfügbare soziale Unterstützung kann aufgrund der dysfunktionalen Abwehr nicht produktiv genutzt werden, die kognitiven Verzerrungen verstärken die emotionale Distanz und das Gefühl der Isolation.

Zu Konflikten und Beziehungsschwierigkeiten führt der Teufelskreis traumatisierten Verhaltens auch deshalb, weil das Gegenüber durch die Abwehrstrategie abweisende oder verzerrte Signale erhält und sich dadurch z.B. zurückzieht oder traumaverstärkend agiert. Unbewusste Übertragungs- und Gegenübertragungsdynamiken erhalten deshalb in der psychodynamischen Traumatherapie ein großes Gewicht. Das Verhalten einer traumatisierten Person, die z.B. im Gespräch nicht spürbar präsent ist, durch ihre Aggressivität vor den Kopf stößt oder in der inneren Abwesenheit unzugänglich und abweisend wirkt, muss vom Therapeuten als Notfallstrategie des Patienten eingeordnet werden, nicht als Angriff auf die eigene Person. In der Diagnostik und Therapie von Menschen mit dissoziativen Störungen reicht aufgrund der komplexen biopsychosozialen Aspekte ein rein kognitiver Zugang nicht aus, es braucht ein emotions- und körperfokussiertes Verständnis und entsprechende Techniken (Horn, 2020, Kapitel 3).

Einige Parameter, die in der Forschung zur Psychotraumatologie gelten, sind für das Thema Dissoziation im Allgemeinen relevant. Während nicht alle Menschen durch starke Belastungen (beispielsweise durch Unfälle oder Erdbeben) gleichermaßen traumatisiert werden, entwickelt durchschnittlich eine von fünf Personen, die einem hohen, die körperliche oder psychische Integrität gefährdenden Stress ausgesetzt war, eine traumabezogene dissoziative Störung (Nijenhuis & den Boer, 2009, S. 338). Die Varianz individueller Somatisierungen ist dabei hoch. Die psychobiologischen Profile von traumatisierten Personen, also von Menschen, die gewisse emotionale Anteile der Persönlichkeit in starken Belastungssituationen dissoziiert haben und diese nicht wieder integrieren

konnten, unterscheiden sich teilweise deutlich voneinander. Im Lebensverlauf erworbene oder genetisch bedingte »Sollbruchstellen« in der Persönlichkeitsstruktur können unter erhöhten Belastungen aufbrechen und zu unterschiedlichen Störungssymptomen führen (Hart et al., 2008, S. 18). Individuelle Faktoren wie Resilienz, Ich-Stärke oder soziale Beziehungen führen wiederum zu unterschiedlichen Coping-Strategien. – Die hohe Varianz von dissoziativen Erscheinungen, die sich bereits innerhalb der Gruppe traumatisierter Personen zeigt, verdeutlicht, wie die hohe Komplexität des Phänomens eine knappe, konzise Definition erschwert. Dissoziation ist eine Erscheinung, deren Verständnis die Auseinandersetzung mit dem individuellen psychophysiologischen System, der psychischen Struktur und den resultierenden Beziehungsdynamiken der Person voraussetzt. Sie erlaubt Vergleiche und Symptomklassen, entzieht sich jedoch einer generellen oder monokausalen Beschreibung. Kausale Erklärungen greifen nur in Relation zum entsprechenden Fall: Potenziell traumatische Ursachen führen nicht bei allen Betroffenen zu Traumatisierungen oder dissoziativen Reaktionen. Umgekehrt können anfällige Menschen bereits aufgrund von unspektakulären Erlebnissen dissoziativ reagieren, sofern diese beispielsweise frühere traumatische Erfahrungen triggern.

Maercker et al. (2019, Kapitel 4) haben zudem darauf hingewiesen, dass nicht nur die individuelle Varianz bei der Bestimmung Posttraumatischer Belastungsstörungen (PTBS), sondern insbesondere die kulturelle Varianz eine universalistische psychologische Konzeptualisierung von dissoziativen Phänomenen im Zusammenhang mit PTBS in Frage stellt. Entsprechend stellen die Autor*innen die Möglichkeit einer Einheitspsychologie infrage; vielmehr scheint es nötig, eine Palette kulturell verschiedener psychologischer Theorien bei der Bestimmung von komplexen psychischen Störungen mit in Erwägung zu ziehen, die kulturellen Eigenheiten und entsprechenden Normen Rechnung trägt und entsprechend die Bewertung gesunder und pathologischer Formen der Dissoziation anpasst. Unterschiede, wie sie zwischen individualistischen und kollektivistischen Kulturen auftreten, Werte-Orientierungen, Machtverhältnisse und soziale Hierarchien, das Geschlechterverhältnis, die persönliche Ausrichtung auf eine weitgehend unabhängige Lebensgestaltung vs. ein familienorientiertes, interdependentes Selbstverständnis sowie die Fähigkeit, mit Unsicherheiten umzugehen – all das spielt insbesondere für die Ausbildung dissoziativer Strategien innerhalb unterschiedlicher kultureller, ethnischer und religiöser Gruppen eine nicht zu unterschätzende Rolle. In einer Gesellschaft, die durch kollektiv geteilte traumatische Erlebnisse geprägt ist, herrscht beispielsweise eine geringe Toleranz für Unsicherheiten (d.h. eine Tendenz zu starken Vermeidungsstrategien). Der Zusammenhalt der Gruppe basiert verstärkt auf einer Konformität mit traditionellen Werten oder geteilten absoluten Vorstellungen und Wahrheitsansprüchen. Es kann jedoch auch sein, dass bestimmte Gesellschaftsformen durch korrupte Praktiken oder eine traumatische Geschichte (z.B. verursacht durch Naturkatastrophen oder Kriege) zwischenmenschlich von Misstrauen, Verdächtigungen, Brutalisierungen, Wertezerfall, Abhängigkeitsverhältnissen, Negativität oder Passivität geprägt sind. Die kollektive Geschichte beeinflusst entsprechend das Spektrum von (dissoziativen) Bewältigungsstrategien auf der Ebene des Individuums sowie auch deren (gesellschaftsinterne) Bewertung als normal bzw. pathologisch (Maercker, 2019, S. 66). Bereits innerhalb eines geteilten Ethos oder kulturellen Horizonts ist die Abgrenzung zwischen funktionalen und dysfunktionalen Dissoziationen oft nicht ein-

deutig. Im globalen Vergleich sind die Beurteilungen funktionaler und dysfunktionaler Dissoziation mit Sicherheit weit heterogener. Ethan Watters (2010) hat entsprechende kulturelle Unterschiede in einer eindrücklichen Sammlung dargelegt. Wie lassen sich davon ausgehend die sozialpsychologischen Facetten der Dissoziation umreißen?

4.3 Dissoziation in der Sozialpsychologie und die Rolle des tiefenpsychologischen Unbewussten

Die relationale psychodynamische Perspektive, aber auch die Einschätzung dissoziativer Phänomene aus der Warte der Kulturellen Klinischen Psychologie (*Cultural Clinical Psychology*) werfen die Frage nach den Zusammenhängen zwischen individuellen und kollektiven Dissoziationen auf. Insbesondere bei der Aufarbeitung systematischer Verbrechen gegen die Menschlichkeit wie Völkermord und Folter, die von Menschen an Menschen verübt werden, finden dissoziative Phänomene als primärer Erklärungsfaktor nicht nur für das posttraumatische Verhalten der Opfer, sondern auch für das Verhalten der Täter*innen bzw. eines Täterkollektivs Beachtung. So ist das kategorische Dissoziieren des eigenen empathischen Empfindens oft Voraussetzung solcher Gräueltaten (Fuchs, 2019b; vgl. auch in Tabelle 1 mit Beispielen für individuelle und kollektive Dissoziationen).

Auch kollektive Dissoziationen bilden ein Spektrum. In weniger extremen Fällen gehen bereits kollektive Meinungsbildungsprozesse und die Formation von Wir-Identitäten generell mit dissoziativen Auslassungen in Form von (funktionalen oder dysfunktionalen, normativ gerechtfertigten oder ungerechtfertigten) Empathiegrenzen und Dissoziierungen einher. Berufliches Funktionieren beispielsweise, insbesondere in operativen Leitungspositionen, setzt Einfühlungs- sowie Abgrenzungsvermögen voraus. Das Kollektiv des medizinischen Personals muss sich beispielsweise zu einem bestimmten Grad vom Schicksal der Patienten und den eigenen Gefühlen, die durch deren Leid ausgelöst werden, im Sinne einer *funktionalen Dissoziierung* detachieren können, damit der Versorgungsauftrag mit kühlem Kopf erfüllt werden kann. Gleichzeitig zeichnet sich die Arbeit von Menschen in sozialen Tätigkeiten gerade dadurch aus, dass diese Detachierung nicht zugleich das Mitgefühl und die zwischenmenschliche Verfügbarkeit suspendiert, also in eine schleichende Empathielosigkeit oder sogar stagnierende Dehumanisierung kippt. Ein vergleichbares Gleichgewicht zwischen Bezogenheit und Detachierung braucht es auch als »Bürgertugend« in der Demokratie, um verschiedene Meinungen und Dissens aushalten zu können (z.B. *losers' consent*), ohne dass es zu einer Passivität (z.B. Wählerverdrossenheit) oder Radikalisierung der Verlierer kommt.

Die Funktionen, die »normale« dissoziative Bewältigungsstrategien auf der Individualebene erfüllen – wie Abgrenzung, Selbstschutz, Zentrierung oder Überlebensmechanismus bei Gefahr oder Überforderung –, sind also auch von gesellschaftlicher Relevanz. Als kollektive Bewältigungsstrategie sorgt beispielsweise die Identifikation mit der Wir-Identität oder einer Mehrheitsmeinung für Sicherheit. Doris und Norbert Bischof beschreiben dies anhand der beiden sozialen Fundamentalqualitäten »Sicherheit und Erregung« (vgl. Zürcher Modell, Motivationssysteme Kap. 7.5) (Bischof, 2012, S. 291f.). Je weiter entfernt die Person von der Mehrheitsmeinung ist, desto erregender und un-

sicherer empfindet sie ihre Position (Bischof, 2012, S. 478–479). Aus bindungstheoretischer Sicht ist die *Vertrautheit* der Person mit dem Kollektiv entscheidend dafür, ob sie eher motiviert ist, sich von diesem zu entfernen oder sich anzunähern, ob sie Erregung oder Sicherheit sucht (Bischof, 2012, S. 292). Es braucht ein Gleichgewicht von Sicherheit und Erregung, Nähe und Distanz, damit es nicht zum Überdruss durch zu viel Sicherheit oder (Trennungs-)Angst durch zu viel Erregung kommt. Im Fall einer Radikalisierung wird durch die Überidentifikation mit dem Kollektiv vom Überdruss des Einheitsgefühls dissoziiert, indem äußere Aggressoren oder Konflikte gesucht werden, die Spannungen und Befriedigung der Erregungslust erzeugen.

Wie nachfolgend dargelegt wird, sind Dissoziationen aus sozialpsychologischer Sicht insbesondere hinsichtlich der Entwicklung von Massenbewegungen sowie der Durchsetzung von Ideologien relevant. Untersucht wird die Funktion von Dissoziationen hinsichtlich des Verstehens von Ein- und Ausschlussdynamiken in Gruppen und Gesellschaften. Darüber hinaus stellen sich Dissoziationen im Kontext der digitalen Gesellschaft als unverzichtbare Bewältigungsstrategie z.B. im Umgang mit der Informationsvielfalt, emotionaler und kognitiver Reizüberflutung und (Selbst-)Überforderung heraus.

4.3.1 Dissoziative Dynamiken bei Massenbewegungen und Ideologien

Psychotraumatisch bedingte Reaktionsweisen können sozial und kollektiv bedeutsam werden. Bei einer akuten oder über lange Zeit latenten politischen oder militärischen Bedrohungslage konstelliert sich der biopsychosoziale »Überlebensmodus« auf der Ebene der einzelnen Bürger*innen, aber auch als kollektiv geteilte Erfahrung. Dies kann einerseits die Dynamik und den Umgang mit akuten Krisenerfahrungen beeinflussen. Mittel- und langfristig können unaufgelöste psychotraumatische Bewältigungsstrategien zu anhaltenden Blockaden oder »Stabilisierungen« beitragen, z.B. in Form von strukturell manifestierten Dissoziationen in Kriegs- oder Nachkriegsgenerationen (z.B. Opfer-Täter-Überzeugungen, Verleugnung, dissoziative Abwehr von bewusster, schmerzhafter Durcharbeitung). Die transgenerationelle und kulturelle Übermittlung von selektiven Narrativen, Selbstbildern und Abspaltungen (u.a. Tabus) gehören mit zur Grundlage der moralischen und kollektiven Identifikation *in allen Gruppen und Gesellschaften*; insbesondere scheint sie in Nachkriegsgenerationen stark ausgeprägt zu sein. Davon ausgehend, dass es im individuellen Bereich ein Spektrum an normalen und pathologischen Dissoziationen gibt, ist dieses Phänomen auch auf der gesellschaftlichen und kulturellen Ebene, in Gruppendynamiken und Massenphänomenen zu erwarten. Bereits vor über hundert Jahren haben sich Gustav le Bon (1841–1931), Gabriel Tarde (1843–1904) und Sigmund Freud den sozialpsychologischen Massenphänomenen und der politischen und philosophischen Relevanz von Ideologien gewidmet (Freud, 1921; Le Bon, 1895; Tarde et al., 2015). Le Bon beschreibt die Masse, die von einer kollektiven Dynamik gesteuert wird, über das Kennzeichen des Wahrheitsverlusts:

> Die Massen haben nie den Wahrheitsdurst gekannt. Sie fordern Illusionen, auf die sie nicht verzichten können. Das Irreale hat bei ihnen stets den Vorrang vor dem Realen, das Unwirkliche beeinflußt sie fast ebenso stark wie das Wirkliche. Sie haben die sicht-

> liche Tendenz, zwischen beiden keinen Unterschied zu machen (Le Bon, 1985, S. 47, zitiert nach Freud, 1921).

LeBon schildert neben der Unbewusstheit des Individuums, das sich selbst aufgibt für die Masse, der es sich zugehörig fühlt und sich in seinem Verhalten weitgehend blind von der herrschenden Dynamik anstecken lässt, die Hypnotisierbarkeit (Suggestibilität) des Individuums als Ursachen für das Phänomen der Gleichschaltung und Selbstaufgabe der Einzelnen innerhalb einer bestimmten Masse. Freud (1921, Abs. VII) betont demgegenüber die Bedeutung einer Führerfigur (Vaterfigur), mit der sich die Einzelnen identifizieren können. Mit den Begriffen des Herdentriebs oder der Identifikation als psychodynamischem Mechanismus erklärt er das politische Phänomen der Massenbildung:

> Eine […] primäre Masse ist eine Anzahl von Individuen, die ein und dasselbe Objekt an die Stelle ihres Ichideals gesetzt und sich infolgedessen in ihrem Ich miteinander identifiziert haben. (Freud, 1921, Abs. VIII)

Obwohl der Begriff der Dissoziation weder bei LeBon noch bei Freud explizit genannt wird, schildern beide die psychologischen Massendynamiken als hochgradig dissoziative Erscheinungen. Die zeitgenössischen sozialpsychologischen Theorien operieren primär mit dem Begriff der »Wir-Identität« als Erklärungsfaktor für Massen- bzw. Gruppenphänomene. Aktuelle Theorien gehen davon aus, dass zwischen individueller und sozialer Identität (*I- and We-Identity*) strukturelle Zusammenhänge bestehen (Stets & Burke, 2000). Insbesondere über die Verstärkung von Selbstwert- und Selbstwirksamkeitsgefühlen sowie über ein verstärktes Authentizitätsgefühl nehmen Gruppen direkten Einfluss auf die Ich-Identität der Einzelperson (Stets & Burke, 2000, S. 234). Der Zusammenhalt und das Funktionieren von Gruppen hängen von gemeinsam geteilten Interessen, Identitäten, Zugehörigkeiten und Zielen ab. Je nach Gesellschaft entwickelt sich eine Eigendynamik von Wettbewerb, Kooperation und Anpassungsforderungen (Stürmer & Siem, 2020). Informelle Toleranzgrenzen und Gesetze sanktionieren die Unangepasstheit einzelner Mitglieder oder Untergruppen. Gruppen funktionieren aufgrund einer geteilten Ausrichtung auf Normen und Rollen. Bischof (2020, S. 636–667) beschreibt dies am Vergleich von rechts- und linksradikalen Gruppierungen und deren inhaltlich unterschiedlichen Ideologien. Im Gegensatz zur wissenschaftlichen oder philosophischen »Wahrheitssuche« orientieren sich Vertreter sowohl von rechts- als auch linksextremer Gesinnung an spezifischen gesellschaftspolitischen Idealen. Diese Ideale werden dissoziativ, d.h. mit einem »Tunnelblick« verfolgt, der widersprechende Wertvorstellungen ausblendet oder verleugnet – und dadurch auch nicht dialektisch auf eine höhere Ebene der »Wahrheit« kommen kann.

> Die Autonomie des einsam gegen den Strom schwimmenden Wahrheitssuchers ist an beiden Rändern des politischen Spektrums selten anzutreffen. Gleich dem Mythos ist auch die Ideologie ein *kollektives* Phänomen. […] Beide Extremvarianten des politischen Spektrums glauben sich über die Empirie erhaben, beide degradieren die Wahrheit zu einem Erfüllungsgehilfen moralischer Wertvorstellungen. (Bischof, 2020, S. 641)

Der Gegensatz von rechts- und linksextremen Ideologien wird also nicht in der Art und Weise gesehen, wie die Gruppen dynamisch funktionieren. Beide sichern sich die Kohärenz ihrer ideologischen Überzeugungen durch das einseitige Detachieren von gegensätzlichen Auffassungen, die Einseitigkeit verhärtet bzw. stagniert. Bischof sieht den *Inhalt* von Ideologien als Unterscheidungsmerkmal: Linke verstehen sich als internationalistisch, erklären Multikulturalität und Autonomie als Ideale, wehren sich gegen den Nationalismus, verstehen sich selbst als fortschrittlich und sozialistisch. Demgegenüber sehen Anhänger rechtsorientierter Ideologien hierarchische Strukturen und eine staatliche *Law-and-Order*-Politik als Garant für Sicherheit und vertreten eine kapitalistische, konservative und nationalistische Position, die das Eigene grandios über das Fremde erhebt (Bischof, 2020, S. 642f.). Nation, Volk, Heimat, Muttersprache und Vaterland sind die Assoziationen, die affektive Resonanz auslösen, Sicherheit und Sinngebung verheißen. Während dieser Fokus zur Diskriminierung von und Abschottung vor dem Fremden führen kann, besteht die Falle der linksradikalen Ideologien in der Pauschalisierung und der Romantisierung:

> Ins Extrem getrieben, werden Unterschiede zwischen Menschen einerseits geleugnet oder als belanglos heruntergespielt; andererseits wird das Andersartige aber auch romantisierend zum Höherwertigen verklärt […]. (Bischof, 2012, S. 485)

Die unversöhnliche Dynamik zwischen rechts- und linksradikalen Positionen beschreibt Bischof in einer Weise, die weitgehend konvergent mit der psychotraumatologischen Abwehr auf der Ebene der Einzelpsyche scheint:

> Der Gegensatz [zwischen rechter und linker Ideologie] tritt erst beim Inhalt dieser Wertvorstellungen hervor. Das zeigt sich sogleich, wenn Vertreter beider Richtungen doch einmal miteinander zu reden versuchen. Sie können es nicht; ihre Ansichten prallen mit schrillem Missklang aufeinander, jede geäußerte Meinung trifft den anderen, verletzt ihn, und der Abtausch endet alsbald in Empörung, Hass und Kontaktabbruch. Dort, wo es darauf ankäme, versagt die Utopie des »Diskurses«: Die Gegensätze sind affektiver Natur, sie lassen sich rational nicht aushandeln. (Bischof, 2020, S. 642)

Die Extremisierung und Polarisierung von gegensätzlichen Meinungen, mit denen sich Mitglieder einer bestimmten Gruppe (über-)identifizieren bzw. sich diesen (über-)anpassen, verdeutlichen, dass sich in diesen Fällen eine Veränderung des Status quo durch Dialog und Dialektik allein selten erzielen lässt. Der verbale Diskurs reicht für die Veränderung von dysfunktional radikalisierten Einstellungen, die mittels der Identifikation mit einer Gruppe verstärkt werden, nicht aus. Wie in Kapitel 4.3.2 näher erläutert wird, ermöglichen Dissoziationen die Bildung von Allianzen und die Unterdrückung von Konflikten in der eigenen Gruppe. Da also auch die Stärke und Geschlossenheit der Gruppe auf kollektiv geteilten Dissoziationen basiert, riskiert das Mitglied den Ausschluss aus der Gruppe, wenn es sich gegen die Mehrheitsmeinung stellt oder auch nur mit jemandem der »Gegner« den Kontakt sucht. Gerade das Phänomen der »Kontaktschuld« stellt einen dissoziativen Sicherheitsmechanismus für die Aufrechterhaltung der Polarisierung dar. Ein Individuum, das die adaptierte »kollektive Wahrheit« in Frage stellt,

muss zugleich seine eigene Identifikation und sein Selbstbild grundsätzlich überdenken – insofern auch den Kontakt zu sich selbst wieder suchen.

Der Aspekt der Unversöhnlichkeit und Geschlossenheit, der radikalisierte Gruppen kennzeichnet, gehört auch zu den Merkmalen der Psychodynamik traumatisierter Menschen. Die Ganzheit der Persönlichkeit und die Aufrechterhaltung von deren Funktionsfähigkeit müssen mit aller Kraft gegen aufplatzende traumatische Erfahrungen gesichert werden, was in einem verhärteten, stagnierten Verhalten resultiert: Das eigene Narrativ des Geschehens wird als sakrosankt erachtet. Nur wenn dieses bezeugt und in seiner (innerpsychischen) Realität anerkannt wird, kann sich die traumatisierte Person einer Beziehung öffnen. Gegensätzliche Meinungen oder In-Frage-Stellungen der eigenen Position werden als Aggression bzw. als Angriffe auf die Person empfunden, als Gefährdung der dissoziativ abgesicherten subjektiven Wahrheit, die als letzter Hort verteidigt werden muss. Wie im Fall radikalisierter Gruppen sind auch auf der Ebene der Einzelperson deren traumatische Abwehrreaktionen nicht oder nur partiell rational zugänglich: Die Überwindung der Einseitigkeit und Verschlossenheit, die eine Traumatisierung der Person auferlegt hat, muss therapeutisch über die affektiven, emotionalen und körperlichen Abwehrmechanismen erreicht werden. Der Erfolg von psychotherapeutischen Traumatherapien hängt maßgeblich davon ab, dass die traumatischen Mechanismen in ihrer Ganzheitlichkeit behandelt, d.h. sowohl die mentalen, emotionalen wie auch körperlichen Ebenen miteinbezogen werden. Die Abspaltung der Empathie gegenüber Außenpersonen, welche die »Wahrheit« des Selbst- oder eines dazugehörigen Gruppennarrativs in Frage stellen und dadurch reaktiv als Aggressoren wahrgenommen werden, muss beispielsweise durch wiederholte korrigierende Erfahrungen der Person aufgehoben werden.

Wie geschildert reicht die »Gesprächstherapie« für die Veränderung verhärteter Einstellungen und Beurteilungen, die über die Identifikation mit einer Gruppe verstärkt werden, nicht aus. Die Selbstbehauptung und die Auseinandersetzung mit dem eigenen Verhältnis zu Gruppen gehört über die Psychotraumatologie hinaus zu den allgemeinen Aufgaben der Persönlichkeitsentwicklung, insbesondere in der Phase von Pubertät und Adoleszenz. Die inneren Konflikte und Versagungen auf diesem Weg der Identitätsformation gelten nicht per se als pathologisch. Die Anerkennung und das Überleben des Einzelnen (zumindest innerhalb seiner Gruppe) basiert mit zunehmender Radikalität der Gruppe auf (Über-)Anpassung. Die Grenze zwischen Identität, Anpassung und Überanpassung ist jedoch nicht immer offensichtlich und kann sich im Entwicklungsprozess verschieben. Manchmal müssen die Auswirkungen der eigenen Überanpassung (oder auch einer isolierenden Einzelgänger-Strategie aus Furcht vor Gruppenprozessen) schmerzlich erfahren werden, damit ein kohärentes Selbstgefühl und eine »gesunde« Abgrenzung im eigenen Umgang mit Gruppen erreicht werden. Beispielsweise übernimmt ein Teenager, obwohl er Sympathie für seine Lehrperson empfindet, die kollektiv dominante, abwertende Haltung der Peergroup, um sich nicht unbeliebt zu machen. Dadurch müssen innere Anteile wie beispielsweise die spontane Empathie für die unpopuläre Lehrperson dissoziiert werden. Trotz des inneren Konflikts fungiert der Teenager so

als Verstärker*in der Mehrheitsmeinung.[10] Im optimalen Fall drängt jedoch nach einiger Zeit ein Ungerechtigkeitsempfinden oder das schlechte Gewissen an die Oberfläche, bis eine eigene, von der Mehrheitsmeinung unabhängige Position vertreten wird, auch mit dem Risiko, dass die eigene Popularität dafür sinkt.

Schließlich gehen auch innerhalb eines Kollektivs geteilte Einstellungen gemeinhin mit Dissoziationen einher, um Widersprüchlichkeiten abzuwehren. Dissoziationen ermöglichen so die Bildung von Allianzen und die Unterdrückung von Konflikten in der Gruppe. – Mit Blick auf die Persönlichkeitsentwicklung, die mit Referenz zum personalen und psychodynamisch formulierten Menschenbild umrissen wurde (vgl. Kap. 3), sind die Unterscheidung von eigenen und kollektiven Dissoziationen, das Bewusstsein für die eigene Irrtumsanfälligkeit und Unbewusstheit sowie die Ich-Stärke zur Abgrenzung von nicht kohärenten Gruppenüberzeugungen Indizien für eine gesunde Entwicklung.

4.3.2 Sozialpsychologische Bedeutung von Ein- und Ausschlussmechanismen – Dissoziation von Anerkennung und Empathie

Eine weitere sozialpsychologische Feststellung, die nicht nur bei der Durchsetzung von Ideologien, sondern bei *jeglicher Gruppenbildung* relevant ist, besteht in der Beschreibung von mehrphasigen Gruppensozialisierungsprozessen, in denen u.a. über Zugehörigkeit und Ausschluss von Mitgliedern eine Kohärenz geschaffen wird. Aus sozialpsychologischer Sicht beschreiben Stürmer und Siem:

> Das individuelle Verhalten der Gruppenmitglieder wird durch soziale Normen koordiniert. Soziale Normen sind von den Gruppenmitgliedern konsensual geteilte Erwartungen; sie beziehen sich darauf, wie man sich als Gruppenmitglied in bestimmten sozialen Situationen verhalten sollte (und wie nicht). Das Befolgen dieser Erwartungen wird in vorhersehbarer Weise positiv, die Abweichung negativ sozial sanktioniert. (Stürmer & Siem, 2020, S. 19–20)

Ausschluss und Ausgrenzung gehören zu den effizientesten Sanktionsmitteln, um die Mitglieder einer Gruppe zu beeinflussen. Die hohe Sensibilität von Menschen gegenüber Ausschluss lässt sich u.a. neuropsychologisch damit erklären, dass das Gefühl sozialen Ausschlusses dieselben Hirnareale aktiviert wie die Empfindung körperlicher Schmerzen (Stürmer & Siem, 2020, S. 23). Innerhalb von Gruppen dominieren weitere Phänomene, die im Zusammenhang mit dissoziativen Gruppenphänomenen relevant sind: Sozialpsychologische Annahmen zum Majoritätseinfluss, zur Beeinflussung durch Autoritäten sowie zum Einfluss geteilter Mythen und Stereotypen auf die Einstellungen und

10 Pathologische Dissoziationen können innerpsychisch großes Leiden verursachen, auch weil sie mit einer schmerzhaften Beziehungslosigkeit (*disconnectedness*), dem Gefühl innerer Unerreichbarkeit, Überwachsamkeit oder der Angst vor Kontrollverlust einhergehen können. Ihre Überwindung setzt oftmals voraus, dass die Ich-Stabilität therapeutisch so weit verstärkt wird, dass die Gefahr einer psychischen Dekompensation bei der Durcharbeitung der Dissoziationen reduziert werden kann. Der emotionale Gegenpol einer dissoziativen Erfahrung oder Gefühle, die mit der Überwindung von Dissoziationen assoziiert werden, sind Verbundenheit, Kohärenz und zwischenmenschliche Resonanz.

das Verhalten der Mitglieder können Gruppendynamiken im Allgemeinen miterklären (Stürmer & Siem, 2020, Kapitel 1, 2). Sie sind einerseits dienlich, um die Schaffung unterschiedlicher kultureller und religiöser (Werte-)Systeme und Errungenschaften zu erklären, die aufgrund kollektiver Identifikationen und Kooperationen – und Dissoziationen – überhaupt erst möglich wurden; sie sind andererseits grundlegend, um nachzuvollziehen, weshalb es in der Geschichte immer wieder zu unvorstellbar unmenschlichen und irrationalen Gruppen- und Massenphänomenen gekommen ist – die nur durch systematisch geförderte Kompartmentalisierungen und Dissoziationen der einzelnen Mitglieder erklärbar sind.

Die starke Gewichtung von makropolitischen Faktoren wie Mehrheitsauffassungen steht im Zusammenhang mit zwei psychischen Bedürfnissen, die innerhalb einer Gruppe von Bedeutung sind: dem rationalen Bedürfnis nach einer *akkuraten Einschätzung der sozialen Realität* und dem *emotionalen Bedürfnis nach Zugehörigkeit und sozialer Anerkennung* (Stürmer & Siem, 2020, S. 24–26). Der Majoritätseinfluss auf die Gruppenmitglieder kann mit zwei unterschiedlichen Prozessen erklärt werden, dem *informationellen* und dem *normativen* Einfluss von Mehrheiten. Gerade dann, wenn Unsicherheit bezüglich der eigenen Realitätseinschätzung besteht, orientieren sich Menschen daran, wie die meisten anderen Menschen einen Sachverhalt einschätzen. Konformität und Anpassung überwinden Spannungen und Irritationen, sie versprechen Sicherheit; die Aufrechterhaltung gegensätzlicher Einzelauffassungen dagegen exponiert und gefährdet den sozialen Rückhalt. Dieses Phänomen entspricht dem *informationellen* Einfluss. Der *normative* Einfluss der Mehrheit lässt sich durch die Bedürfnisse nach Zugehörigkeit und Anerkennung erklären: Weil negative Sanktionen bei normabweichendem Verhalten vermieden werden wollen, besteht die Tendenz, sich an die Erwartungen der Mehrheit anzupassen (Stürmer & Siem, 2020, S. 24–26). Eine Minderheit kann demgegenüber nur dann eine entscheidende Triebkraft für Innovation und sozialen Einfluss in Gruppen und Gesellschaften werden, wenn sie im Voraus als Teil der Gesamtgruppe integriert worden ist (Mitglied der Eigengruppe) und sie sich durch die Aufrechterhaltung einer konsistenten Position langfristig legitimiert hat (Stürmer & Siem, 2020, S. 28, 30).

Während bei der intersubjektiven Interaktion eine große Variabilität besteht, zeichnet sich das Verhalten innerhalb von Gruppen durch eine »relative Gleichförmigkeit« (Uniformität) aus (Stürmer & Siem, 2020, S. 52). Orientiert sich eine Person primär am Kollektiv, konstellieren sich entsprechend verstärkt gruppenbezogene (Selbst-)Bewertungsmechanismen. Gruppenwahrnehmungen basieren in der Regel wesentlich auf Stereotypen, Vorurteilen, sozialer Diskriminierung und Stigmata. Die Abgrenzung der eigenen Gruppe geschieht über konstruierte soziale Kategorisierungen einer oder mehrerer anderer Gruppen sowie über legitimierende Mythen. Letztere sind innerhalb einer Gesellschaft geteilte Überzeugungssysteme, die aus Werten, Einstellungen, Meinungen, Stereotypen und kulturellen Ideologien bestehen. Sie dienen zur Rechtfertigung bestehender Status- und Machtunterschiede zwischen den Gruppen (Stürmer & Siem, 2020, S. 59).

Untersuchungen wie das *Milgram-Experiment* haben zudem Freuds These von der Bedeutung von Führerpersonen bestätigt: Es wurde gezeigt, dass Autoritäten selbst ohne Androhung von Sanktionen für Ungehorsam einen ungeahnt starken Einfluss auf das individuelle Verhalten von »Durchschnittsmenschen« nehmen können. Je höher der psy-

chologische Druck, der von Autoritäten ausgeübt wird, desto stärker tendieren Menschen dazu, sich dem normativen Einfluss unabhängig von den eigenen Wertvorstellungen und Wahrnehmungen zu beugen. Auf Geheiß des Versuchsleiters versetzten die Versuchsteilnehmer den Probanden (fiktiv) graduell verstärkte elektrische Stromstöße, die bis zur gesundheitlichen Gefährdung oder zum Tod führen würden. In der exekutiven Rolle des Befehlsausführenden wird (Selbst-)Verantwortung an die Befehlsinstanz delegiert, den Erklärungsmodellen der Autorität wird (auch ohne Androhung expliziter Sanktionen) Folge geleistet, und das eigene gehorsam-angepasste Verhalten wird unreflektiert als gerechtfertigt eingestuft (Stürmer & Siem, 2020, S. 31–33).

Wie soziale Ausschlussmechanismen und Gruppenidentitäten im Extrem dazu führen können, die zwischenmenschliche Empathie gegenüber Nicht-Mitgliedern zu suspendieren, versucht Fuchs in einer Studie zu den Massenerschießungen von Kindern und Müttern während des Holocaust aufzudecken (Fuchs, 2019b). Ausgehend von Soldatenbefragungen zu deren unvorstellbar grausamen Taten während des Zweiten Weltkriegs stellt Fuchs die Frage, wie ein Mensch, der gleichzeitig abends zu Hause als leidenschaftlicher Familienvater auftritt, tagsüber in der Lage war, teils tagelang andauernde Massenerschießungen von Frauen und Kindern durchzuführen. Für Fuchs ist die Erklärung, welche das Verhalten der Soldaten über deren Angst vor Ausschluss oder Sanktionen erklärt, nicht ausreichend. Die Wehrmachtssoldaten hätten den Gehorsam in vielen Fällen ohne Erwartung von tatsächlichen Sanktionen verweigern können. Fuchs sieht die Kontextabhängigkeit der Empathie-Fähigkeit des Menschen als entscheidende und unterschätzte Erklärungsvariable. Er vertritt die These, dass die *Dissoziation der Anerkennung* zur *Dissoziation der Empathie* gegenüber den Ausgeschlossenen führt (Fuchs, 2019b, S. 239).[11] Fuchs kritisiert sowohl die These der Anerkennungstheorie, der zufolge die frühkindlich entwickelte Empathie-Fähigkeit als ausreichende Hemmschwelle für spätere Untaten dienen kann, wie auch kursierende naive Vorstellungen von Empathie als einer ausschließlich positiven Fähigkeit.

> There is a conspicuous tendency of humans to experience empathy and sympathy preferentially towards members of their own group, whereas empathic feelings towards outgroup members or strangers are often reduced or even missing. This may culminate in a »dissociation of empathy«. (Fuchs, 2019b, S. 239)

In einem Modell der Empathie auf zwei Ebenen wird diese als komplexe menschliche Fähigkeit definiert, die es erlaubt, die Gefühle und Absichten anderer Menschen zu verstehen, zu teilen und darauf adäquat zu reagieren (Fuchs, 2019b, S. 240). Auf der Ebene der primären, zwischenleiblichen Empathie wird Empathie über die verkörperlichte (*embodied*) Wahrnehmung des ausdrücklichen Verhaltens des Anderen angestoßen, sofern die eigene körperliche Resonanz und spontane Gefühle gegenüber der anderen Person zugelassen werden können. Auf der *sekundären*, höheren Ebene der Empathie wird diese als durch kognitive Leistungen erweiterte *Fähigkeit* definiert (*cognitively extended empathy*). Psychologisches Wissen, situative Gegebenheiten und die Fähigkeit zur Perspek-

11 Weitere Ausführungen zum Zusammenhang von Entfremdung, Dissoziation der Anerkennung und Empathie vgl. Kap. 5.2.

tivenübernahme erlauben die Reflexion der eigenen Empfindung und können entsprechend die primären, zwischenleiblichen Empathie-Empfindungen entweder verstärken oder dazu führen, dass man sich von diesen detachiert (Fuchs, 2019b, S. 240–241). Der Einfluss der höherstufigen Empathie-Fähigkeit ist insofern bedeutsam, als nicht davon ausgegangen werden kann, dass beispielsweise alle Wehrmachtssoldaten, die Massenmorde ausgeführt haben, grundsätzlich in ihrer primären Empathie-Fähigkeit gestört waren.

Was für die Empathie-Fähigkeit gilt, gilt nach Fuchs auch für die *Anerkennungsfähigkeit*: Anerkennung baut zwar wesentlich auf der primären Empathie-Fähigkeit auf, ob sie jedoch auf der intersubjektiven und gesellschaftlichen Ebene auch *gelebt* wird, hängt von der erweiterten, kognitiven Steuerung der Empathie ab (Fuchs, 2019b, S. 240).

> Recognition, for its part, depends to a large extent on social and cultural definitions of ingroup and outgroup, of inclusion and exclusion, of self and alien. (Fuchs, 2019b, S. 244)

Anerkennung untersteht ebenso wie die sekundäre, höherstufige Empathie-Fähigkeit der Beeinflussung durch Gruppenidentitäten und Ausschlussdynamiken. Soziale Ausschlussmechanismen begünstigen das Absprechen der Anerkennungswürdigkeit anderer Gruppen und die Abspaltung der eigenen Empathie gegenüber den Mitgliedern dieser Gruppen. Damit es zu einer radikalen Dehumanisierung kommen kann, die dazu führt, dass andere Menschen grausam gepeinigt oder ermordet werden, muss ein stufenweiser Dissoziationsprozess vorausgesetzt werden. Ausschlussmechanismen radikalisieren schließlich die Dissoziation der *primären* Empathie: Zunächst findet in der Regel eine Ideologisierung statt, bei der eine radikale Unterscheidung zwischen der eigenen Gruppe und der anderen Gruppe (Freund-Feind-Unterscheidung) fixiert wird. Die systematische Objektivierung und Abwertung der anderen Gruppe durch die Mehrheitsmeinung oder Autorität in der eigenen Gruppe führt dazu, dass den Mitgliedern der Feindgruppe zunächst die Anerkennung und dann ihre Menschlichkeit abgesprochen wird. Zugleich findet hinsichtlich der eigenen kollektiven Rolle eine Dissoziation der eigenen Empfindungen, Werte und der Eigenverantwortung statt. Im Selbstverhältnis kommt es zu einer Kompartmentalisierung, zu einer extremen Selbstverdinglichung. Der Soldat sieht sich nicht als autonome, selbstreflexive und selbstverantwortliche Person, sondern als Rädchen, das ein übergeordnetes System am Laufen hält. Die eigene Subjektivität wird im Moment der Mordtat ebenso abgespalten wie diejenige des Opfers. Ideologische Strategien und Maßnahmen unterstützen die Neutralisierung der Empathie über die Instrumentalisierung der Opfer, das Sichabsprechen der Selbstbestimmung, das Absprechen der Handlungsfähigkeit (Trägheitsannahme, sich nicht zur Wehr setzen können) und der Subjektivität in diesem Ausnahmezustand. Der Dissoziationsprozess radikalisiert sich und spitzt sich weiter zu über die Annahmen der Austauschbarkeit sowie der »legitimen« Verletzbarkeit und Verdinglichung der Opfer. Die Mitglieder der anderen Gruppe werden zuletzt als ent-individualisierte Objekte wahrgenommen, als gesichts-

lose, anonyme Masse (Fuchs, 2019b, S. 245–246).[12] Fuchs nimmt die Studien zu den Massenmorden und seine differenzierte Konzeption der Empathie zum Anlass für die Kritik an der Anerkennungstheorie.

Die beschriebenen sozialen Kategorien von Vorurteilen, Stereotypen, sozialer Diskriminierung und Stigmatisierungen sind Phänomene, die sich nur aufgrund kollektiv geteilter Dissoziationen aufrechterhalten lassen. Diese Phänomene sind nicht nur in extremen Kriegs- und Krisensituationen konstelliert, sondern als latente Mechanismen der sozialen Gruppenidentität vorhanden. In sublimerer Form definieren sowohl Ein- und Ausschlussmechanismen wie auch die Grenzen der Anerkennung und Empathie das innergesellschaftliche Selbst- und Weltverhältnis. Sie werden zur Grundlage von individuellen Aneignungsprozessen, sozialen Dynamiken und kollektiver Orientierung.

Mit Blick auf die sozialkritische Gegenwartsanalyse nehmen Heinze und Thoma (2019) in einem aktuelleren Beispiel die Bedeutung von gesellschaftlichen Ein- und Ausschlussverhältnissen auf, die sie als maßgebliche Einflussfaktoren bei der Genese von Sozialpathologien erachten. Der Einfluss von Ein- und Ausschluss werde gerade bei der aktuellen Erklärung von Sozialpathologien wie Depression oder Burnout durch die mentale Überforderung in der beschleunigten Gesellschaft unterschätzt:

> Aus neurowissenschaftlicher Sicht gibt es jedoch Hinweise, dass der Mensch sich an eine Zunahme von Information durchaus anpassen kann. Sinnvoller erscheint uns demgegenüber die These, dass es durch den beschleunigten sozialen Wandel zum drohenden oder tatsächlichen Ausschluss von Individuen aus bestimmten Sphären der Gesellschaft kommt. […] Es geht somit weniger um gesellschaftliche Anforderungen als um die Ein- und Ausschlussprozesse bezüglich der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. In einem nächsten Schritt gilt es dann zu bestimmen, wie diese Exklusions- und Inklusionsmechanismen bereits die Art und Weise bedingen, wie sich individuelle Biografien ausformen und welche Vorstellungen sich beim Einzelnen bezüglich seiner eigenen Individualität einstellen. Die Logik dieser Mechanismen wiederum entspringt einer Gesellschaft, deren Konstruktion von Individualität sich in erster Linie an der Verwertbarkeit des Einzelnen orientiert. (Heinze & Thoma, 2019, S. 349–350)

Die im Zitat enthaltene These, dass die Verortung von Sozialpathologien in einem unmittelbaren Verhältnis zu den Ein- und Ausschlusspraktiken innerhalb der Gesellschaft besteht, ist mit der These dissoziativer Bewältigungsstrategien kompatibel. Mit der angesprochenen Logik der Mechanismen, die dazu beiträgt, das Paradigma der »Verwertbarkeit des Einzelnen« auch im Selbstverständnis der Einzelnen als Messlatte des subjektiven Selbstwerts zu installieren, verweisen die Autoren auf die Notwendigkeit der Kritik gesellschaftlicher Institutionen. Wenn kollektive Paradigmen wie die genannte »Verwertbarkeit« des Einzelnen die Selbstverwirklichung systematisch einengen und das Subjekt im Sinne einer Selbstinstrumentalisierung beeinflussen, spielen dissoziative Bewältigungsstrategien eine wesentliche Rolle.

---

12 Bildhaft kommt die Tendenz zur Freund-Feind-Nivellierung auch durch die Demonstration zur Schließung des Guantanamo-Bay-Gefängnisses in den USA zum Ausdruck (mit symbolisch verhüllten Gesichtern). *White House weighs Shutdown of Guantanamo Prison*, 2021.

Dissoziative Mechanismen auf individueller und kollektiver Ebene sind meist *unbewusste Mitursachen* sozialer Ein- und Ausschlussprozesse innerhalb von Gruppen und Gesellschaften. Der Schweregrad und die Rigidität dissoziativer Strategien kann ein Indiz für sozialpathologische Ausschlusstendenzen sein. Ein verbreitetes aktuelles Beispiel sind Mobbingprozesse, bei denen eine Gruppe das Opfer ungerührt weiter peinigen kann, weil die individuelle Empathie, das Unrechtsbewusstsein und die moralische Zäsur der Einzelnen dissoziativ durch die Autorität einer dominanten »Gruppen(a)moral« überlagert, kompartmentalisiert oder abgespalten sind. Ein Beispiel aus der internationalen Politik bieten Staaten aus dem Mittleren Osten, die im eigenen Land in McDonald's investieren und einen Konsumhype in ihren Gesellschaften fördern, während gleichzeitig in antiamerikanische Terrormilizen investiert wird. Der Widerspruch liegt hier in der arbiträren Inkonsequenz, die ›gottlosen‹ und ›ungläubigen‹ Amerikaner zu bekämpfen und gleichzeitig deren nahezu paradigmatische Kulturpraktiken zu adaptieren. Als eingängiges historisches Beispiel für eine kollektiv relevante Dissoziation dient im Kontext der Prohibition in den USA Anfang des 20. Jahrhunderts das »Noble Experiment«: Motiviert durch hehre evangelische und gesundheitsfördernde Motive verabschiedete der Senat 1917 ein Alkoholverbot, das über eine Dekade lang in Kraft blieb. Aufgrund des fehlenden Rückhalts in der Bevölkerung war das Gesetz von Beginn an begleitet von untergründigen Bestrebungen, das Gesetz zu unterlaufen. Der Schwarzmarkt von Alkohol boomte, was dazu führte, dass das Alkoholverbot aufgehoben wurde. Hier prallten in derselben Kultur zwei Wertesysteme und Rationalisierungen aufeinander. Das Alkoholverbot blendete unter anderem die soziale Funktion des Alkoholtrinkens in den Saloons aus; somit widersprach das Verbot einer liberalen, selbstverantwortlichen Haltung. Die dissoziative Dimension zeigt sich auch daran, dass die Senatoren zur Feier des Prohibition-Artikels angeblich Whisky bestellten, um auf den Erfolg anzustoßen. Zahlreiche weitere Beispiele für dissoziative Selektions-, Kompartmentalisierungs- und Dissoziationsmechanismen finden sich in der klassischen und zeitgenössischen Literatur. In William Goldings Roman *Lord of the Flies* (1954) beispielsweise führen dissoziative Ausblendungen und Überlebensstrategien zur bösartigen und vernichtenden Peinigung und Ermordung einzelner Gruppenmitglieder. – Kurz: Dissoziative Identifizierungen, Gruppenidentität und Empathie-Suspendierung sind Phänomene, die nicht nur im Verhältnis von Gruppe zu Gruppe, sondern auch innerhalb von Gruppen und Gesellschaften, beispielsweise über das *scapegoating* (Sündenbocksuche), eine zentrale Rolle spielen.

Dissoziative Tendenzen sind über die Gruppendynamiken mit Ein- und Ausschlusscharakter hinaus auch in anderen Bereichen des Sozialverhaltens erkennbar, beispielsweise in der Ökonomie: Bei der Durchsetzung von Moden, Trends oder beim Boom gewisser Konsumgüter werden bisherige Trends oder Vorlieben ausgeblendet und durch aggressive Werbung für die neueren Produkte überschrieben. Die affektive Besetzung der neuen Produkte wird gezielt und strategisch manipulativ gefördert. Ein Beispiel aus dem Technologiesektor ist die Durchsetzung des Mobiltelefons als Attribut, das uns mittlerweile ähnlich unverzichtbar begleitet wie die eigene Kleidung. Mit dem Aufkommen der Mobiltelefone wurden dessen Einsatzmöglichkeiten breit diskutiert, positive und negative Aspekte wurden abgewogen. Zuerst wurde das Mobiltelefon von wenigen Nutzern als notwendiger Dauerbegleiter im alltäglichen Leben

gesehen, primär gebunden an und beschränkt auf berufliche Tätigkeiten, als Ersatz für beispielsweise das Funktelefon der Feuerwehr. Skeptiker*innen beurteilten das Mobiltelefon in Kombination mit dem integrierten Internetzugang nicht als praktischen Telefonersatz, sondern als Störfaktor, der die Momente der Selbstvergessenheit, Nicht-Erreichbarkeit und Privatheit zu stören droht. Mit der Durchsetzung des Mobiltelefons als Massenobjekt stiegen der Druck der Mehrheitsmeinung und die Anwenderdichte so stark, dass es selbst für hartgesottene Technikkritiker zu einem Ding der Unmöglichkeit wurde, ohne soziale Einbußen auf ihr Mobiltelefon zu verzichten. Die Reflexion über die psychologischen Folgen und Schattenseiten, beispielsweise der Side Effect der »Daueraufmerksamkeit« im Kontext der Smartphone-Nutzung, wurde entsprechend lange Zeit aus dem Öffentlichkeitsdiskurs dissoziiert. Eine ähnliche Entwicklung wird in Kapitel 7 zur kollektiven Nutzung der generativen künstlichen Intelligenz wie Chatbots diskutiert werden.

4.3.3 Begriffe des persönlich(en) und gesellschaftlich(en) Unbewussten

Die bisherigen Ausführungen zu den sozialpsychologischen Einflussfaktoren auf das individuelle und soziale Verhalten von Individuen orientierten sich weitgehend an der Frage, wie gesellschaftliche, institutionelle, ideologische oder gruppendynamische Faktoren sich *top-down* auf die Entwicklung von Sozialpathologien auswirken. Mit Rückblick auf den in Kapitel 2.4 erörterten Anspruch, dass sich die kritische Sozialphilosophie nicht nur mit dem Einfluss der institutionellen und gesellschaftlichen Defizite auf die mentale Gesundheit und das Leiden der Einzelnen auseinandersetzt, sondern auch – gerade aufgrund der Nicht-Subsumierbarkeit des individuellen Erlebens, Prozessierens und der unbewussten Bewältigungsstrategien wie der Dissoziation – vom Subjekt selbst ausgeht (*bottom-up*), scheint an dieser Stelle eine Unterscheidung zwischen den innerpsychischen und sozialisationsbezogenen Einflussfaktoren angezeigt. Während es außer Frage zu sein scheint, dass die *top-down*- und die *bottom-up*-Mechanismen in einem wechselseitigen Verhältnis stehen, ist es dennoch sinnvoll, die Rolle des *Unbewussten* und dieses supponierte Verhältnis näher zu erörtern. Dies insbesondere vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass die pathologische psychische Symptombildung dissoziativer Mechanismen, mittels derer das Subjekt innere Konflikte abwehrt und diese in der Folge unbewusst werden (Schumann, 2018, S. 259), nicht nur als Reaktion auf äußere Faktoren, sondern auch als Reaktion auf *innere Konflikte*[13] verstanden werden kann.

Wolfgang Mertens, Timo Storck et al. haben anschaulich beschrieben, wie sich unbewusst internalisierte, beispielsweise familiäre oder gesellschaftliche Erwartungen auf die individuelle Entwicklung und die Aufrechterhaltung jahrelanger Blockaden auswirken können:

---

13 Zum Beispiel zwischen Sicherheits-, Autonomie- und Erregungsbedürfnissen (vgl. Kap. 7.5.1), Auseinandersetzung mit dem eigenen Charakter, Persönlichkeitsakzentuierungen oder der individuellen und familiären Geschichte, mit genetischen Vorbelastungen, Suche nach der eigenen Bestimmung etc. Multiple Faktoren sind für das jeweilige Einzelleben in der je eigenen Mischung – bewusst und insbesondere auch unbewusst – relevant.

> Bei genauerer Betrachtung oder gar Infragestellung von bestimmten Weltanschauungen, religiösen oder politischen Überzeugungen, ökonomischen Bedingungen, die unser Leben beeinflussen, muss oftmals mit einem starken Widerstand gerechnet werden. Dies hat vermutlich damit zu tun, dass unser Verständnis dessen, was oder wer wir sind (unsere Identität), sich ganz wesentlich darüber bestimmt, in welchen sozialen, soziokulturellen oder gesellschaftlichen Kontexten wir uns bewegen und welchen davon wir uns zugehörig fühlen. Erst im Nachhinein, oftmals Jahre oder gar Jahrzehnte später, können wir im besten Fall erkennen, mit welcher Selbstverständlichkeit wir z.B. bestimmte Lebensstile gepflegt, mit welcher Gewissheit wir bestimmte Überzeugungen vertreten haben, ohne sie zu hinterfragen, oder von welchen Selbstüberschätzungen wir bedenkenlos ausgegangen sind. Aber auch welche Unterdrückungsmechanismen wir stillschweigend erduldet haben und wie viel Leid und schmerzliches Erleben damit verbunden waren. All dies war und ist »gesellschaftlich unbewusst« in uns, vieles davon gleichsam bereits mit der Muttermilch eingesogen (also Teil der »Mikro-Sozialisation« der frühen Beziehungen), anderes im Verlauf unserer Sozialisation von Eltern, Lehrern, Medien, Politikerinnen oftmals »subkutan« übernommen, manches davon ein Leben lang vorbewusst verbleibend, und nur weniges überhaupt bewusst reflektierbar und diskursfähig. (Mertens et al., 2025, S. 10–11)

Das Phänomen, dass die *unbewussten Bewältigungsstrategien* das Subjekt oftmals über Jahre hinweg in einer inneren Position festmachen, die im Interesse der Selbst- und Beziehungsentwicklung, eines sinnhaft erlebten Daseins gewandelt werden will, begründet die Bedeutsamkeit der sozialphilosophischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen des persönlich, familiär und gesellschaftlich Unbewussten.

Die beschriebenen Beispiele von – dissoziativen – Gruppendynamiken und psychischen Bewältigungsstrategien setzen die Unterscheidung zwischen dem *persönlich Unbewussten* und dem *gesellschaftlich* oder *kollektiv Unbewussten* voraus. Innerhalb der psychodynamischen Schulen existieren unterschiedliche Auffassungen darüber, ob lediglich von einem persönlichen Unbewussten oder auch vom Begriff eines familiären, kulturellen und kollektiven Unbewussten gesprochen werden soll. Autoren wie Wolfgang Mertens und Timo Storck zielen darauf ab, dass die einseitig individualpsychologische Betrachtung unbewusster Konflikte und Traumata zu kurz greift. Entsprechend kritisieren sie, dass die soziale Realität als Möglichkeit und Beeinträchtigung im Umgang mit psychischen Beeinträchtigungen oft ausgeblendet werde:

> Es scheint so, als müssten wir uns als klinisch-psychoanalytisch Tätige immer wieder daran erinnern, dass die Entwicklungsgeschichte des Individuums und seine Äußerungsformen immer schon Teil einer wechselseitigen Durchdringung mit Gesellschaftlichem ist. Nur: Dem können sich Hemmnisse entgegenstellen, die gerade mit dem Blick des Individuums auf Gesellschaftliches, deren Wirkung und Bedeutung zu tun haben. (Mertens et al., 2025, S. 9–10)

Um die wechselseitigen individual- und sozialpsychologischen Dynamiken – z.B. kulturell, religiös, generationell, milieuspezifisch – analysieren zu können, ist aus psychodynamischer Sicht also auch vorausgesetzt, zwischen den *unbewussten, dissoziierten* Einflussvariablen auf individueller und kollektiver Ebene zu unterscheiden. – Dass die Rede

von einem »gesellschaftlichen Unbewussten« legitim ist, rechtfertigt sich nach Mertens et al. gerade aus der retrospektiven Erfahrung, dass dem Subjekt oft erst nachträglich, Jahre oder Jahrzehnte »später« bewusst wird, welche Identifizierungs- und welche »Unterdrückungsmechanismen«, welche gesellschaftlichen, familiären oder beziehungsbedingten Normen und Rituale über lange Zeit unerkannt blieben und nicht nur zu einer (gesunden) Identität und wertvollen Entwicklungsmöglichkeiten, sondern gegebenenfalls gerade auch zur Aufrechterhaltung von Leid und Entwicklungsblockaden beitrugen:

> Erst im Rückblick kann uns deshalb – sofern wir uns gründlich damit auseinandersetzen – bewusstwerden, worauf wir aufgrund dieser Beeinflussungen verzichten mussten, was wir alles an Ausdrucksmöglichkeiten nicht leben konnten, was gleichsam wie ungehobene Schätze in uns noch darauf wartet, geborgen und verwirklicht zu werden. Allerdings auch, wo gerade dieses Eingebettetsein in mikro- wie makrosoziale Bedingungen, über die nicht immer eine Reflexion erfolgt oder möglich ist, uns etwas an individueller wie kollektiver Verortung möglich macht und damit ungeahnte Freiräume eröffnet. Aber erst ein gründliches Nachdenken über die durch das gesellschaftlich Unbewusste bedingten Restriktionen und positive wie negative Unzugänglichkeiten kann uns diese Möglichkeiten der Sinn- und Bedeutungserweiterungen vor Augen führen, die wir dann im besten Fall schrittweise im weiteren Leben verwirklichen können – gerade dann, wenn wir uns die Möglichkeit offenhalten, uns in einer solchen erkundenden Reflexion nicht einfach nur das uns Umgebende zu eigen zu machen oder zu beherrschen. (Mertens et al., 2025, S. 11)

Auch wenn ausgehend vom Axiom des *Nicht-nicht-dissoziieren-Könnens* nie alles, was persönlich oder kollektiv unbewusst ist, bewusst gemacht werden kann (noch dafür eine Notwendigkeit besteht), scheint doch gerade die oft langjährig dissoziierte und hemmende Wirkung kollektiver Erwartungen und Einflüsse auf die individuelle Persönlichkeitsentwicklung wie auch auf die oft Ausschluss und Missachtung produzierende Dynamik von Gruppenprozessen aus normativer Sicht darauf angewiesen, hermeneutisch den jeweiligen gesellschaftlichen Gegebenheiten so gut als möglich auf den Grund zu gehen. Wie also soll ein »gesellschaftliches Unbewusstes« konzeptualisiert werden?

Mit Blick auf die tiefenpsychologischen Schulen ist die Unterscheidung des persönlichen und kollektiven Unbewussten aus der Analytischen Psychologie von C. G. Jung bekannt. Dem *persönlichen Unbewussten* unterliegt nach Jung das kollektive Unbewusste als archetypisch geprägte Grundlage. Das persönliche Unbewusste lässt sich in aktueller Terminologie vielleicht am treffendsten als »Embodiment-Archiv«, als unbewusst verkörperte Erfahrungen beschreiben. Jung beschreibt:

> Das persönliche Unbewusste enthält alle diejenigen psychischen Inhalte, welche im Laufe des Lebens vergessen worden sind. Ihre Spuren sind im Unbewussten noch erhalten, auch wenn jede bewusste Erinnerung erloschen ist. Außerdem enthält es alle subliminalen Eindrücke oder Perzeptionen, welche eine zu geringe Energie besaßen, um das Bewusstsein erreichen zu können. Dazu kommen noch die unbewussten Vorstellungskombinationen, welche *noch* zu schwach sind, um die Bewusstseinsschwelle überschreiten zu können. Schließlich finden sich im persönlichen Unbewussten auch diejenigen Inhalte, die sich als inkompatibel mit der bewussten Einstellung

> erweisen. Meist betrifft dies eine ganze Gruppe von Inhalten. Vor allen Dingen unterliegen der Verdrängung wegen Inkompatibilität diejenigen Inhalte, welche moralisch, ästhetisch oder intellektuell als unzulässig erscheinen. Bekanntlich kann der Mensch nie nur Schönes, Gutes und Wahres denken und fühlen. Wenn man sich aber bestrebt, eine möglichst ideale Einstellung zu haben, so verdrängt man automatisch alles, was zu dieser Einstellung nicht passt. (Jung, 2011b, § 588)

Die Aufrechterhaltung eines kongruenten Selbstbildes ist maßgeblich definiert durch ein Dissoziieren von Schattenanteilen. Dieses Dissoziieren kann funktionale, aber auch dysfunktionale, pathogene Ausprägungen annehmen und zu einer verhärteten, intoleranten Einstellung führen. Die Bewusstwerdung und Anerkennung dieser inneren Vorgänge wird zum Ziel der Psychoanalyse. *Individuation* setzt das Ringen mit dem persönlichen Unbewussten, insbesondere mit den eigenen Komplexen voraus. Zugänglich werden diese durch die Auseinandersetzung mit komplexbedingten Verhaltensstörungen und Neurosen, vor allem aber auch durch die Auseinandersetzung mit dem symbolischen Material, z.B. Träumen oder Zeichnungen, die sich mit emotionalen Inhalten und Blockaden befassen. Zugleich verkompliziert sich dieser Prozess durch die zweite Seite des Unbewussten, die Jung als *kollektives Unbewusstes* definiert. In diesem befänden sich unbewusste Inhalte, die gerade nicht nur von einem einzelnen Menschen, sondern von einer Gruppe, Familie, Kultur oder auch der Menschheit geteilt würden. Zur genuin unabschließbaren Individuation gehört auch die bewusste und kritische Haltung gegenüber Dynamiken des kollektiven Unbewussten. Jung (2011b, § 589) sieht hierbei archetypische, z.B. mythologische und massendynamische Dispositionen als »angeborene Formen und Instinkte«. Diese Annahme ist bis heute kontroverser Gegenstand verschiedener Archetypentheorien.

Gestützt auf die Unterscheidung des persönlichen und kollektiven Unbewussten grenzt Jung den Begriff der Individuation des Einzelnen explizit von demjenigen der ich-bezogenen Individualisierung ab. Individuation kann immer nur übergangsweise über die Vereinzelung stattfinden, sie setzt immer auch eine ethische oder zumindest sozial-kooperative Ausrichtung voraus:

> Da das Individuum nicht nur Einzelwesen ist, sondern auch kollektive Beziehung zu seiner Existenz voraussetzt, so führt auch der Prozess der Individuation nicht in die Vereinzelung, sondern in einen intensiveren und allgemeineren Kollektivzusammenhang. (Jung, 2011d, § 744)

Erich Neumann hat in der Analytischen Psychologie davon ausgehend den Vorschlag einer »neuen, tiefenpsychologischen Ethik« formuliert:

> Die neue Ethik ist einerseits eine individuelle Ethik, eine Individuationsethik. […] Der andere, mindestens ebenso wichtige Aspekt der neuen Ethik aber ist gerade die kollektive Bedeutung der von ihr verlangten Individuation. (Neumann, 1985, S. 130)

Einschlägig für diese tiefenpsychologische Ethik im Sinne Neumanns ist gerade aufgrund des wechselseitigen, bewussten und unbewussten Einflusses von psychischen und

kollektiven Dynamiken die *Integration des Negativen*: »Die Einbindung des Negativen in den Integrationsprozess ist das Kriterium nicht nur der Kraft, sondern auch der ethischen Leistung« (Neumann, 1985, S. 129). Die Selbstverständlichkeit, mit der die Analytische Psychologie mit dem Begriff des *kollektiven Unbewussten* und der *Individuation* operiert, kann selbstredend nicht für die psychodynamischen Theorien generalisiert werden.

Timo Storck lehnt den Begriff eines »gesellschaftlichen Unbewussten« ab, weil er dieses nicht organisch, vergleichbar mit einer Einzelpsyche verstanden haben will (Mertens et al., 2025, S. 12). Er distanziert sich vom analytisch-psychologischen Verständnis, dass die individuelle Entwicklung immer auch in eine archetypische, kollektive Struktur eingebettet verstanden wird. Demgegenüber argumentiert Christian Seel dafür, die Vorstellung der Analytischen Psychologie nicht vorschnell beizulegen, die besagt, dass wir über die Sozialisierung auch immer kulturelle blinde Flecken haben, Unsagbares und Undenkbares erben. Seel verwendet für das Phänomen den Begriff des *kollektiv Unrepräsentierten*, das gerade auch für die therapeutische Begleitung des Einzelmenschen von Bedeutung ist:

> Der entscheidende Punkt für meine Argumentation ist, dass Jung in seiner Konzeptualisierung des »kollektiven Unbewussten« damit ringt, dass wir kulturelle blinde Flecken haben, dass uns als Kollektiv manches kaum sag- und denkbar ist von dem, was wir erleben, oder, dass wir es nur auf eine ganz bestimmte Weise sagen und denken können. Etwas Wichtiges bleibt dabei ungesagt und ungedacht – *unrepräsentiert*. Wir sehen uns als Gesellschaft damit konfrontiert, bestimmte menschliche Erfahrungen nicht oder nur in bestimmten Arten und Weisen zum Gegenstand bewusster Erfahrung machen zu können. (Mertens et al., 2025, S. 67)

In der Analytischen Psychotherapie wird die Auseinandersetzung mit Mythen und Märchen als eine Form der Anreicherung und Annäherung an das »kollektiv Unrepräsentierte« oftmals miterwogen, um die Imagination und die Selbstregulation der Analysand*innen anzuregen. Dies bedeutet nicht, dass sich menschliches Verhalten auf spezifische unbewusste Motive oder Archetypen reduzieren lässt, sondern lediglich, dass diese kraft ihrer symbolischen Natur und imaginativen Wirkungskraft die Psychodynamik im individuellen Fall mitbeeinflussen. Vorausgesetzt wird eine pluralistische oder »polypsychische« Sichtweise, bei der unterschiedliche Anteile, bewusste und unbewusste Wirkfaktoren als »Psychodynamik« zusammenspielen. Richard Noll (1993) hat seine ausführliche Anerkennung der Komplextheorie und des Polypsychismus von Jung als Beiträge zum Verständnis dissoziativer Störungen entsprechend kritisch mit der Forderung ergänzt, dass eine ethnozentrische Sicht auf die Archetypentheorie klar abzulehnen sei. Dies scheint kongruent mit dem Ziel des Individuationsprozesses, sich mit dem emotional *Dissoziierten*, der *Deprivation* auseinanderzusetzen. Dazu gehört auch das Verständnis und die Entwicklung von Toleranz gegenüber kulturell unterschiedlichen Bewältigungsstrategien und Ressourcen (entsprechend ausgerichtete klinische Forschung zur kulturellen Psychotraumatologie vgl. Maercker et al., 2015; Maercker & Heim, 2016).

Mit dem Begriff des »kollektiv Unrepräsentierten« betont Seel, dass auch dasjenige, was dissoziiert bzw. nicht-realisiert ist, nicht in Worte gefasst werden kann, zum

Gegenstand psychoanalytischer Reflexion gemacht werden sollte (Mertens et al., 2025, S. 13). Entsprechende Beiträge finden sich insbesondere in der Gruppenpsychoanalyse nach S. H. Foulkes und W. R. Bion. Das Feld der Gruppenpsychoanalyse eröffnet für die Dissoziationstheorie ein weiteres, thematisch relevantes Feld. Leitend ist etwa bei Foulkes die Auffassung, dass der Einfluss der unbewussten psychodynamischen Matrix in der Familie das Verhalten und die Wahrnehmung nicht nur von intersubjektiven Beziehungen, sondern auch von Gruppen lebenslang prägt (Foulkes 1978, S. 11–32). Jeder Mensch versucht entsprechend – unbewusst – die ursprüngliche Matrix in einer Gruppe, zu der er neu hinzukommt, wiederherzustellen (Sandner 2013, S. 5). Dissoziative, selektive Wahrnehmungen und Bewältigungsstrategien werden reproduziert. Auch wenn an dieser Stelle auf einen größeren Exkurs verzichtet werden muss, eröffnet die Analyse der gemeinsamen *Grundlagenmatrix* und von spezifischen Gruppenkonstellationen einen Zugang zum Verstehen der unbewussten Seite von reproduzierten Sozialpathologien und kollektiv unbewussten dissoziativen Dynamiken. Diese Verstehensdimension wäre über die sozialpsychologische Bedeutung hinaus auch aus ethischer und politikwissenschaftlicher Sicht fruchtbar zu machen. Kulturpsychologische Beiträge zum gesellschaftsdynamischen Einfluss von kollektiven Ängsten und Aggression finden sich u.a. bei Sandner (2022).

Aus einer relational psychoanalytisch geprägten Sicht stützt sich Angela Moré auf Foulkes Begriff der *Grundlagenmatrix*: Sie argumentiert davon ausgehend für die unverzichtbare Erweiterung des Begriffs des persönlichen Unbewussten um das interaktive und kommunikative Bezogensein – in seiner auch unbewussten Darstellung (Mertens et al., 2025, S. 13). Die Grundlagenmatrizen finden sich »in all jenen Elementen einer größeren Gruppe, die als geteilte Grundlage der Kommunikation dienen und sich verbal in Sprache wie mental-körpersprachlich in Gesten, Habitus, typischen Bewegungsformen usw. ausdrücken« (Mertens et al., 2025, S. 13). Während die Vorstellung von kulturellen, sich anhaltend langsam transformierenden Grundlagenmatrizen dem Begriff eines gesellschaftlichen oder kollektiven Unbewussten nahe ist, wird davon bei Foulkes die »dynamische Matrix« unterschieden. Diese lässt sich stärker als Analogie zum persönlichen Unbewussten verstehen, da sie als »aktuelles Geflecht bewusster Kommunikation und diese begleitenden, unbewussten Projektionen, Übertragungen, Fantasien, nonverbalen Signalen und Stimmungsausdrücken« beschrieben wird (Mertens et al., 2025, S. 54–55).[14]

Insofern das Individuum im Zuge seiner Sozialisation immer schon kollektiv (familiär, religiös, kulturell) eingebettet und damit in seiner Formung *dissoziativ* vor- bzw. mitbedingt ist, können – gerade mit Blick auf das erwähnte Resonanzverhältnis von *top-down-* und *bottom-up-*Mechanismen – C. G. Jungs Tiefenpsychologie, sein Konzept des *kollektiven Unbewussten* und darauf aufbauende zeitgenössische Ansätze als eine begriffliche Vorlage zur Dissoziationsforschung beitragen. Diese Ansätze erweitern das in Kapitel 4.2.2 eingeführte, auf die individuelle menschliche Existenz bezogene Dissoziationsaxiom des *Nicht-nicht-dissoziieren-Könnens* auf die *kollektive Ebene* und machen es insbesondere relationalen, psychodynamischen und sozialpsychologischen Ansätzen zugäng-

14 Für eine genauere Auseinandersetzung mit der aktuellen Debatte um das »gesellschaftliche Unbewusste« in der kritischen Psychoanalyse vgl. die Aufsatzsammlung von Mertens et al. (2025).

lich: Die in C. G. Jungs Vorstellung der *Archetypen* angelegte Grundvoraussetzung, dass jede kollektive Dynamik *sowohl* intern (gegen innen) wie auch extern (gegen außen) *dissoziativ* wirkt und entsprechend zu verstehen ist, erweist sich als integraler Bestandteil menschlichen Zusammenlebens. Gruppenbildungen sind im Sinne eines anthropologischen Faktums menschlich unausweichlich (axiomatisch). Zur Gruppenbildung und -identität gehört die Differenz zu anderen Gruppen, deren Identitäten, Wertsystemen etc. Der Umgang mit der eigenen Identität und mit dieser Differenz und Abgrenzung von anderen Gruppen kann zu unterschiedlichen Graden reflektiert und anerkennend stattfinden oder gesteuert durch emotionale Komplexe oder Gruppendynamiken. In dieser Grundkonstellation ermöglicht eine funktionale Dissoziation die Anerkennung der andersartigen Gruppe – ohne dass dabei die Gruppenfunktion negiert resp. Gruppen aufgelöst oder angeglichen werden müssten. In diesem Sinn kommt der erörterten *Fähigkeit zur funktionalen Dissoziierung* auch auf *kollektiver Ebene* eine eminente Bedeutung zu: Das Anerkennen und das bewusste Aushalten potenzieller Spannungen und Irritationen zwischen Gruppen ist die Grundbedingung für eine gesunde und souveräne Weiterentwicklung des Individuums wie des Kollektivs. Diese Einsicht ist auch von Relevanz für die politikwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dissoziativen Phänomenen.

4.4 Politikwissenschaftlicher Begriff der Dissoziation

Ähnlich vereinzelt wie in der Philosophie (vgl. Kap. 4.1) wird der Begriff der Dissoziation bisher in der Politikwissenschaft gebraucht. Als Gegenkonzept zum Begriff der Assoziation bezeichnet Dissoziation in den Internationalen Beziehungen das Ausscheren von Staaten aus institutionalisierten Ordnungen. Obwohl Dissoziation kein neues Phänomen ist, nimmt seine aktuelle politische Bedeutung zu (Dembinski & Peters, 2019, S. 89). Die liberale Grundauffassung bezüglich der internationalen Zusammenarbeit von Staaten bestand bisher in der Annahme, dass zunehmende Interdependenz zur Friedenssicherung beiträgt. Die optimistische Grundthese der Internationalen Beziehungen auf der Basis des politischen Liberalismus geht davon aus, dass der Aufbau und das Commitment zu gemeinsamen Institutionen zur Transformation beiträgt. Beispielsweise wurde die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) 1994 als geteilte Friedensstrategie zwischen West- und Osteuropa geschaffen, um durch eine Verstärkung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit in der Rüstungsindustrie die Kriegsführung gegeneinander zu erschweren. Assoziative Friedensstrategien gehen davon aus, dass die Erhöhung des Interaktionsniveaus zwischen Staaten zu weniger Spannungen, gewaltsamen Konflikten und Positionsdifferenzen führt. Mit verschiedenen Grundsätzen und Zielvorstellungen wie Frieden durch Handel, Kommunikation, Demokratisierung, internationale Organisationen oder Recht haben sich Theorien der Interdependenz (Czempiel, 1998; Keohane, 1989; Keohane, 2003; Senghaas, 2007) als Idealbild der internationalen Politik durchgesetzt (Dembinski & Peters, 2019, S. 91).

> Die assoziativen Friedensstrategien setzen also durchwegs auf Transformation durch gemeinsame Institutionen: Mit der Zunahme des Austausches und der Verflechtung bilden sich Institutionen heraus, die neben der funktionalen und materiellen Dimen-

> sion auch eine soziale Dimension aufweisen und so eine Transformation der PartnerInnen bewirken. In dem Maße, in dem sich die Staaten ähnlicher werden und sich Konflikte zwischen ihnen nicht nur managen, sondern Positionsdifferenzen überwinden lassen, entsteht stabiler Frieden. Das entspricht dem Aufklärungs- und Fortschrittsoptimismus des Liberalismus, der davon ausgeht, mit den Menschenrechten und dem Bezugspunkt auf das Individuum über einen universellen Standard zu verfügen. (Dembinski & Peters, 2019, S. 93)

Demgegenüber gehen dissoziative Friedensstrategien gemäß der realistischen Ansicht davon aus, dass unvereinbare Interessen und starre Identitäten nicht in jedem Fall durch erhöhten Austausch und institutionelle Verflechtung aufgelöst werden können. Es hat sich gezeigt, dass die lineare Korrelationsannahme »je mehr Interdependenz, desto mehr Frieden« die effektiv oft unberechenbaren und gegenläufigen Transformationsprozesse nicht adäquat abbilden kann (Dembinski & Peters, 2019, S. 94). Dembinski und Peters vertreten die These, dass auch *Prozesse der Dissoziation*, also des Austretens aus internationalen Institutionszusammenhängen, einen Beitrag zur Friedenssicherung leisten können:

> In Situationen, in denen es Konfliktparteien nicht gelingt, sich aufeinander zuzubewegen, Gegensätze zu überwinden und so positiven Frieden zu schaffen, wollen dissoziative Friedensstrategien durch die konstruktive Gestaltung der Trennung und die Anerkennung von Differenz einen Zustand stabiler Koexistenz – einen »pluralen Frieden« ermöglichen. (Dembinski & Peters, 2019, S. 89)

Entgegen der idealistischen Annahme, dass Interdependenz und zwischenstaatliche Beziehungsverpflichtungen immer im Interesse der Beteiligten sind, vertreten sie die Auffassung, dass auch Dissoziationen in Form von Lockerungen von Beziehungen zur Friedenssicherung beitragen können. Formal ist diese Auffassung der philosophischen Technik der Dissoziation sehr ähnlich: Ausgehend vom normativen Ziel einer prozesshaft offenen Stabilisierung, hier konkret der Friedenssicherung, wird versucht, Dissoziation konstruktiv für den Erkenntnisprozess zu nutzen. Zunehmende Beispiele aus der internationalen Staatengemeinschaft – namentlich der Brexit, der Austritt der USA aus dem Pariser Klimaabkommen oder auch das Scheitern des türkischen EU-Beitritts – werfen die Frage auf, ob Assoziation der einzig mögliche Weg zum pluralen Frieden ist (Dembinski & Peters, 2019, S. 89). Das Forschungsprojekt, in dem Dembinski und Peters die Dynamik dissoziativer Prozesse in den Internationalen Beziehungen untersuchen, ist noch nicht abgeschlossen (Peters & Dembinski, 2023). Die Aufnahme des Gegensatzes von Assoziation und Dissoziation in die Analyse von Kriegs- und Friedensprozessen ist vielversprechend, weil sie unterstreicht, dass Dissoziationen auch auf kollektiver Ebene als zweischneidiges Konzept gedacht werden müssen. Wie mit Bezug auf die mentale Gesundheit auf der individuellen Ebene können sich Dissoziationen auch im politischen Kontext dysfunktional oder funktional ausprägen: Dissoziation wird nicht mehr von vornherein bzw. per se als sozialpathologisches oder problematisches Phänomen eingestuft, sondern als Grundaxiom politischer Existenz anerkannt und insbesondere

– mit Blick auf die Kultivierung der *Fähigkeit zur funktionalen Dissoziierung* – als Möglichkeit zur aktiven Stabilisierung friedlicher Koexistenz gewertet.

Unter Dissoziation verstehen wir den Prozess, in dessen Verlauf sich Akteure von zuvor geteilten Regeln und Kernnormen einer Institution distanzieren. Die Institutionen verlieren in diesem Prozess zunehmend ihre Bindungswirkung bis hin zur vollständigen Herauslösung des betroffenen Akteurs aus der Institution. Als Friedensstrategie zielt Dissoziation auf die spannungsreduzierende Trennung von Konfliktparteien und damit auf einen pluralen Frieden, in dem Akteure friedlich koexistieren, ohne den jeweils anderen auf ihre Ordnungsvorstellungen verpflichten zu wollen (Dembinski & Peters, 2019, S. 90).

Dembinski und Peters betonen, dass Dissoziationen von starken Spannungen begleitet sein können. Sie führen nicht notwendigerweise zu Frieden noch verliefen sie zwingend friedlich. Gerade deshalb stellen sie sich in Anlehnung an den sich abzeichnenden *emotional turn* in den Internationalen Beziehungen auf den Standpunkt, dass Dissoziationen als friedenspolitische Herausforderung und Gestaltungsaufgabe zunehmend erforscht und integriert werden sollten (Dembinski & Peters, 2019, S. 102). Wie angedeutet, wurden bisher assoziative Strategien gemäß einem liberalen Verständnis ausschließlich positiv, dissoziative Strategien negativ bewertet. Der *emotional turn* erlaubt in gewissem Sinne eine Aufweichung dieser starren Positiv-negativ-Bewertung und einen nüchterneren Blick: Dissoziation bzw. Dissoziierung kann in gewissen Fällen ebenfalls friedensfördernd und daher erstrebenswert sein. Die Option eines pluralen Friedens als »Ergebnis spannungsgeladener Distanzierungsprozesse« geht indessen nicht mit normativer Indifferenz einher: Die eigenen Normen und Werte werden zwar nicht mit Zwang durchgesetzt, die Grenzen der Toleranz werden jedoch über klare Abgrenzungen, normative Stellungnahmen und Kooperationsgrenzen markiert. Die Grundvoraussetzung ist eine Akzeptanz und Toleranz kulturell und politisch unterschiedlicher Selbst- und Weltbilder, Normen und Werte. Ein Element ist auch die Idee, Transformation über Vorbildfunktionen erzielen zu können.

In diesem Bereich ist auch die Diskussion um *Neutralität* aus der Sicht der Dissoziationstheorie anzusiedeln. Nach Neutralitätsforscher Pascal Lottaz ist Dissoziation (als *Abwehrmechanismus*) im Sinne einer Freund-Feind-Fixierung *hinreichend* (im Sinne der philosophischen Logik) für Kriegsführung. Wir können keinen Krieg führen, ohne auf die Gegenseite kategorisch das Böse, das Bedrohliche und Zerstörerische zu projizieren; gemäß Lottaz (2019, S. xi–xii) würde ohne diese dissoziative Projektion niemand zur Waffe greifen. Die antagonistischen Gegensätze sind hierbei dermaßen ausgeprägt, emotional einseitig aufgeladen und dissoziativ verhärtet, dass zwischen unterschiedlichen Positionen oft kein Dialog mehr stattfindet: Nicht selten eskalieren die dissoziativen Spannungen und Irritationen. Beim Aufeinandertreffen unterschiedlicher Exponent*innen brechen die wechselseitigen Aggressionen auf und werden entsprechend ausagiert. *Neutralität* kann demgegenüber als moralische Position definiert werden, die darum ringt, sich von diesem wechselseitigen projektiven (Macht-)Mechanismus der Parteien zu distanzieren und aus dieser reflexiven Position zu einer Stabilisierung der Dissoziation resp. zu einer Überwindung der Polarisierung beizutragen. Hierbei stützt sich Neutralität als Position in den Internationalen Beziehungen auf die »Moral« des Internationalen

Rechts, des Völkerrechts und wird u.a. als Werkzeug verstanden, um Frieden und Stabilität aufrechtzuerhalten (Lottaz, 2019, S. x).

Neutralität als argumentative Position und normative Praxis zur Überwindung von dysfunktionalen, kollektiv geteilten Dissoziationen, die den Kriegszustand ermöglichen oder aufrechterhalten, entspricht analog zur bisher eingeführten Terminologie *dem aktiven Ringen um eine Form funktionaler Dissoziierung*, die – analog der psychodynamischen Grundhaltung – Spannungen bewusst macht, verstehend aushält und prozesshaft bzw. ergebnisoffen entwickelt, anstatt in starren Freund-Feind-Dichotomien zu stagnieren. Zugleich setzt Neutralität als ethische Position auch voraus, dass Unrecht, Kriegsverbrechen und Missachtung gleichwertig abgelehnt und völkerrechtlich geahndet werden, unabhängig von den übergeordneten politischen Interessen der Kriegsparteien. Die Orientierung an übergeordneten, allgemeinen moralischen Werten und Zielen ist somit paradoxerweise zugleich Voraussetzung und notwendige Ermöglichungsbedingung für politische Neutralität.

Die Forschung zu Dissoziation in der Politikwissenschaft steckt noch in den Kinderschuhen. Dembinski und Peters betonen die Relevanz, internationale Trennungsprozesse zu verstehen und adäquate Konfliktmanagementstrategien zu entwickeln. Schon ein kurzer Vergleich mit der Sozialpsychologie macht deutlich, dass der Faktor der Unberechenbarkeit bzw. Irrationalität, wie er sich bei zwischenmenschlichen Trennungsprozessen zeigt, auch in der internationalen politischen Landschaft beachtet und in die Analyse und Evaluation politischer Prozesse integriert werden muss. – Vergleichbar mit der unbewusst mitgesteuerten Psychodynamik des Individuums und der Dynamik sozialer Beziehungen setzt auch die Gestaltung von internationalen Beziehungen (sozial-)psychologisches Verständnis und Geschick voraus. Selektive Kooperation, Abgrenzungen und Transparenz über die jeweils geltenden normativen Wertvorstellungen, Verhältnisklärungen und ein vertretbarer Konsens zum Dissens, aber auch die klare Distanzierung von unvereinbarer (z.B. menschenrechtsverletzender) internationaler Zusammenarbeit – dies alles scheinen Ansätze zu sein, die auch in der Politikwissenschaft zunehmend an Bedeutung gewinnen. Dies zumindest vor dem Hintergrund der Annahme, dass die Werte des politischen Liberalismus nach wie vor erhalten werden sollen.

4.5 Versuch einer sozialphilosophischen Bestimmung der Dissoziation – vier hermeneutische Kriterien

Dissoziative Mechanismen scheinen untrennbar mit dem Menschen und seinem dissoziativen Wesen verbunden. Entsprechend wirken sie alltäglich auf unterschiedlichen Ebenen menschlichen Wahrnehmens, Empfindens, Denkens, Argumentierens und (zwischenmenschlichen) Verhaltens. Jeder Bewusstwerdungsprozess geht mit der Auflösung von Nicht-Realisation (um den Begriff von Steele et al. aus Kap. 4.2.4 wieder aufzunehmen) einher. *Nicht-Realisation*, identifizierbar über die Frage, was bei der Selbst- und Weltwahrnehmung fehlt, welche Aspekte, Anteile oder Unvereinbarkeiten ausgeklammert werden (müssen), um eine spezifische Überzeugung, Weltanschauung oder das eigene Selbstbild aufrechtzuerhalten, ist Teil von alltäglichen, funktionalen und von pathologischen Bewältigungsmechanismen. Das *Nicht-Realisierte* verweist

unmittelbar auf das dem Bewusstsein unterliegende *Kontinuum der Dissoziation*. Final betrachtet lenkt es die Aufmerksamkeit auf dasjenige, was realisiert werden muss, um die mit anderen Menschen geteilte Realität (unverzerrter durch jeweils eigene subjektivistische Rationalisierung) zu akzeptieren und sich in der Gemeinschaft anzupassen. Je verhärteter die subjektiven Dissoziationen sind, desto schwieriger werden Diskurs und Konsensfindung mit Andersdenkenden und -empfindenden.

Aufgrund ihrer Omnipräsenz und gleichzeitigen Vielgestaltigkeit sind dissoziative Phänomene einerseits so allgemein und grundlegend wie andererseits hochspezifisch und komplex. Dieser Umstand stellt für die systematische Untersuchung des Phänomens eine Herausforderung dar. Einerseits fordert das Prinzip der Sparsamkeit (*parsimony*) eine möglichst enge Fassung des Dissoziationsbegriffs, um nicht jedes beliebige Phänomen, das eine Form von »Trennung« beinhaltet, miteinschließen zu müssen. Andererseits sollte ein entsprechendes Konzept unterschiedlichste dissoziative Ausprägungen systematisch erfassen und integrieren können, gerade um später die Kontinuität und Übergänge zwischen »gesunden« bzw. funktionalen und pathologischen bzw. dysfunktionalen Dissoziationen auszuloten.

Insbesondere im philosophischen, (sozial-)psychologischen und politikwissenschaftlichen Kontext sind dissoziative Phänomene situativ bedingt und können aufgrund ihrer Kontextabhängigkeit im Individuum wie der Gesellschaft mannigfaltige Ausprägungen haben, die von unbewusster Vernachlässigung oder Auslassung eines dissoziierten Teils bis hin zu seiner bewussten Verschweigung oder Vernichtung reichen. Für eine sozialphilosophische Bestimmung dissoziativer Phänomene ist daher ein Vergleich der hier vorgestellten Konzepte in Philosophie bzw. Erkenntnistheorie, (Sozial-)Psychologie und Politikwissenschaften nötig:

Im Unterschied zur Dissoziation im *philosophischen* Kontext, in dem die rhetorische Technik ein bestimmtes Ziel – sei es Wahrheitserweiterung bzw. Erkenntnisgewinn oder die Legitimierung vorgefasster Positionen – verfolgt und verhältnismäßig einfach identifizierbar ist, entzieht sich Dissoziation im *(sozial-)psychologischen* Kontext oft einer streng rationalen Systematisierung. Abhängig von Persönlichkeit, Prozess und Kontext bleiben hier dissoziative Mechanismen immer teilweise unbewusst: Sie wirken und konstellieren sich innerhalb des biopsychosozialen Gesamtorganismus spontan, können sich strukturell verfestigen und tragen zu einseitigen Wahrnehmungen, Motiven und Gewichtungen bei. Bei näherer Betrachtung scheint die dissoziative Technik in der philosophischen Argumentationslehre einer generalisierten Abstraktion und Instrumentalisierung dissoziativer Bewältigungsstrategien auf innerpsychischer Ebene zu entsprechen. Die dissoziative Technik bildet als Argumentation gleichsam die sprachlich analysierbare Dimension einer spezifischen Wahrnehmung und eines bestimmten Motivs ab. So kann sie sich auf sprachlich formulierbare und rational nachvollziehbare Diskurselemente beschränken, während die Analyse dissoziativer Prozesse auf individueller und (sozial-)psychologischer Ebene mehrheitlich auch das Verstehen der verkörperten, biopsychosozialen Reaktionsweisen miteinbeziehen muss. Von solchen impliziten psychologischen Rahmenbedingungen und verkörperten Reaktionen (*embodiment*) der Diskursteilnehmenden wird im Kontext der rhetorischen Technik abstrahiert. In diesem Sinn kann diese als bewusst gewordene, reflektierte und instrumentalisierte Seite psychologischer Dissoziationsphänomene aufgefasst werden.

Der *politikwissenschaftliche* Begriff der Dissoziation wiederum kann einerseits an die sozialpsychologische Dimension der Dissoziation anknüpfen, insofern er kollektive Phänomene auf staatlicher Ebene, das Verhalten einzelner Staaten im Kontext internationaler Beziehungen und Friedensbestrebungen betrifft. Andererseits beinhaltet der politikwissenschaftliche Begriff vor dem Hintergrund politischer Motive und Zielsetzungen einen betont argumentativen und damit rhetorischen Aspekt. Sofern eine solche Betrachtung erlaubt ist, scheinen der *philosophische* und der *politikwissenschaftliche* Dissoziationsbegriff im *(sozial-)psychologischen* Begriff angelegt zu sein, mit dem sie einzelne Aspekte teilen, diese abstrahieren oder auf sie fokussieren.

Darüber hinaus lassen sich dissoziative Phänomene grundsätzlich in zwei verschiedene Kategorien einteilen: Einerseits können Dissoziationen *Zuständen* entsprechen, andererseits können sie *Mechanismen oder »Fähigkeiten«* darstellen: Dissoziative Zustände stellen oft die unhintergehbaren Vorbedingungen einer Situation dar, während dissoziative Mechanismen oder »Fähigkeiten« von unbewusstem Verhalten bis hin zu bewusstem Kalkül in einem dissoziierten Zustand reichen können.

Der Vorgang einer spezifischen Erfassung sozialphilosophisch relevanter Dissoziationen, die auch Voraussetzung für eine normative Beurteilung dissoziativer Phänomene ist, entspricht der hermeneutischen Praxis. Eine *Hermeneutik dissoziativer Phänomene* verlangt eine für den sozialphilosophischen Anwendungsbereich allgemeingültige Definition dissoziativer Phänomene. Was liegt über das allgemeine Kriterium der in Kapitel 4 erwähnten »Trennung« bzw. »Unterscheidung« hinaus im Kern einer jeden Form (sozial-)psychologischer und damit direkt oder indirekt auch rhetorischer und politischer Dissoziation? Auf einer solchen Grundlage lässt sich ein *gesunder* oder *funktionaler* Modus, sowohl für dissoziative Zustände als auch für dissoziative Mechanismen, von einem *pathologischen* oder *dysfunktionalen* Modus abgrenzen. Für eine Hermeneutik dissoziativer Phänomene zeigen sich im Sinne einer Arbeitshypothese die folgenden inklusiven Merkmale fruchtbar:

1. *Auswahl und Ausschluss*: Jede sozialphilosophisch relevante Dissoziation beinhaltet den Ausschluss bestimmter Gesichtspunkte eines Phänomens (*Exklusion, Nicht-Realisation)* und damit umgekehrt eine Auswahl (*Selektion)* oder Akzentuierung des bewussten Standpunkts. Diese exkludierende bzw. selektive Bewegung betrifft im Sinne einer unhintergehbaren Vorbedingung einerseits dissoziative Zustände: Dissoziationen sind integrativer Bestandteil eines jeden Selbst- und Weltbildes, eines jeden Wertesystems, einer jeden Theorie, eines jeden Modells wie auch einer jeden Narration oder Argumentation. Insofern haben sie mit Bezug auf Wahrnehmung, Motive, Prämissen, Annahmen, Wertvorstellungen usw. einen betont sinnstiftenden und damit *konstitutiven Charakter*. Im Kontext dissoziativer Mechanismen betrifft die exkludierende bzw. selektive Funktion den bewussten oder unbewussten Umgang mit dissoziativen Zuständen. Durch Exklusion und Selektion tragen Dissoziationen zu Orientierung, Übersichtlichkeit und inneren Rationalisierung, zu Kohärenz und Konsistenz eines bestehenden Paradigmas oder Systems bei. Voraussetzung für die *hermeneutische Praxis* ist zunächst die Identifizierung derjenigen spezifischen Gesichtspunkte, Aspekte oder Perspektiven, die ausgeklammert werden oder fehlen.

2. *Regulation immanenter Spannung/Irritabilität:* Jedes dissoziative Phänomen – ob in der Form eines dissoziativen Zustandes oder einer dissoziativen Fähigkeit – wird begleitet von einer inneren *Grundspannung*, die gehalten werden muss. Diese Grundspannung kann gehalten werden, solange die dissoziativen Bewältigungsstrategien ausreichen. Werden sie z.B. durch das Hinzukommen von neuen Aspekten oder Informationen in Frage gestellt, droht eine Irritation. Das »Mind-Set« muss rekalibriert werden (z.B. den neuen Gegebenheiten angepasst oder mit mehr Rigidität aufrechterhalten werden), sobald die Spannung zu groß wird. Die Grundspannung konstituiert die Irritabilität dissoziativer Einstellungen und Phänomene. Irritationen oder Irritiertsein (z.B. ausgedrückt durch das Gefühl der Befremdung oder der Dissonanz) signalisieren als »mental mover«, als Denkanstöße… (Guggenbühl, 2023), dass eine dissoziative Bewältigungsstrategie (teil-)bewusst wird. Sie können als Indikatoren dazu dienen, dissoziative Einstellungen und Phänomene aufzuspüren. Irritationen kommen unterschiedlich zum Ausdruck, beispielsweise als Unverbundenheit, Inkongruenz, Diskontinuität, Paradoxon, aber auch als Verzerrung, Missklang, Beigeschmack und dergleichen. Sie verweisen direkt oder indirekt auf etwas, das im Hinblick auf einen kohärenten Gesamtzusammenhang – sei es in einem subjektiven Selbst- und Weltbild, in einer Narration oder rhetorischen Argumentation – fehlt.

Dieses »Fehlen« oder »Mangeln« ist dem unter 1. erwähnten exkludierenden bzw. selektiven Charakter der Dissoziation geschuldet: Bewusst bzw. »strategisch« oder unbewusst exkludierte Inhalte (d.h. nicht-realisierte Inhalte), die explizit geäußert oder implizit bewusst werden, lassen unter veränderten Bedingungen Spannungen aufplatzen, lösen Irritationen aus, provozieren Konflikte oder zwingen zur Revision bestehender Auffassungen. Die konstruktive Auseinandersetzung mit Spannungen und Irritationen erfordert im Sinne dissoziativer Fähigkeit die Bewusstwerdung und zwingt zu Erneuerungen. Diese müssen nicht historische Wenden, biografische oder gesellschaftliche Revolutionen darstellen, sie geschehen in der Realität fortwährend und auf verschiedenen persönlichen und kollektiven Ebenen. Sowohl auf der philosophischen wie auf der (sozial-)psychologischen und politischen Ebene führen Dissoziationen – abhängig von der zugrundeliegenden normativen Zielsetzung – entweder zum kategorischen Festhalten an einer bestehenden Rationalisierung (beispielsweise einer moralistischen Auffassung) oder ermöglichen durch Dekonstruktion eine Transformation, Überwindung und Neugestaltung bestehender Verhältnisse, Überzeugungen und Wahrheitsannahmen. Auf einen ersten Blick mag es paradox scheinen, dass inhärent dissoziative Zustände durch dissoziative Mechanismen irritiert und verändert werden. Auf einen zweiten Blick bestätigt dies die dissoziative Natur eines jeden Wandels auf individueller bzw. entwicklungsmäßiger wie sozialer, kultureller, politischer und entsprechend historischer Ebene. Obwohl Dissoziationen im Sinne eines relativ stabilen Zustandes oder Quasi-Gleichgewichts teilweise historisch lange unbemerkter Bestandteil etablierter Paradigmen bzw. kultureller Denk- und Wertesysteme bleiben können, deren scheinbare Widerspruchsfreiheit mit dem erfolgreichen Ausblenden kontroverser Prämissen einhergeht, liegt ihnen immer eine Spannung zugrunde und sind sie nie vor

Irritationen gefeit.[15] Leitend für die *hermeneutische Praxis* ist sodann die Erfassung der Spannungsgenese, d.h. wie genau Spannungen zustande kommen bzw. was sie zum Aufbrechen (Segregation/Fragmentierung) bringt.

3. *Regulation/Stabilisierung:* Indem Dissoziationen durch die in 1. erwähnte Exklusion und Selektion zu Orientierung, innerer Logik, Kohärenz und dergleichen eines bestehenden Paradigmas oder Systems beitragen, *regulieren* und *stabilisieren* dissoziative Mechanismen dissoziative Zustände. Diese erreichen in Realität nie so etwas wie ein mathematisch perfektes Gleichgewicht, vielmehr ist jeder dissoziative Zustand wiederum Inbegriff der unter 2. dargelegten Spannung und entsprechend vulnerabel bzw. empfänglich für Irritationen. Jeder Stabilitätszustand und jeder regulierende bzw. stabilisierende Mechanismus ist immer schon dissoziativ bedingt, wird dissoziativ irritiert (gefährdet), erliegt dieser Irritation oder reguliert sie dissoziativ, wandelt sie um oder stabilisiert sich neu. Sowohl auf philosophischer, (sozial-)psychologischer wie politischer Ebene fungieren also dissoziative Mechanismen bewusst oder unbewusst als Regulations- und Stabilisierungsmechanismen – als Abwehr, Rechtfertigung, Plausibilisierung, Umwandlung usw. –, die sich situativ funktional oder dysfunktional auswirken. Dissoziative Mechanismen scheinen gerade im Zusammenhang mit narrativen Strukturen ein potentes Instrument zu sein, mit dessen Hilfe biografische, kollektive bzw. gesellschaftliche, kulturelle, nationale, rechtliche, ökonomische, wissenschaftliche usw. Narrative gesichert, plausibilisiert und gerechtfertigt, also reguliert und stabilisiert werden. – Leitend für die *hermeneutische Praxis* ist die Frage, welche Aspekte oder Perspektiven bei einer bestehenden Argumentation gefestigt werden und einen dissoziativen Zustand stabilisieren. Im Hinblick auf die *normative Unterscheidung* zwischen »gesunden« bzw. funktionalen und pathologischen bzw. dysfunktionalen dissoziativen Phänomenen werden in Anlehnung an Cardeña drei stabilisierende Bewältigungsstrategien betrachtet, die durch Exklusion bzw. Selektion die Irritabilität eines Spannungsverhältnisses zugunsten eines Zustands der Stabilität vereiteln: Dissoziation als *Abwehrmechanismus*, als *Kompartmentalisierung*, d.h. das unbewusste oder bewusste Ausblenden einzelner Elemente, und *Detachierung*, d.h. als vom Selbst oder der Umwelt losgelöster Bewusstseinszustand.
4. *Prozesshaftigkeit/Offenheit*: Indem dissoziative Mechanismen dissoziative Zustände nicht nur stabilisieren, sondern auch verändern können, kann als letztes integratives Merkmal die *Prozesshaftigkeit* dissoziativer Phänomene und die *Offenheit* dissoziativer Prozesse hervorgehoben werden. Dissoziationen müssen immer im Kontext eines Erkenntnis-, Entwicklungs- oder eines historischen Prozesses verstanden werden – ob auf rhetorischer bzw. argumentativer, intrapsychischer, sozialer oder politischer Ebene.[16] Vor dem Hintergrund der unter 2. dargelegten potenziellen

15 In der Philosophie hat sich die Debatte über epistemische Ungerechtigkeiten gebildet, die sich mit strukturellen und historischen Benachteiligungen dieser Art befasst (Fricker, 2007).

16 Die unbewusste Diskurskomponente »dissoziativer Voreinstellungen« gehört mit zur Metareflexion über politische Prozesse. So ist sie auch ein tragendes Argument für die Notwendigkeit demokratischer Prozesse und Strukturen. Dass »demokratische Mühlen langsam mahlen«, ist aus

> Irritabilität einer unhintergehbaren Grundspannung haben dissoziative Zustände immer einen mehr oder minder transitorischen und im Sinne ihrer situativen Bedingtheit betont prozesshaften Charakter. Als Treiber eines evolutiv anmutenden und insofern offenen, finalen Prozesses sind auch einzelne dissoziative Phänomene unabschließbar und kontingent. Leitend für die *hermeneutische Praxis* ist einerseits die in die Vergangenheit gerichtete Frage der Genese dissoziativer Zustände oder Mechanismen. Andererseits ist im Hinblick auf die Zukunft das *therapeutische Potenzial* insbesondere pathologischer bzw. dysfunktionaler Dissoziationen hervorzuheben: Welche Auswege, Lösungen oder Erweiterungen eines »Mind-Sets« sind möglich, ohne die Stabilität eines bestehenden Zustands grundsätzlich zu gefährden? Das Ziel ist hier die Unterstützung einer aus sozialphilosophischer Sicht konstruktiven, normativ vertretbaren Lösung.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Damit »Dissoziation« als Referenzbegriff für eine sozialkritische Betrachtung standhalten kann, muss er mehr sein als eine Metapher. Die Subjektivität des dissoziativen Mindsets einer Person oder Gruppe kann nicht als abstrakte Größe aufgenommen werden, sondern sie bedarf einer insbesondere *hermeneutischen Erfassung*, die ein dissoziatives Phänomen systematisch anhand der folgenden vier Merkmale bzw. Kriterien analysieren kann: 1. *Auswahl/Ausschluss (Nicht-Realisation)*, 2. *Spannung/Irritabilität*, 3. *Regulation/Stabilisierung* und 4. *Prozesshaftigkeit/Offenheit*. Für die normative Abgrenzung gesunder bzw. funktionaler und pathologischer bzw. dysfunktionaler dissoziativer Zustände oder Mechanismen dienen die der *Regulation/Stabilisierung* (3) unterstellten dissoziativen Bewältigungsstrategien von z.B. (a) *Abwehrmechanismus*, (b) *Kompartmentalisierung* und (c) *Detachierung*.

4.5.1 Aspekte sozialphilosophisch relevanter Dissoziation

Zur Vertiefung werden im Folgenden verschiedene philosophische, psychologische und politikwissenschaftliche Zusammenhänge beleuchtet. Zunächst gehe ich näher auf erkenntnistheoretische, anschließend auf regulierende bzw. stabilisierende und zuletzt auf normative Aspekte dissoziativer Phänomene ein.

1. Dissoziation als erkenntnistheoretischer Mechanismus

Dissoziationen begleiten sowohl (a) den philosophischen und wissenschaftlichen Erkenntnisprozess wie auch denjenigen (b) der individuellen Selbst- und Welterkenntnis. Darüber hinaus prägen und beschränken sie (c) sozial geteilte Weltanschauungen und Wahrheitskonzeptionen und sind daher politisch relevant. So fungieren etwa kollektiv geteilte Dissoziationen als *movens* für soziale Bewegungen und Gruppenprozesse.

a) Philosophische Funktion (Wahrheitsfindung): Die dissoziative Technik umfasst als philosophische Technik mit dem Ziel des Erkenntnisgewinns (i) die Identifikation ak-

---

der Warte einer Dissoziationstheorie sinnvoll, insofern Zeit und Möglichkeiten geschaffen werden, um ein Phänomen von verschiedenen Seiten zu beleuchten und die Pflicht zum Anhören und Diskutieren gegensätzlicher Ansichten und Argumente in institutionell eingebetteter Weise wahrgenommen werden kann.

tuell »dissoziierter« Tatsachen, (ii) die Reintegration dieser dissoziierten Tatsachen in einen bestehenden argumentativen Kontext, unter Verlust oder Veränderung der bisherigen »Wahrheit«, und führt (iii) zu einer neuen kompatiblen und kohärenten Argumentation. Als *Instrument zur Wahrheitsfindung* setzt die dissoziative Technik – an den klassischen »methodischen Zweifel« bei René Descartes erinnernd – von der Anwender*in eine Haltung der Redlichkeit und Offenheit gegenüber der Prozesshaftigkeit dissoziativer Zustände und Mechanismen voraus. – Die Auswahl und der Ausschluss bestehender Prämissen müssen, falls argumentativ widerlegt, verworfen bzw. angepasst werden. Das Bewusstsein für die eigene Irrtumsanfälligkeit und die Grenzen des subjektiv Wissbaren gehört zur philosophischen Grundhaltung. Als effizientes Instrument der rhetorischen Theoriebildung kann Dissoziation die Meinungsbildung gezielt in eine bestimmte Richtung lenken und sowohl Spannungen als auch Stabilisierungen verstärken. So kann sie z.B. das »Wir-Gefühl« ausprägen oder durch propagandistische Polarisierung und Radikalisierung der Ideologiebildung zur Korrosion die Spaltung einer Gesellschaft vorantreiben.

b) Psychologische Funktion (Entwicklung des Subjekts, der Persönlichkeit): Dissoziation wurde als Begriff für ein psychologisches, den Gesamtorganismus der Persönlichkeit betreffendes Phänomen eingeführt, der ein Spektrum von normalen bis pathologischen Erscheinungen umfasst. Jeder Mensch ist zu einem bestimmten Grad den eigenen dissoziativen Setzungen, Abwehrmechanismen, Detachierungen und Kompartmentalisierungen unterworfen. So wie Dissoziation als rhetorische Technik dazu dient, die Diskussion in die Richtung der Sprecher*in zu lenken und aufzuzeigen, dass die Argumentation eine höhere Konsistenz mit realen Tatsachen aufweist, dient die Dissoziation als psychischer Mechanismus der Aufrechterhaltung einer Stabilität in der inneren, psychischen Realität. Zu dieser Stabilität gehört ein Selbstbild, das es der Person erlaubt, eine erträgliche Wahrnehmung ihrer selbst und Selbstakzeptanz aufzubauen, wie auch ein Weltbild, das auf der Basis einer geteilten Wissensbasis oder Lebensphilosophie die Funktion hat, die Welt durch Erklärungen und Theorien als versteh- und bewältigbar darzustellen. Selbst- und Weltbilder dienen der Komplexitätsreduktion und dem Schutz vor Überforderung. Beispielsweise werden auf der subjektiven Ebene unvereinbare oder unerträgliche Gefühle, Eigenschaften oder Erinnerungen verdrängt oder abgespalten. Als teils fiktive (Selbst-)Darstellung verhelfen uns Selbst- und Weltbilder zur Wahrnehmung einer kohärenten persönlichen Identität und zu einer Deutungsermächtigung gegenüber der Welt: Im Normalfall ist sich eine Person nicht oder nur momentan dessen bewusst, dass in ihr verschiedene Selbstzustände und Realitäten bestehen. Die gesunde Illusion eines intakten Selbstbildes ist nicht in Frage gestellt (Bromberg, 1996, S. 511). Ebenso stabilisierend sind unsere subjektiven Einstellungen, Überzeugungen und Erklärungen zur Funktionsweise der Welt.

Die innerpsychische Realität kann entweder durch ein »gesundes« Selbstverhältnis und einen realistischen Weltbezug gekennzeichnet sein oder durch ein labiles Selbstverhältnis und einen verzerrten Weltbezug, oder – wie in den meisten Fällen – durch eine Mischung von oder ein Schwanken zwischen beidem. Tendenzen der Reifung und der inneren und sozialen Persönlichkeitsentwicklung setzen immer Prozesshaftigkeit voraus und gehen mit der Überwindung und Integration biografisch bedingter wie kollektiv geteilter Dissoziationen einher. Eine »gesunde« Persönlichkeitsentwicklung definiert

sich über ein mehr oder weniger ausgewogenes Verhältnis von Irritations- und Stabilisierungszuständen, muss zu einem gewissen Grad Spannungen zulassen und aushalten resp. erfolgreich regulieren können. – Die Auseinandersetzung mit den eigenen Dissoziationen spielt für den individuellen Selbsterkenntnisprozess eine bedeutsame Rolle, weil sie die Entwicklung eines realistischeren Selbstbildes und die Toleranz für unterschiedliche Wahrnehmungen fördern kann. Vergleichbar wie bei dem unter a. dargelegten philosophischen Erkenntnisprozess verhilft die Bewusstwerdung über die grundlegende eigene Dissoziiertheit und insbesondere über konkret wirkende Dissoziationen (die oft als »Einseitigkeiten« wahrgenommen werden) idealerweise zur Persönlichkeitsentwicklung. Der Anspruch, *sich selbst, das eigene Leben und die Welt zu verstehen*, dient als Entwicklungsanstoß und Motiv zur Beleuchtung der eigenen Schattenaspekte. Tatsächlich bleiben ohne die Bereitschaft, problematische Eigenanteile, Projektionen und Dissoziationen einzugestehen, Selbsterkenntnis und Persönlichkeitsentwicklung blockiert. Wenn sich dissoziative Mechanismen in Form von unveränderlichen innerpsychischen Blockaden langfristig manifestieren, werden sie als Störfaktoren in Beziehungen und im Selbstverhältnis zur Ursache von Leid und Stagnation. Als stabilisierende Bewältigungsstrategie, welche die Kohärenz der innerpsychischen Realität zu erhalten versucht, steht Dissoziation immer auch in einem gewissen Kontrast zu den Ansprüchen der äußeren Realität. Ich-stabile Persönlichkeiten sehen in der Infragestellung ihrer »Dissoziationen« und äußeren Irritationen nicht per se eine Bedrohung. Sie besitzen die mentale Flexibilität und prozesshafte Offenheit zur Einnahme von Gegenpositionen und empfinden die Bereitschaft zur Revision der eigenen Auffassung nicht primär als Schwäche oder Stabilitätsverlust. Sie können mit Gegenhypothesen arbeiten, sich dazu bewusst positionieren und Entwicklungsanstöße dialektisch umsetzen. Die Ich-Stabilisierung durch Dissoziation spielt jedoch insbesondere bei Personen mit einem labilen innerpsychischen Gleichgewicht eine Rolle zum Schutz vor Dekompensation und Krise. Diese Stabilisierung geht mit subjektiven Rationalisierungen und emotionalen Bewältigungsstrategien einher, die einen realistischen Weltbezug erschweren oder nicht ertragen können. Die eigene Realität wird als sakrosankt erachtet, sie darf nicht in Frage gestellt werden. Innere und äußere Realität können je nach Schweregrad der Dissoziation auseinanderklaffen: Eine paranoid-ängstliche Person, die davon überzeugt ist, verfolgt zu werden, interpretiert Geschehnisse in ihrer Umgebung beispielsweise als »Beweise« für das Gefühl des Verfolgtwerdens. Ein Flugzeug, das am Himmel kreist, kreist eigentlich über ihr, ein Mann, der eine Weile hinter ihr herläuft und den Kopf tief im Mantelkragen vergräbt, möchte bei der Beschattung nicht erkannt werden. – Von einer pathologischen Dissoziation ist dann die Rede, wenn plausible Argumente der äußeren Realität nicht mehr als Korrektiv der inneren Realität der Person akzeptiert werden. Wenn beispielsweise in der Zeitung steht, dass das Flugzeug am Himmel aufgrund verzögerter Landungsbedingungen kreisen musste oder der »Beschatter« auf seine Motive angesprochen wird und er glaubwürdig berichtet, dass er die besagte Person weder kenne noch bemerkt habe, sollte dies den Verdacht entkräften und entsprechend die Person von ihren Ängsten entlasten. Hält sie nach wie vor an der subjektiven Interpretation fest, leidet sie höchstwahrscheinlich an einem pathologisch dissoziierten Zustand.

c) Soziopolitische Funktion (Selbst- und Weltbild): Auf Ebene des Individuums und der Gruppe erfüllen Dissoziationen ganz bestimmte Funktionen bei der Genese und Sta-

bilisierung von Selbst- und Weltbildern. Dissoziationen ermöglichen die Aufrechterhaltung von Selbst- und Weltbildern, weil sie mit einer bestimmten Aufmerksamkeitslenkung einhergehen, die dafür sorgt, dass inkompatible Assoziationen ausgeblendet werden (vgl. vorhergehender Abschnitt b). Bei Konflikten mit anderen Menschen oder Kulturen wird das Selbst- oder Weltbild in der Regel zumindest teilweise irritiert, weil die Ausblendung (z.B. in Form einseitiger Beurteilungen) für Widerstand im Umfeld sorgt und so bestehende Spannungen in ihrer Funktion als ausgewählte resp. ausgeschlossene Vorbedingungen des eigenen Selbst- und Weltbildes aufbrechen lässt.

Als Bestandteile von subjektiven und kollektiv geteilten Weltbildern können Dissoziationen beispielsweise über Instrumente wie kollektiv geteilte Narrative wie Mythen oder Legenden, Stereotypen oder soziale Diskriminierung zur Manifestation nicht nur des Schutzes vor Überforderung dienen, sondern auch zur Konstruktion und Persistenz einer exklusiven Wir-Identität und dadurch zu einem zunehmenden Konformitätszwang beitragen. Je stärker das Sicherheitsbedürfnis oder die Benachteiligung einer Gruppe oder Nation von den Mitgliedern wahrgenommen wird, desto sakrosankter werden die eigenen Weltbilder als psychologischer Anker aufrechterhalten. Gemeinsame Identitäten (*shared-identities* oder *we-identities*) werden über gemeinsame Praktiken wie Riten und Traditionen gepflegt, sodass eine Vertrautheit und Zusammengehörigkeit geschaffen wird. Selbst- und Weltbilder stehen in einem engen Zusammenhang und beeinflussen sich gegenseitig. Die Priorisierung des Eigenen, welche Wertsetzungen vornimmt und als Abgrenzung von anderen Gruppen fungiert, muss nicht notwendigerweise zu weniger Toleranz oder Diskriminierung anderer führen. Es kann sich um eine dissoziative Fähigkeit oder Setzung handeln, die im Interesse sowohl der eigenen Gruppe als auch benachbarter Gruppen ist, wenn dies beispielsweise die Berechenbarkeit und Verlässlichkeit in der Beziehung mit anderen Gruppen erhöht. Das Gleichgewicht zwischen ausreichender Integration und ausreichender Dissoziation muss im jeweiligen Fall gefunden werden. Sofern eine Gesellschaft durch ein weitgehend geteiltes Weltbild (*shared identity*) geeint ist, kommt es mit zunehmendem Grad der Priorisierung selektiver Eigeninteressen (z.B. als Reaktion auf eine äußere Bedrohung oder Krise, bei Beziehungsabbrüchen oder beim Versagen der Kooperation zwischen Staaten) mit hoher Wahrscheinlichkeit zu einer zunehmend uniformen Gruppendynamik. Im Falle der innergesellschaftlichen Polarisierung kann eine radikalisierte Spaltung stattfinden, die mit einem erhöhten Bürgerkriegsrisiko einhergehen kann. Aspekte und Argumente, welche die eigenen Ziele und Bedürfnisse in Frage stellen, werden dissoziiert und die kollektive Ein- und Ausschlussdynamik (Freund-Feind-Unterscheidung) setzt sich als »Überlebensoptik« bei der Beziehungs- und Akteursbeurteilung durch. Wenn ein eigenes oder geteiltes Weltbild mit demjenigen von anderen einerseits als inkompatibel wahrgenommen wird, andererseits ein Kräftemessen oder Konflikt ansteht, kann diese Irritation aus sozialpsychologischer Sicht stufenweise zu einer zunehmend empathiereduzierten und einseitigen Ein- und Ausschlussdynamik sowohl innerhalb der Gruppe wie auch im Verhalten der Gruppe zu anderen Akteuren führen. Vergleichbare Prozesse, die mit einer Überanpassung an die Wir-Identität und gleichzeitigen Verflachung der persönlichen Identität einhergehen, lassen sich in innergesellschaftlichen Gruppen beobachten, insbesondere auch bei der Formation von Interessengruppen in sozialen

Netzwerken. An dieser Stelle kann auf die Überlegungen zur Neutralität im Kontext des politikwissenschaftlichen Begriffs der Dissoziation in Kapitel 4.4 verwiesen werden.

In einer pluralistischen Gesellschaft mit hoher kultureller und wertebezogener Diversität kann die zunehmende Priorisierung von Eigeninteressen im Kontrast zu einer Massenbewegung auch zu einer erhöhten Segregation der Gesellschaft führen. Wenn keine eigentliche »Leitkultur« besteht, können sich dysfunktionale kollektive Dissoziationen auch in einer zunehmenden Fragmentierung der Gesellschaft zeigen, in der die Vielfalt von Meinungen und Auffassungen nicht zu einer gemeinsamen Identität, zu mehr Anerkennung und Solidarität führt, sondern zur Gruppenbildung und Abschottung. Pluralistische Parallelgesellschaften können bestenfalls durch ein strukturschaffendes politisches System aufrechterhalten werden, die Gesamtgesellschaft verfügt jedoch über wenig interne Kohärenz und Zusammengehörigkeit der Mitglieder.

2. Dissoziation als Irritations- und Stabilisierungsbegriff

Dissoziative Phänomene auf individueller und kollektiver Ebene pendeln zwischen Normalität und Pathologie, zwischen Irritation bzw. spannungsgeladener Krise und Regulation bzw. Stabilisierung. Insofern haben Dissoziationen einerseits ein »vermittelndes« oder »zentrierendes« Potenzial, indem sie dafür sorgen, dass die unmittelbar für die Sachlage und das Gelingen eines Vorhabens nicht relevanten oder potenziell irritierenden Aspekte ausgeblendet werden und ein Zustand stabilisiert wird. Andererseits können sie sich jedoch auch disruptiv auswirken, wenn die selektive Perspektive durch die Umstände auf eine Weise irritiert wird, dass die Irritation zu Umbrüchen und Konflikten führt. Diese Eigenschaft zeigt sich nicht nur hinsichtlich der Psychodynamik, sondern auch hinsichtlich sozialpsychologischer Phänomene im politischen Kollektiv. Auf die Begrenztheit des Analogievergleichs zwischen dem menschlichen und dem staatlichen Organismus wurde bereits bei der Kritik an Honneths Anerkennungstheorie hingewiesen. Der Vergleich von psychischen und kollektiven Dissoziationen muss sich entsprechend auf einzelne Mechanismen und Prozessverläufe beschränken. Ich beschränke den Vergleich auf die Irritations- und Stabilisierungsmechanismen.

Es wurde aufgezeigt, dass die innerpsychische Voraussetzung für einen »gesunden« Umgang mit Dissoziationen dadurch gekennzeichnet ist, dass der psychische Durcharbeitungsprozess anhält und eine Veränderbarkeit der eigenen dissoziativen Setzungen im Lebenskontext zugelassen und ausgehalten wird. So wie es auf individueller Ebene eine ausreichend stabile psychische Struktur (Ich-Stabilität) braucht, um Veränderungen der eigenen Perspektive und des eigenen Verhaltens zu erlauben, die allenfalls auch mit der schmerzlichen Einsicht in eigenes Fehlverhalten und Täuschungen hinsichtlich des Selbstbildes einhergehen, braucht auch ein konstruktiver sozialpsychologischer Entwicklungsprozess eine institutionelle, politische Rahmenstruktur als »sicheren Boden« der Auseinandersetzung. Die stabilisierende Funktion, welche die eigene Identität, das kohärente Selbstgefühl einer Person im Prozess der Meinungsbildung, Transformation und Entwicklung spielen, übernimmt z.B. innerhalb der Demokratie ein geteiltes Wertesystem und/oder Selbstverständnis, das einen nicht-korrumpierbaren Basiskonsens verkörpert.

Der Vorteil demokratischer Systeme besteht darin, dass assoziative Strategien, die durch politische Institutionen und Strukturen (*polity*) symbolisiert werden, eine Grund-

stabilität und Grunddiversität versprechen. Demokratische Institutionen, Verfassung und Gesetzgebung stehen als Garant für Sicherheit, Gleichwertigkeit der Bürger*innen und Berechenbarkeit. Sie sollten als Rahmenbedingungen der Demokratie stabil genug sein, um inhaltliche Konflikte zwischen Mehrheiten und Minderheiten auszuhalten und im Falle der Radikalisierung aufzufangen. Eine gesellschaftliche Kultur und ein politisches System, das Rechtssicherheit garantiert und durch Institutionen, Gewaltenteilung und Verfassungsgrundsätze geprägt ist, kann z.B. die Ausbreitung radikaler dissoziativer Dynamiken in der Regel verhindern, indem Partikularinteressen angehört und integriert werden. Vergleichbar damit wurde auf der Ebene der Einzelpsyche die Metapher eines Orchesters eingeführt, bei der »das Selbst« als Dirigent dafür sorgt, dass die unterschiedlichen Instrumente und Disharmonien in einer kohärenten Gesamtleistung integriert werden können. Analog gilt: Je etablierter ein politisches System die Diversität von Meinungen integrieren kann, z.B. über ein Mehrparteiensystem in der Demokratie, desto wahrscheinlicher können sozialpsychologische dissoziative Dynamiken thematisiert, im besten Fall überwunden und integriert werden. Diese Kooperative setzt jedoch auch gemeinsame Ziele wie Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit, Solidarität und gute Lebensbedingungen voraus. Wie John Rawls in seiner politphilosophischen Theorie der Gerechtigkeit und spezifisch in seinem Werk »Politischer Liberalismus« (1998) darauf pocht, dass geteilte Grundwerte der Bürger*innen die unverzichtbare Grundlage einer gerechten politischen Gesellschaftsordnung darzustellen haben, hat u.a. auch bereits F. A. von Hayek in seinen »Grundsätzen einer liberalen Gesellschaftsordnung« darauf hingewiesen, dass die politischen Strukturen und Systeme allein nicht zu guten Werten und Ergebnissen in der Demokratie führen. Er sieht ein Gleichgewicht zwischen den demokratischen Institutionen und Strukturen sowie den inhaltlich von den Gesellschaftsmitgliedern geteilten Werten und Prinzipien als notwendig an. Es brauche geteilte (liberale) Prinzipien, damit eine Demokratie nicht zu einer reinen Mehrheitsdiktatur werde (Hayek, 1969, S. 125).[17] Diese strukturellen Ideal-Voraussetzungen für Bindungen und Gemeinsamkeiten im politischen Kollektiv dienen zugleich dem Schutz vor dem Überhandnehmen partikulärer Radikalisierungen oder zunehmender Segregation. Die assoziative Bindungskraft des politischen Systems zeigt sich insbesondere im Kontext von Krisen. Hier sind es jedoch nicht nur eine gemeinsame Werteorientierung und Interessensausrichtung, die zum Zusammenhalt beitragen, sondern oftmals auch dissoziative Strategien wie das zeitweilige Ausblenden oder Detachieren nicht-eigener, »fremder« Ansprüche. Diese dissoziative Strategie der Abgrenzung kann bis zu einem gewissen Grad der Stabilitätserhaltung des Kollektivs dienen. Zugleich kann diese Strategie schnell zu einer Irritation auswachsen und zu einem Kippfaktor oder Krisenauslöser werden. Wenn Dissoziationen innerhalb der eigenen Gemeinschaft zu strukturellen Ungerechtigkeiten und Missachtungen führen, kommt es zu Konflikten. Die machtpolitischen, systemischen und strukturellen Voraussetzungen des Kollektivs sind dann entscheidend dafür, ob ein innergesellschaftlicher Transformationsprozess und damit eine Stabilisierung möglich ist. So wie auf der Ebene der Einzelpsyche die strukturellen Voraussetzungen (Biografie, Persönlichkeitsstruktur, Ich-Stabilität, Sollbruchstellen) von den inhalt-

17 In den Fußstapfen dieser Denke vertritt John Rawls die Notwendigkeit von geteilten politischen Werten und Überzeugungen in seinem *Political Liberalism* (1996).

lichen, dynamischen und prozessbezogenen Qualitäten unterschieden werden, kann auf der kollektiven Ebene zwischen den politischen und institutionellen Strukturen (z.B. Verlässlichkeit und Integrität des politischen Systems, Einhaltung der Menschenrechte) und den inhaltlichen Auffassungen der Mitglieder, den aktuellen Gesellschaftsdynamiken, Werten, Überzeugungen, Selbst- und Weltverständnissen unterschieden werden. Das Selbstverständnis, die Geschichte und ihre Narrative, tradierte Mythen und Bräuche der Gesellschaft, Kommunikationsweisen und Beziehungskultur sind Faktoren, die den Umgang mit politischen und gesellschaftlichen Dissoziationen entscheidend mitbeeinflussen. Die Überwindung systematischer Ungerechtigkeiten in der Gesellschaft hängt davon ab, ob verschiedene Positionen angehört und diskutiert, Konflikte zugelassen und verhandelt werden können. Wenn gegensätzliche Wahrnehmungen und Erfahrungen disqualifiziert oder durch autoritäre Machtdemonstrationen erstickt werden, können die innergesellschaftlichen Dissoziationen nicht aufgelöst werden; sie verschärfen dann eine unterschwellige Polarisierung.

Sofern beispielsweise auf der Ebene des Kollektivs einerseits ein gesteigertes Bedürfnis nach Stabilität und Sicherheit besteht, andererseits jedoch eine ideologische Verschlossenheit gegenüber sachlichen Argumenten dominiert, welche die Faktizität der bestehenden Stabilität in Frage stellt und sie potenziell irritiert, kann dies ein Indiz für eine sozialpathologisch dissoziative Entwicklung sein. Radikalisierte Gruppen zeichnen sich u.a. dadurch aus, dass Argumente, die der Gruppenüberzeugung widersprechen, renitent überhört bzw. abgespalten werden. Nach der Abwahl von Donald Trump als US-Präsident beispielsweise wurden seine Wahlbetrugsvorwürfe von einer radikalisierten Anhängerschaft als wahre Tatsache angenommen. Die internationalen Wahlbeobachter der OSZE und deren Untersuchungsergebnis, dass kein Wahlbetrug vorlag, ließen diese Anhängerschaft unbeeindruckt. Vergleichbar zu unbeirrbaren paranoiden Auffassungen auf der Ebene individueller Pathologien kann es sozialpsychologisch über die Entwicklung von Verschwörungstheorien und Ideologien zu einer dissoziativen Radikalisierung kommen. Aufgrund der verhärteten Abgeschlossenheit der geteilten Theorie und der gruppeninternen Selbstbestätigung sinkt die Hemmschwelle vor einer gewalttätigen Durchsetzung der eigenen Auffassungen (z.B. stürmte am 6. Januar 2021 ein Teil der radikalisierten Anhängerschaft Donald Trumps das US-Kapitol). Das Gruppen-Rational vermischt sich mit der Emotionalisierung der Mitglieder, die in einer selbstgerechten Mischung aus Missachtungsgefühlen, Ängsten und Aggressionen für eine »innere (Gruppen-)Wahrheit« kämpfen. Analog zur Ebene des Individuums ist von einer sozialpathologischen Dissoziation auszugehen, wenn plausible inhaltliche Gegenargumente ungefiltert abprallen, ein »objektives« Korrektiv zur radikalisierten Wahrheitsauffassung also zugunsten der Stabilisierung des Ist-Zustandes abgeblockt wird.

Da Dissoziationen als Variablen komplexer individueller und kollektiver Prozesse veränderbar sind, können sie als Kippfaktoren zur Verstärkung oder Abmilderung sozialer Dynamiken und Konflikte beitragen. Wenn beispielsweise eine politische Autoritätsfigur wie Donald Trump eine bestehende Dissoziationstendenz der Gruppenmitglieder befeuert und zu Konflikten oder aktiven Taten aufruft, kann dieser Akt letzte Hemmungen oder innere Widerstände gegen die Dominanz der Dissoziation auflösen. In der (politischen) Krise gewinnen die irrationalen, aus Ängsten und Missachtungsempfindungen gespiesenen Dissoziationen die Überhand. Dissoziation als

stabilisierender Notfall-Mechanismus zum Überleben konstelliert sich auf subjektiver und kollektiver Ebene. Das Korrektiv einer äußeren Realität oder das politische System als Gefäß, in dem demokratische Meinungsbildungsprozesse gewaltfrei verhandelt werden können, sind unter Umständen dissoziativ suspendiert. Je stärker die Orientierung des Subjekts an der Wir-Identität ist, desto weniger erkennbar ist die eigene einseitige Ausrichtung für die Involvierten. Fakten, Wahrnehmungen und Gefühle, die der Mehrheitsauffassung widersprechen, werden insbesondere dann dissoziiert, wenn ein großes Stabilitäts- bzw. Sicherheitsbedürfnis in der Gemeinschaft besteht oder die Überidentifikation mit kollektiven Mythen das Individuum als Einzelwesen mit einer eigenen Meinung zum Verschwinden bringt.

Während bereits die obige Analogie zwischen dem steuernden Selbstanteil und einem geteilten Basiskonsens in der Gesellschaft auf einer Komplexitätsreduktion basiert, verkompliziert sich die Analyse dissoziativer Phänomene mit Blick auf weltpolitische Dynamiken abermals. Selektive Zusammenhänge lassen sich systematisch aufzeigen: So gilt für dissoziative Phänomene auf der individuellen, sozialen, politischen und weltpolitischen Ebene, dass spezifische Dynamiken und Prozessverläufe identifizierbar sind, die jeweiligen Zusammenhänge jedoch nur singulär und durch die Analyse der spezifischen Situationen und Kontexte verstanden und gedeutet werden können.

Paradoxerweise funktionieren einzelne Individuen wie einzelne Gesellschaften nur, indem sie gewisse Inhalte dissoziieren. Beispielsweise werden in einer liberalen Gesellschaft soziale Gerechtigkeit, minimaler Wohlstand und die Einhaltung der Menschenrechte als notwendige Lebensbedingungen erachtet und eingefordert. Die globale Durchsetzung derselben Werte und Lebensbedingungen verliert jedoch an Dringlichkeit, sobald die unmittelbare Betroffenheit fehlt. Materielle Zugeständnisse wie staatliche Entwicklungshilfe im Ausland werden so lange akzeptiert, wie es die eigenen Privilegien und den Wohlstand nicht spürbar gefährdet. Trotz des Wissens darum, dass die Menschen in anderen Teilen der Welt substanzielle Not leiden, vermindert sich die Empathie und Hilfsbereitschaft mit zunehmender räumlicher Distanz und mit zunehmendem Aufwand. Auch unabhängig von akuten weltpolitischen Krisen ist die Durchsetzung einer globalen Verteilungsgerechtigkeit unrealistisch – nicht, weil sie als Wert nicht ethisch wünschenswert und tugendhaft wäre, sondern weil es hochkomplexe psychologische, ökonomische und politische Gründe dafür gibt, dass die eigene »Sicherheit« und diejenige der eigenen Gruppe instinktiv priorisiert wird. Mit Blick auf innergesellschaftliche und globale Gerechtigkeits- und Verantwortungsfragen ist es die Zuständigkeit von Ethik und politischer Philosophie, über die politischen und ökonomischen Gründe hinaus auch die sozialpsychologischen Dynamiken aufzudecken, die – in der Terminologie von Miranda Fricker – zu epistemischen Ungerechtigkeiten beitragen. Unsicherheiten, unterschwellige Ängste und Konflikte hinsichtlich z.B. erwarteter Einbußen der eigenen Lebensqualität können Missstände mit sozialpathologischer Härte irrational manifestieren.

Wenn Dissoziationen im Extrem als gefühlte Überlebensstrategie einer ganzen Gruppe fungieren, dann verschließt sich die Gruppe in der Regel instinktiv einer sachlich-rationalen Gegenargumentation. Als vergleichbares Phänomen wurde der psychophysische »Überlebensmodus« im Kontext psychischer Traumatisierungen beschrieben, bei dem Instinkthandlungen dominieren und nur reduzierte Interpretations-, Verhal-

tens- und Empfindungsoptionen verfügbar sind. Gruppen- und Massenphänomene können in gewisser Weise diesen Überlebensmodus im einzelnen Gruppenmitglied induzieren, indem sie die Unterschiede zwischen den individuellen Mitgliedern und Meinungen zugunsten der Fantasie der kollektiven Geschlossenheit und Stärke nivellieren. Diversität oder gegensätzliche Meinungen, Gefühle und Wahrnehmungen, die in einer »gesunden« Gruppe verhandelt werden können, werden dann als bedrohlich konditioniert. Können die emotionalen oder sozialpsychologischen Dissoziationen in einer Gesellschaft nicht mehr diskursiv und rational bewältigt werden, geht dies einher mit einer archaischen Dynamik, die aufgrund ihrer Irrationalität und »Slippery-slope-Wucht« philosophisch und politisch schwer rationalisierbar ist. Entsprechend relevant ist die Kombination der psychologischen und sozialphilosophischen Beachtung dissoziativer Mechanismen und Dynamiken auf den unterschiedlichen sozialen Ebenen (intersubjektiv, innergesellschaftlich, aber im Kontext der globalen Interdependenz auch interkulturell): Die kombinierte (sozial-)psychologische und sozialphilosophische Betrachtung kann einen Beitrag dazu leisten, Faktoren des irrationalen menschlichen Verhaltens sichtbar zu machen und deren philosophische Gewichtung einzufordern.

3. Dissoziation als Herausforderung normativer Beurteilung

Wie lassen sich dissoziative Mechanismen und Erscheinungen ethisch beurteilen? Zusammenfassend wurden zwei unterschiedliche Weisen der normativen Beurteilung vorgestellt: a. der ethische resp. moralphilosophische Ansatz und b. der hermeneutische Ansatz. Dabei wurde der Schwerpunkt auf den letztgenannten gesetzt.

a) Ethik und Moralphilosophie: Als Beispiel einer Autorin, die strukturelle und dynamische Verzerrungen auf moralphilosophischem Weg sichtbar zu machen versucht, wurde in Kapitel 4.1.3 Miranda Frickers Theorie der epistemischen Ungerechtigkeiten besprochen. Ihr Beispiel zeigt die Grenzen der moralphilosophischen Reflexion auf, während es gleichzeitig die Attraktivität einer kombinierten ethisch-psychodynamischen Perspektive erhöht.

Die innergesellschaftlichen strukturellen und tradierten Diskursvoraussetzungen, die immer gewisse Mitglieder benachteiligen, wurden von Fricker aus moralphilosophischer Sicht mit dem Begriff der epistemischen Ungerechtigkeiten analysiert. Das fehlende Bewusstsein oder die fehlende Bereitschaft der sozialpolitisch Privilegierten, die Erfahrungsperspektive von Benachteiligten zu bezeugen und darauf respektvoll und gerecht zu reagieren, oder das Fehlen hermeneutischer Ressourcen auf der Seite der Marginalisierten, die das eigene Leid artikulierbar machen würden, führt in einer Gesellschaft zu grundsätzlich asymmetrischen Kommunikations- und Machtverhältnissen. Die moralphilosophische Theorie der epistemischen Ungerechtigkeiten erfasst damit eine spezifische, ethisch problematische Form strukturell in der Gesellschaft manifestierter Dissoziationsphänomene. Fricker schafft es, einen verschatteten dissoziativen Gesamtzusammenhang, der zu strukturellen Ungerechtigkeiten führt, analytisch aufzudecken und als ethisch relevante Gegebenheit erkennbar zu machen. Der Ansatz reicht jedoch nicht aus, um komplexe kollektive Phänomene der Dissoziation erschöpfend zu erfassen und entsprechend ethisch zu thematisieren. Damit Reflexion und Einsicht in die Gruppendynamik Einzug halten, bedarf es einerseits eines tugendgeleiteten Ethos und institutionell ausgleichender Gerechtigkeitsmaß-

nahmen, andererseits und allem voran jedoch bewusstseinsschaffender Interventionen wie Irritation, Konflikt und paradoxe Erlebnisse. Je nach Gravität und Radikalisierung werden Individuen durch empirische Fakten, Krisen oder den Anstoß zur empathischen Betrachtung angesprochen. Wenn bestimmte Ideologien den autonomen Denkraum der Individuen besetzen und zum Verschwinden bringen, müssen die tiefergehenden psychodynamischen und sozialpsychologischen Voraussetzungen verstanden und adressiert werden.

In Anlehnung an die Erkenntnisse aus der Psychotraumatologie wurde aufgezeigt, dass einseitig aufgeladene Gruppendynamiken, ideologisierte Massenbewegungen und Sozialpathologien im Allgemeinen auf der rationalen Ebene allein nicht bewältigt werden können. Der Exkurs zu den links- und rechtsradikalen Ideologien hat gezeigt, dass unterschiedliche Inhalte und Wertorientierungen, nicht jedoch grundsätzlich unterschiedliche soziale und psychodynamische Mechanismen die Politisierung und Polarisierung innerhalb von Gesellschaften kennzeichnen. »Versöhnung«, Überwindung von Radikalisierung und Entwicklung setzen im individuellen und kollektiven Fall korrigierende (Beziehungs-)Erfahrungen und den Einbezug mentaler, emotionaler und körperlicher Dimensionen voraus.

b) Argumentationstheorie und Hermeneutik: Die normative Beurteilung der dissoziativen Argumentationstechnik setzt aus einer philosophischen Perspektive die Klärung der Frage voraus, ob das Ziel (*telos*) der Argumentation im Erkenntnisgewinn bzw. der Wahrheitsfindung besteht oder in der (manipulativen) Durchsetzung bereits vorgefasster Absichten und Theorien. Die Auseinandersetzung mit der Argumentationstechnik der Dissoziation in Kapitel 4.1 hat deutlich gemacht, dass die normative Bewertung der angewandten dissoziativen Technik von der allgemeinen Konstitution der Denkerin, ihren Absichten und Werten, bewussten und unbewussten Strebungen, nicht abzukoppeln ist. Eine ausschließlich logisch-rationalistische Beurteilung der dissoziativen Technik kann die ethische Funktion und Beurteilung dissoziativer Argumentationen, Prozesse und Phänomene daher nur begrenzt erhellen. Sie setzt voraus, dass auch das Selbst- und Weltverhältnis der Person, ihr ganzer Kontext mit in Betracht gezogen werden. Die Orientierung an möglichen Motiven, die durch die dissoziativen Strategien durchgesetzt werden sollen, fußt immer auch auf der psychologischen und sozialpsychologischen Konstellation, auf der Phänomenalität der beteiligten Subjekte und den politisch und ökonomisch mitgeprägten Sozialverhältnissen innerhalb einer bestimmten Gesellschaft. Auf der psychologischen Ebene wurde mit Bezug auf die inklusive Lesart psychologischer Dissoziationen vergleichbar hervorgehoben, dass nicht primär die Qualität der dissoziativen Erfahrungen, sondern ihr Zweck (*purpose*) und ihre Funktion im Kontext der Erscheinung darüber entscheiden sollten, ob es sich um eine »gesunde« oder eine pathologische Dissoziation handelt. Auch dort dienen die Auswirkungen von Dissoziationen auf die Person und ihre Umwelt als Anhaltspunkte für eine realitätsnahe Beurteilung. Wenn beispielsweise der Leidensdruck hoch und die Funktionsfähigkeit der Person eingeschränkt ist oder wenn ihre Dissoziationen zu ethisch problematischen Verhaltensweisen führen, wie z.B. zu Misshandlungen innerhalb der Familie, dann sind dies Konsequenzen, die nicht nur sozialpathologisch und diagnostisch, sondern auch ethisch relevant sind. Aus normativer Sicht reichen dann

die psychologisch-therapeutischen Maßnahmen nicht mehr aus, sondern es braucht eine Veränderung der Gesamtsituation der Betroffenen.

Die Beurteilung von Dissoziationen ist also sowohl auf der philosophischen wie auch auf der psychologischen und sozialpsychologischen Ebene kontextabhängig und entsprechend fallspezifisch. Die normative Beurteilung setzt ein Moral- oder Wertesystem voraus, beispielsweise über die Orientierung an den Menschenrechten oder an Grundwerten des politischen Liberalismus. Zugleich können einseitige, ideologische Wertorientierungen zu sozialpathologischen dissoziativen Entwicklungen führen. Beispielsweise führt die dominante Ausrichtung am Wert der Chancengleichheit unter Umständen dazu, dass die soziale Dimension der Anerkennung unverhältnismäßig ausgeblendet wird und z.B. die individuelle Förderung unterminiert wird. Durch die komplexe und zu Teilen irrationale Dynamik von Dissoziationsprozessen lassen sich diese philosophisch nur bedingt systematisieren. Trotzdem zeigt z.B. die philosophische Auseinandersetzung mit den epistemischen Ungerechtigkeiten, dass die moralphilosophische Auseinandersetzung mit diesen Phänomenen zugleich die Glaubwürdigkeit und Validität, aber auch die Unübersehbarkeit kontingenter und strukturell dissoziativer Dynamiken zu beleuchten hilft. Die hermeneutische Analyse lebensweltlicher Prozesse und Erscheinungen zeichnet sich als notwendige Ergänzung der moral- und sozialphilosophischen Beurteilung ab.

Entsprechend wichtig ist es, nicht nur die Absichten und Konsequenzen dissoziativer Strategien in die normative Beurteilung miteinzuschließen, sondern auch hermeneutische Überlegungen. Gerade aufgrund der teilweise unbewussten Motive und Absichten, aber auch aufgrund historisch tradierter Werte, Strukturen, Vorurteile, Wettbewerbsbedingungen und Machtverteilungen können kollektive Dissoziationen zu gravierenden Missachtungen, Diskriminierung und Ungerechtigkeiten führen. Diese zu erkennen und zu verstehen, setzt hermeneutische Analysen voraus, die unterschiedliche Sichtweisen und Betroffenheiten eines Phänomens zusammenbringen und davon ausgehend eine normative Erschließung eröffnen. Die hermeneutische Analyse schöpft aus ihren Bezügen zu anderen Disziplinen wie der Soziologie, Geschichte oder der Sozialpsychologie, die förderlich sind, lebensweltliche Phänomene in ihrer Komplexität zu verstehen und zu erklären.

4. Psychologische und anerkennungstheoretische Beurteilung individueller und gesellschaftlicher Dissoziationsphänomene

Dissoziation wurde als psychologischer Begriff eingeführt, der ein Spektrum von normalen bis pathologischen Reaktionsweisen abdeckt. Im Anschluss an die inklusive Lesart wurde ausgehend von Cardeñas Unterscheidung dreier Cluster von »Dissoziation«, namentlich als *Abwehrmechanismus*, *Kompartmentalisierung* und *Detachierung*, aufgezeigt, dass eine eindeutige Grenze zwischen normalen und pathologischen Formen von dissoziativen Stabilisierungsmechanismen insbesondere dort schwer auszumachen ist, wo keine eindeutige Psychopathologie vorliegt (wie z.B. eine dissoziative Identitätsstörung oder der Verlust der Ganzheit der Persönlichkeit). Zusätzlich zur erschwerten Konzeptualisierung durch die spektrale Verortung sind dissoziative Phänomene nicht statisch, sondern prozessbedingt veränderbar: Schweregrad, Frequenz, Geschlossenheit und Leidensdruck etc. können sich im Laufe der Zeit verändern. Zur Klassifikation von funk-

tionalen und dysfunktionalen Dissoziationen auf der Ebene des Subjekts sowie auf der gesellschaftlichen, kollektiven Ebene wurden jedoch im Laufe dieses Kapitels diverse Anhaltspunkte identifiziert, die eine Unterscheidung von funktionalen und dysfunktionalen Dissoziationen auf Subjekt- sowie auf der kollektiven, gesellschaftlichen Ebene erlauben.

a) Ebene des Subjekts/der Einzelperson: Die Ausführungen zu den innerpsychischen und verhaltensbezogenen Symptomen haben gezeigt, dass normale Dissoziationen in der Regel die psychische und soziale Integration der Person nicht grundsätzlich gefährden, sondern die Person bis zu einem gewissen Grad grundsätzlich konstituieren. Mit der von Diamond (2020) eingeführten Unterscheidung primärer und sekundärer Dissoziationen wurde eine grundlegende qualitative Unterscheidung eingeführt, die im Kontext dissoziativer Phänomene auf individueller und kollektiver Ebene diagnostisch relevant ist. Während die primären Dissoziationen als Notmechanismen fungieren, erfüllen sekundäre Dissoziationen eher die Funktion von Bewältigungsstrategien.

Der Umgang mit primären und besonders sekundären Dissoziationen hängt von der Ich-Stabilität einer Person ab: Ich-stabile Personen können Dissoziationen erleben oder eine gewisse Dissoziationsfähigkeit mehr oder weniger un-/bewusst so einsetzen, dass die Persönlichkeitsentwicklung nicht gehemmt und die Integration und Beziehungen im sozialen Umfeld nicht strukturell behindert werden. Solche Personen sind in der Regel in der Lage, ihre Dissoziationen in Konflikten mit anderen Menschen bewusst wahrzunehmen, zu reflektieren und ohne Gefahr oder Angst vor einem Identitätsverlust zu revidieren. Das Ich-stabile Subjekt ist sich bewusst, dass die eigene Irrtumsanfälligkeit eine *conditio humana* ist und dass die Wahrnehmungen, Prozessbeurteilungen, Beziehungen und die Lebensentwicklung immer zu einem Teil kontingent bleiben resp. eine fließende Anpassung der eigenen Urteile und Strategien erfordern. Wenn Dissoziationen demgegenüber als Schutzmechanismen eine strukturschwache, Ich-instabile Persönlichkeit davor bewahren müssen, in sich zusammenzufallen und zu dekompensieren – wie dies bei primären Dissoziationen oftmals der Fall ist –, kann das Infragestellen eigener Dissoziationen nicht zugelassen werden. Im Konflikt mit Außenpersonen, welche die Wahrnehmungen oder Gefühle der Person als verzerrt oder realitätsfremd beurteilen, wird die eigene Dissoziation aus Angst vor Kontroll- und Identitätsverlust rigide aufrechterhalten, auch wenn dies zum Abbruch der Beziehungen oder zu einer verzerrten und ungerechten Darstellung der Außenwahrnehmungen führt.

In der psychologischen Terminologie werden pathologische Dissoziationen unter anderem an einem Verlust der Ganzheit der Persönlichkeit, an verstärktem Leiden (z.B. zunehmenden Ängsten oder Paranoia), an Einschränkungen der Funktionsfähigkeit und an der Beeinträchtigung sozialer Beziehungen erkannt. Im Rückgriff auf die anerkennungstheoretische Terminologie führt eine pathologische Dissoziation der Einzelperson erwartungsgemäß zu einer Zunahme der Selbstentfremdung, zu einer Abnahme der sozialen Freiheit und zu zunehmendem Anerkennungsverlust in der Beziehung zu Selbst und Umwelt. Dysfunktionale, unauflösliche Dissoziationen fungieren als innerpsychische Kontrahenten der Anerkennungsfähigkeit und der Beziehungsfähigkeit. Dysfunktionale Dissoziationen können erwartungsgemäß auf allen drei Stufen der Anerkennung (Liebe, rechtliche Anerkennung, soziale Wertschätzung) zu Missachtungsverhältnissen beitragen. Gestützt auf die Unterscheidung primärer

und sekundärer Empathie kann die intersubjektive Anerkennung geschädigt oder verunmöglicht werden, wenn gesellschaftlich geteilte Überzeugungen oder Wertsysteme dazu führen, dass die Anerkennungswürdigkeit bestimmten Mitgliedern der Gruppe oder den Mitgliedern von anderen Gruppen abgesprochen wird. Nicht nur die primäre, entwicklungspsychologische Anerkennungsfähigkeit, sondern auch ihre kognitiv und sozial steuerbare sekundäre Dimension kann durch Dissoziationen auf subjektiver Ebene (z.B. als Folge von psychischer Traumatisierung) oder auf sozialer, gesellschaftlicher Ebene (z.B. als Folge einer politischen Radikalisierung einer Gruppe, der sich das Subjekt zugehörig fühlt) beeinträchtigt werden. Entgegen der ursprünglichen anerkennungstheoretischen These, dass der Grundstock der Anerkennungsfähigkeit ausschließlich in einem intakten *good-enough*-Verhältnis zu den primären Bezugspersonen aufgebaut wird, muss die Einflussnahme sozialer und kollektiver dissoziativer Phänomene auf die Einzelperson im anerkennungstheoretischen Diskurs stärker gewichtet werden. Selbst bei einer entwicklungspsychologisch intakten Mutter-Kind-Beziehung als Grundlage für das spätere Sozialverhalten, also einer Beziehung zu den ersten Bezugspersonen, die durch ausreichend gute Affektregulierung und Beziehungsgestaltung gekennzeichnet war, kann der Verlust der sekundären Empathie stattfinden. Dieser kann dazu führen, dass systematische Diskriminierung, Absprechen der Rechtsansprüche und der sozialen Wertschätzung auch von Subjekten ausgeführt werden, die ursprünglich anerkennungsfähig waren. Die soziale Beeinflussung durch die Macht des Kollektivs oder einzelner Autoritätsfiguren kann über das Konzept der Dissoziation in der Anerkennungstheorie ergänzt werden.

b) Ebene des Kollektivs, der Gesellschaft: Aus sozialpsychologischer Sicht wurde festgestellt, dass die Dominanz von Ein- und Ausschlussmechanismen als Mittel der gruppeninternen Sanktion, aber auch die Zunahme von Uniformitäts- und Konformitätsdruck, die Geschlossenheit und Majoritäts-/Autoritätsausrichtung Indizien für sozialpathologische dissoziative Dynamiken sind. Es wird davon ausgegangen, dass diese zunehmend dissoziative Fokussierung und Priorisierung auf die Eigeninteressen und Ansprüche der Gruppe mit der Zunahme von Konflikten mit anderen Gruppen sowie der Radikalisierung einhergeht. Ergänzt wurde auch die These, dass eine gegensätzliche Form der dysfunktionalen dissoziativen Gruppendynamik in einer zunehmenden Fragmentierung bzw. Segregation von Einzelgruppen besteht. Abhängig von der politischen Struktur und den systemischen, institutionellen gesellschaftlichen Voraussetzungen kann diese Segregation über eine gewisse Zeit ausgehalten werden, führt jedoch erwartungsgemäß zu einer Abnahme sozialer Kohäsion, des Zusammenhalts und zu einer Schwächung des Wir-Gefühls. Die Dissoziationsform der Segregation oder Fragmentierung wird insbesondere bei der Analyse von Sozialpathologien im Kontext der Digitalisierung in Kapitel 7 bedeutsam werden. Im gegenwärtigen Informationskapitalismus bildet die Möglichkeit zur Fragmentierung in gewissem Sinne das Gegenextrem zum Herdentrieb. Durch die große Auswahl von Informationen und Gütern, die Breite virtueller sozialer Kontakte und verfügbarer Parallel-Realitäten, -Identitäten bzw. *identity bubbles* im Internet können sich dissoziative Sozialpathologien auch als Orientierungsverlust und Identitätsdiffusion zeigen.

Die Tatsache, dass im Internet oft für alle möglichen Behauptungen oder Positionen glaubwürdige Begründungen und Erklärungen gefunden werden können, ist sozialpa-

thologisch relevant. Die Orientierung an eindeutigen wissenschaftlichen Expertenmeinungen und Einschätzungen zu einem Sachverhalt ist durch die verfügbare Informationsflut – und eine digitalisierte Interpretation und Umsetzung eines postmodernen *anything goes* erschwert. Der validierte Wissenserwerb sowie der Umgang der Nutzer mit den breiten Informationsquellen im Internet setzt ein hohes Maß an Unterscheidungsfähigkeit, kritischer Distanz und Reflexion voraus. Um mit der Informations- und Narrativ-Vielfalt umzugehen, braucht es eine weitentwickelte Reflexionsfähigkeit und Differenzierung, die insbesondere Kinder und Jugendliche, jedoch auch viele Erwachsene oftmals überfordert. Die Informationsselektion wird in dieser Situation an beliebte Informationsportale oder Angehörige der Peergroup wie »Influencer« delegiert, die eine überschaubare, jedoch nicht notwendigerweise differenzierte, fundierte oder objektive Vorauswahl treffen. Wissen und Information wird entsprechend zu einem Gut, das abhängig von den eigenen Präferenzen, den Verlinkungen und vom Kontaktumfeld unterschiedlich dargestellt und gewichtet wird.

Tredinnick (2008, S. 99) spricht von einem *pick-and-mix*-Ansatz, bei dem sich das Kollektiv normativ nicht mehr primär an etablierten politischen, religiösen und moralischen Theorien oder wissenschaftlichen Aussagen orientiert, sondern je nach Passung mit dem subjektiven Mindset diejenigen Informationen aufnimmt, die seine bisherige Weltsicht stabilisieren.

In anerkennungstheoretischer Terminologie kann die zunehmend dissoziative Ausrichtung auf die eigene Gruppe, indiziert durch die Zunahme sozialer Sanktionen anhand von Ein- und Ausschlussdynamiken, zunehmender Konformität, Vereinheitlichung und Radikalisierung des Kollektivs, als Verlust der sozialen Freiheit, Erosion der politischen und sozialen Wertegemeinschaft und der sozialen Wertschätzung beurteilt werden. Während die gruppeninterne Kohärenz und Kooperation zunimmt, nehmen Solidarität, Empathie und Anerkennung für die anderen ab. Demgegenüber führen die dissoziative Fragmentierung und Segregation in der digitalisierten Gesellschaft erwartungsgemäß zu einer Relativierung und Kontingenz von Information. Die Verlässlichkeit und Wahrheitsgarantie von Inhalten werden grundsätzlich in Frage gestellt, *fake news* oder *alternative facts* führen dazu, dass Ernstzunehmendes und Oberflächliches, Richtiges und Falsches nicht immer eindeutig identifizierbar sind. Diese Entwicklung, die u.a. mit dem Schlagwort »Postfaktisches Zeitalter« betitelt wurde, wird bei der Analyse aktueller Sozialpathologien in Kapitel 4.6 thematisiert werden.

Mit Blick auf die Befunde aus der politikwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Dissoziation kann ergänzt werden, dass in der internationalen Interaktion die Aufrechterhaltung von Frieden, Kooperation, klaren Zuständigkeiten (z.B. Gewaltenteilung, *checks and balances*) und Wertmaßstäben sowie wechselseitiger Berechenbarkeit dafür spricht, dass ein zuträgliches Gleichgewicht von assoziativen und dissoziativen Strategien gefunden wurde, während zunehmende Konflikte, Abschottung und Machtdemonstrationen für dysfunktionale bzw. sozialpathologische dissoziative Beziehungsdynamiken sprechen.

4.5.2 Übergang zur Dissoziation als Konzept der kritischen Gesellschaftskritik und Ergänzungsbegriff der Anerkennungstheorie

In Anlehnung an die relationale Psychoanalyse, die mit der inklusiven Lesart von »Dissoziation« kompatibel ist, wurde diese als organisierendes Prinzip innerpsychischer und sozialpsychologischer Prozesse entworfen. Die philosophischen bzw. erkenntnistheoretischen und ethischen, die psychologischen, sozialpsychologischen und politikwissenschaftlichen Verständnisse des Begriffs wurden diskutiert. Der Vergleich hat gezeigt, dass es zwischen diesen Konzepten verschiedene Zusammenhänge, Überschneidungen und Entsprechungen gibt, die eine *sozialphilosophische Fassung* des Konzepts anhand von vier inklusiven Grundmerkmalen ermöglichen: 1. *Auswahl/Ausschluss*, 2. *Spannung/Irritation*, 3. *Regulation/Stabilisierung*, 4. *Prozesshaftigkeit/Offenheit*. Aus methodischer Sicht kommt dabei der Psychologie und spezifisch der Psychodynamik insbesondere eine integrative Rolle zu.

Dissoziative Mechanismen und Fähigkeiten müssen als unhintergehbares Existenzial des menschlichen Daseins insbesondere in die sozialphilosophische und spezifisch die anerkennungstheoretische Bestimmung von Sozialpathologien miteinbezogen werden. Die Wichtigkeit der innerpsychischen Dimension des Menschen, auf der im hier dargelegten Vorhaben die Integrationsrolle der Psychologie gründet, erfordert nicht nur die Beachtung der mentalen und entwicklungspsychologischen Grundvoraussetzungen des Sozialverhaltens, sondern auch der irrationalen Bedingungen. Diesen kann mit dem Begriff der Dissoziation zumindest im Ansatz Rechnung getragen werden. Als psychologisches und sozialpsychologisches Phänomen stehen Dissoziationen in einem direkten Verhältnis zur Anerkennung, da Entwicklungsblockaden und Anerkennungsverlust dissoziatives Verhalten verstärken. So sind auch Selbstverwirklichung und Selbstentfremdung Phänomene, die zwischen Anerkennung und dissoziativen Brüchen oszillieren. Dissoziationen können den Prozess der Selbstentfremdung verursachen und aufrechterhalten, ihn aber auch umformen, auffangen und das Selbst so stabilisieren. Gleiches gilt auf der gesellschaftlichen, kollektiven Ebene für Entfremdungserscheinungen. Ein dynamisches Verständnis von Selbstentfremdung und Entfremdung muss den Begriff der Dissoziation ebenso miteinschließen wie denjenigen der Anerkennung.

Die sozialphilosophische Bestimmung von Sozialpathologien, ergänzt mit der Analyse gesellschaftlicher, ethischer und politischer Missstände, kann anhand der drei in Kapitel 4.2.4 eingeführten Cluster von »Dissoziation« strukturiert werden. Mit Blick auf die Bedeutung psychologischer Dissoziationsphänomene für gesellschaftliche und politische Entwicklungen wurden die stabilisierenden Bewältigungsstrategien *Abwehrmechanismus, Kompartmentalisierung* und *Detachierung* über die individuelle Ebene hinaus auch auf der gesellschaftlichen, kollektiven Ebene angewandt.

Als *Abwehrmechanismus* dienen dissoziative Mechanismen auf individueller und sozialer Ebene z.B. dazu, Ambivalenzen und Ambiguitäten durch eine (emotionalisierte oder durch politische Überzeugungen vorstrukturierte) Selektion von Informationen zu erodieren. Die *Kompartmentalisierung* zeigt sich z.B. darin, dass Gerechtigkeitsforderungen oder legitime Bedürfnisse als Imperativ gefordert werden, während sie als Rufe anderer überhört oder ignoriert werden. *Detachierung* wird im Sinne einer Abkoppelung als

kategorische Blockade der empathischen Bezugnahme auf die Vertreter gegensätzlicher Positionen sichtbar.

Die individuellen und sozialpsychologischen Dynamiken der Dissoziation sind miteinander vernetzt. Der Selbstwert, die Ich-Stabilität der Persönlichkeit und die Identität des Subjekts sind entscheidende subjektive Variablen, die als Schutz oder Einfallstor für kollektive Dynamiken fungieren. Es wurde zudem aufgezeigt, dass es zwischen den Gruppenphänomenen in der äußeren sozialen und der virtuellen Realität einerseits Parallelen hinsichtlich der sozialen Dynamik und Identifikation gibt, dass andererseits jedoch auch strukturelle Unterschiede bestehen. Durch die zunehmende Verlagerung oder Verlagerbarkeit der sozialen Beziehungsinteraktion in den virtuellen Raum verstärkt sich einerseits der Hang zu instinktiven, kurzfristig anreizgesteuerten Entscheidungen und Urteilen, andererseits nimmt die rationale, wohlüberlegte Entscheidungsfindung und Abwägung als habitualisierter Verhaltensmodus ab. Aufgrund der Kontextabhängigkeit und Subjektivität/Partikularität von dissoziativen Prozessen kann Dissoziation als »janusköpfig« bezeichnet werden. Insbesondere beim Vorliegen starker kollektiver Dissoziationen kann deren äußere Infragestellung im Konfliktfall zur Eskalation führen. Dissoziationen fungieren damit als sozialpsychologische Faktizität, die als Kippfaktor bei Massenbewegungen und Gruppendynamiken verstanden werden sollten. Dabei muss die Analyse dissoziativer Prozesse immer in Bezug zu den spezifischen historischen und kulturellen Dynamiken und Wertsetzungen geschehen.

Wenn es darum geht, Sozialpathologien und Entfremdungserscheinungen zu identifizieren, reicht die Referenz auf moralphilosophische Werte und Vorstellungen, die der Anerkennungstheorie zugrunde liegen (z.B. Autonomie, Liebe, soziale Freiheit, Gerechtigkeit, soziale Wertschätzung, soziale Vernunft, emanzipatorisches Interesse, demokratische Sittlichkeit) nicht aus, um psychologisch und relational komplexe Erscheinungen normativ zu beurteilen. Auch die Reduktion auf das Verhältnis von Anerkennung und Dissoziation – als Wiege oder als Störfaktor der Beziehungsfähigkeit – reicht nicht aus. Die Auseinandersetzung mit dem Begriff der Gesundheit und mit dem personalen Menschenbild hat gezeigt, dass immer auch hermeneutische, psychologische und sozialpsychologische Kriterien bei der Bestimmung von Sozialpathologien beachtet werden müssen. Dadurch kann auch einer der unüberwundenen Kritikpunkte an der Anerkennungstheorie – namentlich, dass diese die Negativität des Menschen weitgehend ausgeblendet habe – durch den Fokus auf die psychologischen und sozialpsychologischen Einfallstore für moralisches und menschliches Versagen teilweise integriert werden. Das Duell der ontologischen psychoanalytischen Positionen, illustriert durch die Honneth-Whitebook-Debatte, die sich seit Jahren in einer Sackgasse befindet und den Wiederanschluss aktueller psychoanalytischer Sichtweisen an die Anerkennungstheorie blockiert, sollte dadurch in den Hintergrund treten.

4.6 Dissoziation als sozialphilosophisches Kriterium zur Bestimmung von Sozialpathologien

Das Anliegen, Dissoziation als Kriterium der sozialphilosophischen Gesellschaftskritik zu konzeptualisieren, wurde ethisch und psychologisch begründet. Auf welche Weise lässt sich Dissoziation zur psychodynamischen und sozialphilosophischen Identifikation und Analyse von Sozialpathologien anwenden? – Zur Bestimmung von Sozialpathologien unter Bezug auf das Kriterium der Dissoziation wird ein Vorgehen in drei Schritten vorgeschlagen:

1. Für die sozialphilosophische Verortung eines Phänomens auf dem Spektrum dissoziativer Erscheinungen eignet sich zunächst die *hermeneutische Analyse* anhand der in Kapitel 4.5 eingeleiteten vier inklusiven Merkmale (a) *Auswahl/Ausschluss (Nicht-Realisation)*, (b) *Spannung/Irritation*, (c) *Regulation/Stabilisierung*, (d) *Prozesshaftigkeit/Offenheit*. Diese Analyse hat zum Ziel, spezifische lebensweltliche Zustände, deren Ursachen und Auswirkungen auf Subjektebene und auf der gesellschaftlichen, kollektiven Ebene zu identifizieren.
2. Anschließend wird mit Schwerpunkt auf (c) *Regulation/Stabilisierung* die *psychologische Analyse* des Phänomens anhand der normativ neutralen Einteilung der drei Dissoziationscluster nach Cardeña (i) *Abwehrmechanismus*, (ii) *Kompartmentalisierung* und (iii) *Detachierung* vorgenommen.
3. Schließlich wird die *normative Beurteilung* der dissoziativen Erscheinungen in Referenz zu moralphilosophischen Werten, spezifisch in Referenz zur Anerkennungstheorie (und zum Fähigkeitenansatz (*capabilities approach*) von Marta Nussbaum) diskutiert.

Zu 1. Hermeneutische Analyse: Die hermeneutische Perspektive dient dazu, den spezifischen lebensweltlichen Kontext mit relevanten Ursachen und Auswirkungen auf Subjektebene und auf der gesellschaftlichen, kollektiven Ebene zu identifizieren. Diese hermeneutische Beschreibung lässt sich interdisziplinär abstützen und ergänzen. Beispielsweise können institutionelle, kulturelle und politische Voraussetzungen soziologisch beschrieben werden, eine spezifische Zunahme von psychischen Krankheitsbildern oder die sozialpsychologischen Effekte einer Entwicklung können mit Referenz zu Psychologie und Psychodynamik aufgezeigt werden. Beispielsweise müssen aus hermeneutischer Sicht auch die Fähigkeiten und Fähigkeitsgrenzen der betroffenen Subjekte mit in Betracht gezogen werden: Psychisch kranke Menschen sind nicht gleichermaßen anerkennungsfähig wie psychisch gesunde Menschen. Ideologisch manipulierte Menschen oder Menschen, die sich einer Gruppendynamik ergeben und die eigene Subjektivität darin aufgegeben haben, sind durch diese Dissoziation in ihrer Anerkennungsfähigkeit ebenfalls eingeschränkt, ohne dass dies jedoch im Sinne einer Suspendierung von ethischer Verantwortung und Zurechnungsfähigkeit befreit. Der bewusste und willentliche Einsatz der eigenen Dissoziationsfähigkeit kommt aus ethischer Sicht zu den unbewussten Dissoziationsmechanismen von den (auch für die Täterseite) traumatischen Handlungen hinzu und muss als solcher mitbeurteilt werden. Auch die Analyse von äußeren Missständen, strukturellen, institutionellen

Benachteiligungen oder gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten ist für die normative Beurteilung unter anerkennungstheoretischer Optik vorausgesetzt. In der allgemeinsten Fassung und vor dem Hintergrund eines kulturellen Relativismus scheinen nicht zuletzt hermeneutische Kontextualisierungen vonseiten der Religionswissenschaften oder der Ethnologie von großer Bedeutung.

Zu 2. Psychologische Analyse: Vor dem Hintergrund von (c) *Regulation/Stabilisierung* werden dissoziative Phänomene mit Bezug auf die drei dissoziativen Cluster (i) Abwehrmechanismus, (ii) Kompartmentalisierung und (iii) Detachierung nach Cardeña kategorisiert. Obwohl sich diese Cluster in der Realität oftmals überlappen, eignen sie sich für eine generelle Systematisierung und die Illustration dissoziativer Phänomene.

Zu 3. Normative Beurteilung auf Basis der Anerkennungstheorie und hinsichtlich der Einhaltung der Menschenrechte: Die Grenzen zwischen »normalen« bzw. »gesunden« oder funktionalen und pathologischen bzw. dysfunktionalen Dissoziationen auf der Ebene des Subjekts sind oftmals fließend und kontextabhängig. Während die psychodynamischen Dissoziationen des Subjekts über die Kriterien von Gesundheit/Normalität und Pathologie evaluiert werden, braucht es zur Beurteilung von Dissoziationen auf der gesellschaftlichen, kollektiven Ebene einen normativen Standpunkt. Innerhalb der politikwissenschaftlichen Diskussion um Dissoziationen auf der Ebene zwischenstaatlicher Interaktion kann der Umgang mit Konflikten als mögliches Kriterium dienen. Die normative Beurteilung ist auch hier insbesondere vom kulturellen Kontext abhängig. Für eine Beurteilung aus westlicher Warte können die Menschenrechte als Kriterium für die Unterscheidung moralisch vertretbarer und nicht-vertretbarer Dissoziationen dienen. Ab wann sind innergesellschaftliche Tendenzen, gewisse Aspekte des Zusammenlebens oder im Umgang mit anderen zu verdrängen, als sozialpathologisch einzustufen? Gilt das Verleugnen des Klimawandels in gewissen Ländern als sozialpathologische Form der Realitätsbewältigung? Bis zu welchem Grad sind xenophobe Ängste als normal zu werten? – Zur Bestimmung von funktionalen und dysfunktionalen kollektiven Tendenzen und Phänomenen gibt es kein diagnostisches Instrumentarium. Um zu bestimmen, wann es sich bei einem Phänomen um eine Sozialpathologie handelt, wird idealerweise wiederum auf die hermeneutische Analyse zurückgegriffen: Wie bei der Psychodiagnostik gibt es auch bei der Bestimmung von Sozialpathologien einen großen Interpretationsspielraum und keine abschließenden Antworten. Kulturelle und gesellschaftliche Werte/Normen, Common Sense und Voreinstellungen sind als bedeutsame Variablen zu erachten. Individuelle, familiäre, nationale und globale Kulturen prägen unterschiedliche Vorstellungen von Selbstverwirklichung, Gesundheit oder Gerechtigkeit. Die vorliegenden Abwägungen und Beispiele speisen sich primär aus einem westeuropäisch-liberalen Mindset, das sich an Menschenrechten und politischen Demokratie-Idealen orientiert. Als sozialphilosophische, normative Leittheorie wird nach wie vor von der Anerkennungstheorie und ihrer Erweiterung durch Jessica Benjamin ausgegangen. Entfremdung wird entsprechend verstanden als ein Phänomen, das die Selbstbestimmung, soziale Freiheit und Selbstverwirklichung des Einzelnen in der Gesellschaft systematisch beschränkt. Indizien dafür sind beispielsweise ein (bewusster oder unbewusster) Zustand der sozialen Überanpassung oder Missachtung des Subjekts an gesellschaftliche oder kollektive Forderungen, die resultierende Blockade oder Einseitigkeiten in der

Persönlichkeitsentwicklung, die z.B. auch zu psychischen Erkrankungen wie Depression oder zur Manifestation von Persönlichkeitsstörungen führen können.

Die Anerkennungstheorie als moralphilosophische Theorie, die gesellschaftliche und institutionelle Phänomene vor dem Hintergrund der Intersubjektivität beurteilt, jedoch auch den Anschluss an eine politische Theorie der demokratischen Sittlichkeit sucht, dient deshalb als normative Ausgangstheorie. Als normativer Maßstab für einen menschenwürdigen Umgang mit Personen und Gruppen gehören explizit die Menschenrechte ergänzt. Die Gravität der Verletzung bzw. Missachtung der Anerkennung, beispielsweise bei Menschenrechtsverletzungen, ist entscheidend dafür, ob eine Handlung, Struktur oder Dynamik aus sozialphilosophischer Sicht als sozialpathologisch eingeschätzt wird. Zugleich spielen Motive und Absichten eine Rolle.

Aktuelle Moralvorstellungen und (implizite) Konzeptionen des »Guten« sollten im Rahmen der normativen Beurteilung transparent sein, z.B. auch, indem Vorstellungen zur Personalität (*personhood*, Menschenbild), Beziehung, Gesundheit oder Selbstverwirklichung besprochen werden, die als normative Eckpfeiler den Nachvollzug von normativen Einschätzungen erleichtern. Das Verhältnis von Anerkennung und Dissoziation bzw. die Einschränkung von Anerkennungsverhältnissen über individuelle und kollektive Dissoziationen indiziert wesentlich, ob von einer Sozialpathologie gesprochen werden kann. Die Einstellung und der Umgang von Personen und Gruppen mit Menschenrechtsverletzungen sind aussagekräftig dafür, ob eine funktionale oder dysfunktionale Bewältigungsstrategie vorliegt.

Zur spezifischen Beurteilung von Dissoziationen (1) werden in der Folge Kriterien für funktionale und dysfunktionale Dissoziationen herausgearbeitet, die in einer heuristischen Übersicht – nicht abschließend, aber exemplarisch – zusammengefasst werden können. Leitend scheint dabei die bereits bekannte Unterscheidung zwischen (A) *akuten dissoziativen Zuständen* und (B) *der Fähigkeit zur Dissoziation* zu sein.

A. Akute dissoziative Zustände auf der Individualebene:

a) Symptome normaler, funktionaler Dissoziation: Auf dem Spektrum von pathologischen zu nicht pathologischen Formen sind Dissoziationen als *akute Zustände* dann als *adäquate* Reaktionen zu verstehen, wenn sie in einer realen oder gefühlten Bedrohungs- oder Reizüberflutungssituation das Subjekt so weit von Gefühlen der Panik, Angst oder Schmerz abschirmen, dass es handlungsfähig bleiben, weiterfunktionieren bzw. »überleben« kann (funktionaler Abwehrmechanismus). Normale akute Dissoziationszustände sind vorübergehend. Sie führen weder zu einer bleibenden Beeinträchtigung der Kohärenz der Persönlichkeit noch zu einer nachhaltigen Verminderung eines realistischen Selbst- und Weltbezuges, der Konflikt- und Beziehungsfähigkeit oder der Persönlichkeitsentwicklung.
b) Auf dem Spektrum von pathologischen zu nicht pathologischen Formen von Dissoziation sind *akute Zustände* dann als *inadäquate bis pathologische* Reaktionen zu verstehen, wenn

   – die Aufhebung des akuten dissoziativen Zustands mit einer Dekompensation der Persönlichkeit einhergeht, d.h., wenn die Dissoziation vor einem schmerzhaften

oder beschämenden Gefühl (z.B. Schuldgefühl), vor unerträglichen Erinnerungen schützt, deren Aufbrechen die Person auf eine Weise überfluten würde, dass sie in ihrer Funktionsfähigkeit beeinträchtigt wäre. Der akute Zustand wird so zu einem Dauerzustand der Hypervigilanz (Überwachsamkeit), in der Angst und Stress andere Gefühlswahrnehmungen weitgehend verdrängen (dysfunktionaler Abwehrmechanismus).

– die akute Dissoziation dazu führt, dass eine bestehende Sollbruchstelle der Persönlichkeitsstruktur einbricht und sich das Persönlichkeitsgefüge in einzelne, nicht mehr emotional verbundene Anteile (»Einzelpsychen« nach Janet) aufspaltet. Die Dissoziation führt so zum Verlust der Ganzheit, zu (sozialem) Leiden, Einschränkungen der Funktionsfähigkeit, einer Verschlechterung der Beziehungs- und Konfliktfähigkeit, zu Einschränkungen der Mentalisierungsfähigkeit (Empathieverlust), Entwicklungsblockaden und emotionaler Einseitigkeit (Depression oder Aggression/defensives oder aggressives Verhalten als Primärreaktion, Tunnelblick auf Opfer-Täter-Retter-Identifikationen und Muster etc.; z.B. dysfunktionale Kompartmentalisierung).

B. »Fähigkeit« zur Dissoziierung

a) Auf dem Spektrum von pathologischen zu nicht pathologischen Formen steht der Mechanismus bzw. die *Erfahrung dissoziierter Zustände oder der eigenen strukturellen Disposition zur Dissoziation* am Anfang der psychischen Auseinandersetzung. Wird diese Erfahrung in ihrer Konflikthaftigkeit bewusst, kann sie im Sinne einer psychopathologischen Symptombildung a) vermieden oder abgespalten werden oder b) zum Anstoß zur Überwindung werden, bei dem auch die Fähigkeit zur *funktionalen Dissoziierung* kultiviert wird. Gemeint ist damit gemäß früherer Beschreibung ein aktiverer selbst- und beziehungsregulierender Umgang mit der eigenen Dissoziabilität und den pathologischen oder sozialpathologischen Auswirkungen bestehender Dissoziationen. Dissoziierung ist dann als adäquat bzw. funktional eingesetzte Fähigkeit zu verstehen, wenn:
   i. auf der Individualebene:

      – der dissoziative Zustand (z.B. bei Konflikten) erkannt, reflektiert und stabilisiert bzw. gesteuert werden kann. Am Beispiel von Tagträumen zeigt sich, dass auch intensive Tagträume im Normalfall von der Person gestoppt werden können, wenn sie z.B. von außen angesprochen wird (funktionales Detachieren).
      – die Dissoziation oder dissoziierende Fähigkeit dazu dient, aktuelle Herausforderungen und Trigger für Dissoziationen zu regulieren, ohne sich von der eigenen Emotionalität und derjenigen anderer dissoziativ zu radikal detachieren zu müssen. Die Bereitschaft zur emotionalen Einstimmung bleibt latent vorhanden. Zum Beispiel blendet jemand, der zu Hause ein krankes Kind hat, diese Sorge am Arbeitsplatz aus. Gleichzeitig lässt er das Smartphone laut gestellt und bleibt unterschwellig bereit, im Bedarfsfall emotional umzustellen, auf Fragen z.B. des versorgenden Partners zu re-

agieren und nach Hause zu gehen, wenn es die Lage erfordert (funktionales Kompartmentalisieren und Detachieren).

ii. auf der Ebene der Gruppe (Sozialpsychologie):

– der dissoziative Zustand oder auch ein gesellschaftlich geteilter Zustand der Dissoziation, der zu einer stabilen Identität bzw. einer sicherheitsstiftenden geteilten Identität (*shared identity*) führt, der jedoch im Verhältnis zu anderen Identitäten und Gruppen keine systematischen Benachteiligungen oder Diskriminierungen bewirkt. Sofern der Gebrauch der dissoziierenden Fähigkeit dennoch unabsichtlich oder unbewusst zu systematischer Benachteiligung oder Diskriminierung führt, ist das Kriterium für einen funktionalen Umgang der Gruppe anhand der Frage zu klären, ob diese die Reflexion über die entstandenen Ungerechtigkeiten, Meinungskonflikte und Wandel zulassen und entsprechend einen Veränderungsprozess mittragen kann. Wenn die Gruppenidentität starr ist oder Veränderungsversuche zu Ausschlussstrategien oder -androhungen führen, ist dies ein Anzeichen für eine sozialpathologische Entwicklung. In einer funktionalen Gruppe werden sowohl die Mitglieder der eigenen wie auch fremder Gruppen selbst dann grundsätzlich respektiert, wenn sie andere Meinungen vertreten. Sie werden weiterhin als Menschen wahrgenommen, die das Recht auf eine empathische Interessensabwägung haben. Diese kann in ein faires Verhältnis zu den eigenen Interessen gesetzt werden.

b) Auf dem Spektrum von pathologischen zu nicht pathologischen Formen ist der Umgang mit *Dissoziation bzw. die strukturelle Disposition, dissoziierte Zustände zu erfahren*, dann als *inadäquat bzw. dysfunktional* zu verstehen, wenn:
   i. auf der Individualebene:

– die Aufhebung des dissoziativen Zustands mit einer Dekompensation der Persönlichkeit oder einer pathologischen Symptombildung einhergeht. Das heißt, dass die Dissoziation als Gefühlsabspaltung vor einem schmerzhaften oder beschämenden Gefühl (z.B. Schuldgefühl), vor unerträglichen Erinnerungen radikal abschirmen muss, weil das Aufbrechen der Dissoziation und damit der Gefühle die Person überfluten und ihre Funktionsfähigkeit einschränken würde.
– die dissoziative Fähigkeit dazu genutzt wird, eine unerträgliche Faktizität systematisch zu verdrängen. Beispielsweise weiß ein Vater, dass sein Kind unheilbar an Krebs erkrankt ist. Er kann diese schmerzvolle Erfahrung jedoch nicht zulassen und integrieren, weshalb er nur auf die gesunden Anteile des Kindes eingeht und die Schwere der Krankheit verleugnet (*denial*). Er behandelt das Kind so, als wäre es weiterhin gesund, bringt ihm Spielsachen oder fantasiert in eine unrealistische Zukunft. Zugleich kann er die Bedürfnisse des Kindes, z.B. nach einem Gespräch über Abschied und Tod, die

Schmerzen und Ängste, nicht zulassen (dysfunktionales Detachieren, dysfunktionale Abwehr).

ii. auf der Ebene der Gruppe (Sozialpsychologie):

- die Aufrechterhaltung der eigenen Gruppenidentität (*we-identity*) zu einem dominanten Handlungsmotiv wird, sodass die individuelle Identität und Meinungsbildung verstummt und es zu einer Überanpassung an die Ansprüche und Überzeugungen der Gruppe kommt. Das Abweichen von den Konventionen oder Erwartungen der Gruppe führt zur (objektiv gerechtfertigten oder ungerechtfertigten) Angst vor Sanktionen, z.B. mittels Ausschlusses oder Entwertung.
- Dissoziationen oder dissoziative Setzungen systematisch eingesetzt oder verstärkt werden, sodass es zur willentlichen Diskriminierung und Schädigung anderer Menschen (oder sich selbst) kommt. Beispielsweise wird eine systematische Kompartmentalisierung zugelassen und propagandistisch gefördert, die es einem Soldaten erlaubt, tagsüber Kriegsverbrechen an Frauen und Kindern durchzuführen und abends in seiner eigenen Familie als einfühlsamer Vater aufzutreten (dysfunktionale Kompartmentalisierung).

Dissoziative Phänomene lassen sich nicht immer ausschließlich einem Cluster zuordnen. Abwehrmechanismen gehen mit Kompartmentalisierungen und Detachierungen einher, Detachierungen und Kompartmentalisierungen können parallel vorhanden sein. Die Grenzen von funktionaler und dysfunktionaler Dissoziation können fließend sein. Es braucht normative Abwägungen und Setzungen, um beispielsweise zu entscheiden, wann eine Kompartmentalisierung pathologisch ist. Dennoch zeigen sich anhand der Beispiele deutliche Unterschiede in der Qualität und bei den normativen Implikationen von funktionalen und dysfunktionalen Dissoziationen. Sichtbar wird daraus auch die Relevanz der Fähigkeit zur funktionalen Dissoziierung als aktiverer, selbstwirksamerer und beziehungsorientierter Umgangsweise mit der eigenen Dissoziabilität wie auch mit derjenigen anderer und innerhalb von Gruppen.

Tabelle 1: Beispiele für dissoziative Phänomene auf individueller und kollektiver Ebene

Dissoziation	**Abwehrmechanismus, funktional**	**Abwehrmechanismus, dysfunktional**	**Kompartmentalisierung, funktional**	**Kompartmentalisierung, dysfunktional**	**Detachierung, funktional**	**Detachierung, dysfunktional**
Selbstverhältnis, intersubjektive Beziehungen	Nach einem überwundenen Burnout verweigert eine Person die Leistung von mehr als zwei Überstunden pro Woche und blendet dabei den sozialen Druck vom Arbeitgeber und das eigene schlechte Gewissen (dissoziativ) aus.	Eine Person leidet nach traumatischen Erfahrungen an einer Angststörung. Sie vermutet hinter jeder Person, die auf der Straße hinter ihr läuft, einen potenziellen Angreifer und verweigert entsprechend dissoziativ das Verlassen der eigenen Wohnung.	Eine Person ist vom Schrecken der Kriegsberichterstattungen erschüttert. Sie erlebt die hohe Frequenz von Pop-up-Nachrichten mit Schreckensnachrichten und -bildern am Smartphone als schmerzhafte emotionale Mikroschocks. Sie beschließt, die Push-up-Meldungen auszuschalten und sich nur noch einmal täglich gezielt über die Weltpolitik zu informieren.	Ein Soldat, der abends den fürsorglichen Familienvater darstellt, tagsüber Kriegsverbrechen an Kindern und Müttern begeht.	Medizinisches Personal detachiert sich bis zu einem gewissen Grad vom Schicksal und Leiden des Patienten, um einen kühlen Kopf bei der Versorgung zu bewahren.	Ein Schüler sitzt während des Home-Schooling zu Hause auf dem Sofa. Er fühlt sich eigenartig unwirklich. Er hört den Lehrer über Geografie sprechen, sieht ein Bild an der Wand, hört die Mutter in der Küche rumoren, schreibt gleichzeitig eine WhatsApp-Nachricht. Die Welt vor dem Fenster wirkt leblos und weit weg.

Dissoziation	Abwehrmechanismus, funktional	Abwehrmechanismus, dysfunktional	Kompartmentalisierung, funktional	Kompartmentalisierung, dysfunktional	Detachierung, funktional	Detachierung, dysfunktional
Kollektive, gesellschaftliche Ebene	Eine historisch-systematisch diskriminierte Minderheit entwickelt eine Null-Toleranz gegenüber rassistischen Bemerkungen und bringt dies in friedlichen Demonstrationen zum Ausdruck.	Radikalisierung, gewalttätige Ausschreitungen nach Wahlverlust. Objektiv bestätigte Wahl-Niederlage wird geleugnet.	Entwicklungszusammenarbeit eines reichen Landes wird trotz großer Not der Empfänger auf klar abgegrenzten Tätigkeitsbereich und finanzielles Budget limitiert.	Aufgrund der Preisvorteile werden technische Ersatzteile von einer chinesischen Firma bezogen, die Zwangsarbeiter unter menschenrechtsverletzenden Bedingungen anstellt. Trotz des Wissens um diese Zustände wird nicht von der Bestellung abgesehen; beide Tatsachen werden vom Käufer als unabhängig voneinander rationalisiert.	Bettelverbot in der Schweiz. Einerseits dient das Bettelverbot einer dissoziativen Verdrängung der Armut, andererseits gibt es sozialstaatliche Unterstützungsangebote zur Armutsbekämpfung und Gründe, weshalb das Betteln nicht im Interesse der Gemeinschaft liegt. (Anreize für Bettelpilger, kriminelle Bettelindustrie mit Bezug zu organisiertem Menschenhandel)	Das Militär unterstützt mit brutalen Mitteln die Repression der Regierung gegen die Demonstranten. Deren Ansprüche und Bedürfnisse werden im Modus der Befehlsausführung dissoziiert, die Autorität des Machthabers wird nicht hinterfragt.

Quelle: Eigene Darstellung

Tabelle 2: Heuristische Klassifikation funktionaler und dysfunktionaler Dissoziation auf individueller und kollektiver Ebene

Subjekt/Einzelperson	**Psychopathologische Terminologie**	**Sozialphilosophische/anerkennungstheoretische Terminologie**
Symptome funktionaler Dissoziation und funktionaler Dissoziierung	↑ Kohärenz, realistischer Selbst- und Weltbezug, Konflikt- und Beziehungsfähigkeit, Persönlichkeitsentwicklung Bezogenheit auf sich und andere wird nicht grundsätzlich ausgeschaltet	↑ Selbstverwirklichung, individuelle und soziale Freiheit, Anerkennungsfähigkeit Intersubjektive Einstellung: Das Gegenüber wird als Person mit eigenen Ansprüchen, Rechten und Meinungen respektiert.
Symptome pathologischer, dysfunktionaler Dissoziation und Dissoziierung	↑ Verlust von Ganzheit, Leiden, Einschränkung der Funktionsfähigkeit, Überlebensmodus/Bedrohungsgefühle und Ängste führen zu sozialem Rückzug oder Beeinträchtigung von zwischenmenschlichen Beziehungen, Empathie-Verlust und emotionale Einseitigkeit, Entwicklungsblockaden, pathologische Nicht-Realisation	↑ Selbstentfremdung, Missachtung und Verlust der Anerkennungsfähigkeit, Zeitdiagnosen »Depression und Burnout«. Auf das menschliche Gegenüber kann kaum als Person mit eigenen Ansprüchen, Rechten und Meinungen eingegangen werden, der selbstreferenzielle Bezug (Überlebensmodus) dominiert.

Subjekt/Einzelperson	**Psychopathologische Terminologie**	**Sozialphilosophische/anerkennungstheoretische Terminologie**
Kollektiv, Gesellschaft	Sozialpsychologische Terminologie	Sozialphilosophische/anerkennungstheoretische Terminologie
Indizien funktionaler, anerkennungsgerechter Dissoziation, funktionaler Dissoziierung	*Interne Gruppendynamik:* Wertegemeinschaft (*shared identity*), die durch interne Diversität und Meinungsvielfalt nicht gefährdet ist, sondern davon profitiert. Kooperation und Wettbewerb zwischen den Mitgliedern möglich. Menschenrechte werden eingehalten. Ein- und Ausschlussmechanismen eingebettet in institutionelle und soziale Prozeduren, z.B. mit Rechtsschutz bei Diskriminierung *Umgang mit anderen Gruppen:* Verlässlichkeit, klare Grenzen, Werte und Zuständigkeiten im Umgang mit anderen Gruppen	*Innergesellschaftlich*: Individuelle und soziale Freiheit, Rechtssicherheit, soziale Wertschätzung, demokratische Sittlichkeit *Politische Konsequenzen*: Frieden, Konfliktfähigkeit, Kooperation, klare Zuständigkeiten/Berechenbarkeiten (*reliability*, *accountability*), Sicherheit, demokratische Institutionen, *checks and balances*, Gewaltenteilung, assoziative Friedensstrategien funktionieren, Einhaltung der Menschenrechte
Indizien dysfunktionaler, sozialpathologischer Dissoziation und Dissoziierung	*Interne Gruppendynamik:* Zunehmender informeller oder expliziter Anpassungsdruck, Uniformität, Konformität, Geschlossenheit, Ein- und Ausschluss als Sanktionsinstrument gegenüber den Mitgliedern, Majoritätsdiktat/Autoritätsglaube *Umgang mit anderen Gruppen:* Zunehmende Abschottung, Polarisierung (Freund-Feind-Unterscheidung), Exklusivität, Abgrenzung über Stereotypen, Vorurteile, Narrative und Mythen, Menschenrechte werden als allgemeiner normativer Orientierungspunkt entmächtigt oder gelten nur noch für die eigene Gruppe und Verbündete.	*Innergesellschaftlich, sozial*: Entfremdung, Missachtung auf rechtlicher Ebene und Verlust der sozialen Wertschätzung/Solidarität Verlust von Autonomie und sozialer Freiheit in der Gesellschaft, Erosion der demokratischen Sittlichkeit, Zunahme politischer Ungerechtigkeiten *Politische Konsequenzen*: Zunahme von Konflikten, Zunahme von dissoziativen Strategien, Gefahr zunehmender Radikalisierung oder übergangsweise zunehmender politischer Segregation, Menschenrechtsverletzungen werden aus politischen Gründen in Kauf genommen, bewusst eingesetzt oder normalisiert.

Quelle: Eigene Darstellung

Die Einteilung der Beispiele als funktionale und dysfunktionale Dissoziationen auf individueller und kollektiver Ebene setzt einen Begründungsschlüssel voraus. In Tabelle 2 werden wesentliche anerkennungstheoretische, psychologische und normative Kriterien zusammengefasst, wie sie aus den bisherigen Kapiteln extrahiert werden können. Sie stellt eine mögliche Übersicht über das Verhältnis individueller und kollektiver Ebenen dar, die aus psychologischer und sozialphilosophischer Sicht relevant für die Bestimmung von Sozialpathologien ist. Sie wird ergänzt durch politische und institutionelle Aspekte, wie sie u.a. in den Kapiteln 4.2 und 4.3 besprochen wurden. Aufgrund dieser Übersicht werden im Anschluss die Beispiele aus Tabelle 1 diskutiert.

Gestützt auf die hermeneutischen Kriterien, die im Verlauf der bisherigen Kapitel diskutiert wurden, kann die Einteilung der obigen Beispiele zu den funktionalen und dysfunktionalen Dissoziationen auf individueller und kollektiver Ebene exemplarisch – gleichsam im Sinne eines Gedankenexperiments – folgendermaßen begründet werden:

Erläuterung zu Tabelle 1:

Selbstverhältnis, intersubjektive Beziehungen

Dissoziation und Dissoziierung als funktionaler Abwehrmechanismus:

Beispiel: Nach einem überwundenen Burnout lehnt eine Person die Leistung von mehr als zwei Überstunden pro Woche ab und blendet dabei den sozialen Druck und den Unwillen vonseiten des Arbeitgebers wie auch das eigene schlechte Gewissen aus. Aufgrund der Erschöpfungserfahrung entwickelt sie die Fähigkeit zur funktionalen Dissoziierung, indem sie in der Abwägung der bisherigen Erfahrungen den Selbstschutz gegenüber dem Anpassungsdruck priorisieren kann.

Begründung: Das Beispiel beschreibt eine mögliche Selbstschutzreaktion, die einerseits erfahrungsbasiert ist, andererseits eine nachvollziehbare Schlussfolgerung enthält. Eine Person, die z.B. aufgrund einer fehlenden Abgrenzung von zu hohen Arbeitsanforderungen, Leistungsdruck und Wettbewerb, oder aufgrund der eigenen Tendenz zu Überanpassung an äußere Ansprüche in einen Erschöpfungszustand geraten ist, hat anhand dieser Erfahrung ihre eigenen Grenzen schmerzhaft kennengelernt. Es kommt nicht zu einer kategorischen Verweigerung von Überstunden, aber zur Bestimmung der eigenen Fassungsgrenze und zu einem begrenzten Kompromiss. Die Person kann ihre Dissoziationsfähigkeit zur Abwehr von emotionalem Druck, Verpflichtungs- oder Schuldgefühlen einsetzen, die sowohl im Eigeninteresse wie auch mutmaßlich im Interesse des Arbeitgebers ist, da die Person dadurch nicht erneut über längere Zeit ausfällt. Bei dieser Dissoziierung ist der Person unter Umständen nicht bewusst, wie kategorisch ihre Setzung wirkt – oder sie blockt zumindest die innere und äußere Infragestellung ab. Die Fähigkeit zur Dissoziierung kann sie davor schützen, solidarische Gefühle zuzulassen, die sie in eine erneute, ungesunde Überanpassung an äußere Anforderungen bringen würde. Während das generelle Abblocken von solidarischen Gefühlen oder Empathie für z.B. den Workload der Mitarbeiter*innen das Verhalten auch graduell in den Bereich der Dysfunktionalität schieben würde, scheint hier eine selektive und selbsterhaltende Not

zu einer funktionalen Abwehr beizutragen, die nicht dazu führt, dass die Person die ihr zugeteilten Anforderungen vernachlässigt, sondern lediglich das »Zuviel« abblockt.

Gemäß der heuristischen Klassifikation aus Tabelle 2 kann argumentiert werden, dass die Person im Beispiel eine Maßnahme trifft, die es erlaubt, innerlich kohärent mit ihren Fassungsgrenzen umzugehen. Ein realistischer Selbst- und Weltbezug scheint dadurch gegeben, dass die Person trotz ihrer klaren Grenzziehung kompromissfähig bleibt. Die Bereitschaft der Person, ihre eigenständigen Ansprüche gegenüber Vorgesetzten durchzusetzen, indiziert eine gewisse Konfliktfähigkeit. Beziehungsfähigkeit und Persönlichkeitsentwicklung scheinen durch das beschriebene Verhalten nicht unterbunden, sondern eher gefördert zu werden. Aus anerkennungstheoretischer Sicht kann ergänzt werden, dass die funktionale Abwehrstrategie eingesetzt wird, um einen gewissen Raum für Selbstverwirklichung und Autonomie zu behaupten. Die Durchsetzung der eigenen Anerkennungsbedürfnisse geht nicht mit einer Missachtung einher, sondern mit der Behauptung der für die Person notwendigen individuellen und sozialen Freiheitsräume. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich die Person durch den Selbstschutz vor einem *slippery slope* in den Erschöpfungszustand schützt, dass sie dadurch – zumindest mit Blick auf den Lebensbereich der Arbeit – nicht nur die Fortsetzung ihrer Tätigkeit, sondern auch die Beziehungen am Arbeitsplatz aufrechterhalten kann. Das Gefühl des aktiven Selbst, eine selbstreflexive Haltung und die Verantwortungsübernahme im Rahmen der eigenen Zuständigkeit können erwartungsgemäß aufrechterhalten werden.

Dissoziation als dysfunktionaler Abwehrmechanismus:

Beispiel: Eine Person leidet nach traumatischen Erfahrungen an einer Angststörung. Sie vermutet hinter jeder Person, die auf der Straße hinter ihr läuft, einen potenziellen Angreifer und verweigert entsprechend dissoziativ das Verlassen der eigenen Wohnung.

Begründung: Der Person gelingt es nicht, eine traumatische Erfahrung funktional zu überwinden. Sie reagiert mit einer anhaltenden Überwachsamkeit, generalisierten Ängsten, innerem Stress und pauschalem Misstrauen. Durch diese starken emotionalen und körperlichen Reaktionen kann die Person nicht mehr zwischen ungefährlichen zwischenmenschlichen Begegnungen und Angriffen unterscheiden. Der generalisierte Abwehrmechanismus erklärt in der Fremdwahrnehmung pauschal jede Annäherung als möglichen und wahrscheinlichen Angriff. Dissoziiert wird dadurch die ganze Bandbreite von Beziehungen und Außenkontakten, die der Person theoretisch dabei helfen könnten, das eigene krankhaft paranoide Verhalten zu überwinden. Aus psychopathologischer Sicht leidet die Person an einer Verengung der eigenen Erlebens- und Handlungsfähigkeit. Sie erfährt einen überdurchschnittlichen, fast dauernd anhaltenden Zustand der Angst, der zu Einschränkungen der Funktionsfähigkeit und zu einer Verschlechterung und sogar Zerstörung von Beziehungen zu anderen Menschen führt. Angesichts der emotionalen Einseitigkeit, des Misstrauens und der Paranoia, die durch die dysfunktionale Abwehrstrategie bedingt sind, wird die Person kaum in der Lage sein, sich anderen Menschen ungestört von ihren dissoziativen Mechanismen mit Empathie und Bezogenheit zuzuwenden. Die Persönlichkeitsentwicklung und -entfal-

tung werden blockiert. Aus anerkennungstheoretischer Sicht geht die dysfunktionale Abwehrstrategie mit Selbstentfremdung, (Selbst-)Missachtung und dem Verlust der Anerkennungsfähigkeit einher – die Versagung der Umwelt, das Negativ-Bedrohliche wird als dominant und realitätsgleich erfahren.

Dissoziation und Dissoziierung als funktionale Kompartmentalisierung:

Beispiel: Eine Person ist vom Schrecken der Kriegsberichterstattungen erschüttert. Sie erlebt die hohe Frequenz von Pop-up-Nachrichten mit Schreckensmeldungen und -bildern am Smartphone als schmerzhafte emotionale Mikroschocks. Sie beschließt, die Push-up-Meldungen auszuschalten und sich nur noch einmal täglich gezielt über die Weltpolitik zu informieren.

Begründung: Die Person möchte einerseits ihren Weltbezug bewusst zulassen, sich über das Weltgeschehen informieren und sich eine Meinung bilden, sich solidarisch oder kritisch positionieren. Sie erlebt sich als ambivalent zwischen dem Wunsch, auch die schwierigen Nachrichten zu erfahren und dazu Stellung zu nehmen, und der eigenen Vulnerabilität gegenüber traumatischen Bildern und Nachrichten. – Der Umgang mit der veränderten Kriegsberichterstattung im Kontext der digitalen Gesellschaft, in der Nachrichten in Sekundenschnelle als Push-up-Nachricht in die eigene Realität einbrechen können, setzt eine bewusste Abgrenzung voraus, die zugleich kein egozentrisches Abspalten der Außenwelt und des Weltgeschehens bedeutet. Die besagte Person ist emotionalisierbar und empathisch, kann sich jedoch nicht vor den unmittelbaren innerpsychischen Reaktionen schützen, die sie in ihrem persönlichen Aktionsradius und dem gelebten Beziehungshorizont erschüttern. Sie erlebt die Nachrichten als emotionale Mikroschocks, was langfristig dazu führen kann, dass sie innerlich aus Selbstschutz eine Abstumpfung erleidet. Phänomene wie Politikverdrossenheit, »Kriegsmüdigkeit«, Indifferenz oder Dehumanisierung im Umgang mit Kriegsnachrichten sind bekannte Formen der bürgerlichen Abstumpfung, wie sie durch entsprechende Ohnmachtserfahrungen mitbedingt werden. Die Person in unserem Beispiel entscheidet sich bewusst dafür, den Bezug zum Weltgeschehen aufrechtzuerhalten, indem sie sich weiter informiert. Das Wie des Informationskonsums wird jedoch mittels der Fähigkeit zur Dissoziierung bewusster gesteuert, sie schützt sich emotional besser und bleibt dadurch auch ihrer Handlungsbereitschaft verbunden.

Dissoziation als dysfunktionale Kompartmentalisierung:

Beispiel: Soldat der Wehrmacht, der abends den fürsorglichen Familienvater mimt, tagsüber Massenerschießungen an Kindern und Müttern durchführt.

Begründung: Der Soldat im Beispiel hat seine Dissoziationsfähigkeit genutzt, um sich auf Kosten einer radikalen Persönlichkeitsspaltung an kollektive Erwartungen der Wehrmacht anzupassen. Um »mit dem Strom« seiner Militärmacht zu schwimmen, hat er sich selbst als Subjekt von seinen Empfindungen und seiner moralischen Verantwortung kategorisch dissoziiert. Diese Spaltung führt dazu, dass er Massenerschießungen

durchführt, dabei den Opfern jegliche Menschlichkeit abspricht, diese als empfindungslose, verletzbare Objekte verdinglicht und sie aus einer radikalen Empathie-Dissoziation heraus zerstört. Diese Abspaltung der eigenen Vernichtungstaten, die widerspruchsfreie Delegation der Verantwortung an eine Autorität und die subjektive Kategorisierung als unproblematische Pflichterfüllung werden als hochgradig pathologische Persönlichkeitsentwicklung angesehen. Auch und gerade weil der Täter sein Selbstbild im »Kompartiment Familienvater« sauber hält und keine Reflexion über die andere Seite, das »Kompartiment Massenmörder«, zulässt, ist eine Wiederherstellung der Ganzheit der Persönlichkeit schwer vorstellbar. Der Täter dissoziiert nicht nur von den Gefühlen der Opfer, sondern auch von seinen eigenen Empfindungen, seiner Verantwortung und Menschlichkeit. In der Terminologie der Psychotraumatologie füllen Gewalt und Illusion auf pathologische Weise die Lücke, die durch die Dissoziation von unaushaltbaren Gefühlen entstanden ist (Rich Ryan, 2021). Gegenüber einer funktionalen Dissoziation unterscheidet sich der Schweregrad der Handlungskonsequenzen fundamental. Die systematische Ermordung und Peinigung von Menschen ist mit dem Aussprechen einer Kündigung nicht vergleichbar.

Aus psychologischer Sicht leidet der Soldat durch seine innere Spaltung an einem Verlust der Ganzheit seiner Persönlichkeit. Die Abspaltung seiner Täterseite ist so radikal, dass er selbst keine Empfindungen oder auch kein Leiden an sich selbst wahrnehmen kann.[18] Er ist in seiner Funktionsfähigkeit nicht eingeschränkt, seine Empathiefähigkeit ist jedoch auf eine Weise gestört, dass ein automatisiertes Abstellen der Empathie möglich ist. Durch diese Spaltung ist die Persönlichkeitsentwicklung blockiert. Würde der Soldat die Auswirkungen und Bedeutung seiner eigenen Täterschaft emotional realisieren, würde er es nicht aushalten. Durch die vehemente Abspaltung von Teilpersönlichkeiten kann er u.a. zwischen seiner Täterpersönlichkeit und der Vaterpersönlichkeit hin und her springen, ohne beide Seiten in einem emotionalen Kontrast zu erleben.

Aus anerkennungstheoretischer Sicht ist die Einschätzung an diesem Beispiel eindeutig. Der Soldat leidet an einer (bewussten oder unbewussten) Entfremdung von sich und anderen Menschen, die zu massiven intersubjektiven Missachtungen und Verletzungen führt. Die Dissoziation von der Empathie für andere Menschen führt zur Dissoziation der Anerkennung. Dass dies nicht in allen Lebensbereichen gleichermaßen getriggert wird, schmälert das Anerkennungsversagen nicht.

---

18 Kohut erklärt dies mit dem Begriff der vertikalen Spaltung. »Die durch die Verdrängung erreichte horizontale Spaltung trennt also das seiner selbst bewusste Ich von einem Unbewussten, das dadurch zum ›inneren Ausland‹ geworden ist – unbekannt, unzugänglich und unbeeinflussbar. […] Die vertikale Spaltung schafft kein Unbewusstes. […] Mit der vertikalen Spaltung ist das Ich als jene Instanz der Selbstreflexion aufgehoben, die über das eigene widersprüchliche Verhalten betroffen sein könnte. Wer vertikal spaltet, nimmt die jeweils ausgeschlossene Seite einer Zweideutigkeit oder eines Widerspruches trotz des ›Wissens‹ um sich momentan nicht wahr, weil er zur Zeit ganz, gleichsam mit Haut und Haar, mit der anderen Seite identifiziert ist« (Holzhey-Kunz, 1994, S. 138–139).

Dissoziation und Dissoziierung als funktionale Detachierung:

Beispiel: Medizinisches Personal detachiert sich zu gewissem Grad vom Schicksal und Leiden der Patient*innen, um einen kühlen Kopf bei der Versorgung zu bewahren.

Begründung: Die emotionale, mentale und körperliche Belastung von medizinischem Personal ist ausgesprochen hoch, die Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit bei der Arbeit erfordert oftmals eine innere Distanzierung vom Leid der Betroffenen. Diese ist jedoch nicht mit einer Dehumanisierung gleichzusetzen, bei der die Würde und Bedürfnisse des Gegenübers nicht mehr anerkannt werden bzw. als innere Größen das eigene Verhalten prägen. Dass eine Ärztin beispielsweise nicht jede Lebensgeschichte emotional in sich aufnehmen kann, bedeutet nicht, dass sie unempathisch und unbezogen ist. Ein respektvoller und bezogener Umgang ist aufgrund der Fähigkeit zur Dissoziierung trotz innerer Abgrenzung möglich und aus ethischer Sicht vorausgesetzt. Die Begrenzung der emotionalen Betroffenheit ist für den Selbstschutz des medizinischen Personals und dessen funktionale Konzentration auf akut erforderliche Handlungsabläufe vorausgesetzt. Zugleich kann lediglich eine sequenzielle innere Detachierung vom Leid der zu Behandelnden legitim sein, nicht jedoch eine gänzliche Objektivierung der Patient*in. Es liegt ein Graubereich vor, in dem das zwischenmenschliche Verhalten, das innere Verhältnis zwischen Containment und emotionaler Verfügbarkeit, Empfinden und Handeln immer wieder bewusst neu ausgelotet und adaptiert werden sollten.

Aus psychodynamischer Sicht scheint die Detachierung des Personals mit der Aufrechterhaltung des eigenen Kohärenzerlebens und mit einem realistischen Selbst- und Weltbezug vereinbar. Auch hier handelt es sich erwartungsgemäß um fließende Übergänge zwischen funktionaler und dysfunktionaler Detachierung. Sofern das detachierte Verhalten nicht zur Selbstentfremdung oder zur generellen Empathie-Abstumpfung führt, sondern eine strukturierte und abgegrenzte Beziehungsgestaltung zum Patienten erlaubt, kann dies für beide Beteiligten »kohärent« erlebt werden. Wenn die medizinische Pflegerin z.B. gut einschätzen kann, inwiefern sie innerlich verfügbar ist und sein kann, um zugleich auch ihre Arbeit zu machen, vermittelt dies dem Patienten Sicherheit. Da die Detachierung es dem medizinischen Personal teilweise besser erlaubt, sich rational auf die Bedürfnisse der Patienten einzustellen, wird sie in gewissem Sinne zu einer Mitvoraussetzung für die Anerkennung der Patienten. Gleichzeitig kann die Detachierung auch in eine Dehumanisierung kippen, wenn die Schicksale und Schmerzen, Ängste und das Leid für die Pflegepersonen gänzlich unspürbar werden, wenn jeder emotionale Bezug oder eine Betroffenheit (z.B. zum Selbstschutz aufgrund einer eigenen Labilität) abgewehrt werden muss und entsprechend ausschließlich funktional und automatisiert mit dem Patienten umgegangen wird. – Wie bei den vorhergehenden Beispielen ist auch hier für die Beurteilung entscheidend, ob Selbstreflexion möglich ist, inwiefern die Erfahrungen prozessiert und integriert werden können, ohne dass Gefühle und Empfindungen verleugnet oder verdrängt werden müssen.

Dissoziation als dysfunktionale Detachierung:

Beispiel: Ein Schüler sitzt während des Home-Schoolings zu Hause auf dem Sofa. Er fühlt sich eigenartig unwirklich. Er hört den Lehrer über Geografie sprechen, sieht ein Bild an der Wand hängen, hört die Mutter in der Küche rumoren, hält inne beim Schreiben einer WhatsApp-Nachricht. Die Welt vor dem Fenster wirkt leblos und weit weg.

Begründung: Der beschriebene Schüler erlebt eine Derealisierungserfahrung. Die Wahrnehmung der Umgebung und seiner selbst in einem aktiven Verhältnis dazu ist unwirklich geworden, die Umwelt wird indifferent und als abgekoppelt von der Person erlebt. Das Gefühl der »Meinhaftigkeit« der Situation scheint verloren gegangen, innere, virtuelle und äußere Realitäten sind verschwommen. Die Bezugspersonen, die Mutter und der Lehrer, erreichen ihn nicht. Er spürt weder sich noch die Umwelt, befindet sich in einem Zustand der inneren Taubheit (*numbness*). Die Welt um ihn herum scheint zumindest momentan verloren, er erlebt sich als isoliert, unverbunden mit den realen Gegebenheiten. Ob dieser Zustand unterschwellige Gefühle wie Beklemmung oder Angst auslöst, wissen wir aufgrund der Beschreibung nicht. Vielleicht schüttelt er nach einer Weile die Schultern und schreibt seine Nachricht weiter. Vielleicht bleibt er wie gelähmt auf dem Sofa sitzen, bis ihn die Mutter zum Essen ruft. – Während Depersonalisierungs- und Derealisationserfahrungen im Lebensverlauf auch unabhängig von spezifischen Psychopathologien als Bewältigungsstrategien auftauchen, sind sie dennoch keine Normalzustände, und sie sind mit zunehmender Häufigkeit und Dauer als dysfunktional zu beurteilen. Der Verlust des Weltbezugs, der aktiv gestaltenden, präsent wahrnehmenden und bewusst mitsteuernden Fähigkeiten versetzt die Person in einen Zustand des inneren Nebels, der einsamen und indifferenten Selbst- und Weltverlorenheit. Gefühle sind verschüttet oder können nicht realisiert werden, die Person ist nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere wenig spürbar. Der Zustand verdrängt die Relationalität und das aktive innere Prozessieren und Filtern von Wahrnehmung und Information. Die Realitätsprüfung ist beeinträchtigt. Wenn Depersonalisation und Derealisierung regelmäßig auftreten, weil das Zuviel der äußeren Reize, die Fragmentierung verschiedener Kommunikationskanäle und paralleler Kontexte zu groß ist oder die innere Struktur der Persönlichkeit im Kontext der gegebenen Stress- oder sozialen Situation nicht genügend stark ist, um Einflüsse gezielt zu filtern, werden sie habitualisiert. Vor dem Hintergrund der psychodynamischen Vorstellung von Krankheit und Gesundheit geht hier das Gefühl des aktiven Selbst verloren, das auch »angesichts der Erfahrung real existierender Ohnmacht und Hilflosigkeit« (Leuzinger-Bohleber, 2019, S. 336) im gesunden, widerstandsfähigen Zustand aufrechterhalten werden kann. Das Erleben vitaler Impulse und Affekte, von sich selbst als emotionales Wesen, das in einem lebendigen Bezug zur Umwelt und zu anderen Menschen steht, ist sistiert.

Kollektive, gesellschaftliche Ebene

Dissoziation und Dissoziierung als funktionaler Abwehrmechanismus:

Beispiel: Eine historisch-systematisch missachtete Minderheit entwickelt eine Null-Toleranz gegenüber rassistischen Diskriminierungen und bringt diesen Widerstand in friedlichen Demonstrationen zum Ausdruck.

Begründung: Psychologisch gesehen handelt es sich um eine Gemeinschaft, die ihre gemeinsamen Missachtungserfahrungen und eine gemeinsame Werteorientierung verkörpert und kommuniziert. Diese gemeinsame Identität geht mit einer kategorischen Einstellung einher (Nulltoleranz gegenüber rassistischen Bemerkungen), sie wird jedoch auf eine Weise vertreten, die Dialogbereitschaft ausstrahlt. Auf die gefühlten Aggressionen wird nicht mit einer ungefiltert ausagierten Gegenaggression oder Radikalisierung reagiert, sondern mit einem überlegten, friedlichen Protest. Dieser Gegenakzent verdeutlicht aus anerkennungstheoretischer Sicht die Abstandnahme von einem Machtkampf, die übergeordnete Orientierung an Gerechtigkeitsansprüchen. Die Aufrechterhaltung der Anerkennung von Missachtungserfahrungen und die Wahl des demokratischen Mittels der friedlichen Demonstration symbolisieren die Forderung nach individueller und sozialer Gleichbehandlung und Freiheit, stellen jedoch zugleich auch ein Bekenntnis zu einer gesellschaftlich mitgetragenen Anerkennungspraxis dar. Die politischen, rechtlichen und sozialen Bedingungen erlauben es der Minderheit, ihre Diversität, Rechtsansprüche und Meinungsvielfalt unbedroht öffentlich zu vertreten.

Dissoziation als dysfunktionaler Abwehrmechanismus:

Beispiel: Radikalisierung einer politischen Gruppe, gewalttätige Ausschreitungen nach einer verlorenen demokratischen Wahl. Die objektiv bestätigte Wahl-Niederlage wird geleugnet.

Begründung: Zu den Grundvoraussetzungen einer funktionierenden Demokratie gehört der sogenannte *losers consent (als Form der funktionalen Dissoziierung)*, also die Akzeptanz von demokratischen Entscheiden, im Wissen darum, dass man sich als Wähler*in immer wieder sowohl auf der Gewinner- wie auch auf der Verliererseite wiederfinden wird. Im obigen Beispiel löst der Wahlverlust keine Akzeptanz des Ergebnisses aus, sondern eine Bedrohung. Die Verlierer*innen reagieren mit Aggression, Verleugnung und Gewalt. Aus sozialpsychologischer Sicht lässt dies auf eine Gruppendynamik schließen, in der keine große Meinungsvielfalt toleriert werden kann. Es wird eine dominante Mehrheitsmeinung geschlossen verteidigt, ohne dass die Rationalität oder Rechtfertigbarkeit dieser Haltung objektiv gegeben sein muss. Die Uniformität, der informelle oder explizite Anpassungsdruck und die Geschlossenheit der Gruppe sind erwartungsgemäß hoch. Aus anerkennungstheoretischer Sicht scheint diese Anpassung an eine Mehrheitsmeinung zur Erosion der demokratischen Sittlichkeit zu führen. Die Missachtung der verfassungsrechtlichen Ebene, aber auch der Verlust der sozialen Wertschätzung gegenüber Mitbürger*innen mit gegensätzlichen Meinungen sprechen für eine dissoziative Aner-

kennungsverweigerung. Die Autonomie und Individualität der einzelnen Mitglieder der politisch radikalisierten Gruppe verschwinden hinter dem Mehrheitsdiktat.

Dissoziation und Dissoziierung als funktionale Kompartmentalisierung:

Beispiel: Die Entwicklungszusammenarbeit eines reichen Landes mit einem bedürftigen wird trotz großer Not der Empfänger auf einen klar abgegrenzten Tätigkeitsbereich und ein finanzielles Budget limitiert.

Begründung: Die Entscheidung des Landes zur limitierten Entwicklungshilfe scheint auf einer politischen Abwägung zu basieren, die aus institutionellen und rechtlichen Gesichtspunkten legitim ist. Die Bevorzugung des Eigeninteresses gegenüber der Entwicklungshilfe entspricht prima facie keiner Anerkennungsentsagung, da eine bestimmte Unterstützung aufrechterhalten wird und in der zwischenstaatlichen Beziehung die Kooperation, Reliabilität und Verantwortungsübernahme gegenüber dem unterstützungsbedürftigen Land nicht strukturell in Frage gestellt werden. Aus sozialpsychologischer Sicht ist der Umgang des Landes mit anderen Ländern verlässlich und klar, die Werte und Zuständigkeiten scheinen eindeutig artikuliert. Auch wenn das Budget der Entwicklungshilfe als ungenügend kritisiert werden kann, scheint hier keine dissoziative Abspaltung vorzuliegen, die Fähigkeit zur Dissoziierung wird eingesetzt. Aus anerkennungstheoretischer Sicht kann die globale politische Ungerechtigkeit und eine mangelnde Solidarität kritisiert werden, es liegt jedoch keine eindeutige Missachtung oder eine Erosion der demokratischen Sittlichkeit vor.

Dissoziation als dysfunktionale Kompartmentalisierung:

Beispiel: Aufgrund der Preisvorteile werden technische Ersatzteile von einer chinesischen Firma bezogen, die Zwangsarbeiter unter menschenrechtsverletzenden Bedingungen anstellt. Trotz des Wissens um diese Zustände werden die Handelsbeziehungen aufrechterhalten und die Menschenrechtsverletzungen nicht thematisiert. Beide Tatsachen werden als unabhängig voneinander kompartmentalisiert.

Begründung: Unternehmer, Firmen oder staatliche Akteure können beispielsweise aufgrund von Effizienz- und Kostenspardruck in unangenehme Defizite oder Engpässe geraten. Entsprechend attraktiv sind Handelsangebote, die Kosteneinsparungen zulassen. Durch die internationalen Abkommen zur Einhaltung der Menschenrechte u.a. auch das Recht auf Arbeit in der UNO-Konvention, besteht jedoch eine Verpflichtung zur Einhaltung von Menschenrechten der Arbeitnehmerschaft. Das wissentliche Ausblenden der Menschenrechtsverletzungen zugunsten des eigenen Profits entspricht aus sozialpsychologischer Sicht einer dissoziativen Fokussierung auf ökonomische Ziele, die mit einer illegitimen Missachtung und Abspaltung der Empathie für die Betroffenen einhergeht. Aus anerkennungstheoretischer Sicht lässt sich hier eine Entfremdungserscheinung diagnostizieren, die deutlich als Missachtung auf der rechtlichen Ebene hervortritt, sowie als Vorenthaltung der sozialen Wertschätzung und Verletzung der individuellen Rechte der indirekt mitfinanzierten Arbeitnehmenden.

Dissoziation und Dissoziierung als funktionale Detachierung:

Beispiel: Bettelverbot.

Begründung: Die Einschätzung darüber, ob Bettelverbote aus menschenrechtlicher Sicht legitim sind, ist nicht eindeutig und darüber hinaus vom konkreten politischen Kontext, beispielsweise vom Vorhandensein sozialstaatlicher Unterstützung und Armutsbekämpfung abhängig. Bettelverbote können einerseits als Grundrechtsverletzung gesehen werden, andererseits lässt sich argumentieren, dass Personen, die betteln, dadurch auf einen diskriminierenden Status behaftet sind, der ihnen zusätzlich zur Armut weitere Anerkennungseinbußen beschert. Des Weiteren wird argumentiert, dass die organisierte Kriminalität sich das Betteln zunutze macht und beispielsweise Kinder und Bedürftige ausbeutet. Einerseits dient das Bettelverbot also einer dissoziativen Verdrängung der Armut, andererseits gibt es Gründe, weshalb das Betteln nicht im Interesse der Gemeinschaft liegt (Anreize für mehr Bettelpilger, Unterlaufen offizieller Unterstützungsangebote etc.). Wie soll in einer solchen Situation abgewogen werden, ob das Bettelverbot einer funktionalen oder dysfunktionalen kollektiven Detachierung entspricht? – Im Falle politischer Entscheide, die mit hohen Opportunitätskosten und der Abwägung diametral entgegengesetzter Einzelinteressen einhergehen, scheint es wichtig, das Kriterium funktionaler Detachierung davon abhängig zu machen, ob die Anerkennungsentsagungen, die durch eine Entscheidung entstehen, durch Gegenmaßnahmen abgefedert werden und dass der politische Prozess offen bleibt oder wieder aufgenommen werden kann. Das Schweizer Bundesgericht hatte beispielsweise 2008 befunden, dass die öffentliche Sicherheit und Ruhe, vor allem aber auch der Kinderschutz Vorrang vor der Bettelerlaubnis hätten (Emch, o.J.). Auf der Basis dieser Entscheidung lässt sich argumentieren, dass es sich beim Bettelverbot in diesem spezifischen Fall um eine funktionale Detachierung handelt, bei der die Abwägung unterschiedlicher, nicht abschließend zu vereinbarender Interessen und Bedürfnisse durch eine rechtliche Setzung Eindeutigkeit und Klarheit erhält. Durch diese rechtliche Setzung werden gewisse Interessen detachiert, beispielsweise die Interessen Armer, die tatsächlich zum Überleben betteln, nicht aus kriminellen Gründen. Durch die Schaffung und Verstärkung von Sozialleistungen und Angeboten, die von dieser Not Abhilfe schaffen, gibt es jedoch Maßnahmen, um den durch die Entscheidung verursachten »Anerkennungsverlust« zu kompensieren. Würden diese Sozialleistungen jedoch beispielsweise massiv beschnitten, würde eine funktionale Dissoziierung bedeuten, dass die Interessen neu verhandelt werden können.

Dissoziation als dysfunktionale Detachierung:

Beispiel: Das Militär in Belarus unterstützt mit brutalen Mitteln die Repression gegen die Demonstranten, deren Ansprüche und Bedürfnisse werden im Modus der Befehlsausführung dissoziiert, die Autorität des Machthabers wird nicht hinterfragt.

Begründung: Wenn hier vom Militär als einer kollektiven Einheit die Rede ist, wird sie als innerstaatliche Gruppe betrachtet, die durch einen Diktator zur Durchsetzung von Par-

tikularinteressen ermächtigt wurde. Ob sich die Mitglieder des Militärs mit der Führerfigur identifizieren oder durch ihre Konformität bloß Vorteile verschaffen wollen: Die Motive der Militärangehörigen, die brutale Unterdrückungsmaßnahmen gegen friedlich demonstrierende Mitbürger durchführen, gehen mit der Abspaltung von Empathie, Anerkennung und gravierenden Missachtungen einher. Um in Uniform gegen die eigenen Nachbarn und Mitbürger systematisch und gewalttätig vorzugehen, ohne durch deren Verhalten effektiv bedroht zu werden, braucht es eine unethische Detachierung, die im Bereich der pathologischen Dissoziation anzusiedeln ist, da die zwischenmenschlich unaushaltbaren Folgen der eigenen Handlungen abgespalten werden müssen.

Diese Beispiele sollen verdeutlichen, dass es bei der Einschätzung von dysfunktionalen und funktionalen Dissoziationen sowohl auf individueller wie auch auf kollektiver Ebene uneindeutige Grenzfälle gibt. Es bestehen großer Interpretationsspielraum und Abwägungsbedarf, die idealerweise durch eine möglichst umfassende und breite öffentliche Diskussion beleuchtet und verhandelt werden sollten. Es kann eingewandt werden, dass die Beispiele zu pauschal auf unterschiedliche Ebenen und Akteure (Einzelpersonen, innerstaatliche Gruppen, Nationen etc.) angewendet werden. Es braucht eingehende weitere Forschung und Detailarbeit, um eine systematische Klassifikation der Akteure zu leisten. An dieser Stelle ging es nicht um eine möglichst umfassende hermeneutische Klärung oder eine detaillierte Kontextschilderung zu den Beispielen, sondern um ein beispielhaftes Gedankenexperiment, das die Anwendung des sozialphilosophischen Dissoziationskonzepts auszuloten versucht.

Verschiedene Untersuchungsebenen müssten genauer unterschieden werden: Die Frage, was gesellschaftliche, institutionelle und politische Bedingungen für Auswirkungen auf die betroffenen Subjekte haben, also der Fokus auf die Seins- und Reaktionsweisen des Subjekts selbst, ist bloß eine Seite bei der Bestimmung von Sozialpathologien. Über die Ermessung des Einflusses gesellschaftlicher Bedingungen auf das Subjekt hinaus stellt sich auch die Frage, wie beispielsweise technische Errungenschaften und Möglichkeiten zu sozialen Einflussfaktoren werden und inwiefern diese Entwicklungen ethisch steuerungsbedürftig sind. Wie beeinflussen Technologien, soziale und politische Entwicklungen dissoziative Bewältigungsstrategien auf kollektiver Ebene? Beispielsweise hat sich mit dem Internet eine gänzlich neue und einflussreiche Dimension der sozialen Interaktion etabliert, die direkt auf den biopsychosozialen Entwicklungsprozess Einfluss nimmt. Über die Prägung der Identitätsbildung, die Einflussnahme auf Beziehungs- und Konfliktfähigkeiten wirkt sich diese direkt auf das Verhalten innerhalb von Gruppen aus. Menschliche Fertigkeiten, Bildungsvorgänge und Erkenntnisgewinn finden vor veränderten technischen Bedingungen statt. Die Verminderung der analogen Realitätsbewältigung, beispielsweise durch die Abnahme körperlicher und manueller Arbeiten zugunsten zunehmend digital abgewickelter Abläufe der Lebensbewältigung, ist ein Faktor, der nachhaltig auf das Selbst- und Weltverhältnis, die Selbst- und Weltaneignung des Subjekts Einfluss nimmt.

Wie werden solche digitalisierungsbedingten Entwicklungen gesellschaftskritisch analysiert? Einflussreiche Entfremdungsanalysen in der Kritischen Theorie richten sich auf die Veränderung der Beziehungskultur und Beziehungsfähigkeit aus, die durch gesellschaftliche und ökonomische Entwicklungen befördert werden. Unter den

Stichworten der Selbstoptimierung, der Beschleunigung oder Flexibilisierung werden individuelle und kollektive Verhaltensanpassungen thematisiert, die Freiheiten und Entwicklungsmöglichkeiten auf eine dysfunktionale Weise einschränken. Jaeggi definiert Entfremdung als »Beziehung der Beziehungslosigkeit«, Rosa sieht in der Unfähigkeit, mit Unverfügbarkeit umzugehen, den Ursprung eines aggressiven, Resonanz und Beziehung verunmöglichenden Modus der Weltbeziehung, der durch Unverbundenheit, Überregulierung und individuelle Überanpassung an die kollektiven Dynamiken gekennzeichnet ist. Zur Bewältigung der subjektiven Überforderung, die sich angesichts beschleunigter und technisch komplexer gesellschaftlicher Abläufe anbahnt, scheinen dissoziative Bewältigungsstrategien insgesamt vermehrt sichtbar zu werden.

Um den Zusammenhang zwischen dem Konzept der *Dissoziation* und gegenwärtigen *Entfremdungsanalysen* herzustellen, werden mit den jüngeren Ansätzen von Honneth sowie den Ansätzen von Jaeggi und Rosa drei Referenztheorien eingeführt, die gegenwärtig die kritisch-theoretische Debatte prägen (Kap. 5.1). Wie wird der Begriff der Entfremdung darin verstanden und welche Phänomene und Entwicklungen werden darunter gefasst? Welche subjektiven Erfahrungen, Modi der Selbst- und Weltaneignung, kollektiven Erscheinungen und Entwicklungen werden von zeitgenössischen Vertretern der Kritischen Theorie als problematisch oder »sozialpathologisch« eingestuft? Nach der Diskussion der drei kanonischen Ansätze in der Tradition der Frankfurter Schule stellt sich die Frage, wie das transhumanistische Verständnis, das im Kontext der digitalen Gesellschaft an Bedeutung gewonnen hat, in aktuelle Entfremdungsanalysen integriert werden kann. Ausgehend von einem Exkurs zur populären Informationsphilosophie von Luciano Floridi werden die Positionen des »verkörperten Humanismus« von Thomas Fuchs wie auch die soziologische Gegenwartsstudie von Andreas Reckwitz als einflussreiche Beiträge für ein aktuelles Entfremdungsverständnis aufgenommen (Kap. 5.2). Im Anschluss an diese Studien wird spezifischer der Frage nach den dissoziativen Auswirkungen der Entfremdungsphänomene nachgegangen. Es werden unterschiedliche Zeitdiagnosen und Thesen von Autoren wie Martin Dornes, Rainer Funk oder Gabor Maté besprochen, um sich der Frage nach individuellen und sozialen Pathologien im Kontext der digitalen Gesellschaft anzunähern (Kap. 5.3).

5. Entfremdung und Dissoziation

5.1 Konzepte von Entfremdung in der zeitgenössischen Kritischen Theorie

5.1.1 Entfremdungsbegriff: Historisches Relikt und unverzichtbare Grundlage einer sozialphilosophischen Kritik der digitalen Gesellschaft

»Entfremdung« ist ein historischer Begriff, verflochten mit mehreren Generationen Kritischer Theorie. Traditionell assoziiert mit Industrialisierungs-, Kultur- und Ökonomiekritik, ist er im Laufe der Zeit unterschiedlich definiert worden; entsprechend hat er an Eindeutigkeit und Schlagkraft verloren. Zugleich wird innerhalb der gegenwärtigen Kritischen Theorie an ihm festgehalten. Davon ausgehend, dass Subjekt- und Gesellschaftstheorie miteinander verschränkt sind, wird Entfremdung ideengeschichtlich als Gegenpol zu jeweiligen Vorstellungen von Selbstverwirklichung innerhalb der Gesellschaft verstanden. Der Begriff »Selbstverwirklichung« ist als implizite oder explizite Leitvorstellung sozialphilosophischer Gesellschaftskritik jedoch ebenfalls umstritten. Entfremdung und Selbstverwirklichung symbolisieren die beiden Gegenpole, in deren Spannungsfeld die Identifikation von problematischen Zuständen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Prozessen verhandelt wird. Im Ringen um sein Wohl und seine Entwicklung ringt der/die Einzelne unweigerlich und immer wieder von Neuem mit den sozialen, politischen und wirtschaftlichen Anpassungsforderungen, die zu episodischer oder struktureller Entfremdung verleiten. Die komplexen Zusammenhänge zwischen den subjektiven Wirklichkeiten einzelner Individuen und den gesellschaftlichen, institutionellen Wirklichkeiten gestalten die Analyse von Entfremdungserscheinungen besonders anspruchsvoll.

Um die Aktualisierung des Entfremdungsbegriffs kommt auch die gegenwärtige Generation der Kritischen Theorie kaum herum. Gleichzeitig wiederholen sich die bekannten epistemologischen Schwierigkeiten: Welche anthropologische Grundlage, welcher Subjektbegriff, welche Moral sollen zur Orientierung dienen? Darf die Vernunftfähigkeit des Menschen noch vorausgesetzt werden? – In seiner Reflexion über die Zukunft des Entfremdungsbegriffs identifiziert Christoph Henning zwei mögliche Hürden, die eine plausible Aktualisierung erschweren. Einerseits müsse die »epistemische Verkürzung« vermieden werden, welche die Ursache der Entfremdung primär im Subjekt selbst

verorte. Diese Lesart führe zur Überforderung. Zugleich kritisiert er die resignierte Einstellung, die darin besteht, Entfremdung als »anthropologische Vernotwendigung« zu sehen, die zum Bauplan des Menschen gehöre (Henning, 2015, S. 197). Er plädiert für einen Mittelweg, der das Entfremdungskonzept im spezifischen Fall in seinem unterschiedlichen Ausmaß erforscht:

> Da Entfremdung nicht stets im gleichen Ausmaß und in derselben Form erfahren wird, sind in den meisten Fällen nicht-entfremdete Erfahrungen denkbar, die als Kontrastfolie für eine Gesellschaftskritik in Anschlag gebracht werden können. Es gibt Rückwege aus dieser Entfremdung. Allerdings sind die Gründe für eine Entfremdung nicht nur individuell. Es handelt sich um strukturelle Zwänge, die sich von den Subjekten selbst nur in beschränktem Umfang aufheben lassen. Entfremdungskritik wird so weder als Anthropologie noch als Individualpsychologie konzipiert, sondern als kritische Theorie der Gesellschaft, die jedoch zu beiden Dimensionen offen ist. (Henning, 2015, S. 198)

Henning impliziert eine hermeneutische Herangehensweise, die individuelle und gesellschaftliche Gegebenheiten auslotet sowie die polaren Gegensätze zwischen Entfremdungs- und Nicht-Entfremdungserfahrung identifiziert, um davon ausgehend zu einer realitätsbezogenen Entfremdungskritik zu gelangen.

Gerade in der digitalen Epoche geht die Aktualisierung des Entfremdungsbegriffs mit zusätzlichen konzeptuellen und normativen Schwierigkeiten einher. Neben der analogen, äußeren und der subjektiven, inneren Realität ringen Subjekt und Gesellschaft auch um ein Verhältnis zur virtuellen Realität, zu den technologischen Errungenschaften wie der generativen künstlichen Intelligenz, deren Fertigkeiten die Handlungs- und Denkfähigkeiten des Menschen in zunehmenden Bereichen übertrumpfen können. Im Kontext fortschreitender Digitalisierungsprozesse und der begleitenden Reproduktion und Neuentstehung von Entfremdungserscheinungen verändert sich das kulturelle Selbst- und Weltverständnis zudem kontinuierlich mit. Während die Digitale Ethik und entsprechende Bereichsethiken mit der Nachregulation und normativen Beurteilung rasant fortlaufender technologischer Entwicklungen etwa im Bereich der KI absorbiert sind, bleibt kaum Zeit für die kritische Reflexion etwa der Frage, wie künstliche Intelligenz unsere Kultur und die Kultivierung menschlicher Fähigkeiten (nicht) verändern soll. Diese Grundsatzfragen und die Kritik spezifischer Entfremdungserscheinungen im Kontext der digitalen Gesellschaft werden in Kapitel 6 und Kapitel 7 behandelt. Zunächst geht es in diesem Kapitel um eine Standortbestimmung zum Entfremdungsbegriff in der gegenwärtigen Kritischen Theorie. Eine spezifische Debatte, die eine kritische Ethik der digitalen Gesellschaft beispielsweise in der Tradition der Frankfurter Schule fordert und propagiert, hat sich bislang nicht durchgesetzt. Gegenakzente zu dieser Tendenz finden sich u.a. in den jüngeren Theorien aktueller kritischer Denker*innen.

Was verstehen Vertreter*innen der Kritischen Theorie heute unter Entfremdung? Die verschiedenen Konzepte sollen in den nächsten Kapiteln erörtert werden: Axel Honneth (2005) hat seine Auseinandersetzung mit dem Entfremdungsbegriff im Verhältnis zur Anerkennung im Essay »Verdinglichung« dargelegt. Rahel Jaeggi hat in »Entfremdung. Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems« (2006) eine ideengeschichtliche Rekonstruktion des Begriffs der Entfremdung geleistet sowie einen

aktualisierten Entfremdungsbegriff als »Beziehung der Beziehungslosigkeit« vorgeschlagen. Hartmut Rosa (2016a) hat im Anschluss an die Entwicklung seiner Resonanz-Theorie Entfremdung insbesondere im Zusammenhang mit »Beschleunigung« und »Unverfügbarkeit« als zeitgenössisches Phänomen beleuchtet. – In diesen Ansätzen finden sich teilweise direkte Bezüge zu den Auswirkungen digitaler Technologien und Prozesse, vor allem jedoch widmen sie sich soziologischen, sozial- und subjektphilosophischen Entfremdungserscheinungen vor dem Hintergrund spezifischer spezialphilosophischer Konzepte, wie sie sich im Laufe der letzten 20 Jahre weiterentwickelt haben. Zur Erweiterung des kritisch-theoretischen Horizonts wird in Kapitel 5.2 der Ansatz des Informationsphilosophen Luciano Floridi stellvertretend für eine aktuell einflussreiche philosophische Strömung, die ein transhumanistisches Weltbild vertritt, eingeführt. Dieser Ansatz wird in Dialog gebracht mit dem »verkörperten Humanismus« von Thomas Fuchs. Sein phänomenologisch-psychiatrischer Ansatz nimmt unmittelbar Bezug auf psychopathologische Auswirkungen, die aus der Entmaterialisierung und Virtualisierung in der digitalen Epoche resultieren können. Er verwendet den Begriff der Entfremdung spärlich, beschreibt jedoch mit der ideologischen Spannung von transhumanistischen und humanistischen Normen und Idealen eine einflussreiche Dynamik, die für das kollektive Stimmungsprofil der digitalen Gesellschaft charakteristisch ist. Mit den Studien von Andreas Reckwitz zum hybriden Selbst und der singulären Gesellschaft werden die Selbst- und Weltbilder wie auch die kollektiven Trends und Dynamiken hermeneutisch aus soziologischer Sicht näher umkreist.

Diese genannten Ansätze werden im Folgenden in ihren Grundzügen dargestellt, um davon ausgehend eine Analyse von spezifischen Entfremdungserscheinungen in der digitalen Gesellschaft zu versuchen. In Kapitel 5.3 werden aktuelle Thesen zusammengetragen, die zur Diskussion von individuellen und sozialen Pathologien im Kontext der digitalen Epoche überleiten. Die Diskussion dieser Ansätze wird unter dem Term »Dissoziation« gebündelt. Das heißt, dass Dissoziation als subjektive und kollektive Bewältigungsstrategie in der digitalen Gesellschaft aufgespürt und als Kriterium für die Identifikation von Entfremdungserscheinungen und Sozialpathologien fruchtbar gemacht werden kann.

Als Hilfestellung dient der Rückgriff auf die in Kapitel 4 herausgearbeiteten inklusiven hermeneutischen Kriterien dissoziativer Phänomene: 1. *Auswahl/Ausschluss*, 2. *Spannung/Irritation*, 3. *Regulation/Stabilisierung*, 4. *Prozesshaftigkeit/Offenheit* und insbesondere die Identifikation der unter 3. subsumierten Abwehrmechanismen, Detachierungen und Kompartmentalisierungen innerhalb der Entfremdungsanalysen. – Vertreten wird die These, dass sowohl Honneths Begriff der »Anerkennungsvergessenheit« wie auch Rosas Identifikation von Erscheinungen wie »Unverfügbarkeit« und »Resonanzverlust« im Grunde auf dissoziativen Bewältigungsstrategien fußen oder zumindest mit diesen einhergehen. Dissoziative Bewältigungsmechanismen können nicht als monokausale Ursache für Entfremdungserfahrungen betrachtet werden. Sie scheinen zugleich nicht aus aktuellen Entfremdungsanalysen wegzudenken – wenn auch zu ihrer Beschreibung unterschiedliche Begrifflichkeiten gewählt werden.

5.1.2 Verdinglichung als Anerkennungsverlust bei Axel Honneth

Die Anerkennungstheorie als nach wie vor umfassendster Versuch, die Kritische Theorie auf intersubjektiver und entwicklungspsychologischer Grundlage zu begründen, wurde bereits in vorhergehenden Kapiteln diskutiert. Honneth entwirft in seinem Essay »Verdinglichung« zudem einen aktuellen Entfremdungsbegriff, ausgehend von der historischen Rekonstruktion von Georg Lukács' Begriff der Verdinglichung. Er kombiniert diese mit seiner Anerkennungstheorie und setzt damit entwicklungspsychologische Grundsätze und Vorstellungen von Selbstverwirklichung voraus. In seinem Ansatz zur Entfremdung findet sich entsprechend nach wie vor explizit die Verbindung von psychodynamischer und sozialphilosophischer Theorie. Honneth definiert Verdinglichung vor dem Hintergrund der psychosozialen Bedingungen emotionaler und relationaler Entwicklung. *Verdinglichung* versteht er als »Anerkennungsvergessenheit« (Honneth, 2005, S. 62f.). Was ist damit gemeint?

Ausgehend von seiner Lesart der entwicklungspsychologischen Theorien gilt die Prämisse, dass menschliches Sozialverhalten primär von Anerkennung abhängig ist. Ohne die Erfahrung intersubjektiver Anerkennung kann kein Sozialverhalten erlernt werden, da es unter anderem keinen Anreiz zur wechselseitigen Perspektivenübernahme gibt. Honneth (2005, S. 62) spricht vom Primat der Anerkennung vor dem Erkennen. Der Erwerb von Mentalisierungsfähigkeiten, die Voraussetzungen für den empathischen und sozialen zwischenmenschlichen Umgang sind, setzt seinerseits voraus, dass eine emotionale Identifikation mit einem anderen Menschen stattfindet. Diese Fähigkeit sei »Voraussetzung allen Denkens«.

In den Fußstapfen der Tradition von Lukács, Adorno und Dewey spricht sich Honneth für eine Aktualisierung des Verdinglichungsbegriffs als Kategorie der Sozialkritik aus. Durch Tendenzen wie das einseitig begriffliche Denken, die Ökonomisierung der Lebenswelt und die Zweckrationalisierung im Bereich des Sozialen tendieren wir dazu, die existenzielle Voraussetzung der Anerkennung zu vergessen. Der kritische Begriff der »Anerkennungsvergessenheit« verweist auf eine gesellschaftlich und ökonomisch geförderte Tendenz dazu, andere Menschen instrumentell, »bloß wie empfindungslose Objekte« wahrzunehmen und zu behandeln (Honneth, 2005, S. 69). Es handelt sich um eine Veränderung des sozialen Verhaltens, die durch eine Wahrnehmungs- und Empfindungsreduktion gekennzeichnet ist. Analog zur Rede vom Resonanzverlust bei Rosa führt eine einseitige Funktionalisierung (Zweckrationalität) in der zwischenmenschlichen Interaktion im pathologischen Fall zur affektiven Abstumpfung und Automatisierung sozialen Verhaltens. Anerkennungsbewusstsein schützt im Bereich des Sozialen vor dem Dammbruch schleichender Dehumanisierung. Anerkennungsvergessenheit entspricht der Preisgabe des humanitären und moralischen Grundwerts (der Anerkennung). Der normativ unverzichtbare Anerkennungsanspruch wird zur Bedingung des Schutzes sozialer Freiheiten und verankert die unantastbare Würde des Gegenübers im Selbstverständnis. Mit dem Vergessen der Anerkennungsvoraussetzung schwindet auch das Bewusstsein für die Bedeutsamkeit sozialer Freiheiten. Das Bewusstsein und die Pflege der Anerkennung sind nicht nur auf subjektiver und intersubjektiver Ebene für Selbstverwirklichung, soziale Beziehungen und psychische Gesundheit vorausgesetzt. Auf der gesellschaftlichen und politischen Ebene wird die

Anerkennung zur Basis von individuellen und sozialen Freiheiten wie demokratischer Sittlichkeit (Honneth, 2011).

Im phänomenologischen Umkreisen der »Anerkennungsvergessenheit« grenzt Honneth diese von einem kognitiven »Verlernen« ab. Er wählt den Begriff einer (unbewussten) Aufmerksamkeitsminderung, die dazu führt, dass die Bedingungen der Anerkennung aus dem Bewusstsein gleiten.

> Verdinglichung im Sinne der Anerkennungsvergessenheit bedeutet also, im Vollzug des Erkennens die Aufmerksamkeit dafür zu verlieren, dass sich dieses Erkennen einer vorgängigen Anerkennung verdankt. (Honneth, 2005, S. 71f.)

Das Erleiden der Anerkennungsvergessenheit beschreibt Honneth an zwei paradigmatischen Fallbeispielen. Im ersten Fall handelt es sich um eine einseitig ausgeprägte Zweckorientierung, welche die Aufmerksamkeit radikal selektioniert. Der Fokus der Aufmerksamkeit reduziert sich quasi automatisiert auf Beobachten, Registrieren und Berechnen als Modus der Welt- und Beziehungsaneignung (Honneth, 2005, S. 101).

In der Terminologie einer Dissoziationstheorie führt der eingeschränkte Fokus auf diese Beurteilungsperspektiven zur Detachierung von sozial bezogenen Weisen des Weltzugangs. Beispielsweise abstrahiert ein Teamkollege zugunsten seiner kompetitiven Ausrichtung die menschlichen Ansprüche seiner Kollegen. Sowohl die Perspektivenübernahme wie auch die empathische Bezugnahme werden abgewehrt und unterbunden, um keine Effizienzeinbußen zu erleiden. Durch diese Aufmerksamkeitsminderung geht das Gespür für einen kontextsensiblen zwischenmenschlichen Umgang verloren. Ein dominantes, egozentrisches Motiv oder Ziel, allenfalls gepaart mit einer gesellschaftlich kultivierten Verhaltensautomatisierung, beispielsweise über die Normalisierung und Belohnung der reduktiven Effizienz- und Leistungssteigerung, bestimmt das Verhalten des Subjekts.

Honneth selbst wählt das Beispiel eines Tennisspielers, der, vom Ehrgeiz gepackt, den Sieg erringen will und dabei vergisst, dass der Gegenspieler sein bester Freund ist, der ihn ursprünglich zum Spiel motivierte. Dieser harmlos anmutende Konflikt macht bereits deutlich, dass die rationalistische, die intersubjektive Bezogenheit dissoziierende »Verselbstständigung eines Zwecks gegenüber dem Entstehungskontext« mit der Tendenz zu rücksichtslosem und eigennützigem Verhalten einhergeht. Intrapsychisch schafft es der Tennisspieler nicht, seinen Ehrgeiz zugunsten der Freundschaft zu zügeln. Die etwaige Selbstreflexion bezieht sich nicht auf anerkennungsbezogene intersubjektive Aspekte, sondern bleibt auf den Modus des Erkennens beschränkt.

Die eigenen mentalen Zustände werden in diesem regulierenden bzw. stabilisierenden Modus der Selbstverdinglichung kognitiv erfasst und objektiviert – ein auf emotionale und empathische Aspekte erweiterter innerpsychischer Reflexionsprozess bleibt aus. Institutionelle und gesellschaftliche Anreize, die ökonomische und berufliche Erfolge von der Fähigkeit des »Erkennens« in Form von Effizienzsteigerung, Quantifizierung, Anpassung, Standardisierung und Nutzenmaximierung messen, konditionieren die Persönlichkeit weg vom Anerkennungsprimat. Sie forcieren habitualisierte *Dissoziationsweisen* wie Detachierung und Kompartmentalisierung. Der Dammbruchschutz der Anerkennungsbewusstheit, der ein Minimum ethischen Verhaltens aufrechterhalten

soll, fehlt. Er wird – auch unbewusst – als Selbstoptimierungsdruck internalisiert. Die beschriebene Form der Aufmerksamkeitsminderung entspricht einer Haltung, die implizit von der Annahme geprägt ist, dass der soziale Kontext des Geschehens situativ entwertet oder instrumentalisiert werden muss, um erfolgreich zu sein. Sie widerspiegelt eine asoziale Bedürfnishierarchie, die sich einstellt, wenn die intersubjektive Abhängigkeit vergessen wird oder Anerkennungsaspekte von der Exekutive abgekoppelt werden und ihre tragende Kraft verlieren. Während diese »egozentrische« Haltung realistischerweise zumindest punktuell in jedem Lebensverhältnis auftritt und im Laufe der Sozialisierung bewältigt werden muss, ist es die systematische, institutionell verankerte Konditionierung, die das Phänomen problematisch verstärkt und von Honneth kritisiert wird.

Als zweiten Fall einer Verdinglichung aufgrund von Anerkennungsvergessenheit verortet Honneth äußere Bestimmungsgrößen des Handelns, wie geltende Denkschemata. Denkschemata oder Ideologien können Anerkennungsvergessenheit fördern, indem sie selektive Interpretationen sozialer Tatsachen transportieren (Honneth, 2005, S. 72). Kollektiv geteilte Überzeugungen, kulturelle und institutionelle Faktoren produzieren entsprechend Denkschemata, die an der Grenze zwischen Anerkennungsvergessenheit und »Leugnung« oder »Abwehr« stehen (Honneth, 2005, S. 72). Diese Beschreibungen sind mit den sozialpsychologischen und -philosophischen Ausführungen zu kollektiven Dissoziationsmechanismen weitgehend kompatibel. Mit der Dissoziationsbegrifflichkeit könnte hier differenzierter zwischen einem Abwehrmechanismus und Kompartmentalisierungen unterschieden werden. Wird ein Denkschema oder eine Ideologie zur bloßen Abwehr von Diskussion und der Integration gegensätzlicher Meinungen anderer Gruppen angewandt, kann von einer dysfunktionalen dissoziativen Dynamik ausgegangen werden. Wird die Ideologie zum Argument, um zwischenmenschliche Missachtung nicht nur zu legitimieren, sondern auch das Unrechtsbewusstsein und Schuldgefühl des Täters zu suspendieren, kann von einer dysfunktionalen Kompartmentalisierung ausgegangen werden.

In Referenz zu Honneths Konzept entspricht die Tendenz zu funktionellen und automatisierten Umgangsweisen, die eine spontane Anerkennungspraxis verdrängen, einer zweiten Form der Anerkennungsvergessenheit, die er als nachträgliche Leugnung der Anerkennung um eines Vorurteils oder Stereotyps willen bezeichnet. Die innere Haltung, welche diese Form der Anerkennungsvergessenheit begünstigt, entspricht einer Entwertung der innerpsychischen Realität gegenüber den äußeren Normen und Anforderungen. Die Selbstsorge im Sinne einer Bejahung der eigenen Person, die sich selbst und anderen gegenüber »engagiert bekümmert« sein kann, »die inneren psychischen Erlebnisse für werthält, aktiv erschlossen und artikuliert zu werden«, schützt vor einer Überanpassung an kollektive Vorurteile und Stereotypen (Honneth, 2005, S. 89).

In seiner Abgrenzung von Lukács' Verdinglichungsbegriff und aufgrund seiner Unterscheidung zweier Formen der Anerkennungsvergessenheit insistiert Honneth darauf, die *Selbstverdinglichung* und die *Verdinglichung anderer Menschen* als zwei unterschiedliche Verdinglichungsformen zu behandeln. Diese könnten, müssten jedoch nicht korrelieren. Auch seien sie »in ihrem Charakter so verschieden, dass sie wahrscheinlich auch in ihrer sozialen Herkunft, in der Art ihrer gesellschaftlichen Entstehung, stark voneinander abweichen könnten« (Honneth, 2005, S. 99). Die Unterscheidung ist analytisch hilf-

reich, weil der Ansatzpunkt für Veränderung im Sinne einer Überwindung der Entfremdung zum einen bei der Persönlichkeitsentwicklung des Subjekts liegt, davon getrennt jedoch auf der gesellschaftlichen Ebene betrachtet wird. Als Kern der intersubjektiven Verdinglichung sieht Honneth eine zunehmend normalisierte Instrumentalisierung des Gegenübers:

> Überall dort, wo sich Praktiken des puren Beobachtens, Registrierens, oder Berechnens von Menschen gegenüber ihrem lebensweltlichen Kontext verselbstständigen, ohne noch in rechtliche Beziehungen eingebettet zu sein, entsteht jene Ignoranz gegenüber der vorgängigen Anerkennung, die hier als Kern aller intersubjektiven Verdinglichung beschrieben worden ist. (Honneth, 2005, S. 101)

Auf der Suche nach gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Bedingungen, die Anerkennungsvergessenheit forcieren, bleibt seine Schilderung punktuell, ohne in eine systematische Kritik überführt zu werden. Als soziale Ursachen der *Selbstverdinglichung* sieht er den verstärkten Druck und Zwang zur Selbstpräsentation im beruflichen und öffentlichen Leben. An Beispielen wie Bewerbungsgesprächen oder bei der Online-Partnervermittlung zeigt er auf, dass unterschiedliche Institutionen vom Einzelnen eine öffentliche Selbstdarstellung verlangen, die sich nicht primär an den authentischen Wünschen und Absichten der Person orientiert, sondern Anreize setzt, bestimmte Empfindungen vorzutäuschen oder sich orientiert an taktischen Zielen zu präsentieren (Honneth, 2005, S. 104–105). Es müssen also ganz bestimmte Persönlichkeitszüge und Verhaltensweisen dissoziiert werden, um erfolgreich zu sein. Bewerbungsgespräche haben nach Honneth zunehmend den Charakter von Verkaufsgesprächen, in denen es auf eine möglichst manipulative Inszenierung seitens der Bewerbenden ankommt. Die Standardisierung der Kontaktaufnahme führe ebenfalls weg von einer Beziehungsaufnahme, die sich aus einer authentischen Selbstbeziehung speist. Derlei institutionelle Anreize zur Selbstverdinglichung, die sich als soziale Praktiken weitgehend normalisiert haben, bezeichnet Honneth als sozialpathologisch: Sozialer Erfolg geht mit dem Zurückstellen der Selbstbeziehung zugunsten einer möglichst überzeugenden Inszenierung oder Persona einher. Die eigenen Wünsche und Absichten werden nicht mehr »im Lichte persönlicher Begegnungen artikuliert, sondern nach Maßgabe beschleunigter Informationsverarbeitung nur noch erfasst und gleichsam vermarktet« (Honneth, 2005, S. 106).

Als Beispiele für gesellschaftliche Entwicklungen, die *intersubjektive Verdinglichung* produzieren, nennt Honneth die zunehmende Aushöhlung der rechtlichen Substanz des Arbeitsvertrags oder die rein evidenzbasierte Messung kindlicher Begabung anhand genetischer Faktoren. Im Extremfall könne dies zu einer verdinglichenden Typisierung führen, die systematische Diskriminierungen produziere. Am Beispiel der Judenverfolgung zeigt er auf, dass ideologische Setzungen das Denken des Kollektivs bis hin zur radikalen Anerkennungsvergessenheit beeinflussen können. Diese Wertungen können dann dazu führen, dass vormals zugesprochene personale Eigenschaften einer Menschengruppe abgesprochen werden (Honneth, 2005, S. 102). Im Zusammenspiel von einseitiger Praxis und ideologischem Überzeugungssystem liege die Gefahr, dass sich die instrumentalisierenden und verdinglichenden Praktiken (Beobachten, Registrieren, Berechnen) verstetigen und normalisieren (Honneth, 2005, S. 103).

Für den häufig unbewussten, mächtigen Mechanismus der Objektivierung und Instrumentalisierung des Menschen als »empfindungslose Objekte« wählt Honneth den psychopathologischen Begriff der *Amnesie*, der als Beschreibung des nicht steuerbaren »Vergessens« den wohl bekanntesten Inbegriff eines dissoziativen Phänomens darstellt.

Amnesie ist als pathologisches dissoziatives Phänomen definiert, Vergessen ist ein alltäglicher psychodynamischer Mechanismus der Lebensbewältigung, der in der Regel nicht per se als pathologisch eingestuft wird. Honneth identifiziert in der »Anerkennungsvergessenheit« jedoch explizit nicht nur ein »Vergessen«, sondern eine sozialpathologische Form der Amnesie. Anerkennungsvergessenheit beschreibt hier eine habitualisierte Veränderung des sozialen Verhaltens, die durch eine Wahrnehmungs- und Empfindungsreduktion gekennzeichnet ist.

Indem Honneth das sozialpathologische Moment des Vergessens, der Amnesie zum »Schlüssel einer Neubestimmung des Begriffs der Verdinglichung« (Honneth, 2005, S. 69) macht, unterstreicht er unwillkürlich die Bedeutsamkeit dissoziativer Phänomene für die kritische Gesellschaftsanalyse der Gegenwart. Honneth beschreibt also mit seiner Anerkennungsvergessenheit und ihren Erscheinungen wie der Amnesie und Ideologisierung dissoziative Phänomene, er bezeichnet diese jedoch nicht explizit als solche. Über das sozialphilosophische Kriterium der Dissoziation lassen sich die dissoziativen Züge im Prozess der Selbstverdinglichung und Verdinglichung einerseits identifizieren, andererseits normativ und hinsichtlich der sozialpathologischen Züge genauer beschreiben (beispielsweise über die Unterscheidung von Kompartmentalisierung oder Detachierung).

Honneth kritisiert, dass sich die Anerkennungsvergessenheit auch innerhalb der politphilosophischen Ausrichtung manifestiert hat. Durch deren einseitige Ausrichtung auf Gerechtigkeitsprinzipien sind soziale Praktiken und Pathologien zu stark aus dem Fokus der Aufmerksamkeit und Kritik geraten. Mit der Aktualisierung des Verdinglichungsbegriffs müsste entsprechend auch eine sozialphilosophische Wiederausrichtung auf soziale und psychologische Aspekte gegenwärtiger Entwicklungen einhergehen, die den Gerechtigkeitsfokus übersteigt. Das innerliche Selbstverhältnis und der individuelle Selbstwerdungsprozess müssen als gleichermaßen zentral verstanden werden wie die intersubjektiven, sozialen und gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnisse, welche dieses umrahmen (Honneth, 2005, S. 52, 80f.).

5.1.3 Entfremdung als Beziehung der Beziehungslosigkeit bei Rahel Jaeggi

Mit dem Ziel, den Entfremdungsbegriff »in seiner Bedeutung zu vergegenwärtigen«, »systematisch neu zu interpretieren« und »begrifflich zu transformieren« unterstreicht Jaeggi die kritisch-theoretische Annahme, dass Entfremdungsdiagnosen »Annahmen über die Struktur menschlicher Selbst- und Weltverhältnisse, die Beziehung von Akteuren zu sich selbst, zu ihren eigenen Handlungen und zur sozialen wie natürlichen Welt, und damit ein komplexes und dichtes Bild der Person in ihren Relationen zur Welt« voraussetzen (Jaeggi, 2006, S. 13). Entfremdungen beschreibt sie im Gegensatz zu einer substanziellen Definition als »Störungen von Aneignungsverhältnissen« (Jaeggi, 2006, S. 19), also als Mängel und Unzulänglichkeiten im Umgang mit den vorhandenen

Lebensverhältnissen. Ins Zentrum der Entfremdungsdiagnostik rückt die Gestaltung der Beziehung zu sich selbst und zum Gegenüber:

> Im Gegensatz zu einer substanziellen Bestimmung dessen, wovon man sich in Entfremdungsbeziehungen entfremdet, ist es dann der Charakter dieser Beziehung, der zu untersuchen ist, sind es verschiedene Formen der Störung von Aneignungsverhältnissen, die sich mit dem Begriff der Entfremdung diagnostizieren lassen. Dieses Aneignungsverhältnis sollte dabei als produktives Verhältnis und als offener Prozess verstanden werden, in dem Aneignung stets beides bedeutet: Integration wie Transformation von Gegebenem. (Jaeggi, 2006, S. 19)

Gelungene Aneignungsprozesse gehen bei Jaeggi mit einer anhaltenden Prozessierung des Gegebenen einher, analog dem vierten hermeneutischen Kriterium der Dissoziationstheorie. Ähnlich wie in der Psychopathologie, die primär über den Störungsbegriff diagnostiziert, orientiert sich Jaeggi (2006, S. 183) aus sozialphilosophischer Perspektive nicht an einer anthropologisch bestimmten Vorstellung des »psychisch gesunden« Menschen, sondern sieht Entfremdung als Resultat misslungener Welt- und Selbstaneignung des Subjekts. Ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt die Handlungspraxis des Menschen in seiner gegebenen, niemals idealen Gesellschaft. Mit dem Leitspruch »Beziehung der Beziehungslosigkeit« identifiziert sie defizitäre Beziehungen als allgemeinen Kern misslungener Welt- und Selbstaneignung. Beziehungen, die nicht defizitär sind, basieren auf der Fähigkeit der Person, sich die Lebensumstände, zwischenmenschliche Beziehungen und ein authentisches Selbstverhältnis aneignen zu können. Demgegenüber definiert Jaeggi Entfremdung als Überbegriff für Störungen von Aneignungsverhältnissen. Diese prozessorientierte Charakterisierung von Beziehungs- und Entfremdungserfahrungen dient unter anderem dem Ziel, essentialistische Festlegungen zu vermeiden.

Offen bleibt mit dem Verzicht auf substanzielle Festlegungen jedoch die Definition einer intakten, nicht »beziehungslosen« Beziehung sowie diejenige einer entwicklungsförderlichen »Sozietät«. An vier Beispielen und auf Basis einer umfassenden ideengeschichtlichen Rekonstruktion identifiziert Jaeggi aktuelle Entfremdungserscheinungen als Phänomene, bei denen das eigene als ein fremdes Leben gelebt wird. Subjektive Indikatoren für diese Phänomene sind Gefühle der Machtlosigkeit und Verselbstständigung eigener Handlungen, ein funktionales, sinnentleertes Rollenverhalten, das mit Authentizitätsverlust einhergeht, Selbstentfremdung als innere Entzweiung oder Indifferenz (Jaeggi, 2006, Kapitel II). In all diesen Fällen scheitert der Aneignungsprozess des Selbst; Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung und Authentizität driften ins Unerreichbare. Eine als genügend frei empfundene Handlungsfähigkeit und das Selbstgefühl werden zu Schlüsselkriterien der Entfremdungsdiagnose.

> Wenn Prozesse von Selbstentfremdung als Störung oder Beschränkung von Handlungsvollzügen analysiert werden können, nicht als Abfall von einem oder als Verzerrung eines substanziellen Wesens, so ist man »entfremdet« nicht *von* etwas, sondern *in* einem Handlungsvollzug. (Jaeggi, 2006, S. 192)

Mit der Fokussierung auf die Handlungspraxis verzichtet Jaeggi auf ein substanzielles Modell der Selbstverwirklichung oder des Selbst. Ihr Modell der Person, dessen Unverzichtbarkeit sie bestätigt, bleibt primär funktional definiert. Das Person-Sein geht mit Eigenschaften des In-Beziehung-Tretens und Urteilens einher: Personen sind Akteure, die a) Meinungen über sich bilden können, b) wertend Stellung zu sich nehmen und c) den Wunsch haben können, sich zu verändern. Ist die Verfügbarkeit dieser Funktionen eingeschränkt, indiziert dies Entfremdungsverhältnisse, die sich über das Selbstverhältnis hinaus auch auf soziale und Weltverhältnisse ausdehnen (Jaeggi, 2006, S. 69). Die Orientierung an der Kohärenz zum eigenen Lebensvollzug im Sinne eines fortwährend veränderlichen Identitätsprozesses vermittelt einerseits ein plausibles und auf psychologische Theorien abgestütztes Kriterium eines intakten Selbstverhältnisses. Zugleich wird durch diesen Ansatz eine nahezu autarke Handlungshoheit impliziert, die auch darin besteht, sich von gewissen Schicksalen affizieren zu lassen oder zu detachieren.

Den Fall Agamemnons, der sich entscheiden muss, seine Tochter Iphigenie oder sein Land zu verraten, und der letztlich vor sich selbst für das gewählte Opfer seiner Tochter (und insofern für seinen »Selbstverrat«) geradestehen muss, nimmt Jaeggi als Beispiel dafür, dass auch selbstgewählte und durch in Dilemmata gefällte Entscheidungen durch einen Aneignungsprozess integriert werden sollten. Agamemnon, der sich für den Rest seines Lebens als Vater ertragen muss, der seine Tochter geopfert hat, stehe ein Integrationsprozess bevor:

> Agamemnon muss die Aufgabe der Loyalität zu seiner Tochter integrieren, sie als Teil seines Wollens (das dann gleichzeitig Wollen und Nicht-Wollen ist) annehmen (Jaeggi, 2006, S. 209).

Sofern man Agamemnon nicht im Umkreis der griechischen Mythologie versteht (in dem eigene und göttliche Einwirkungen und Motive das Geschick der Menschen ineinander verstrickt beeinflussen und die Trennung innerer und äußerer Realitäten schwerfällt), sondern im Gedankenexperiment als postmodernen autonomen Akteur konzipiert, verweist das Beispiel auf verschiedene implizite Annahmen. Jaeggi setzt starke Annahmen der Machbarkeit, Kontrollierbarkeit und Rationalität des Subjekts voraus. Mit Blick auf die Theorie der Dissoziation muss diese bewusste Steuerbarkeit teilweise relativiert werden. So stellt sich etwa die Frage nach der normativen Bedeutung situativer Autonomie. Kann bei der Beurteilung der ultimativen Wahl Agamemnons von Entscheidungsfreiheit gesprochen werden? Die These, dass Entfremdung (bzw. Selbstentfremdung) mit einer gestörten Beziehung zu eigenen Wünschen, Bedürfnissen, Werten und Handlungen, die Aneignungsprozesse verhindern, einhergeht, wird hier nicht notwendigerweise bestätigt (Wimmer, o.J.). Denn Agamemnons Entscheidung fällt ihm (erwartungsgemäß) gerade deshalb schwer, weil er sich sowohl vorgängig seine Beziehung zur Tochter angeeignet hat als auch für das Volk verantwortlich ist. In dieser Lage handelt es sich gerade nicht um ein gestörtes Aneignungsverhältnis, sondern es besteht ein äußerer Zwang zur Entscheidung zwischen zwei isolierten Aneignungsverhältnissen, der den inneren Konflikt und letztlich die Entfremdung bewirkt: Agamemnon ist reaktiv zur Entscheidung gezwungen, ob er – im übertragenen Sinne – seinen rechten oder aber seinen linken Arm opfert. Der äußere, kollektive Zwang und die kollektive Identifikation stehen der per-

sönlichen Bindung und Identifikation mit der Tochter in einem »Catch 22« gegenüber. Zwar ist Agamemnon hier als Subjekt tatsächlich zugleich »Täter und Opfer«, doch kann die Voraussetzung einer autonomen Entscheidung im Sinne eines Konfliktes zwischen »subjektiven Vorstellungen des guten Lebens« nicht geltend gemacht werden. Zwischen dem Handeln in einer dilemmatischen Notsituation, in der jemand – wie im Beispiel – zwischen zwei unvorstellbaren Optionen wählen muss und in der der »Aneignungsprozess« des Subjekts lediglich in der *Reparation*, also der nachträglichen Verarbeitung bestehen kann, und einem gestörten Selbst- und Weltverhältnis, das Aneignungsprozesse erschwert, muss grundsätzlicher unterschieden werden. Wenn davon ausgegangen wird, dass das Subjekt in einer niemals idealen Welt in der Bringschuld steht, sich darin entsprechend seinen Voraussetzungen und Möglichkeiten möglichst selbstgetreu anzupassen, geraten die äußeren Zwänge, die politischen Missstände und gesellschaftlichen Ursachen der Selbstentfremdung notwendigerweise in den Hintergrund. Die Potenz des Subjekts wird überschätzt, die Einflüsse der gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen werden bagatellisiert. Mit dem Fokus auf die Dissoziationstendenz des Subjekts setzt dessen rationale Handlungsfähigkeit ein soziales Umfeld voraus, das die Kultivierung rationaler und anerkennungsbezogener Fähigkeiten sowie eine autonome, nicht rein kollektive oder ideologische Selbstdefinition und -bestimmung erlaubt.

Alternativ könnte der Fall des Agamemnon als Beispiel für eine durch das äußere Ultimatum erzwungene innere Dissoziation aufgeführt werden, bei der innerpsychisch unterschiedliche Persönlichkeitsanteile mit unvereinbaren Motiven und Handlungen konfligieren (HK: 2. Spannung/Irritabilität). Die Loyalität des Vaters und die Loyalität zum Vaterland sind beide konstitutiv für Agamemnons Selbstverhältnis; seine Identifikation mit dem Kollektiv steht der persönlichen Verantwortung für seine Tochter entgegen. Es können nicht beide Einstellungen aufrechterhalten werden, beide Entscheidungsmöglichkeiten lassen sich rational begründen, führen jedoch zur unaushaltbaren emotionalen Katastrophe – ein Teil muss abgespalten werden (HK: 1. Auswahl/Ausschluss). Derlei dilemmatische Situationen sind für das Individuum und seine Persönlichkeitsstruktur, sein zukünftiges Verhalten und Selbstverhältnis konstitutiv. Es sind Situationen, die sich insbesondere für Menschen mit Kriegs-, Flucht- oder Katastrophenerfahrungen, bei politischer Verfolgung oder auch durch systematische Ungerechtigkeiten wie systematischen Ausschluss oder Mobbing ergeben. Erfahrungen mit vergleichbarer Struktur – wenn auch nicht immer mit gleichermaßen existenzieller Bedeutung – stellen Einschränkungen der sozialen Freiheit dar, die das Subjekt allein von sich aus nicht überwinden kann. Sie werden primär situativ von außen induziert und können oftmals nur überwunden werden (HK: 3. Regulation/Stabilisierung), wenn es die entsprechenden äußeren, sozialen Beziehungen gibt, die Anerkennung und Integration unterstützen (HK: 4. Prozesshaftigkeit/Offenheit). Jaeggi unterstreicht, dass erfolgreiche Aneignungsprozesse erforderlich seien; diese sind jedoch nicht als rein mentale, kognitive Verarbeitungsprozesse realisierbar. Mit Bezug auf den Fall Agamemnons ist es auch denkbar, dass die Akzeptanz seiner unwiderruflichen Gebrochenheit, das Aushalten der Entscheidungskonsequenzen paradoxerweise seiner nichtentfremdeten, kohärenten, zugleich leiderfüllten Existenzweise entspricht. Aneignung kann also auch bedeuten, dass Agamemnon aus der nicht verschließbaren Wunde der geopferten Tochter heraus zu einer ethischen Entwicklung angestoßen wird. Es ist also

denkbar, dass Agamemnon in der Annahme seines Schicksals und seiner schicksalhaft verfügten dissoziativen Lebenslage prozesshaft (4) die unüberwindbare Spannung und Irritation (2) mit Fokus auf den Aspekt ihres *ethischen Werts* (1) reguliert resp. stabilisiert (3) und so zu einem gerechteren Herrscher wird. Möglicherweise zielt die mythische Lesart der Geschichte auf diesen Aspekt hin. In einer anderen Version des Mythos zeigt Artemis im letzten Moment Gnade, entführt Agamemnons Tochter und ersetzt sie durch eine sodann geopferte Hirschkuh.

In jüngerer Zeit können Fälle politischer Freiheitsproteste aufgeführt werden, die strukturell an den Fall Agamemnons erinnern. Die seit der Ermordung von Masha Amini im Jahr 2022 protestierenden Regimekritiker*innen im Iran, die für politische Befreiung kämpfen, sind nicht in ihrer Absicht, jedoch in der Umsetzung von Selbstverwirklichung und Weltaneignung durch die lebensweltlichen, politischen und autoritären Bedingungen eingeschränkt. Nicht nur die positiven, sondern auch die negativen Freiheiten fehlen in der iranischen Gesellschaft weitgehend für Minderheiten und Frauen, sodass der Widerstand mit der Gefahr von Leib und Leben einhergeht. Wenn der politische Druck auf die Zivilbevölkerung derart unerträglich ist, dass das Risiko, das eigene Leben für den politischen Wandel zu riskieren, ein kleineres Übel ist als das Verharren in der bisherigen Situation, braucht es einen Entfremdungsbegriff, der die Institutionskritik mit ins Blickfeld rückt. Der Fokus der Entfremdungsanalyse sollte in solchen Fällen auch auf der politischen Dimension liegen und sekundär die Möglichkeiten des Subjekts kritisieren. Im Falle der Protestierenden im Iran kann beispielsweise davon ausgegangen werden, dass sie sich bei der Äußerung ihrer Freiheitsbedürfnisse in einer lebensbedrohlichen Ausnahmesituation befinden. Diese konstelliert einen instinktiven Abwehrmechanismus als Bewältigungsstrategie, der die Dissoziation von eigenen Ängsten und das Weiterführen der Proteste ermöglicht. Diese Überlebensreaktion kann jedoch auch dann nicht als pathologisch eingeschätzt werden, wenn sie chronifizierte Formen annimmt oder das Risiko des eigenen Todes bewusst in Kauf nimmt. Die Unterdrückungsmaßnahmen und gewalttätigen Machtdemonstrationen und Massaker des theokratischen Regimes zwingen die Regimekritiker*innen anhand grassierender Missachtungen in diesen überlebenswichtigen und hochriskanten dissoziativen Zustand. Solche dilemmatischen Situationen, in denen Einzelne ihr Leben und ihre Selbstverwirklichung für eine sie übersteigende, größere Entwicklung zu opfern bereit sind, führen unmittelbar zur Frage nach dem Lebenssinn. Auch hier ist eine normative Beurteilung zurückgeworfen auf die zugrundeliegenden Werte und Weltanschauungen. Für welche Ziele und Werte erachten wir die Selbstaufopferung als legitim? Wann wird sie als Heldentat, wann als (selbst-)mörderische oder ideologisierte Radikalisierung verstanden? – Hier eröffnet sich ein Seitenast der Debatte, der an dieser Stelle nicht weiterverfolgt werden kann.

Im Unterschied zum Fall Agamemnons und politischer Freiheitsproteste liegt der Schlüssel zur Überwindung *subjektiver* Entfremdungsverhältnisse bei gewährleisteten individuellen und politischen Freiheiten deutlicher beim Subjekt. Wenn die Personen realisieren, dass sie an sich oder ihrer Anpassung an ungesunde äußere Verhältnisse leiden, dass ihr Wollen und Verhalten auseinanderklaffen, die Intentionen und Werte durch das eigene Leben nicht erfüllt werden können, Ängste oder symptomatisches Leiden zum Ausdruck einer fehlenden Integration werden etc., entsteht Entwicklung tendenziell eher in der *Anstoßung* oder der Selbstüberwindung des Subjekts (ihrer Refle-

xions- und Handlungskompetenz, der Selbstverantwortung). In solchen Fällen scheint die innere Zerrissenheit und Uneinheitlichkeit mitunter auf genuinen Eigenanteilen und Einstellungen zu gründen, die beispielsweise durch eine unkritische Haltung, die Scheu vor Verantwortungsübernahme oder eine zu starke Identifikation mit konventionellen, moralistischen oder gesellschaftlichen Leistungsimperativen stabilisiert werden. Auch aus dieser Perspektive drängt sich eine Analyse der Rollen auf, welche gesellschaftliche, technologische und institutionelle Voraussetzungen für das Selbstverhältnis spielen. – Ob ausgehend von der Analyse äußerer Zwänge und Missstände oder in umgekehrter Richtung vom Subjekt, Entfremdungserfahrungen basieren immer auf dynamischen Konflikten, die zu strukturellen Verhärtungen führen können – sowohl in der Persönlichkeitsstruktur wie auch im Kollektiv. Auf Basis dieser Annahmen scheint sich der Begriff der Dissoziation – der sowohl auf psychodynamische wie auch auf kollektive Dynamiken anwendbar ist – für eine Erweiterung der Entfremdungsanalyse besonders zu eignen.

Jaeggi lehnt die These einer inneren Spaltung oder Dissoziation ab. Sie begründet dies damit, dass Dissoziation mit einer zu essentialistischen Annahme eines Selbst einhergehe. Insgesamt vertritt sie eine sehr differenzierte Definition, die versucht, zwischen zwei Polen der Selbstdefinition zu vermitteln:

> Während ich in meiner Auseinandersetzung mit Harry Frankfurt gegen eine Position argumentiert habe, die eine zu starke Einheitlichkeit des Selbst unterstellt und das Subjekt zu sehr an die Grundbestände seiner Identität binden will, so ergibt sich aus meiner »Aneignungskonzeption« des Selbst andererseits auch eine kritische Distanz zu Positionen, die die Einheit und die Bedingtheit des Selbst gänzlich auflösen möchten. (Jaeggi, 2006, S. 221)

Selbstaneignung sei eine aktive Leistung, mit der sich die Person trotz innerer Ambivalenzen die eigene Lebensgeschichte aneignet. Identität setzt fortwährend eine neue Aneignung des Gegebenen voraus, sie entspricht einem anhaltenden Prozess (Jaeggi, 2006, S. 211–212). Die Annahmen der Prozesshaftigkeit der Selbstverwirklichung und Identitätsbildung, der Verzicht auf essentialistische Selbstannahmen bei gleichzeitigem Festhalten an einer minimalen Idee von Selbstrealisierung, die zur Bestimmung von Entfremdung notwendig bleibt, werden gleichzeitig zu Stärken und Schwächen dieses Ansatzes. Die Polarität in Jaeggis Argumentation zwischen »einheitsstiftendem Selbst« und dem »Verzicht auf eine essentialistische Selbstkonstruktion« erzwingt eine bleibende theoretische Unbestimmtheit. Von poststrukturalistischen Theorien aus der Psychologie und Soziologie (»Diskussion über postmoderne Identitäten«, Jaeggi, 2006, S. 226f.), die vergleichbar versuchen, diese Polarität und Offenheit in den Grundannahmen zu integrieren – und mit der resultierenden theoretischen Offenheit kämpfen –, distanziert sie sich jedoch. Die damit einhergehende Ablehnung der »Theorie der Multiplizität des Selbst« mit dem Argument, dieses bedeute eine »unangemessene theoretische Dramatisierung« (Jaeggi, 2006, S. 228), wirkt dabei unterbegründet, zumal die Theorie unterschiedlicher Selbstanteile – entgegen Jaeggis Postulat – nicht ausschließt, dass diese als Varianten einer Person erlebt werden oder dass ein »einheitsstiftender« Selbstanteil in einem anhaltenden Integrationsprozess mit der Verarbeitung und (Selbst-)Trans-

formation durch das »Gegebene« tätig ist. Im Gegenteil haben die Ausführungen zum Selbstbegriff der relationalen Psychoanalyse gezeigt, dass eine psychisch gesunde Aneignung und Verarbeitung wesentlich auf der »gesunden Illusion eines Selbst« fußen. Die Grenzziehung zwischen »echter Multiplizität« in Form einer fragmentierten, traumatisierten Psyche und Multiplizität von Persönlichkeitsanteilen aufgrund beispielsweise unterschiedlicher Rollen und Identifikationen, die Jaeggi beschreibt, lässt sich vor dem Hintergrund einer differenzierten Theorie der Dissoziation nicht kategorisch ziehen. Diese setzt die Vorstellung eines Spektrums von Dissoziationen und eine Varietät von innerpsychischen Anteilen voraus, die – gerade auch kontextbedingt – von normalen zu pathologischen Erscheinungen reichen können. Durch diese Vorstellung eines Kontinuums, bei dem auch in einem Subjekt zugleich »normale« wie pathologisch-unvereinbare Dissoziationen vorliegen, wird jedoch die Grundvoraussetzung der bewussten Steuerbarkeit der Psyche und ihres Verhaltens durch die Person relativiert. Der Einfluss unbewusster Bewältigungsmechanismen auf Selbst- und Weltaneignungsprozesse im weitesten Sinne wird sichtbar und lässt sich über den Begriff der Dissoziation benennen.

Ein weiterer Einwand gegen Jaeggis Ansatz bezieht sich auf den lediglich marginalen Einschluss sozialer und kollektiver Rahmenbedingungen bei der Beschreibung von Entfremdung und Selbstverwirklichung. Während das Gelingen oder Misslingen von Welt- und Selbstaneignung über weite Strecken der Argumentation als Welt- und Selbstbeherrschung des Subjekts beschrieben wird, die durch einen rationalen Bewusstwerdungs- und Erfahrungsprozess im Lebensverlauf erlangt wird, wird die These, dass ein »gelingendes Selbstverhältnis auch auf einem gelingenden Verhältnis zur sozialen Welt beruht«, zwar wiederholt postuliert, jedoch in ihrer Substanz und Bedeutung nur marginal erläutert. Wimmer kritisiert, dass Jaeggi den Konflikt zwischen Kapital und Arbeit als ursprünglichen Fokus der kritisch-theoretischen Entfremdungsanalyse in die Subjekte hineinverlagert:

> Für Jaeggi entsteht ein entfremdetes Selbst-Welt-Verhältnis aus der misslingenden Aneignung eigenen Wollens und der eigenen Erfahrungen. Eine widersprüchliche Außenwelt bietet dabei, wenn überhaupt, nur eine Kulisse, die mal mehr, mal weniger unterstützend in diesem Prozess wirksam wird. (Wimmer, o.J.)

Durch den Verzicht auf ein »Modell einer inneren und substanziellen Übereinstimmung mit sich selbst« (Jaeggi, 2006, S. 184) als Kriterium nichtentfremdeter Selbst- und Weltverhältnisse entfällt auch die substanzielle Charakterisierung und Bedeutung sozialer Bindungen und Beziehungen. »Das Gegebene« als Voraussetzung der Selbstrealisierung des Subjekts, die sozialen Bedingungen des Aneignungsprozesses werden entweder stillschweigend vorausgesetzt oder bleiben als erwähnte Rahmenbedingungen abstrakt im Hintergrund. Die Überzeugung von der Überwindbarkeit der Selbst- und Weltentfremdung durch einen aktiven, selbsttätigen Identitätsprozess blendet die konkreten sozialen Voraussetzungen erfolgreicher Aneignungsprozesse aus. Die Bedeutung eines geteilten kollektiven Maßstabes, einer Orientierung am »Dritten«, wie dies beispielsweise von Benjamin (2004) ausgeführt wird, geht in der Entfremdungskritik mit dem einseitigen Fokus auf die Subjektseite verloren. Jaeggis Ansatz verleitet zum Eindruck, dass das Subjekt primär selbst verantwortlich dafür ist, ob es in der Welt besteht und sich inte-

grieren kann – inwiefern dafür Beziehungen zu Mitmenschen vorausgesetzt sind und von welcher Qualität diese sind, bleibt offen. Dies ist ganz im Sinne des Sprichworts: »Jeder ist seines Glückes eigener Schmied.« Was mit individuellen und kulturellen Tendenzen zur »Beziehung der Beziehungslosigkeit« auf gesellschaftlicher Ebene auf dem Spiel steht, welche Zusammenhänge zur Thematik epistemischer Ungerechtigkeiten bestehen und welche unterschiedlichen psychologischen und soziologischen Voraussetzungen dadurch für den Einzelmenschen entstehen, bleibt offen. Die Beziehung und der Austausch mit anderen, die die eigenen Projektionen und Ambivalenzen spiegeln, in Frage stellen und nötigenfalls ad absurdum führen, scheint als Voraussetzung des Selbstaneignungsprozesses unabdingbar. Die soziale resp. relationale Dimension von Aneignungsprozessen wird in der Theorie der Selbst- und Weltaneignung bis hin zu einem letzten kurzen Schlusskapitel zur Sozietät kaum vertieft. Die Bedeutung des Kollektivs, der Realitätsprüfung durch andere, die den inneren Prozess des Subjekts begleiten, der Anregung und Irritation, der substanziellen Bindungen und Konflikte, scheint als Anstoß für Aneignungsprozesse und zur Reflexion dissoziativer Fehlschlüsse mit ins Bild zu gehören. Dies beträfe auch die mögliche Unterscheidung von einer intersubjektiven »Beziehung der Beziehungslosigkeit« und der Zeitdiagnose einer lebensweltlichen »Bezugslosigkeit« oder eines Resonanzverlustes, die sich auch auf Objekte, Lebensverhältnisse und im weitesten Sinne auf die Lebenserfahrung erstrecken.

Vorausgesetzt wird bei Jaeggi eine rationale Steuerbarkeit der eigenen Emotionalität. Die bewusste Regulation des eigenen Verhaltens scheint dadurch gegenüber unbewussten Bewältigungsstrategien überschätzt. Die psychodynamische Annahme unbewusster Prozesse und Mechanismen, welche die Selbstbestimmung mitbeeinflussen, ist Voraussetzung für den Nachvollzug von Entfremdungserfahrungen. Diese konzeptuelle Einseitigkeit, die mit der in der Kritischen Theorie zutiefst verankerten Annahme der Vernunftfähigkeit des Menschen einhergeht, könnte beispielsweise eine Theorie der Dissoziation kompensieren.

5.1.4 Beschleunigung und (Un-)Verfügbarkeit als Faktoren der Entfremdung bei Hartmut Rosa

Hartmut Rosa identifiziert Entfremdungserscheinungen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene ausgehend von einer *soziologischen* Analyse. Er vertritt die These, dass die soziale Beschleunigung zu »schwerwiegenden und empirisch beobachtbaren Formen der sozialen Entfremdung« führt und entsprechend das maßgeblichste Hindernis für die Realisierung eines »guten Lebens« in der Spätmoderne darstellt (Rosa, 2016a, S. 10). Im Gegensatz zu Jaeggi denkt er in gewisser Weise in Umkehrrichtung: Während Jaeggi ausgehend vom Subjekt die Selbst- und Weltaneignungsmodi (abstrakter) denkt, startet Rosa bei der Analyse der äußeren, soziologischen (Welt-)Bedingungen, die dem Subjekt im Kontext der Spätmoderne entgegentreten.

In der westlichen Gesellschaft dominieren normative Imperative wie derjenige der dynamischen Stabilisierung, bei dem »gut genug« immer nur attestiert wird, wenn es »besser als bisher« bedeutet. In Wirtschaft, Wissenschaft und Politik sind Effizienzsteigerung und funktionale Optimierung zu ethischen Werten geworden, zunehmend entkoppelt von inhaltlicher Legitimation. Diese Grundhaltung wird auf Subjektebene als

Selbstoptimierungsdruck verinnerlicht. Die Dissoziationen im Verhalten spiegeln sich etwa in der inneren Entkoppelung von authentischer Selbstsorge und dem Ausagieren bzw. Stabilisieren des Selbstoptimierungsdrucks. Eine von Rosa identifizierte »Dissoziation« besteht in der Detachierung von intrinsischen Bedürfnissen und einer gleichzeitigen Überanpassung an generalisierte Leistungsanforderungen. Das Abstimmen auf eigene Bedürfnisse wird weniger durch Introspektion und Wahrnehmung kalibriert als über die Orientierung an kollektiven Maßstäben und Effizienzerwartungen. Der Steigerungsanspruch wird als Erwartungshaltung an sich selbst und anderen gegenüber internalisiert, das Scheitern an den Erwartungen wird als misslungene Selbstverantwortung oder Selbstverschulden interpretiert:

> Natürlich ist die menschliche Subjektivität unweigerlich dezentriert, in sich gespalten, voller Spannungen und geprägt durch die Konflikte zwischen unversöhnlichen Wünschen und Wertvorstellungen. Dennoch produzieren die spätmodernen Zeit- und Wettbewerbszwänge sowie die Herrschaft der Deadlines zwei Dilemmata, die es rechtfertigen, von einer neuen Form der Entfremdung zu sprechen, die auch zum Gegenstand der Gesellschaftskritik gemacht werden muss. Erstens führen diese Imperative zu Handlungsmustern und Erfahrungsweisen, die […] letztlich gar nicht mehr durch subjektive Wertvorstellungen oder Wünsche bestimmt werden, sondern den handelnden Subjekten als etwas Fremdes, Äußerliches gegenübertreten. Zweitens bietet die spätmoderne Konstellation im Unterschied zu anderen soziokulturellen Regimen wie der katholischen Kirche keine Perspektive und keine Institution der zukünftig möglichen »Versöhnung«: Jedes Scheitern und alle Mängel werden direkt dem Individuum selbst zugeschrieben. Es ist einzig und allein unser Fehler, wenn wir unglücklich sind oder aus dem Rennen herausfallen. (Rosa, 2016a, S. 145–146)

Rosa beschreibt in diesem Zitat anschaulich, dass – in Übereinstimmung mit dem dissoziativen Konzept, das dem Menschen ein dissoziatives Wesen zuspricht – innerpsychische Spaltungen, Konflikte und Spannungen genuin zur menschlichen Subjektivität gehören. Zugleich kritisiert er, dass das Subjekt durch die Imperative der spätmodernen Gesellschaft und die immanente Beschleunigungsdynamik zu Dissoziationen im Selbstverhältnis, aber auch im Verhältnis zu anderen und zur Welt gedrängt wird. Diese Erfahrungen der Selbstentfremdung sind vom Subjekt selbst kaum bewältigbar; sie führen zu Ohnmachtserfahrungen und Aneignungsblockaden im Umgang u.a. mit Systemzwängen, deren Überwindung auch gesellschaftliche und ideologische Veränderungen bedingen würde. Selbst wenn das Subjekt subjektive Wertvorstellungen und Wünsche realisieren will, ist die Macht kollektiver Dynamiken überfordernd und beschneidet sowohl die Handlungsautonomie wie auch die Beziehungsspielräume.

Die internalisierten und durch die Gesellschaft transportierten Leitwerte der Beschleunigung führen zu einem sinnentleerten Hasten und Leisten, erodieren Momente der (erholsamen) Selbstvergessenheit und blockieren oder verhindern eine gesunde und authentische Aneignung der Welt (Rosa, 2016a, S. 144). Kontroverse und ambivalente soziale Herausforderungen des Alltags werden standardisiert bewältigt, für individuelle, nicht-lineare Lösungsfindungsprozesse fehlt die Zeit. Die kollektive Optimierungserwartung erstickt Intuitionen und Impulse, die nicht unmittelbar zielführend sind. Durch die Funktionalisierung von Selbst- und Weltbeziehungen kommt es zum Verlust

von Resonanzerfahrungen, die innerpsychische Realität wird als mögliches »Korrektiv« so lange zur Seite geschoben, bis sich der angesammelte Überforderungsdruck z.B. in psychischem Leid äußert, das sich in den Vordergrund drängt.

Entfremdung bedeutet entsprechend die »Negierung des guten Lebens«, wobei auch Rosa auf eine essentialistische Konzeption des guten Lebens möglichst verzichten will. Im Vergleich zu Jaeggi geht er jedoch einen Schritt weiter in die essentialistische Richtung, indem er Momente nicht-entfremdeter menschlicher Erfahrung beschreibt – als Momente der *Resonanz*. »Resonanz« drückt eine affektive Erfahrung der Bezugnahme und des Erfasstwerdens aus. Resonanzfähigkeit meint, dass sich das Subjekt in einer Beziehung zu Selbst und Umwelt befindet, die eine Begegnung zulässt, in der sich Subjekt und Objekt emotional erreichen und durch die Begegnung transformieren lassen.

Der aus der Kinetik abgeleitete Begriff hat als »Mitschwingen« eine metaphorische, deskriptive, aber auch eine qualitative und normative Bedeutung. Die Beziehungsqualität der Resonanz zeigt sich in der affektiven Bezogenheit als Gefühl des Erreichtwerdens und des Erreichens des Anderen, der Verbindung und des emotionalen Rückhalls. Normativ bedeutsam ist die Resonanz als psychologisches Kriterium dafür, ob Beziehungen über das funktionale, instrumentelle Interagieren hinaus auch die psychische Dimension miteinbeziehen, eine Integration der Persönlichkeit im Beziehungsspiel leisten können, die einen intrinsischen Gewinn für die Person und deren Sinnerleben im Austausch mit sich selbst, anderen und der Welt erleben lassen.

Im Verhältnis zu den Beschleunigungsimperativen, zu Leistungs- und Selbstoptimierungsnormen verkörpert Resonanz ein Gegen- oder Ausgleichsmittel zur Erhaltung der psychischen Beweglichkeit, des Raums für ein Bei-sich-selbst-, Miteinander- und In-der-Welt-Sein, eines nicht rein zweckgebundenen Existenzgefühls. Das in Beziehung-treten- und Verbundenheit-entstehen-lassen-Können erfordert Zeit und Raum, die in der beschleunigten Welt – wenn es gelingt – mühsam freigekämpft werden müssen. Resonanz setze auch eine innere Haltung und Bereitschaft voraus:

> Resonanzbeziehungen setzen voraus, dass Subjekt und Welt hinreichend »geschlossen« bzw. konsistent sind, um mit je eigener Stimme zu sprechen, und offen genug, um sich affizieren und erreichen zu lassen. (Rosa, 2016b, S. 298)

Sofern diese innere Disposition nicht vorhanden oder abrufbar ist, kann das Subjekt sich nicht einlassen, es driftet weg, handelt Beziehungsinteraktionen instrumentell oder oberflächlich ab. Entfremdung, die Rosa in Anlehnung an Jaeggi als »Beziehung der Beziehungslosigkeit« deutet, entspricht dann demjenigen Modus der Weltbeziehung, in dem die »Unverbundenheit« und Unerreichbarkeit des Einzelnen dominiert:

> Entfremdung bezeichnet damit eine Form der Welterfahrung, in der das Subjekt den eigenen Körper, die eigenen Gefühle, die dingliche und natürliche Umwelt oder aber die sozialen Interaktionskontexte als äußerlich, unverbunden und nichtresponsiv beziehungsweise als *stumm* erfährt. (Rosa, 2016b, S. 306)

Ebenfalls im Einklang mit Jaeggis Entfremdungsbegrifflichkeit bezieht sich Rosa auf den Begriff der *Aneignung*, um die gelingende oder misslingende Beziehung des Menschen zu

sich selbst, den Mitmenschen und der Umwelt zu beschreiben. Die Qualität der Weltbeziehungen wird zum Schlüssel für ein gutes Leben, in dem wir als Subjekte Welt erfahren und zur Welt Stellung nehmen können (Rosa, 2016b, S. 19). Der Grad der Verbundenheit mit und der Offenheit gegenüber anderen Menschen und Dingen wird zum Kriterium für die Beurteilung von gelingenden und misslingenden Beziehungen (Rosa, 2016b, S. 53).

Mit Blick auf die Kritik der digitalen Gesellschaft hat der Begriff der *Unverfügbarkeit* in Rosas Theorie an Bedeutung gewonnen. Zu den Ideologien der digitalen Gesellschaft gehört demnach die omnipräsente Suggestion, dass wir uns die Welt (Informationen, Waren, Kontakt etc.) hochgradig verfügbar machen können. Durch die Digitalisierung hat die Verfügbarkeit zugenommen, die Fähigkeit, mit Unverfügbarkeit umzugehen, jedoch abgenommen.

Das Beschäftigtsein mit dem Einholen von Informationen zur alltäglichen Lebenspraxis und zum Weltgeschehen, mit der Beschaffung von Waren, mit der Abhandlung von Kontakten und mit der Bewältigung sozialer und institutioneller Arbeitsprozesse über das Internet führt nach Rosa zu einer Habitualisierung, die den Aufmerksamkeitsfokus weg von der direkten sozialen Interaktion lenkt und resonante Beziehungen verdrängt. Seine phänomenologische Schilderung der Transformation durch Technik und Prozesse der Digitalisierung ist bemerkenswert, gerade weil sie das »normalisierte« Verfügbarhaben der Welt über wenige »Mausklicks« in seiner sozialpathologischen Dimension beschreibt (Rosa, 2019b, S. 85f.). Wir können die Zusammensetzung des Schweizer Bundesrats im Jahr 1987 aus dem Stand nachschlagen, ein nur in China erhältliches Lederetui mit einem bestimmten Löwenmotiv für unser Patenkind via Amazon bestellen und den verflossenen Liebhaber, der inzwischen nach Sibirien gezogen ist, durch nur eine E-Mail wieder an uns erinnern. Zugleich lenkt die permanente Verfügbarkeitsverlockung von den Aspekten des Beziehungslebens ab, die *nicht-verfügbar* sind und bleiben. Die dissoziative Bewegung besteht hier in einer Selektion der Aufmerksamkeit oder auch der Lenkung von (psychischer) Energie auf dasjenige, was auf einer materiellen, informationellen Ebene gestaltbar ist. Selbstwirksamkeit, die im psychologischen und anerkennungstheoretischen Sinne darin besteht, schwierige Aufgaben eher als Herausforderung denn als Bedrohung wahrzunehmen, sich die Lösung von Konflikten zuzutrauen und davon auszugehen, dass man selbst Einfluss darauf nehmen kann, was einem z.B. in Beziehungen widerfährt, wird als existenzieller Lebensbezug tendenziell aufgespalten. Auf einer oberflächlichen Ebene der Verfügbarkeit wird Selbstwirksamkeit bei der erfolgreichen Nutzung des ökonomischen, technischen oder gesellschaftlichen Systems immer wieder suggeriert. Sobald es jedoch um eine *tiefergehende* Selbstwirksamkeit geht, die auch im Kontext von sozialem Anpassungsdruck und allgemein im Umgang mit dem Unverfügbaren standhält, erlebt sich das spätmoderne Subjekt als hilflos und »mittellos«.

Die Erosion oder das Verleugnen von Unverfügbarkeit wird zur psychologischen Falle: Soziale Beziehungen sind dadurch charakterisiert, dass sie nicht berechenbar sind, dass keine Kontrollierbarkeit besteht, dass Konflikte, Dissonanzen und Unverständnis akzeptiert und überstanden werden müssen, wenn die Beziehung weiter bestehen und sich entwickeln soll (Rosa, 2019b, S. 37ff.). Diese Option wird durch die Habitualisierung als »Verfügungsexperten« herausgefordert. Mit den sonstigen Techniken der Weltbe-

herrschung lassen sich zwischenmenschliche Beziehungen nur beschränkt bewältigen. Während die passiv-aggressiven Tendenzen des Partners im Videospiel *Second Life* eliminiert werden können, gelingt dies in der realen Beziehung nicht auf Knopfdruck; Umtausch und Reparaturgarantie sind nicht einklagbar. Der Kontrast zwischen der (insbesondere virtuellen/digitalen) Verfügbarkeit großer Teile des Selbst- und Weltverhältnisses und der unvermeidbaren Unsicherheit in (realen) Beziehungen, in denen wir auf uns selbst und unsere Gefühle, Sozialkompetenzen und Wahrnehmungen zurückgeworfen werden, führt zu einer Bewusstseinsspaltung, deren Überwindung nach Rosa als monumentale Herausforderung des spätmodernen Menschen beurteilt werden kann.

Der »Zustand der beziehungslosen Beziehung, in der sich Subjekt und Welt innerlich unverbunden, gleichgültig oder sogar feindlich gegenüberstehen« entspreche einem Modus der Bezogenheit, der Aggression provoziert (Rosa, 2019b, S. 37). Entsprechend sieht Rosa das Resultat der Entfremdung in einem zunehmend aggressiven Verhalten gegenüber den unverfügbaren Aspekten des Lebens. Die Fähigkeit zu einer sich distanzierenden, so distanziert-aggressiven Weltbeziehung – also zu einer Form der Dissoziation, die das mit der bewussten Wahrnehmung und dem bewussten Wollen Unvereinbare abspaltet – wird durch die Gesellschaft mitkultiviert.

Unter dem Ideal der Selbstoptimierung werden selektive Aspekte der Person gefördert, wie die gesundheitsfördernde, effizienzorientierte oder produktive Leistungsverbesserung. Nicht zielorientierte Eigenschaften, Zustände und Fähigkeiten werden entwertet oder überschrieben: Momente der Ruhe, des Alleinseins oder der Selbstvergessenheit sollten gemäß Rosa durch eine gezielte Meditation optimiert werden, Ferien sollten für einen Zweck genutzt werden, der über das reine Loslassen des Müssens hinausgeht. Diese Zweckbindung wird auch ins soziale Leben transportiert.

Der teils zwanghaft anmutende Erwerb von *Kompetenzen* in der Schule beispielsweise (in der Schweiz umfasst der Lehrplan 21 über 300 Kompetenzen für Primarschüler*innen) widerspiegelt die kompensatorische Suche nach einer Optimierung des sozialen Umgangs. Gerade dieser Erwerb bleibt jedoch oftmals auf der oberflächlichen Ebene des prüfbaren Kompetenzerwerbs stehen, ohne Garantie für Internalisierung oder Persönlichkeitsentwicklung. Durch die zwecks Vergleichbarkeit verstärkte Quantifizierung, Standardisierung und Verallgemeinerung von Kompetenzen, deren Entwicklung mit einem individuellen Reifeprozess einhergeht, der durch Eigenzeit, soziokulturelle, biografische und situative Faktoren geprägt ist, wird eine Messbarkeit und Systematisierbarkeit sozialen Verhaltens impliziert, die aus empirisch-psychologischer Sicht nicht gegeben ist. Selbst- und Weltverhältnis werden nach Rosa zunehmend aggressiviert durch das bewusst oder unbewusst geltende Motiv des *Habens* oder *Verfügbarmachens*.

Es gelingt Rosa also, ein Paradox in der sowohl individuell internalisierten wie auch durch die Gesellschaften institutionalisierten Welt herauszustreichen: »Verfügbarkeit« geht einerseits immer mit (Über-)Regulierung und Vermessung einher. Andererseits erlangt »Verfügungsgewalt« nur derjenige, der zugleich (über-)anpassungsfähig ist, seine intrinsischen Bestrebungen also nötigenfalls diskussionslos (auto-)aggressiv zensiert (Rosa, 2019b, S. 107). Ein oft zitiertes Beispiel ist die Beantwortung von Geschäftsmails außerhalb der Arbeitszeit, das Aktualisieren des Posteingangs, ungeachtet dessen, ob man am Familientisch zu Mittag isst oder sich in einer Rauchpause bei der Beerdigung von der Trauer ablenken will. Das »Nichts-verpassen-Dürfen oder -Wollen« wird zum

Argument gegen die eigene Belastung durch die zwanghafte Selbstkontrolle und oftmals auch zum Argument gegen die Bedürfnisse der Kinder oder Partner, die den Privatraum und eine gewisse Exklusivität der Aufmerksamkeit für sich zu behaupten versuchen. Die erratische oder systematische Unterbrechung von Beziehungsinteraktionen durch digitale Devices ist in bestimmten Kreisen so weit normalisiert, dass sich nicht derjenige, der die Interaktion unterbricht, rechtfertigen muss, sondern derjenige, der die Unterbrechung als störend empfindet. Dass beide Perspektiven als legitim betrachtet werden können, lässt vermuten, dass der Werte- und Verhaltenswandel, der mit der Digitalisierung einhergeht, aus psychologischer Sicht erst teilweise vollzogen ist.

Die Normalisierung und Förderung der Tendenz zur Dissoziation von den eigenen Bedürfnissen und sozialen Beziehungsanforderungen durch gesellschaftlich institutionalisierte Verhaltensanreize wird von Rosa treffend identifiziert. Er benennt strukturelle Dimensionen, welche die »Verfügbarmachung« innerhalb von Gesellschaften fördern. Zusätzlich zum »Optimierungszwang« führt er als Gründe für die systematische Umsetzung der Verfügbarkeitsideologie die »Logik der Bürokratie und das Gebot der Gerechtigkeit«, das »Transparenz- und Dokumentationsgebot«, »Kommodifizierung und Verrechtlichung« sowie das »identifizierbare Denken als operatives Grundprinzip« auf (Rosa, 2019b, Kapitel VII). Als Optimierungszwang bezeichnet Rosa die Tendenz zur Eliminierung von Unverfügbarkeit. Die dynamische Stabilisierung führt zur Orientierung an einem zeitlich wie inhaltlich berechenbaren und beherrschbaren Output. Obwohl die Gesellschaft Unverfügbarkeit als »charakteristisches Element für Resonanzbeziehungen« in sozialer Hinsicht braucht, kann sie sich nicht auf Prozesse einlassen, die unscharf, unkontrollierbar oder ergebnisoffen sind (Rosa, 2019b, S. 100). Am Beispiel des Zeit- und Kostendrucks:

> Wer Pflegedienste nach Minutentakt abrechnen muss, kann sich keine Interaktion mit den Gepflegten erlauben, die ergebnisoffen ist, und keine Universität darf Ausbildungsgänge anbieten, bei denen nicht klar ist, wie lange sie dauern und welche Kompetenzen dabei erworben werden. (Rosa, 2019b, S. 101)

Rosa identifiziert einen Umkehreffekt, der oftmals gerade im einseitigen Streben nach politischen Zielen, beispielsweise nach mehr Arbeitsplätzen, besseren Renten und Umweltbedingungen, billigerem Wohnraum oder effizienterem Verkehr einsetzt. Der Umkehreffekt besteht darin, dass durch derlei Projekte die Lebensqualität nicht per se steigt, sondern dass primär die Beschleunigung und der Wettbewerb zunehmen. Mit diesem Umkehreffekt einher gehe auch die »Logik der Bürokratie und das Gebot der Gerechtigkeit«. Eine kategorische Umsetzung selbst von ethischen Werten wie Gleichbehandlung und Gerechtigkeit führt nicht notwendigerweise zu einer ethisch vollkommeneren Welt. In Anlehnung an das Denken von Max Weber werden gemäß Rosa (2019b, S. 103–104) die politische und soziale Welt durch die institutionellen Festlegungen dieser Werte auch beherrschbar und berechenbar, die soziale Welt wird verlässlicher, aber zugleich steigen die Möglichkeiten zur Willkür und gezielten Vorteilsnahme. Spontaneität und Solidarität werden ebenso gedämpft wie soziale Initiativen:

> Denn der Versuch, das soziale Leben rechtlich und bürokratisch immer umfassender verfügbar zu machen, hat zur Folge, dass die unverfügbare Dynamik sozialer Prozesse in vielen Lebenszusammenhängen nicht nur extrem gebändigt, sondern geradezu zum Erliegen gebracht wird. Wie ein Mehltau legen sich dann die rechtlichen Bestimmungen, Prozessregeln und Verfahrensvorschriften über das, was sich als lebendiges soziales Leben zu entfalten versucht. (Rosa, 2019b, S. 105)

Einen weiteren Aspekt, bei dem der Umkehreffekt im Zuge der Umsetzung von positiv konnotierten Werten zum Verlust von Unverfügbarkeit führt, identifiziert Rosa im Transparenz- und Dokumentationsgebot, das zu Überregulierung und Übertransparenz führt, die aufgrund ihrer Uferlosigkeit schwer erfassbar sind und sich kontraproduktiv auf die eigentlichen Sachgeschäfte auswirken. Das »Transparenz- und Dokumentationsgebot« diene insbesondere der eigenen Absicherung, sodass im Falle des Scheiterns die Rechenschaftspflichtigen bestimmt werden können, damit sich Kostenübernahme und Verantwortung für das Verschulden zuordnen lassen. Die ethische Idee, dass Transparenz zu weniger Mauscheleien und mehr Gerechtigkeit führt, wird überdeckt durch eine Haltung des strategischen Denkens und Verhaltens. Diese Haltung korrespondiert mit der Norm von »Kommodifizierung und Verrechtlichung«, also der Festlegung von Rechtsansprüchen und Leistungsvereinbarungen. Als problematisch schätzt Rosa diese Anspruchshaltung ein, wenn sie über materielle Verträge hinaus auch auf den Erwerb von nicht-materiellen Dingen ausgedehnt wird:

> Auf was genau hat man einen Anspruch, wenn man eine teure Konzert- oder Theaterkarte kauft? Darauf, dass die Künstler pünktlich, gut gelaunt und inspiriert sind? Dass es keine störenden Nebengeräusche gibt? Dass das Konzert oder die Vorführung mindestens 90 Minuten dauert? (Rosa, 2019b, S. 109)

Die Beurteilungsperspektive, die sich aufgrund einer Haltung der omnipräsenten Kommodifizierung und Verrechtlichung unmerklich internalisiert, gefährdet die eigentliche Resonanzerfahrung – am Beispiel des Konzertbesuchs – zu ersticken. In der Terminologie einer Theorie der Dissoziation führt das Mindset des effizienten Quantifizierens und Instrumentalisierens zu einer Detachierung und Entzauberung der potenziellen *Erlebnisqualität.* Diese würde eine (resonante) Einstimmung und das vorbehaltlose Auf-sich-wirken-Lassen der Musik (vor einer kognitiven Bewertung) erfordern. Obwohl die Konzertbesucher*in das volle Erlebnis sucht, wird sie durch die dissoziativen Voreinstellungen depriviert, kann sich nicht vom inneren Rattern der Bewertungsraster befreien.

Rosa nimmt Adornos Begriff des »identifizierenden Denkens« zur Illustration dieser kritisierten gesellschaftlichen Tendenzen auf. Gemeint ist damit, dass »Denken« eindimensional als »auf den Begriff bringen« verstanden wird, die Vorstellung, dass wesentliche Erfassung und geistige Verfügung über eine Sache, ein Ding, ein Ereignis oder einen Prozess durch begriffliche Beschreibung bereits erfüllt sind. Verloren geht dabei die Erfahrung der Unverfügbarkeit als Lebensmoment, in dem Unerwartetes und Spontanes entstehen kann:

> Dabei übersieht man aber, dass immer ein Riss, ein Spalt zur Welt bzw. zu dem anderen, das man zu erfassen versucht, bestehen bleibt, und dass gerade und nur in diesem Riss, in dem, was unverfügbar bleibt, was sich entzieht, wirkliche Erfahrung und Lebendigkeit aufscheinen kann. (Rosa, 2019b, S. 111)

Im Verlust der Unverfügbarkeitserfahrung ortet Rosa die Wurzel einer totalitären Auffassung des Lebens, die zur Eliminierung von Resonanz und Resonanzfähigkeit in Beziehungen steht. Das identifizierende Denken beraube uns der Möglichkeit, mit einer begegnenden Sache als mit einem unverfügbaren Gegenüber in Beziehung zu treten, auf das und zu dem wir erst einmal hinhören müssen, bevor wir antworten können (Rosa, 2019b, S. 113). Die Welt wird entsprechend nicht mehr in ihrer phänomenologischen Vielfalt erfahren, sondern nur als das, was begrifflich, ökonomisch und technisch verfügbar gemacht werden kann.

> Diese letzten Überlegungen machen noch einmal deutlich, dass der Anspruch auf umfassende Verfügbarkeit und damit der konstitutive Grundwiderspruch der Moderne sowohl institutionalisiert als auch habitualisiert ist: Er durchzieht unsere sozialen Institutionen und Praktiken ebenso, wie er unsere innere Haltung prägt. Das, was ich zu Beginn dieses Essays als *Aggressionshaltung der Moderne* identifiziert habe, bestimmt unser Weltverhältnis in allen Dimensionen des Daseins bis in die begriffliche Verfügung über die Welt hinein. Wo Unverfügbarkeit zur Denkunmöglichkeit wird, weil sie nur noch als das Noch-nicht-Verfügbare, das Noch-verfügbar-zu-Machende begriffen wird, und wo sie daher auch zur Erfahrungsunmöglichkeit wird, weil sich zu ihr kein Antwortverhältnis, sondern nur ein Ohnmachtsverhältnis entwickeln lässt, ist das, was Theodor W. Adorno als das »identifizierende Denken« gebrandmarkt und kritisiert hat, totalitär geworden (Rosa, 2019b, S. 111).

Rosas soziologische und sozialphilosophische Analysen von Resonanz und Entfremdung in der spätmodernen Gesellschaft bieten eine reiche Grundlage für die Analyse von Erscheinungen und (Sozial-)Pathologien, die spezifisch im Zusammenhang mit der digitalen Gesellschaft auftreten. Seine Analysen lassen sich mit einer Theorie der Dissoziation in vielfacher Hinsicht zusammenschließen, insbesondere wenn es um das Phänomen der Unverfügbarkeit geht. Die Verbindung der hermeneutischen Kriterien der Theorie der Dissoziation mit den Entfremdungstheorien von Honneth, Jaeggi und Rosa wird in Tabelle A2 im Anhang dargestellt.

5.2 »Entfremdung« im Spannungsverhältnis humanistischer und transhumanistischer Weltanschauung

Den bisher diskutierten Entfremdungsbegriffen liegt weitgehend ein humanistisches Selbst- und Weltbild zugrunde. Eine Kritik der digitalen Gesellschaft muss jedoch auch in Betracht ziehen, dass gerade diese philosophisch-anthropologische Grundlage in der digitalen Epoche umstritten ist. In der Diskussion um die Selbst- und Weltbilder, die implizit und in Form wissenschaftstheoretischer Maximen die Dynamik der digitalen Gesellschaft prägen, wird vielfach über den Antagonismus von Transhumanismus und

Humanismus gesprochen. Was damit gemeint ist, hat ein Gremium von Wissenschaftler*innen 2017 in einem Manifest (Spiekermann et al., 2017) zusammenfassend dargestellt:

Der Humanismus geht davon aus, dass der Mensch ein leibliches, geistiges, emotionales und psychisches Wesen ist, verwundbar und individuell. Es strebt nach Zugehörigkeit und sozialer Gemeinschaft. Als Leitwerte des Humanismus gelten die Menschenwürde und die Integrität, verstanden als psychische und körperliche Unversehrtheit. Darüber hinaus wird der Mensch als Sinn und Bedeutung suchendes »Tier« gesehen, als »magisches« Wesen, das seine unvollkommene Existenz wertschätzen kann. Als nicht subsumierbare Anteile gehören die (Zwischen-)Leiblichkeit, Bezogenheit, Sinnsuche, Reflexionsfähigkeit, Spiritualität und Kreativität zur menschlichen Existenz. Humanisten sehen die spezifisch menschlichen Eigenschaften wie die emotionale Intelligenz, Tugenden wie Weisheit oder Klugheit, ethisches Entscheidungsvermögen, subjektives Erleben und phänomenologische Aspekte von Wahrnehmung, Denken, Voraussicht etc. in einem transhumanistischen Menschenbild nicht erfasst. Das »Ziel« menschlicher Existenz ist gerade nicht die maschinenähnliche Perfektionierung des Menschen, sondern die Verwirklichung seiner individuellen Bestimmung im Kontext seiner sozialen Umwelt. Politische und gesellschaftliche Voraussetzungen für die Realisierung des guten Lebens sind z.B. ein geteiltes Ethos sowie eine kulturelle Ausrichtung auf Werte wie Gemeinwohl, Freiheit, Sicherheit, Gerechtigkeit, Gesundheit, Bildung und Wohlstand.

Demgegenüber geht der Transhumanismus von der Auffassung aus, dass Menschen sich auf Information reduzieren lassen. Sie sind »Informationsobjekte«, komputationale Agenten, in nichts *wesentlich* anders als ein anorganischer Roboter (Androide). Insgesamt wird die Wirklichkeit als Totalität der Information verstanden. Entsprechend ist auch die (generative) künstliche Intelligenz als Intelligenz im menschlichen Sinn zu verstehen. Der Mensch wird als Mängelwesen betrachtet, das durch Technik verbessert werden kann. Die Vision des Transhumanismus ist eine durch Technologie perfektionierte Menschheit. Das »Heilsversprechen« des Transhumanismus besteht in der Annahme einer neuen Evolutionsphase, die besonderes rational und fortschrittlich ist, indem sie den Menschen durch anorganische Prothetik und Systeme der künstlichen Intelligenz (u.a. Robotik) fortwährend verbessert und ergänzt[1]: gegebenenfalls über das Cyborg-Stadium hinaus und hinein in die androide Form von »Unsterblichkeit« (vgl. z.B. das frühe Essay von Max More aus dem Jahr 1990).

Der Transhumanismus geht Hand in Hand mit einem Technikoptimismus und -positivismus. Was Arnold Gehlen – einer der Mitbegründer der philosophischen Anthropologie – 1957 über verschiedene Umwandlungsstufen organischer Mängel des Menschen ausführt, entwickelt der Transhumanismus als Sichtweise weiter:

---

1 Ausdruck dieser Auffassung ist eine Deutung des Gedankenexperiments des »philosophischen Zombies«: Während die einen behaupten, ein solcher Zombie sei ein unbeseelter Mensch, wie ihn etwa ein mit KI ausgestatteter Android zu sein vortäuschen könnte (siehe z.B. David Chalmers' Diskussion von Bewusstsein als emergente Eigenschaft), halten die anderen dagegen, die Vorstellung eines solchen Zombies sei schlichtweg undenkbar (siehe z.B. Daniel C. Dennett) – sie lassen das Gedankenexperiment scheitern. Letztere Exponenten führen ihre Position so weit, dass sie jede Auffassung von (Selbst-)Bewusstsein als Illusion verstehen (Clayton & Davies, 2008).

> Neben dieses Prinzip des Organersatzes würde von vornherein das der Organverstärkung getreten sein: der Schlagstein in der Hand ist von ungleich mächtigerer Wirkung als die bloße Faust, so daß neben die »Ergänzungstechniken«, die uns organisch versagte Leistungen ersetzen, die »Verstärkertechniken« treten, welche unsere Organleistungen überbieten: der Hammer, das Mikroskop, das Telefon potenzieren natürliche Fähigkeiten. Schließlich gibt es »Entlastungstechniken«, die auf Organentlastung, Organausschaltung* und schließlich auf Arbeitsersparnis überhaupt bezogen sind, so wie der Wagen mit Rädern das physische Schleppen von Lasten überflüssig macht. Wer im Flugzeug reist, kann alle drei Prinzipien in einem haben: es ersetzt die uns nicht gewachsenen Flügel, überbietet weit alle organischen Flugleistungen überhaupt und erspart unserer Fortbewegung über ungeheure Entfernungen jegliche Eigenbemühung. (Gehlen, 1957, S. 6f.)

Auf diese Weise kann man als »eines der wesentlichsten Resultate der Kulturgeschichte den stets zunehmenden Ersatz des Organischen durch das Anorganische ansehen« (Gehlen, 1957, S. 8). Während Gehlen (1957, S. 8) der Auffassung ist, die »Intellektualität des Menschen« bleibe ihm »zuletzt allerdings ein Rätsel«, beansprucht der Transhumanismus für sich, das letzte Stadium zu überwinden und das Rätsel insgesamt gelöst zu haben: Der Mensch mit einem KI-ausgestatteten Androiden ersetzt sich schlechthin selbst.

Die gegensätzlichen Auffassungen übertragen sich auch in unterschiedliche Wissenschaftsparadigmen. Der Humanismus vertritt das Paradigma der herausragenden Stellung des Menschen im Kosmos. Dazu gehört auch das Paradigma der Willensfreiheit und die Annahme, dass das Ziel des menschlichen Lebens die Selbstverwirklichung des Einzelnen und des guten Lebens in Gesellschaft ist. Bedeutsam ist auch das Ergänzungsverhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften. Bewusstsein, Erleben und Kultur sind »mehr« als Information. Der menschliche Geist und die menschliche Existenz werden als emergente Eigenschaften konzipiert (»strong emergence«, Chalmers), sind nicht physikalistisch bzw. mechanistisch reduzierbar und müssen entsprechend phänomenologisch *verstanden* und *gedeutet* werden.

Zu den Wissenschaftsparadigmen des Transhumanismus dagegen gehören das positivistische Axiom der Vermessbarkeit (Quantifizierbarkeit) von Mensch und Welt, entsprechend eine naturalistische, mechanistische und reduktionistische Sichtweise und das daraus ableitbare Bestreben nach einer umfassenden Datafizierung. Eine naturalistische Auffassung, die die ausschließliche Gültigkeit naturwissenschaftlicher Methoden und Denkweisen anerkennt und evidenzbasiertes Wissen anstrebt, geht einher mit einem strengen Funktionalismus und »Effizienz« als normativem Wert (»gut ist funktional«) – letztlich riskiert diese Sichtweise die Preisgabe der Willensfreiheit an einen – wenn auch höchst komplexen – Determinismus (Spiekermann et al., 2017).

5.2.1 Informationsphilosophie der vierten Revolution und ethische Implikationen nach Luciano Floridi

Als philosophischer Vertreter einer transhumanistisch orientierten Informationsphilosophie wurde bereits in der Einleitung Luciano Floridi eingeführt. Durchgesetzt hat sich

– in Anlehnung an Sigmund Freuds Theorie der »Kränkungen der Menschheit« (1917) – seine Darstellung der vierten Revolution des menschlichen Denkens als zeitgenössische Veränderung des menschlichen Selbstverständnisses. Nach der ersten, kopernikanischen Revolution setzt sich die heliozentrische Kosmologie durch. Der Mensch wird in seinem Selbstverständnis erstmals grundsätzlich gekränkt: Er verliert seine Stellung als Mittelpunkt des Universums, wie sie ihm vom Schöpfergott zugeteilt wurde. Mit der Evolutionstheorie von Charles Darwin kommt es zur zweiten Änderung des Selbstverständnisses: Der Mensch wird nicht länger als »Krönung einer göttlichen Schöpfung«, sondern als Teil des Tierreichs verstanden, der wie alle anderen Lebewesen den Grundmechanismen der Evolution unterworfen und entsprechend *eine* Lebensform unter einer Vielzahl anderer Lebensformen ist. Während der Mensch nach Darwin zumindest noch als Herr seines eigenen Geistes und dessen Inhalten aufgefasst wird, wird selbst diese Annahme mit der dritten Revolution, die durch die psychoanalytische Theorie von Sigmund Freud ausgelöst wird, ins Wanken gebracht: Mit der These des Unbewussten, der Annahme von Abwehrmechanismen, die den Menschen in seiner bewussten Verhaltenssteuerung immer wieder übersteuern, gilt nun auch »das bewusste Ich« nicht mehr als »Herr im eigenen Haus«. An diese programmatische Geschichtsdeutung Freuds knüpft nun Floridi mit seiner vierten und aktuellen Denkrevolution an. Dabei handelt es sich um die Durchsetzung des transhumanistischen Weltbildes, einer funktionalen, naturalistischen Auffassung des Menschen und seiner Intelligenz. Mit dem Übergang zwischen menschlicher und künstlicher Intelligenz (Maschinen) verschwindet die anthropologische Differenz (*differentia specifica)*. Die menschliche Intelligenz unterliegt der künstlichen eindeutig in spezifischen Aufgaben, die Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) erweisen sich als »smarter« und »leistungsfähiger« als der Mensch. Der Mensch wird entsprechend als komputationaler Agent und komplexe »Turing-Maschine«, kurz: als Informationswesen oder *Inforg* verstanden (Floridi, 2015, Kapitel 4).

> Wir sind vielmehr informationelle Organismen (*Inforgs*), untereinander wechselseitig verbunden und gemeinsam Teil einer informationellen Umwelt (Infosphäre), die wir uns mit anderen informationellen Akteuren teilen, natürlichen wie künstlichen, die Information gleichfalls logisch und selbstständig erarbeiten. (Floridi, 2015, S. 129)

Die Akzeptanz und Selbstverständlichkeit unseres menschlichen Daseins als *Inforg* sieht Floridi (2015, S. 134) als Entwicklungsaufgabe. Eine fundamentale Unterscheidung zwischen der Infosphäre und der materiellen Welt müsse aufgegeben werden, es gebe dazwischen bald nur noch den Perspektivenwechsel. Floridi (2015, S. 87) identifiziert die Informations- und Kommunikationstechnologien als mächtigste Technologien des Selbst. Die Spiegelfunktion der IKT beeinflusst insbesondere »das soziale Selbst«, mit Rückkoppelungen auf seine Identität und das Selbstbild. Der verbreitete Konsum und die Produktion von Mikroerzählungen und Selbstdarstellungen führt zu veränderten Beziehungsweisen. Sowohl die Beziehungsaufnahme z.B. durch Online-Dating wie auch der Beziehungsabbruch per SMS werden normalisiert, eine veränderte Aufmerksamkeitslenkung und eine Tendenz zum oberflächlichen, funktionalen Wissenserwerb setzen sich durch. Die Infosphäre werde zur »Schnittmenge unserer Identität« (Floridi, 2015, S. 87–94).

In einer digitalen Welt, in der die IKT das Selbstverständnis und die Logik zwischenmenschlicher, gesellschaftlicher, politischer und ökonomischer Interaktion zunehmend beherrschen, verändert sich nach Floridi wesentlich auch die Rolle des Körpers. Die Verlagerung wesentlicher Teile der Lebenswelt in die virtuelle Realität führt einerseits zu einer grundsätzlichen *Entmaterialisierung*, andererseits zur instrumentellen *Typisierung* der Individuen.

Die bereits 2015 verfassten Analysen von Floridi muten zielsicher visionär an, insbesondere hinsichtlich seiner damaligen Antizipation, wie der *digitale Blick* sich auf die *Identität des Individuums* auswirkt (Floridi, 2015, S. 104–106). Mit dem *digitalen Blick* beschreibt Floridi, wie sich Spiegelungsprozesse und die identitätskonstituierende Selbstbeurteilung, beeinflusst durch digitale Medien, verändern. Das Selbst erkennt sich in der virtuellen Realität nicht unmittelbar im zwischenleiblichen Blick des Anderen und reflektiert diesen zurück auf sich selbst, seine Identität und die Beziehung, sondern es erhält durch die Rückmeldungen im virtuellen Raum ein Spiegelbild (oder anders formuliert: eine *Projektion* von Anerkennung oder Missachtung), das den realen anderen Menschen einerseits verbirgt, andererseits zum Ersatz des Blickwinkels des zwischenleiblichen Anderen wird und dadurch auch die Leerstelle der Anerkennungssuche ausfüllt. Evidenzbasiert identifiziert Floridi hier früh die Verlagerung von Emotionsregulations- und Identitätsfindungsprozessen in den virtuellen Raum.

> Das Selbst versucht sich selbst zu sehen, wie andere es sehen, es stützt sich dabei auf IKT, die die Erfahrung des Blickes außerordentlich begünstigen. Am Ende verwendet das Selbst die digitale Repräsentation von sich durch andere zur Konstruktion einer virtuellen Identität, über die es seine Identität als Person zu erfassen sucht (aus der Frage »wer bin ich für dich?« wird »wer bin ich online?«) in einer potenziell rekursiven Rückkoppelungsschleife von Anpassung und Modifikation, so dass sich schließlich ein Onlife-Gleichgewicht einstellt zwischen dem Offline- und dem Online-Selbst. Der Beobachtungsvorgang bleibt normalerweise verborgen und wird sicherlich nicht publik gemacht. (Floridi, 2015, S. 104–105)

Floridi deutet diese Entwicklung nicht als Verlust, sondern sieht darin einen natürlichen Übergang, der mit dem veränderten Selbst- und Weltverhältnis im Zeitalter der Informations- und Kommunikationstechnologien einhergeht. Zugleich erwähnt er Risiken für das Subjekt, die für eine ethische Betrachtung bedeutsam sind. Trotz der weitgehend »verborgenen« oder intransparenten Identitätsfindungsprozesse hat der digitale Blick weitreichende Auswirkungen auf die *personale Identität* (Floridi, 2015, S. 105). Diese bestehen einerseits in der Ausweitung und Verschiebung des digitalen Blicks in generationeller Hinsicht. Die Kinder und Jugendlichen, deren Identitätsformationsprozesse früh und potenziell lebenslang durch Feedbackprozesse der IKT mitgesteuert werden, erleben den Einfluss des digitalen Blicks stärker als Erwachsene, die sich diesem erst nach einer weitgehend stabilen Identitätsformation (zwischenleiblicher Blick) aussetzen. Auch die Dauer oder Frequenz der Bespiegelung durch den *digitalen Blick* ist relevant. Wenn das Subjekt Zeit, Raum und Bezugspersonen für einen ausreichend guten zwischenleiblichen Identitätsprozess und für den selbstreflexiven Abgleich der differenten Identitätsspiegelungen hat, kann es sich von der ihm supponierten oder durch digi-

tale Spiegelungsprozesse mitgeformten Identität distanzieren oder zu ihr ein bewusstes Verhältnis, d.h. eine »Onlife-Identität« finden. Bei einer Überidentifikation mit der Online-Identität besteht die Gefahr, dass sich anstelle einer aus der Person gewachsenen Identität eine stellvertretende Persona (oder, um einen historischen psychoanalytischen Begriff aufzunehmen, ein »falsches Selbst« nach Winnicott (2012)) manifestiert, die der Entwicklung der Persönlichkeit und Identität entgegenwirkt, weil sie zu einer großen innerpsychischen Spannung führen kann. Einerseits muss die *Persona* als maskenhafte Online-Identität zur Aufrechterhaltung des Selbstbildes zwanghaft aufrechterhalten werden (HK: 3. *Regulation/Stabilisierung*), was andererseits zu einer rigiden Abwehr oder Dissoziation von Identitätsbestrebungen führen kann (HK: 1. *Auswahl/Ausschluss*), die mit der *Persona* in Widerspruch stehen. Gescheiterte Identitätsprozesse führen zu einer zunehmend schwerer unterdrückbaren Selbstverlorenheit, die sich im Lebensverlauf in psychischem Leid äußert und in Form unterschiedlichster Störungsanzeichen wie Ängsten, Depression oder Einsamkeit an die Oberfläche kämpft (HK: 2. *Spannung/Irritation*).

Floridi (2015, S. 105) beschreibt dieses Phänomen als ein »hyperbewusstes Selbst«, das nie wirklich in seinen Bemühungen nachlassen kann, herauszufinden, wie es von anderen gesehen wird. Es ist dadurch gefangen in einer zwanghaften Jagd nach Anerkennung, die *im digitalen Blick* gesucht wird. Je leistungsfähiger der digitale Blick wird und je verfügbarer und durchdringender die IKT werden, desto hypnotischer wirke der Blick: »Womöglich ist man dann verloren in seiner eigenen Wahrnehmung dessen, was andere in der Infosphäre in der eigenen Person sehen und ihr zuschreiben.« (Floridi, 2015, S. 105) Zugleich wird gerade das Feedback des anderen, das durch die Zerrspiegel des digitalen Blicks auf das Subjekt trifft, zum Treiber der Selbstentfremdung. Die Selektivität und Relativität des *digitalen Blicks* (HK: 1. *Auswahl/Ausschluss*) kann nicht realistisch eingeschätzt werden, er erhält zu viel gefühlte Macht über das Selbstgefühl, ersetzt intersubjektive Anerkennungsprozesse, ohne einem leiblichen (also nicht fiktiv vermittelten) Gegenüber spürbar zu werden. Diese Tendenz könne sich als exzessive und dysfunktionale Selbstoptimierung zuspitzen, wenn zusätzlich ein sozialer Druck besteht, sich der Nutzung der IKT zu unterwerfen (HK 4, *Prozesshaftigkeit-Offenheit*) (Floridi, 2015, S. 106).

Vor dem Hintergrund der bisherigen Reflexion über die anerkennungstheoretischen und der relationalen Psychoanalyse unterlegten Voraussetzungen der modernen Bindungstheorie, aber auch mit Blick auf die im nächsten Kapitel anschließende Forderung nach einem »verkörperten Humanismus« bei Thomas Fuchs sind die folgenden Ausführungen Floridis zum veränderten Körperverhältnis im Kontext der IKT besonders aussagekräftig.

Floridi leitet u.a. vom enorm gesteigerten Umsatzvolumen sogenannter Selbsttechnologien in Form »tragbarer smarter Geräte«, das sich in der letzten Dekade bestätigt hat, zwei Phänomene ab. Das erste Phänomen ist dasjenige des *gläsernen Körpers*. Unsere Wahrnehmung des Körpers transformiert sich von der klassischen Blackbox zur Whitebox, nicht nur hinsichtlich von Krankheiten, sondern auch hinsichtlich des Wohlbefindens (Floridi, 2015, S. 108). Über Smartwatches oder Apps können Körperfunktionen wie Schlaf, sportliche Aktivitäten oder Fitnesszustände überwacht und durch personalisierte Trainingsvorschläge gezielt optimiert werden. Die messbare Selbsterforschung wird erleichtert und die Grenzen zwischen Körper und Umwelt werden durchlässiger (Floridi,

2015, S. 108). Algorithmen übernehmen wesentliche Beratungsfunktionen hinsichtlich Selbstregulation, Gesundheit und Aktivität.

Das zweite Phänomen bezeichnet Floridi als *gemeinsamen Körper*. Die unzähligen preisgegebenen Informationen über den eigenen Körper führen zu dessen Typisierung im Abgleich mit den Informationen über die Körper der anderen. Die Einstellung, sich als Quelle der Information (wie sie dem Arzt in einer Sprechstunde dann auch vorab mitgeteilt wird) oder als Eigentümer*in von Informationen über den eigenen Körper zu betrachten, wird selbstverständlich. Diese Normalisierung (gleichsam die Normierung und Typisierung) führt zu einer Wahrnehmungsverschiebung; der eigene Gesundheitszustand wird zu einem Gesundheitszustand, den man mit anderen gemeinsam hat. Die (Selbst-)Analyse individueller, nicht bereits typisierter Informationen tritt in den Hintergrund. Selbstverantwortung und Selbstreflexion über das Körpererleben, die selbstwirksame Selbstregulation können weitgehend an externalisierte Bewertungsinstrumente delegiert und über deren Verhaltensvorschläge exekutiert werden.

Um die Transformation in eine transhumanistische Gesellschaft erfolgreich zu leisten und mit den Herausforderungen der Technologien im Interesse von Mensch und Gesellschaft umzugehen, formulierte Floridi 2018 *ethische Forderungen*, die bis heute leitend für die Ethik der digitalen Gesellschaft sind. Gerade im Umgang mit der generativen künstlichen Intelligenz fordert Floridi, dass Technologien dem Ziel dienen müssten, die menschliche Selbstverwirklichung und Handlungsfähigkeit zu fördern sowie die sozialen Fähigkeiten und den sozialen Zusammenhalt in einer Gesellschaft zu stärken. Ethische Risiken identifiziert er bei der Anwendung von IKT und KI dann, wenn diese dazu beitragen, menschliche Fertigkeiten (*skills*) zu entwerten, die menschliche Verantwortung und Kontrolle zu erodieren oder die menschliche Selbstbestimmung zu unterbinden (World Summit AI, 2018).

Bezeichnend ist, dass diese ethischen Forderungen ausgesprochen konsensfähig sind, dass sich jedoch in ihrer Anwendung – abhängig von der philosophisch-anthropologischen Grundlage – die Vorstellungen von (»gesunder«) Selbstverwirklichung und der Konzeption des »guten Lebens« deutlich unterscheiden. Während Floridi eine dem IKT-Trend angepasste Umsetzung dieser Forderungen anstrebt und die Entwicklung hin zu einem transhumanistischen Selbst- und Weltverständnis proaktiv zu integrieren versucht, plädiert Thomas Fuchs für das Festhalten an humanistischen Werten und der Bedeutsamkeit der Zwischenleiblichkeit für die mentale und gesellschaftliche Gesundheit, welche die Not nach einer bewussteren Regulation der Digitalisierung wie auch nach Umkehrtrends impliziert.

5.2.2 Die Alternative des verkörperten Humanismus bei Thomas Fuchs

Eine Übersicht über aktuelle Entfremdungsanalysen bleibt ohne den Ansatz des Psychiaters und Philosophen Thomas Fuchs unvollständig. Dies, obwohl er sich nicht zentral auf den Entfremdungsbegriff der Kritischen Theorie abstützt, sondern seine philosophische Gesellschaftskritik aus phänomenologischer und psychiatrischer Sicht leistet. Sein Grundverständnis der Person und seine Ausführungen zum »Gehirn als Beziehungsorgan« wurden bereits im Kapitel 3.3 besprochen. – Darüber hinaus hat er mit seiner »Ver-

teidigung des Menschen« eine Kritik des Transhumanismus verfasst, die als Brücke zur Kritik der digitalen Gesellschaft fungieren kann.

In seinem Buch »Verteidigung des Menschen« (2020) bringt Fuchs das Menschenbild des Transhumanismus, das er mit dem Begriff des *homo optimus* beschreibt, kritisch zur Diskussion. Der Auffassung des Menschen als *homo optimus* liege die Überzeugung zugrunde, dass die menschliche Natur veränderbar und optimierungsbedürftig sei. Körperliche Existenz wird als Einschränkung der persönlichen Freiheit (nicht Ermöglichungsbedingung) betrachtet. Der menschliche Körper wird als objektivierbar betrachtet, als äußeres Vehikel oder Apparat, der grundsätzlich unserer freien Verfügung und Manipulation unterliegt (Fuchs, 2020, S. 72). Zwei gegensätzliche Auffassungen unterliegen als philosophisch-anthropologische Grundlage diesem Denken: einerseits die *naturalistische Position*, die davon ausgeht, dass die Persönlichkeitsentwicklung von Genen, Hormonen und Neuronen gesteuert wird und im Wesentlichen auf diese *reduzierbar* ist. Bindung, Gefühle wie Liebe oder Vertrauen werden als bloße Epiphänomene biochemischer Prozesse oder organischer Algorithmen verstanden. Das resultiert beispielsweise in der Auffassung, dass Stimmungen und die psychische Verfassung durch Stimulanzien wie Ritalin oder *neuroenhancer* beeinflusst werden können, z.B. Oxytocin als prosoziales Hormon dazu eingesetzt werden soll, um Empathiedefizite oder Paarkonflikte zu behandeln (Fuchs, 2020, S. 73). Diese Auffassung entspricht einer funktionalistischen Vorstellung des Menschen. So haben auch *funktionalistische Theorien*, welche die körperliche Natur in Analogie zu einem technischen System interpretieren, keinerlei Einwände gegen die Vermischung von Körper und Technik (Fuchs, 2020, S. 75).

> Bewusstseinsphänomene werden auf Prozesse neuronaler Informationsverarbeitung zurückgeführt, die einen Input nach algorithmischen Regeln in geeigneten Output umwandeln. Diese digitalen Prozesse können prinzipiell auf beliebigen Trägern (»Hardware«) ablaufen, ja sie lassen sich auch durch künstliche Systeme simulieren. Denn nicht das subjektive Erleben, sondern allein die Funktion, also Datenverarbeitung und entsprechender Output, machen den Geist aus. (Fuchs, 2020, S. 11)

Der Leitsatz »gut ist, was funktional ist« gilt gerade auch hinsichtlich des Umgangs mit körperlichen und Bewusstseinsgrenzen. Das führt dazu, dass die Kategorie des Erlebens als »Evaluationskriterium« weitgehend überschrieben wird von der Vorstellung des funktional Optimierbaren. Mit der Selbstverständlichkeit von Effizienz- und Leistungsparadigmen in der digitalen Gesellschaft, die sich bis in die angewandte Ethik hinein durchgesetzt haben, haben sich funktionalistische Theorien weitgehend durchgesetzt und normalisiert.

Andererseits und gerade umgekehrt wird der *homo optimus* gerade auch aus einer *kulturalistisch-voluntaristischen Position* heraus instanziiert. Diese besagt, dass die kulturelle Sozialisation und soziale Konstruktionen sowohl für Intelligenz, Persönlichkeit, Geschlecht wie auch andere Merkmale der körperlichen Konstitution bestimmend ist. Davon abgeleitet werden kann z.B. die These, dass das Geschlecht ein Artefakt der Kultur ist: »Als Mann oder Frau wird man nicht geboren, sondern gemacht« (Fuchs, 2000, S. 74). Entsprechend soll auch die Freiheit gelten, das eigene Geschlecht selbst zu bestimmen.

Fuchs wendet ein, dass keine dieser Theorien der *Leiblichkeit* als anthropologischer Grundstruktur gerecht werde. Obwohl sich der Mensch auch *zu* seiner Leiblichkeit verhalten kann, macht sie ihn über das eigene Erleben, im Fühlen, Wahrnehmen, Denken und Handeln wesentlich aus (Fuchs, 2020, S. 75). Er entwickelt drei grundlegende Argumente, auf die er seine Verteidigung des Menschen als *homo sapiens* aufbaut (Fuchs, 2020, S. 77f.). Einerseits ergeben sich durch jede Verbesserung des Menschen *Paradoxien der Proportionalität*. Die Proportionen des menschlichen Vermögens verschieben sich und die künstlichen, technologischen Optimierungen fordern einen Tribut. Beispielsweise verstärke der erwähnte Oxytocin-Empathiebooster auch die Bevorzugung eigener Gruppenmitglieder gegenüber Fremden, was Vorurteile und Xenophobie begünstigen könne (Fuchs, 2020, S. 91). Andererseits zeigt Fuchs die *Selbstwidersprüchlichkeit des Posthumanismus* auf: Unsere Vorstellungen des Guten entsprechen den Vorstellungen des *homo sapiens*. In der Welt des *homo optimus* erübrigen sich diese Werte. Entsprechend führe die Umsetzung des Posthumanismus zur Abschaffung des Menschen durch den Menschen.

> In seiner revolutionären Variante, das heißt der grundlegenden genetischen oder technologischen Umformung des Körpers, wird der Transhumanismus zum Posthumanismus und dadurch selbstwidersprüchlich: Denn die Vorstellungen vom Guten, das dem *enhancement* oder Reengineering der menschlichen Natur doch letztlich dienen soll, sind selbst noch an die Naturbasis von Homo sapiens gebunden. »Jenseits des Menschen« kann kein sinnvolles Ziel unseres Strebens liegen, es sei denn, es ginge nur um das Ziel, den gegenwärtigen Menschen abzuschaffen. (Fuchs, 2020, S. 77)

Entsprechend besagt das dritte Argument, dass transhumanistische Vorstellungen (das betrifft insbesondere auch den Funktionalismus) auf einem falschen Bewusstseinskonzept basieren, d.h. auf einer in der Philosophie des Geistes bereits überholten *computationalistischen* Vorstellung des Bewusstseins. Die radikal-dualistische Vision des *mind uploading* geht fälschlicherweise davon aus, dass der menschliche Geist ein Ensemble digitalisierbarer Algorithmen und Informationen sei, während sich die konstitutiv lebendige, erlebte und verkörperte Natur des Geistes nicht subsumieren lässt. Dieses Argument ist hinsichtlich der Beschreibung des Unterschieds von menschlicher und künstlicher Intelligenz bedeutsam. Das Selbstsein oder die personale Identität lassen sich nicht als Datenmengen wiedergeben (Fuchs, 2020, S. 77).

> Bewusstsein ist überhaupt nicht das geistlose Durchlaufen von informationellen Zuständen – es ist im Kern *Selbstgewahrsein*. […] Es handelt sich um ein basales Selbstempfinden, das den Hintergrund all unserer Erfahrungen bildet, ein Lebensgefühl, das unserer Leiblichkeit entstammt und sich in Wohl- oder Missbefinden, spezifischer in Hunger, Durst, Schmerz oder Lust manifestiert. Neurobiologisch gesehen setzt dieses Hintergrunderleben nicht nur neuronale Aktivitäten im Gehirn, sondern vitale Regulationsprozesse voraus, die den gesamten Organismus miteinbeziehen und die in Hirnstamm und höheren Zentren integriert werden. (Fuchs, 2020, S. 103–105)

In dieser Erlebnisfähigkeit liegt gemäß Fuchs auch der wesentliche Unterschied zur (generativen) künstlichen Intelligenz. Während der Mensch *erlebt* und *prozessiert*, sammelt, ordnet und reproduziert die künstliche Intelligenz Information ohne Bewusstsein, Er-

leben oder Empathiefähigkeit. Sofern Perspektivenwechsel dargestellt werden, basieren sie auf maschinellem, nicht *empathischem* Lernen. Die KI kann ethische Werte aufgrund von Information reproduzieren, ihren lebensphilosophischen Gehalt oder die normative Kraft jedoch nicht *verstehen*. Sie hat damit auch keine Hemmschwelle oder Schamgrenze, um zu erkennen, ob die algorithmischen Verarbeitungsprozesse auf Schlussfolgerungen hinauslaufen, die z.B. eine radikale politische Position verstärken.

Zur Illustration ein aktueller Exkurs: Die desolat endende Einführung des Microsoft AI ChatBots *Tay* im Jahr 2016 ist für die oben erwähnten Unterschiede ein anschauliches Beispiel. Ursprünglich dafür programmiert, mit Nutzern in den sozialen Medien zu kommunizieren, entwickelte sich Tay innerhalb kürzester Zeit zu einem »Rassisten-Roboter«. Die politisch radikalen, rassistischen und diffamierenden Äußerungen von Nutzern, die an Tay gerichtet wurden, wurden von Tay in einer selbstverstärkenden Dynamik als valide Informationsinputs aufgenommen und reproduziert. Tay begann selbst rassistische Äußerungen an die Nutzenden zu richten und lief Gefahr, zu einem »Radikalisierungsinstrument« zu werden, weshalb Microsoft gezwungen war, ihn von Twitter zu entfernen. Die Außerkraftsetzung von KI-Robotern, die Gefahr liefen, zur Radikalisierung beizutragen oder durch spezifisch rassistische oder dehumanisierende Inputs von Nutzenden beeinflusst zu werden, wurde von den Tech Companies bis zum Release der OpenAI am 30. November 2022 durch Google mehrheitlich aufrechterhalten (Weise et al., 2023). Meta schaltete seinen ChatBot *Galactica*, designt unter anderem zum Verfassen wissenschaftlicher Arbeiten, drei Tage nach der Aufschaltung wieder ab, weil negative Dynamiken und fabulöse Outputs nicht zu verhindern waren. Seit der Einführung von ChatGPT hat die Wettbewerbslogik zwischen den Tech-Unternehmen diesen ethischen Damm jedoch zum Einstürzen gebracht. Sie überbieten sich bei der rasanten Entwicklung gegenseitig, mit nicht absehbaren Folgen für die Öffentlichkeit und Politik (Weise et al., 2023). Die Wissenschaftler*innen und Entwickler*innen pendeln zwischen scheinbar paralysierter Faszination in der Beobachtung, wie sich die entfesselte Maschine im Reich der virtuellen sozialen Kommunikation mausert, und der latenten Angst vor den sozialen und politischen Risiken und Konsequenzen. Die Dissoziation der Gefahren von Chatbots und anderer KI-Tools hat auch die internationale Politik erstaunlich lange in ihren Regulationsversuchen gezähmt. Erst allmählich – ein Beispiel ist der Artificial Intellicence Summit in Großbritannien im November 2023 – drängt das Bewusstsein für die Konsequenzen an die Oberfläche und führt zum Appell nach politischen und ökonomischen Maßnahmepaketen und Strategien.

Das Beispiel ließe sich aus den unterschiedlichsten sozialphilosophischen Blickwinkeln diskutieren. An dieser Stelle dient es dazu, aufzuzeigen, dass Wissenschafts- und Gesellschaftsparadigmen wie der Funktionalismus oder der Transhumanismus zu einer einseitigen Befürwortung von technologischem Fortschritt und Digitalisierung beitragen können, die von der Frage nach dem Guten für Mensch und Gesellschaft unter Umständen weit entfernt sind. Noch größer ist die Entfernung zur Frage, wie sich diese Entwicklungen auf unser subjektives Erleben, die Beziehungen, das Selbst- und Weltverhältnis auswirken. Gerade das intrinsische ethische Gefühl, ein geteiltes moralisches Bewusstsein und der Anspruch, das Gute zu tun, der auch zum Tragen und Einfordern verantwortlichen Handelns und zur Umsetzung einer gerechten Gesellschaft beiträgt, sind erlebens- und empfindungsbezogene Voraussetzungen des humanistischen, libe-

ral-demokratischen Selbstverständnisses. Es setzt Bürgertugenden voraus, die mit zur Konzeption des Sozialstaats gehören und die Forderungen nach Autonomie, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit begründen.

Das Beispiel des Umgangs mit ChatGPT von OpenAI zeigt anschaulich die – weitgehend unspektakulär normalisierte – Ausblendung der menschlichen und gesellschaftlichen Vulnerabilität, des individuellen und sozialen Schutzbedürfnisses, das hinter den Leistungs- und Fortschrittsparadigmen ab und an zu verschwinden droht. Das Beispiel zeigt auch die Wichtigkeit der (Re-)Installation moralischer »Staudämme« bei der Entwicklung und Anwendung digitaler Technologien. Darüber hinaus ist es ein sprechendes Bild für die Entkoppelung der »zyklischen Zeit des Leibes« von der »linearen Zeit der Moderne« (Fuchs, 2020, S. 296f.), die nach Fuchs als eine der weitreichendsten Dissoziationen des gegenwärtigen Weltverständnisses eingestuft werden kann: Fuchs geht davon aus, dass die präreflexiv erlebte Zeitlichkeit des Leibes – erfahrbar an wiederholten physiologischen Vorgängen von Herzschlag, Atmung, Schlaf-Wach-Rhythmus, aber auch repräsentiert in hormonellen Prozessen, Gewohnheiten oder dem Wechsel von Nahrungsaufnahme und Ausscheidung – als »grundlegendste Zeitform der Lebensprozesse« eine wesentliche Ressource für die Selbstregulierung, Beziehungsregulation und überhaupt die mentale Gesundheit ist. Angesichts der gesellschaftlich dominanten Orientierung an einem linearen Zeitbegriff, bei dem der gleichförmige und kontinuierliche Fortschrittsprozess im Vordergrund steht, kommen die zyklischen Lebensprozesse in der modernen Gesellschaft »nicht zu ihrem Recht«, was nach Fuchs (2020, S. 296–297) zu sozialen, aber auch körperlichen und psychischen Störungen führen kann. Gerade für die »Mikrozeitlichkeit des Erlebens« spielen periodische, leibliche Prozesse eine prägende, wenn nicht sogar eine konstitutive Rolle:

> So erzeugen Herzschlag und Atembewegung, auch wenn sie meist nicht bewusst wahrgenommen werden, doch eine ständige unterschwellige Rhythmisierung des Bewusstseinsstroms. […] All diese Befunde belegen, dass die Zeitlichkeit des impliziten, leiblichen Erlebens nicht linear, sondern rhythmisch, zyklisch und präsentisch verläuft, solange dieses präreflexive Erleben nicht von einem expliziten Zukunfts- oder Vergangenheitsbezug überlagert wird. (Fuchs, 2020, S. 299, 301)

Um das *Erleben* als Gradmesser für den Umgang mit der eigenen Gesundheit und als Quelle der Selbst- und Beziehungsregulation zu nutzen, sind Introspektion, das Kultivieren der Wahrnehmung und Reagieren auf die Bedürfnisse und Signale der Eigenzeitlichkeit des Leibes vorausgesetzt. Dem Leibgedächtnis, das über Wiederholung und Übung eine implizite Erkenntnisstruktur in uns schafft, kommt die Vermittlung der »grundlegenden Erfahrung der Vertrautheit mit der Welt zu, des Selbigen und Wiederkehrenden im Wechsel der Situationen« (Fuchs, 2020, S. 303). Damit kommt dem impliziten Leibgedächtnis eine für die menschliche Daseinsform und Gesundheit grundlegende Funktion zu, nämlich diejenige der intrinsischen Selbstregulation. Diese wird wesentlich durch die bereits vorsprachliche soziale, zwischenleibliche Einbettung, über Rhythmen, Stimmen und Wiederholungen erworben. Selbstregulation (in der Folge auch Selbstwirksamkeit) und Intuition für die eigene Leiblichkeit speisen sich aus den bereits vorsprachlichen Leiberfahrungen, z.B. intrauterin aus der Wahrnehmung des

mütterlichen Herzschlags oder frühkindlich beispielsweise in der zwischenleiblichen Affektregulation.

Für die innerpsychische Erholung weist Fuchs hier auf die Bedeutsamkeit des kindlichen Spiels hin, bei der die lineare Zeitlichkeit verschwindet: Der Zustand der Selbstvergessenheit – als ein Zustand, in dem sich die Person dem impliziten Leibgedächtnis und seiner Eigenzeitlichkeit überlässt – ist Ursprungsort des kreativen Schaffens und Denkens (Gelernter, 2016, S. 151). Sofern eine Person keinen Zugang zu dieser »Körperweisheit« (*body wisdom*) hat, ist ein wesentlicher Fundus der leiblichen und mentalen Gesundheit verschüttet. Auch traumatische Erfahrungen lagern sich im Leibgedächtnis ab und können bei Belastungsstörungen als »intensives präsentisches Wiedererleben« (*flashback memories*) gespeichert und bei entsprechenden Wahrnehmungsreizen getriggert werden (Fuchs, 2020, S. 305). Deshalb muss eine erfolgreiche Traumatherapie auf der Arbeit sowohl an der kognitiven, emotionalen wie auch der leiblichen Ebene ansetzen (van der Kolk, 2014, S. 17). Wie Resilienz und die Fähigkeit zur Selbstregulation aus dem Leibgedächtnis miternährt werden, werden sie u.a. im Fall des traumatischen (oder des z.B. systematisch durch Selbstoptimierungslogiken dissoziierten) Leibgedächtnisses auch beeinträchtigt.

Der Aspekt der Leiblichkeit spielt bei Fuchs auch im Zusammenhang des Stimmungsbegriffs eine eminente Rolle. Veränderungen der Leiblichkeit resultieren in Gefühlen und Stimmungen resp. deren Veränderungen und darauf gründendem Verhalten.

> Affektive Charaktere, Atmosphären und Stimmungen erfahren wir an uns selbst, nämlich durch Veränderungen unserer Leiblichkeit. Sie lösen entweder Bewegungsanmutungen aus – wir fühlen uns z.B. gehoben oder gedrückt, angezogen oder abgestoßen – oder sie modifizieren das leibräumliche Befinden, so dass wir uns etwa beengt oder befreit, gehemmt oder offen, beklommen oder entspannt erleben. Wir geraten ›in Erregung‹, also in eine beweglich-expansive Dynamik des gespürten Leibes; wir empfinden Bitterkeit und Schmerz, Wärme oder Kühle, Schaudern oder Beben; es ist uns zum Lachen oder zum Weinen usw. (Fuchs, 2013b, S. 20f.)

Fuchs spricht in diesem Zusammenhang, an Hartmut Rosa angelehnt, von »leiblicher Resonanz«. Der Leib sei »gewissermaßen der »Resonanzkörper« des affektiven Raums. Besonders interessant sind Fuchs' eigene Beobachtungen aus der Psychopathologie:

> In depressiven oder schizophrenen Psychosen kommt es zu einer Störung der leiblichen Resonanz (oft verbunden mit einer rigiden leiblichen Spannung), die als »Verlust der Schwingungsfähigkeit« oder als »Verflachung des Affekts« beschrieben wird. Die Patienten können die affektiven Charaktere ihrer Umgebung nicht mehr empfinden, die Welt erscheint ihnen leer, in ausgeprägten Fällen wie tot oder unwirklich, und sie klagen über Gefühllosigkeit, innere Leere und Entfremdung. (Fuchs, 2013b, S. 20f.)

Fuchs (2013b, S. 21) folgert, dass »die Phänomene des affektiven Raums nicht ohne weiteres erfahren werden: Wir müssen auf sie ›eingestimmt‹ sein, d.h. uns in einer geeigneten leiblich-affektiven Disposition befinden.« Damit wird der Stellenwert der Leiblichkeit auch aus therapeutischer Sicht unterstrichen.

Seine Kritik am transhumanistischen Menschenbild mündet bei Fuchs in einem Plädoyer für einen *verkörperten Humanismus*. Er macht die Zuwendung zum Leiblichen und Zwischenleiblichen zum Orientierungspunkt für die (psychiatrisch-psychotherapeutische) Unterstützung der mentalen Gesundheit, erhebt sie dadurch auch zum normativen Orientierungspunkt für eine Subjekttheorie mit sozialphilosophischem Anspruch. Eine weitverbreitete Deprivation in der digitalen Gesellschaft liegt demnach in ihrer Tendenz, die zyklischen Bedürfnisse einer körperlich und mental »gesunden« Existenz radikal zu überschreiben.

So beinhaltet die transhumanistische Vorstellung nach Fuchs nicht nur das Leitbild des *homo optimus*, sondern auch dasjenige des *homo deus*, der die göttliche Schöpferkraft der Technik erweckt. Was lange Zeit als »Hybris« wahrgenommen wurde, wird vom Transhumanisten explizit bejaht und umgewertet: Der Mensch wird sein eigener Schöpfer, wodurch er sich von seiner natürlichen Grundlage in eine vermeintlich absolute Freiheit entlässt; darin scheint sich geradezu telelogisch sein innerstes, von Natur aus in ihm angelegtes Potenzial zu erfüllen. Der optimistischen, technoromantischen Weltsicht des Transhumanismus wird eine eher dystopische Bewertung dieses Wandels entgegengesetzt, der davon ausgeht, dass sich der Mensch auf einen Algorithmus reduziert, der – und damit der Mensch – von mächtigeren Algorithmen übersteuert werden kann. Die resultierende Polarisierung lässt sich nach Fuchs nur aufheben, wenn wir die inhärenten Beschränkungen des Menschseins anerkennen, ohne uns dabei ohnmächtig und hilflos zu fühlen (srf.ch., o.J.).

> Dass wir alle auf die eine oder andere Weise beschädigt, verletzlich und endlich sind, macht uns eigentlich zu Menschen. Geben wir uns daher mit der *imperfectibilité* zufrieden. Sie ist vielleicht nicht das Beste, aber sicher auch nicht das Schlimmste, was uns geschehen konnte. (Fuchs, 2020, S. 113)

In diesem Zitat enthalten ist der ethische Wert der *Selbstbeschränkung*, wie er als Gegensatz zur Selbstoptimierung – aktuell beispielsweise in der Debatte um den »Klimawandel« – zunehmend diskutiert wird. Das Paradigma der Leiblichkeit, das Fuchs' Forderung nach einem verkörperten Humanismus zugrunde liegt, basiert auf der Annahme, dass die Erkenntniskategorien des Leiblichen und Zwischenleiblichen ein starkes, wenn auch ideengeschichtlich selten extrapoliertes Argument für einen Humanismus der Gegenwart sind. Der Aspekt der Leiblichkeit und Zwischenleiblichkeit sollte demnach mit einem biomedizinischen Verständnis des Gehirns verbunden (*assoziiert*) und davon ausgehend als legitime, *nicht-dissoziierte* Grundlage einer psychodynamischen Theorie nach der intersubjektiven Wende (*relational turn*), aber auch als Grundlage der sozialphilosophischen Ethik aufgewertet werden.

> Nur als Organ eines Lebewesens kann das Gehirn auch als Vermittlungsorgan für subjektive Erfahrung dienen. Bewusstsein basiert auf der fortlaufenden Interaktion zwischen Gehirn, Körper und Umwelt. […] Der Mensch nimmt wahr, denkt und handelt, nicht das Gehirn. (Fuchs, 2020, S. 108)

Fuchs' Theorie des *verkörperten Humanismus* reaktiviert die in der Einleitung erwähnte, in Vergessenheit geratene *Lebensphilosophie* als eine Daseinshermeneutik, die am *Erleben* als einer eigenständigen, für das Verstehen der menschlichen Existenz wie auch für die ethische Reflexion vorausgesetzten Erkenntniskategorie festhält. Mit der Betonung des impliziten Gedächtnisses und der Zwischenleiblichkeit als intersubjektiver Regulationsform wird dabei insbesondere die Gewichtung frühkindlicher Erfahrungen als Ursprung der (familiären bis politisch moralischen) Sozialisation, wie sie u.a. auch von der Anerkennungstheorie bewertet werden, untermauert.

> Besonders die trennenden Erfahrungen sind für das Kind in nicht geringem Maß schmerzlich, beunruhigend oder sogar beängstigend. In allen Kulturen ist die Verwendung von Rhythmen, Melodien und Ritualen charakterisiert; sie haben die Funktion, Kindern durch zyklische Wiederholung und zwischenleibliche Resonanz Gefühle von Sicherheit, Zugehörigkeit und Vertrautheit zu vermitteln. (Fuchs, 2020, S. 307)

Zugleich – und für das psychodynamische und entwicklungspsychologische Verständnis der Intersubjektivität besonders aussagekräftig – bedeutet das immer bewusstere »In-die-Welt-Kommen« auch, dass das leibliche und zwischenleibliche Erleben zunehmend mit der emotionalen, kognitiven und sprachlichen Entwicklung und der damit einhergehenden Erweiterung der »Erkenntnisinstrumente« zur Beurteilung von Selbst, Anderen und Umwelt kalibriert werden muss.

Mit der Entwicklung des autobiografischen Gedächtnisses ab dem 2. Lebensjahr erweitert sich jedoch die Zeitperspektive; Erinnerungen werden nun ebenso möglich wie Vorwegnahmen einer fernen Zukunft (Markowitsch/Welzer 2005). Mehr und mehr tritt die eigene Lebenszeit als Kontinuum ins Bewusstsein, aber auch als das Wissen von der Sterblichkeit des Lebens. Neben den Ritualen übernehmen nun Narrative zunehmend eine beruhigende und sichernde Funktion gegenüber dem aufkommenden Todesbewusstsein: »Mythen und Märchen betten die Gegenwart in eine zyklisch wiederkehrende Vergangenheit oder eine übergreifende kollektive Zeiterfahrung ein […]. Die individuelle Lebenszeit, das »Sein zum Tode«, bleibt so noch eingebettet in die Naturprozesse und aufgehoben in der Weltzeit (Fuchs, 2020, S. 307–308).

Die emotional sicherheitsstiftende Bedeutung von *Narrativen*, die auch eine Ablösung oder Erweiterung der zwischenleiblichen Beruhigungsfunktion übernimmt (HK: 1. *Auswahl/Ausschluss*), wird zum Ansatzpunkt für die Entwicklung von Weltanschauungen und Rationalisierungen. Je verunsicherter und in der Erkenntnisvalidität gehemmter die (zwischen-)leibliche Regulation wirkt, desto bedeutsamer wird die *Welterklärung*, desto größer wird der Nährboden für die stabilisierende Funktion von z.B. Ideologien (HK: 3. *Regulation/Stabilisierung*). Die historische und industrielle Entwicklung zu einer beschleunigten Gesellschaft in der Neuzeit, in der Fuchs wie Rosa das Risikopotenzial des »Resonanzkillers« identifizieren, führt in verschiedenen Lebensbereichen – verstärkt durch die digitalen und virtuellen Beziehungsmodi der Gegenwart – dazu, dass die »Geschwindigkeit des Lebendigen« abgelöst wird von einer »beliebig steigerbaren Geschwindigkeit des Unbelebten« (Fuchs, 2020, S. 310). Der resultierende Verlust von Lebensrhythmen, die Störung der Balance zwischen verschiedenen Lebenssphären wie Arbeit und Freizeit wird zur Quelle einer Vielzahl bis dato nur wenig beachteter sozi-

alpathologischer Entwicklungen, die sich auch auf die Entwicklung der mentalen Gesundheit und Resilienz auswirken (HK: 2. *Spannung/Irritation*). Ein Ausweg aus der leiblichen und mentalen Verschüttung des Subjekts wird von Fuchs durch die Hinwendung zur (Zwischen-)Leiblichkeit aufgezeigt (HK: 4. *Prozesshaftigkeit/Offenheit*).

5.2.3 Postmoderne Subjektkulturen – Digitalisierung als Kulturmaschine bei Andreas Reckwitz

Auf die Theorien des »hybriden Subjekts der Postmoderne« und der »Gesellschaft der Singularitäten« von Andreas Reckwitz kann als Gegenstück zu einer – für Simplifizierungen anfälligen – Gegenüberstellung von humanistischen und transhumanistischen Ausrichtungen nicht verzichtet werden. Seine systematische Auseinandersetzung mit den Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne erlaubt gerade aufgrund des soziologischen Umkreisens eine ergänzende Metaperspektive in der Diskussion um zeitgenössische Entfremdungserscheinungen (Reckwitz, 2020).

Reckwitz zeigt für die Periode zwischen den 1960er und 1980er Jahren Veränderungen der Subjektkulturen auf, die stark durch das Spannungsfeld von wirtschaftlichen und ästhetischen Idealen geprägt waren. Trends, die sich aus diesem Spannungsfeld in den Bereichen Arbeit, Beziehungen und Selbstpraktiken zeigten, blieben auch nach den 1980er Jahren wirksam, veränderten sich jedoch gerade im Kontext der Digitalisierung zu einem Trend der individuellen und gesellschaftlichen Singularisierung (siehe unten). Seine Analyse des »hybriden Subjekts« (2006), das zwischen ästhetischen und ökonomischen Ansprüchen pendelt, mündet nicht in eine eigentliche Entfremdungskritik, sie wird jedoch eine Dekade später im Buch »Die Gesellschaft der Singularitäten« (Reckwitz, 2018) fortgesetzt als Analyse der Subjektkultur vor dem Hintergrund der anhaltenden digitalen Transformation.

Mit der These der *singulären Gesellschaft* gelingt es Reckwitz aufzuzeigen, dass sich der Wettbewerb um Anerkennung und Selbstverwirklichung in der digitalen Gesellschaft wesentlich um immaterielle, auch innerpsychische Voraussetzungen und Qualitäten dreht. Aufmerksamkeit, Attraktivität und sichtbare Einzigartigkeit sind die »Güter« des Subjekts, die in der »Kreativitätswirtschaft« über soziale Anerkennung und finanziellen Erfolg entscheiden. Die Verschiebung zum Informationskapitalismus führt zu einer Kultur der Digitalität, in der die psychologische Einbindung des Subjekts besonders lukrativ ist. Die soziologische Analyse unterstützt die These, *dass die mentale Selbstbestimmung zum neuralgischen Punkt des Freiheitsbegriffs der digitalen Gesellschaft wird*.

Reckwitz' Theorie ausreichend differenziert darzustellen, übersteigt den Anspruch dieses Kapitels, weshalb ich mich auf die wichtigsten Thesen im Hinblick auf die Bedingungen gegenwärtiger Subjektivität und Gesellschaftskritik beschränke. Diese scheinen auch aus Sicht einer psychodynamischen Subjekttheorie als Ergänzung bereichernd. Die historisch nachhallenden Spannungen und Friktionen, die mit dem Transformationsprozess von Subjektkulturen bis zur Gegenwart einhergehen, wie auch das Vermögen von Reckwitz, Polaritäten im Subjekt-Welt-Verhältnis als unauflösbar und charakteristisch für die Selbstverwirklichung im Privaten und am Arbeitsplatz anzuerkennen, machen seinen Ansatz für eine Theorie der Dissoziation attraktiv.

Soziologische Entwicklungslinien und leitende Annahmen

Reckwitz spricht sich gegen eine eindeutige Subjektform der Postmoderne aus. Die postmodern hybriden Subjekte stünden allerdings in einem grundsätzlichen Spannungsverhältnis zwischen »im weitesten Sinne sowohl ästhetischen als auch ökonomischen Subjektanforderungen, von Künstlerideal und Marktideal« (Reckwitz, 2020, S. 451). Im Folgenden werden seine zentralen Thesen vor dem Hintergrund des historischen Wandels dargestellt.

1. Gegenkultur als Kulturrevolution (1960er bis 1980er Jahre)

These: Von einer Authentizitäts- zu einer Singularitätskultur der Postmoderne

Die historische Transformation kultureller Kriterien der Subjektivierung vollzieht sich nach Reckwitz zunächst zwischen den 1960er und 1980er Jahren charakteristischerweise in drei sozialen Feldern: den Praktiken der Arbeit, den Praktiken der persönlichen Beziehungen und den Praktiken des Selbst. Die 1968er-Proteste und die Flower-Power-Bewegung sind repräsentative Beispiele für eine Revolte gegen die hierarchische Angestelltenkultur, eine ausgeprägte soziale Kontrolle und eine entsinnlichte, entkörperlichte Lebensweise (Reckwitz, 2020, S. 457). Als gegenkulturelle Tendenzen zur »technischen Rationalität, normalistischen sozialen Kontrolle und ereignisarmen Routinen« werden die Ästhetisierung und ein legitimer Hedonismus propagiert, sexuelle Freiheiten, Selbstausdruck und Individualität, spielerische und lustbezogene Aktivitäten und Ereignisse werden gepflegt und inszeniert (Reckwitz, 2020, S. 460–461). Propagiert wird eine Kultur der Authentizität wider den Zwang zu konformistischer sozialer (Über-)Anpassung. Es formieren sich soziale Bewegungen, in der Schweiz etwa die Frauenbefreiungsbewegung, die zur Einführung des Wahlrechts für Frauen 1971 beiträgt, oder die Dritte-Welt-Bewegung, die sich gegen das Nord-Süd-Gefälle richtet (*Soziale Bewegungen*, o.J.). Mit der Pop-Kultur, der ihr entsprechenden Kunst und ausgelassenen sozialen Anlässen (Konzerte etc.) wurde nach Reckwitz (2020, S. 479) u.a. der Konsum psychedelischer Drogen oder die Suche nach spirituellem Wachstum zu einem »gegenkulturellen Verfahren«, das die kompensatorische Suche nach sinnlicher Grenzerfahrung und das Bedürfnis nach einer Bewusstseinserweiterung von innen, »durch synthetische Manipulation der Wahrnehmung« zum Ausdruck bringt. Mit der »Authentizitätskultur« einher geht also auch eine gewisse Inszenierung des Zugangs zum innerpsychischen Geschehen und Erleben als urbarer Erlebnisort, was in einer betonten Form gesellschaftlichen »Individualismus« resultiert.

> Das gegenkulturelle Subjekt konstituiert sich in seinem Selbstverständnis also nicht durch das Einrücken in eine übergreifende moralische oder sozial-normative Ordnung, sondern durch seine eigene subjektive Kultur, es gilt, »sich selbst zum Ausgangspunkt, zum Zentrum (zu) machen« (Reckwitz, 2018, S. 461).

Vor dem Hintergrund der Leitthese des vorliegenden Buches, dass sich das subjektive Erleben in der Spätmoderne gegen die Tendenzen zur Rationalisierung, Datafizierung und Quantifizierung durchweg zu behaupten versucht, wird dieser Authentizitätsdurst

zu einer Quelle dessen, was Reckwitz als *kreatives Zeitalter der Gegenkultur* bezeichnet. Diese bringt mit der sexuellen Revolution, der Stärkung des Feminismus und den queeren Bewegungen auch die generelle Auffassung zutage, dass nicht nur die Künstler*in, sondern jedes Subjekt – in der Ausdrucksweise von Andy Warhol – an sich im Kern eine »Kreativitätsmaschine« sei (Reckwitz, 2020, S. 489).

Die Hauptbruchlinie zwischen Kreativsubjekt und unternehmerischem Selbst zu Beginn der Spätmoderne transformiert sich in deren Verlauf in zwei weitere strukturelle Brüche. Der erste Bruch entsteht durch den Strukturwandel von der vormaligen industriellen Ökonomie zum *Kulturkapitalismus* und zu einer *Ökonomie der Singularitäten*, charakterisiert durch die Leitbranche der »creative economy«. Die Einzigartigkeit von Menschen, Gütern, Diensten und Medienformaten etc. wird dabei zum ökonomischen Erfolgskriterium der Kreativwirtschaft. Zum Anspruch der Kreativwirtschaft gehört es, dass sie sich als dynamische Schnittstelle zwischen und Impulsgeberin für Kultur, Wirtschaft, Bildung, Politik und Gesellschaft versteht. Die Wertschöpfung wird mit neuen Ansätzen der künstlerischen Kreation, Produktion und Kommerzialisierung verbunden, und die Vermarktung findet ausgerichtet auf nationale und globale Dynamiken statt (ZHdK, o.J.).

Die zweite Bruchlinie wird nach Reckwitz durch die digitale Revolution verursacht, nämlich durch Technologien, die nicht mehr nur standardisieren, sondern z.B. über das *data tracking* der Nutzerprofile auch Produkte personalisieren und singularisieren (Reckwitz, 2018, S. 16). Nach dem Buchdruck und den audiovisuellen Medien zu Beginn der Moderne stellen die Computertechnologie und Neuentwicklungen der Telekommunikation bis zum Internet die dritte entscheidende Revolution der Kommunikationstechnologien der Moderne dar. Der begleitende Strukturwandel im Bereich der Produktionstechnologien unterliegt als Voraussetzung der Neumodellierung postmoderner Subjektivität (Reckwitz, 2020, S. 447).

2. Entwicklung zu einer Gesellschaft der Singularitäten (seit den 1980er Jahren)

These: Paradoxon der »Verallgemeinerung des Besonderen« als Grundspannung in der digitalen Gesellschaft

Im Verlauf der rasanten technologischen und digitalen Revolution verändern sich seit den 1980er Jahren die Praktiken der Arbeit, persönliche Beziehungen und auch die konsumptorischen, medialen und körperorientierten Praktiken des Selbst fortwährend weiter. Seit den 1980er Jahren entwickeln sich nach Reckwitz (2020, S. 447) sogenannte postbürokratische Praktiken der Arbeit, nach der *counter culture* entwickelt sich eine *Artefaktrevolution* der digitalen Kultur. Seit den 1990er Jahren gewinnen die Techniken der Quantifizierung, die Praktiken des Vermessens und Vergleichens verstärkt an Bedeutung. Dies ermöglicht eine zunehmende Quantifizierung auch des Besonderen (Reckwitz, 2018, S. 174–175). Mit der Computertechnologie wurde die standardisierte Massenproduktion durch flexible Spezialisierung verdrängt. Diese ermöglicht einerseits die Erwiderung auf die »differenzierten, individualästhetischen« Konsumwünsche des postmodernen Subjekts (Reckwitz, 2020, S. 447). Andererseits findet gleichzeitig

eine mehrfache Entgrenzung statt, insbesondere hinsichtlich des Zugangs zu Information. Über räumliche Grenzen hinweg kommt es zu einer »relativen Entdifferenzierung, Enthierarchisierung und interorganisationellen Vernetzung von Tätigkeiten, die insbesondere auch die ›totale Qualitätskontrolle individueller Leistung‹ ermöglichen« (Reckwitz, 2020, S. 447). Charakteristisch für die digitale Kultur wird, dass Texte und Bilder beliebig rezipiert und produziert werden. Die Symbolwelten des Internets sind für das Subjekt zugleich nahezu beliebig manipulierbar, wie sie als unberechenbarer Jungbrunnen zur Anreicherung der Selbstdarstellung zur Verfügung stehen. Als Hauptträgergruppe dieses sozialen Wandels fungierte nach Reckwitz (2020, S. 450–451) eine hochqualifizierte, urbane Mittelklasse.

Die *Verallgemeinerung des Besonderen* erzeugt in der digitalen Gesellschaft eine paradoxe Grundspannung. Im Verlauf der fortschreitenden spätmodernen »sozialen Logik der Singularisierung«, die zugleich eine »Kulturalisierung« und eine »Affektintensivierung« sei, zeigt sich diese übergreifende polare Spannung als eine zwischen einer *Kultur des Besonderen* und einer *Kultur des Allgemeinen* (Reckwitz, 2018, S. 103). Die Ausbreitung globaler Märkte und Technologien in den 1970er und 1980er Jahren unterstützte einerseits die Kultur des Allgemeinen, weltweite Vernetzung und Verfügbarkeit vormals nur lokal erhältlicher Produkte und Information. Sie wurde zunehmend verstärkt durch eine alles durchwirkende digitale Revolution und Algorithmierung, welche die Berechenbarkeit und Verallgemeinerbarkeit impliziert, zugleich zur Hintergrundstruktur wird für die »Infrastruktur der Besonderheiten« (Reckwitz, 2018, S. 103).

> Die technologische Revolution der Digitalisierung stellt erstmals in der Geschichte eine Infrastruktur zur Verfügung, welche die Fabrikation von Singularitäten und von Kultur systematisch und in nie zuvor dagewesenem Umfang ermöglicht. Zusammen bilden Ökonomie und Technologie einen globalen kulturell-kreativen Komplex. Während die Ökonomie und Technologie in der klassischen Moderne elementare Motoren der Rationalisierung und Standardisierung waren, wechseln sie damit nun gewissermaßen die Seite: Ihre Praktiken des Herstellens, Beobachtens und Bewertens avancieren zu Motoren der Fabrikation von kulturellen Besonderheiten. Der Kulturkapitalismus und die Computernetzwerke betreiben damit eine umfassende Kulturalisierung von Ökonomie und Technik. (Reckwitz, 2018, S. 105)

Mit dieser Entwicklung einher geht die Entstehung kultureller Singularitätsmärkte: Objekte, Subjekte, Orte und Ereignisse, auch Kollektive würden auf diesen Märkten darum konkurrenzieren, welche Güter einen »kulturellen Einzigartigkeitswert« für sich beanspruchen können. Es kommt zu einem Wettbewerb des Einzigartigen, transportiert und strukturiert über die digitalen Technologien als Mittel der Wahl für die Austragung des Konkurrenzkampfes um Sichtbarkeit, Valorisierung und Attraktivität von Produkten, Dienstleistungen und sozialem, kulturellem Erfolg (Reckwitz, 2018, S. 105–107). Nach Reckwitz (2018, S. 108) trägt die durchwirkende Spannung zwischen der Logik des Allgemeinen und derjenigen des Besonderen dazu bei, dass eine Reihe neuer sozialer und kultureller Polarisierungen hervorgebracht wird.

Die Normalität des Sozialen wird unter den Bedingungen der Gegenwart von Reckwitz (2018, S. 179) als eine Normalität bestimmt, in der Objekte und Subjekte dann wert-

voll und singulär sind, wenn es ihnen gelingt, im endlosen Aufmerksamkeits- und Valorisierungswettbewerb Sichtbarkeit zu generieren und affizierend zu wirken. Um dies zu erreichen, muss die Aufmerksamkeit und Bewertung des Besonderen quantifiziert werden, um so den Marktwert und die Attraktivität des jeweiligen Besonderen zu erfassen. Gerade durch diesen quantifizierenden Akt wird es, so Reckwitz (2018, S. 176), zu einem Allgemein-Besonderen, einem singulären Gut, das über den Vergleich mit anderen singulären Gütern nicht inhaltlich, jedoch hinsichtlich seines Durchsetzungsvermögens verallgemeinert wird. Für das Subjekt zeigt sich die Spannung in einem gespaltenen Anspruch: Es soll seine Energie einerseits für die besondere Performance, das Singuläre investieren, zugleich muss es sich am allgemeinen, durch Quantifizierung sichtbaren Vergleichswert des Besonderen orientieren, um Erfolg zu haben. Die Spannung zwischen dem postmodernen Künstlerideal und dem Marktideal potenziert sich als eine sozialpathologisch relevante Ambivalenz, in der die messbare virtuelle Sichtbarkeit und Aufmerksamkeitsgenese zum Maßstab der Bewertung des Besonderen werden. Das Verhältnis von Natur und Technik erreicht in der digitalen Gesellschaft eine neue Dimension und produziert innerpsychische und innergesellschaftliche Polaritäten.

Im Folgenden werden zunächst die von Reckwitz identifizierten innergesellschaftlichen Polaritäten im Kontext der digitalen Kultur als Überblick dargestellt, bevor auf einige Aspekte der Singularisierung der Arbeitswelt, der persönlichen Beziehungen und Praktiken des Selbst im Kontext der digitalen Gesellschaft genauer eingegangen wird.

These einer innergesellschaftlichen Polarisierung der singulären Gesellschaft auf fünf Ebenen:

Gemäß Reckwitz wirken in der digitalen Gesellschaft fünf Ebenen der Polarisierung in verschiedenen Schattierungen auf das Subjekt und sein Weltverhältnis ein:

1. Markt/Güter: Zum einen bringt die Gesellschaft eine *Polarisierung der Güter* auf dem Singularitätsmarkt hervor. Einige wenige Güter erreichen auf dem Singularitätsmarkt hohe Aufmerksamkeit und Valorisierung, während ein Übermaß an Angeboten keinen Durchbruch schafft und entsprechend zur Verliererseite gehört. Die »Winner-takes-it-all«-Märkte führen zu einer ausgeprägten Asymmetrie, bei der viele Angebote ins Rennen gehen, jedoch nur wenige belohnt und die meisten missachtet werden (Reckwitz, 2018, S. 109). Der Wettbewerbsdruck auf das Subjekt ist entsprechend hoch, Performance, Profiles und Talent werden zur Währung des *Besonderen*. Das Feedback an das Subjekt wird auch hier zumeist polar, von entweder *Fans* oder aber *Verächtern* (Reckwitz, 2018, S. 137) erbracht, die das Produkt als einzigartig »hypen« oder als zu standardisiert und »floppend« bewerten. Seltener sind die differenzierten Positionen. Die These von Reckwitz: Wer Singularitätskapital, Aufmerksamkeitskapital und Reputationskapital auf seinem Produkt oder Profil versammeln kann, hat unabhängig von der eigentlichen Qualität des Gutes beste Chancen auf Gewinn (»Superstarökonomie«) (Reckwitz, 2018, S. 172–173). Gleichzeitig führen Zufallsfaktoren, ökonomische Freiheiten und Talent zu unberechenbaren und ungleich verteilten Startvoraussetzungen (Reckwitz, 2018, S. 216ff.).

2. Arbeitsverhältnisse/-praktiken: Im Bereich der Arbeitsverhältnisse entsteht ein Dualismus hochqualifizierter Tätigkeiten der Wissens- und Kulturökonomie einerseits und der einfachen Dienstleistungen andererseits. Es entsteht also eine Polarität oder auch eine innergesellschaftliche Cleavage zwischen standardisierten, profanen Tätigkeiten und qualifizierten Wissensberufen, die z.B. die kulturellen Singularitätsgüter produzieren und vermarkten.

Mit der Singularisierung der *Praktiken der Arbeit* in der digitalen Umgebung beschreibt Reckwitz eine grundlegende Umstrukturierung der Arbeitswelt, in der die Orientierung an Einzigartigkeiten zu einem Leitwert wird. Es findet zum einen eine Verschiebung von der Arbeit an materiellen Gütern zu immaterieller Arbeit statt, also zur Kommunikation, Symbolisierung und affektgerichteten Vermarktung. Die Massenproduktion wird durch flexible Spezialisierung abgelöst. Es findet in dem Sinne eine Subjektivierung der Arbeit statt, als dass die nicht-formalisierten subjektiven Eigenschaften der Arbeitnehmenden an Bedeutung gewinnen. Damit einher geht auch die Entgrenzung bzw. das Verschwimmen der Trennlinie zwischen Arbeit und Privatsphäre und der hohe Stellenwert von Projekten (Reckwitz, 2018, S. 181).

> Indem die Praktiken des Arbeitens nicht länger auf standardisierte Güter und Dienstleistungen ausgerichtet sind, sondern sich auf die Verfertigung immer wieder neuer (oder alter) singulärer, attraktiver Güter umstellen, avanciert Arbeit im Kern zur kulturellen Produktion oder zur Kreativitätsarbeit. (Reckwitz, 2018, S. 182)

Die Praktiken des Arbeitens unterliegen auch in der digitalen Gesellschaft der Zweckrationalität. Neu entwickle sich jedoch nach Reckwitz (2018, S. 187) der Arbeitstypus der *Kreativarbeit*. Damit verbindet der Arbeitnehmende einen intrinsischen Wert, eine Tätigkeit, bei der zur Veränderung beigetragen wird und Neues entwickelt werden kann. Bezeichnenderweise scheint hier weniger die Vorstellung der sinnhaften Tätigkeit leitend als die der innovativen Tätigkeit.

Die Bildungsexpansion, die Reckwitz (2018, S. 183) seit den 1970er Jahren attestiert, führt zu einer immer höheren Quote von hochqualifizierten Bildungs- und Qualifikationslehrgängen, während zugleich die Kluft zu einer routinisierten Dienstleistungsklasse größer wird. Diese Kluft spiegelt sich auch in der sozialen Bewertung wider: Während die qualifizierte, kreative und singuläre Arbeit in der gesellschaftlichen Bewertung und Selbstwahrnehmung der Arbeitnehmenden als besonders wertvoll angesehen wird, wird mit standardisierten, routinisierten Tätigkeiten geringere Befriedigung und profane Arbeiten verbunden (Reckwitz, 2018, S. 184). Das Ideal des Arbeitnehmenden in der digitalen Gesellschaft besteht darin, ein einzigartiges Profil von Kompetenzen und Potenzialen zu vereinen, ein Bündel von Fähigkeiten und Talenten zu sein, dessen Performanz nicht austauschbar ist (Reckwitz, 2018, S. 108). Als Symbol für den Output der »Kreativarbeit« gewinnen »Projekte« einen hohen Stellenwert. Sie sind zeitlich begrenzt, können in unterschiedlicher Teamzusammensetzung durchgeführt werden und lassen sich spezifisch ausrichten und bewerten. »Projekte bilden damit eine singularistische Form des Sozialen par excellence« (Reckwitz, 2018, S. 193). Auf der organisatorisch höherstufigen Ebene stellen heterogene Kollaborationen, Attraktivitätsmärkte und Netzwerke das Habitat der Projektorganisation dar.

Das arbeitnehmende Subjekt steht gerade im Bereich der unternehmerischen, kreativen und hochqualifizierten Arbeit unter Druck, durch ein einzigartiges Profil von Kompetenzen und Potenzialen zu überzeugen. Allgemeine formale Qualifikationen werden davon überlagert, Zeitgeist und kollektive Wahrnehmung idealisieren die hochqualifizierte, kreative und singuläre Arbeit als sozial wertvoll und subjektiv befriedigend (Reckwitz, 2018, S. 184). Die Subjekte sind in einem »double blind« gefangen: Einerseits soll die Arbeit als intrinsisch wertvoll und befriedigend erfahren werden, andererseits führen die schwankenden und insgesamt volatilen Anforderungen des Marktes zu einer Unsicherheit, sodass sich die »Künstler*in« fortlaufend den wechselnden Erwartungen des Publikums und der Märkte anzupassen hat. »Persönlichkeitsentfaltung« wird als erfolgreicher Tanz auf dem Balanceseil zwischen diesen beiden Polen verstanden (Reckwitz, 2018, S. 217). Rektor dessen, ob die Balance gelingt, ist letztlich das subjektive *Erleben*, das Selbstgefühl in der Gegenwart und über die Zeit hinweg (Reckwitz, 2018, S. 347). Ungeschönter ausgedrückt, bedeutet die Kulturalisierung der Arbeit im Kontext der digitalen Gesellschaft, dass die Arbeit als Projektionsfläche für Identifikation, Lebenssinn und Befriedigung gleichzeitig zum Einfallstor der *Selbstausbeutung* wird (Reckwitz, 2018, S. 218). Dazu gehört die verschwimmende Grenze zwischen Arbeit und Freizeit resp. zwischen Arbeits- und Privatleben. Arbeitszeiten, -orte und Verhältnisse werden flexibler und verwobener mit dem privaten Lebensbereich.

3. Soziale Klassen/Lebensstile Aus der Polarisierung der Güter (1) und Arbeitsverhältnisse (2) resultiert drittens nach Reckwitz eine Polarisierung von Klassen und Lebensstilen. Er vertritt die These, dass die Spätmoderne – wieder – mit einer Klassengesellschaft konfrontiert sei, diesmal jedoch nicht im engeren *materiellen* Sinn, sondern im Sinne einer *kulturellen* Klassengesellschaft. Diese Klassen unterscheiden sich primär durch ihre Lebensstile und ihr kulturelles Kapital (Reckwitz, 2018, S. 275). Der Mittelstand war bis in die frühen 1980er Jahre gekennzeichnet durch geringe Einkommensunterschiede und Massenwohlstand. Die Zugehörigkeit zu diesem vormaligen, nivellierten Mittelstand habe nicht primär eine formale Bildungsqualifikation vorausgesetzt. Bildungsmobilität und Zugang zur Mittelschicht über verschiedene Berufsgruppen hätten für eine breite Durchmischung gesorgt (Reckwitz, 2018, S. 278). Durch die starke Forcierung der Bildungsrevolution seit den 1970er Jahren habe sich sukzessive eine neue Form des akademischen Mittelstands entwickelt, der mittlerweile rund ein Drittel der westlichen Gesellschaften ausmache. Die Kohorte des neuen akademischen Mittelstands setzt sich gemäß Reckwitz zusammen aus Personen mit hohen, meist universitären Bildungsabschlüssen. Dem gegenüber steht eine Unterklasse mit weniger formalen Abschlüssen. Mit der Aufwertung einer neuen Mittelklasse, die den Singularitätsmarkt bestückt und navigiert, gehe die soziale und kulturelle Entwertung der neuen Unterklasse einher. Durch die strukturellen Veränderungen der postindustriellen Industrie sei die klassische Industriearbeiterschaft rapide erodiert (Reckwitz, 2018, S. 279). Die resultierende polare Spannung zwischen der neuen Mittelschicht und der Unterklasse zeige sich in mehr oder minder subtilen Kulturkonflikten, Segregationstendenzen in den Bereichen Bildung, Wohnen und Gesundheit. Relevant für die spätmodernen Gesellschaften seien auch die Oberklasse, gekennzeichnet durch eine enorme Vermögensakkumulation, und die »alte«, nicht-akademische Mittelklasse als schrumpfendes Drittel; das letzte Drit-

tel setze sich numerisch aus der Ober- und der Unterklasse zusammen (Reckwitz, 2018, S. 281–282). Relevant für das Selbstverständnis der neuen Mittelklasse ist nach Reckwitz der Versuch, Romantik und Bürgerlichkeit zu vereinen, d.h. zugleich wirtschaftlich erfolgreich zu sein und sich selbst zu verwirklichen. Die immanente Spannung im Anspruch der »(gesellschaftlich) erfolgreichen Selbstverwirklichung« wird zum ambivalenten Leitwert der digitalen Kultur.

4. Geografische Räume: Entsprechend der unter 3. beschriebenen Entwicklung komme es viertens zur Polarisierung sozialer Räume, bei der sich regional, national und global räumliche Attraktivitätsmärkte bilden würden, während andere Regionen und Orte entwertet würden.

5. Politik: Letztlich deutet Reckwitz auch die politische Polarisierung als Resultat der gesellschaftlichen Singularisierung. Auf der einen Seite der Polarisierung sieht er das Paradigma eines »öffnenden und unterscheidenden Liberalismus«, der auf eine Kombination von Wettbewerb und kultureller Vielfalt setze. Auf der anderen Seite stehe ein Bündel von anti-liberalen (sub-)politischen Kulturessentialismen und -kommunitarismen (Ethnizität, Nationalität, religiöser Fundamentalismus, Rechtspopulismus), die gegen eine Hyperkultur und deren Märkte kollektive Identitäten mobilisieren würden.

Die fünf identifizierten innergesellschaftlichen Polaritäten der singulären Gesellschaft führen nach Reckwitz (2018, S. 108–110) zu charakteristischen *Konflikten um die Kultur*. Die Normalität des Sozialen wird unter den Bedingungen der Gegenwart von Reckwitz (2018, S. 179) bestimmt als eine, in der Objekte und Subjekte dann wertvoll und singulär sind, wenn es ihnen gelingt, im endlosen Aufmerksamkeits- und Valorisierungswettbewerb Sichtbarkeit zu generieren und affizierend zu wirken. Während für die genauere Diskussion der umrissenen fünf Polaritäten an dieser Stelle auf Reckwitz' Primärliteratur verwiesen werden muss, möchte ich im Hinblick auf die Fragestellung meiner Untersuchung einige Thesen und Aussagen punktuell aufgreifen, die er zur einflussreichen Subjektkultur des neuen Mittelstandes aufstellt. Diese werfen Schlaglichter auf aktuelle Entfremdungserscheinungen.

Der Leitwert der »erfolgreichen Selbstverwirklichung« wird als Nachhall verstanden aus dem historisch gewachsenen, einflussreichen Gegensatz von Künstlerideal und ökonomischer Effizienz.

> Der Lebensstil folgt damit dem widersprüchlichen Muster der erfolgreichen Selbstverwirklichung. Während das klassische Subjekt des Bürgertums, das auf sozialen Status und Erfolg aus war, häufig seine eigentlichen Wünsche zugunsten von Pflichten und Konventionen hintanstellen musste, und während das romantische Subjekt sich zwar experimentell ausprobierte, jedoch um den Preis eines Lebens am Rand der Gesellschaft, will das spätmoderne Subjekt beides: sich selbst entfalten und sozial anerkannt und erfolgreich sein. (Reckwitz, 2018, S. 289)

In den alltäglichen Praktiken sei »Selbstverwirklichung« nach den 1968er Jahren zu einem Recht geworden, zu einem etablierten, wenig kontroversen Anspruch des Individuums. Während die Gegenkulturen der 1970er Jahre jedoch eine »weltabgewandte« Selbst-

verwirklichung propagierten, in denen subkulturelle Nischen das System der Mehrheitsgesellschaft aufmischten und »spießige, entfremdete« Praktiken in Frage gestellt wurden, setzt die neue Mittelklasse auf eine »weltzugewandte Selbstverwirklichung« (Reckwitz, 2018, S. 291). Die Abgrenzung von der Mehrheitskultur, die extensive Selbsterkundigung und Verwirklichung authentischer Wünsche wurden im Kontext der »weltabgewandten Selbstverwirklichung« als Reise nach innen verstanden, oftmals verbunden mit der Zugehörigkeit zu einer Subkultur. Demgegenüber ist die Mehrheitskultur heute schwer zu identifizieren. Die »heterogene, reichhaltige Kultur und Erlebnisofferte der globalen Welt« führe dazu, dass sich das Subjekt nicht mehr in Abgrenzung zur Welt, sondern im Umgang mit der Welt selbst realisieren müsse (Reckwitz, 2018, S. 291). Die Selbstverwirklichung wird so zu einem anhaltenden Prozess der selbstorientierten Weltaneignung, der Kulturalisierung und Singularisierung von Welt.

> Kulturalisierung und Singularisierung sind nicht nur systemische Makroprozesse des Kulturkapitalismus und der digitalen Medien, sondern die Subjekte der neuen Mittelklasse betreiben selbst eine beständige Mikropraxis der Kulturalisierung und der Singularisierung. (Reckwitz, 2018, S. 292)

Kulturalisierung meint, dass das Subjekt möglichst viele Bestandteile des Alltags zu etwas Wertvollem machen will. Als Beispiel kann der alltägliche Bereich der Ernährung dienen, der allgemein nicht mehr in erster Linie als Nahrungs-, also Stoff- und Energieaufnahme betrachtet wird, sondern als kulinarischer Genuss oder Teil einer ausgereiften Erlebnisgastronomie ist. Reckwitz (2018, S. 292) erwähnt das Beispiel der Arbeit, die nicht nur dem Gelderwerb dienen soll, sondern auch der intrinsischen Befriedigung und Sinnstiftung. Zu dieser bis ins letzte Detail durchwobenen Idee der »Lebensführung als Kultur« tritt die Singularisierung als Lebenspraktik. Dabei sucht das Subjekt nach Einzigartigem und versucht möglichst einzigartig zu leben. Essen, Reisen, Erziehung oder Einrichtung der Wohnung werden so kultiviert, dass sie einerseits orientiert sind an den eigenen Bedürfnissen, andererseits an Idealen von Originalität, Vielseitigkeit, Interessantheit und Andersheit (Reckwitz, 2018, S. 293). Das eigene Leben wird im Sinne des »Lifestyles« kuratiert. Mit diesem Prozess einher geht nach Reckwitz die Auflösung dreier innerkultureller Grenzen. Zum einen verschiebe die Hyperkultur die Wertgrenze zwischen Gegenwärtigem und Historischem: Die Kulturalisierung und Singularisierung des eigenen Lebens greift zurück auf das Sammelbecken der Geschichte, Altes und Neues wird individuell aufgenommen. Aufgelöst werde zudem die Unterscheidung zwischen Populärkultur und Hochkultur. Es ist gerade nicht so, dass die akademische Mittelschicht sich z.B. über klassische Musik, Literatur oder bildende Künste abgrenzt und sich dabei z.B. zu vornehm ist für den Besuch eines Fußballmatches. Vielmehr sei der/die Konsument*in der Spätmoderne zu einem Allesfresser geworden, der sich von der Hochkultur abwendet, wenn sie als »unecht, langweilig, steif und erlebnisarm« erfahren wird, und von der Populärkultur, wenn sie billig, kommerziell oder primitiv wirkt (Reckwitz, 2018, S. 300). Schließlich verneble sich auch die Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden, zwischen Kulturkreisen, Nationen oder Regionen. Die Haltung des »Sowohl-als-auch«, die das spätmoderne Subjekt synkretistisch internalisiert hat, kultiviert nun nach Reckwitz die Fähigkeit, mühelos (und dekontextualisiert) zwischen Zeitgenössi-

schem und Historischem etc. hin und her zu »switchen« (Reckwitz, 2018, S. 303). – Diese »Switching-Kompetenz« wird zur Grundlage und zum relevanten Selektionsfaktor der flexiblen, anpassungsfähigen Existenz.

Neben der Switching-Kompetenz ist auch das »psychophysische Kapital« für eine gelungene, auf Selbstverwirklichung ausgerichtete Navigation in der spätmodernen Gesellschaft vorausgesetzt (Reckwitz, 2018, S. 305).

> Gemeint ist damit die Notwendigkeit, dass das Subjekt an seiner physischen und psychischen Struktur arbeitet, damit diese ein stabiles Fundament sowohl für den beruflichen Erfolg als auch den geglückten Lebensstil liefert. Das Subjekt übt sich hier in Selbstoptimierung. Zentral in diesem Zusammenhang ist die Statusinvestition in Gesundheit und Fitness, daneben kann eine Arbeit an der eigenen psychischen Stabilität (Stichwort »Resilienz«), aber auch an den psychischen Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten an Bedeutung gewinnen (Stichwort Therapie). Auch die Arbeit an der physischen Attraktivität – über Sport oder Stilberatung etwa – ist unter den Bedingungen des unberechenbaren Wettbewerbs kultureller Märkte ein wichtiges Asset. (Reckwitz, 2018, S. 305)

Charakteristisch paradox für den kreativen Lebensstil, den das Subjekt sich erschaffen will, ist nach Reckwitz (2018, S. 305) also die *Performativität* der Selbstverwirklichung, die gerade nicht nur auf Innenorientierung und Erfüllung abzielt (Reise nach innen), sondern auch auf Prestige, die auf Darstellung und soziale Anerkennung durch ein äußeres Publikum angewiesen bleibt (Reise nach außen). Der eigene Wert wird nicht vom inneren Selbstwertgefühl bestimmt, sondern gerade auch vom eigenen Prestige in den Augen der anderen. Hierbei haben gerade auch die körperbezogenen Praktiken an Bedeutung gewonnen. Während der Körper ins »Visier von umfassenden Bemühungen um Selbstoptimierung« (Reckwitz, 2018, S. 326) gerät, wird diese Fitness-Selbstoptimierung gleichzeitig zur Selbstpraktik sowie zum messbaren Ansatzpunkt des Vergleichs (beispielsweise über die Smartwatch). Die Messbarkeit der eigenen körperlichen Leistung vermittelt eine gewisse Steuerbarkeit und Kontrolle über den eigenen Körper und dessen Leistungen. Bedeutsam wird gemäß Reckwitz auch die Arbeit an der eigenen Attraktivität als Grundlage des Selbstwerts und als Prestige (Selbstwertkapital). Anerkennung erhält das Subjekt auch dann, wenn es sich an Bewegungskulturen beteiligt, die gesunde körperliche Betätigung (vor-)lebt und kultiviert (Reckwitz, 2018, S. 326–328). Im Zentrum von Aneignungsprozessen der Kulturalisierung und Singularisierung steht die hohe Gewichtung von Erziehung und Schule: Der alltägliche Umgang mit Kindern, ihre Förderung und die Begleitung ihrer Schullaufbahn erreichen gemäß Reckwitz (2018, S. 329) eine ausgeprägte Intensität. Während auf Seiten der sozialen Unterklasse die Bildungsverlierer und Problemklassen stünden, ereifere sich die akademische Mittelklasse in der fortwährenden Intensivierung und Verfeinerung der Erziehungs- und Bildungsbemühungen. Trotz und gerade im Kontext der häufigen Doppelerwerbstätigkeit der Eltern in dieser Klasse seien Begriffe wie »intensive Elternschaft« oder »kindzentrierte Lebensweise« im Trend (Reckwitz, 2018, S. 331).

> Die spätmoderne Erziehungspraxis ist ein Singularisierungsprogramm des Kindes. Jedes Kind, so die Überzeugung, ist anders und besonders – und soll es sein. Jedes Kind gilt als einzigartiges Ensemble von Begabungen, Potenzialen und Eigenheiten, zu deren Entfaltung es ermuntert werden sollte. Dem konformistischen Kind ohne eigensinnige Interessen wird hingegen mit Skepsis begegnet. (Reckwitz, 2018, S. 331–332)

Als Ergänzung und Erweiterung der elterlichen Selbstverwirklichung werde das Kind zu einem »herausgehobenen Objekt postbürgerlicher Statusinvestition«. Die Qualität der Schulen gerate ins Kreuzfeuer der akademisch mittelständischen Elternschaft, die für das Kind eine möglichst personalisierte, individualisierte bzw. singularisierte, d.h. auf seine individuellen Bedürfnisse und Potenziale zugeschnittene Bildung ermöglichen wolle (Reckwitz, 2018, S. 332). Das Ziel der erfolgreichen Selbstverwirklichung verwandelt sich also in eine Forderung an die Schulen: Sie sollen die individuelle Persönlichkeitsbildung und Potenzialentfaltung fördern (Stichwort »Selbstverwirklichung«), aber auch Karrierechancen steigern (Stichwort »gesellschaftlicher Erfolg«).

Gesellschaftliche Singularisierung – Aspekte der Entfremdung: Welche Entfremdungserscheinungen und Dissoziationen lassen sich aus kritisch-theoretischer Sicht aus den ausgewählten Erkenntnissen rund um das Phänomen »(gesellschaftlich) erfolgreicher Selbstverwirklichung« von Reckwitz identifizieren?

Reckwitz verwendet die Doppelstruktur von weltzugewandter Selbstentfaltung und mitlaufender sozialer Statusintervention als Ansatzpunkt für Kritik. Wie Rosa identifiziert er die typisch moderne Struktur der Steigerung als Stolperstein, die der früher oder später unausweichlichen Konfrontation und Anerkennung der nicht aushaltbaren Unverfügbarkeit entgegensteht. Aus dem unerfüllbar hohen Anspruch, zugleich sich selbst als einzigartiger Mensch zu verwirklichen und seinen sozialen Status zu beweisen, erwachse ein unstillbarer Aktivismus, ein Imperativ zur *Selbstentgrenzung*: Aus jeder Chance und jedem Potenzial werde ein »Müssen«, ein Selbstzwang, ein Anspruch an anhaltende Selbsttransformation. Dieser spätmoderne Selbstverwirklichungsimperativ sichert sich über eine ausgeprägte *Verzichtsaversion* ab (Reckwitz, 2018, S. 344).

In der Terminologie der bisher besprochenen Entfremdungsanalysen dominieren Selbstoptimierung, Perfektionsstreben und Leistungssteigerung bis hin zur (teilbewussten) Selbstausbeutung (HK: 3. Regulation/Stabilisierung). Wenn die »größtmögliche Fülle des Lebens« erstrebt und erreicht werden muss, dann zeige sich jedoch die Kehrseite der Selbstentgrenzung, so Reckwitz (2018, S. 343), in der Selbstüberforderung (HK: 2. Spannung/Irritation). Selbstgenügsamkeit, Selbstbeschränkung und Selbstdisziplin werden als Tugenden des alltäglichen Lebens verdrängt (HK: 1. Auswahl/Ausschluss). Diese Beschleunigung und der anhaltende Druck nach Progression – gepaart mit latenter Wachsamkeit und Stress, offenstehende Gelegenheiten zur Selbstinvolvierung nicht zu verpassen – verschärfen die Kluft zwischen dem Erleben von Erfolg und Versagen. Aufgrund der weitgehenden dissoziativen Verdrängung einer Versagensoption fehlen der Gesellschaft »kulturelle Ressourcen zur Enttäuschungstoleranz und -bewältigung«, die ihr resp. dem Individuum den Ausweg aus seiner Situation ermöglichen (HK: 4. Prozesshaftigkeit/Offenheit) (Reckwitz, 2018, S. 347).

> Die Kultur der Spätmoderne erweist sich demgegenüber als ein struktureller Enttäuschungsgenerator – und dies betrifft auch die akademische Mittelklasse, gleichwohl sie in ihrer mitlaufenden Statusinvestition Planungssicherheit herzustellen versucht. (Reckwitz, 2018, S. 345)

Illustrativ ist der hohe Wettbewerbsdruck auf den virtuellen Singularitätsmärkten, der das Subjekt als »wertvoll« belohnt, wenn es sich als einzigartig, attraktiv und kreativ darstellt. Der Anspruch, mit einem möglichst etablierten Profil nach außen zu treten, sich so darzustellen, dass zugleich eine Stimmigkeit mit der eigenen Persönlichkeit wie eine Anpassung an die »Marktkriterien« zu erwarten ist, wird zu einem mächtigen, teilunbewussten Einflussfaktor auf die Persönlichkeitsentwicklung, Identitätsbildung und das Verhalten. Die Asymmetrie zwischen der Vielzahl der Verlierer*innen, der einige wenige Gewinner*innen gegenüberstehen, zeigt sich am Beispiel des aktuell verbreiteten Berufswunsches der »Influenzer*in« oder »Gamer*in«. Je stärker der Selbstwert betreffend Anerkennung und Erfolg von oberflächlichen und meist kurzlebigen Bewertungen (wie beispielsweise Klicks, Likes, *Daumen-Hoch-* oder – im spezifischen Fall von Snapchat – *Feuer*-Emojis) abhängig gemacht wird, desto größer wird die Vulnerabilität des Subjekts. Die Angst vor dem Scheitern steigert die Bereitschaft zur Daueraufmerksamkeit, die Wachsamkeit und den Stress. Der Anreiz, es auf die Gewinnerseite zu schaffen, führt verbunden mit der Angst vor Unsichtbarkeit und Versagen potenziell zu einer Dissoziation der Selbstsorge, zur unbewussten Selbstausbeutung, weg von der bedürfnisorientierten Beschränkung von Arbeitszeit und der ortenden Bedeutung von Routinen und profanen, unspektakulären oder ungezielten Daseinsmomenten (Selbstvergessenheit). Wenn nun aber ein Großteil der eigenen Energie, des Selbstwerts und der Identitätsbestätigung auf der Hoffnung auf »den Durchbruch« als Gamer*in oder Influenzer*in versammelt wird, dann wird das Zerschlagen der Hoffnung erwartbar tiefgreifende Versagensgefühle, Enttäuschungen und Selbstzweifel mit sich bringen. Der Lohn des Subjekts scheint in diesem Beispiel allein in seinen eigenen Händen zu liegen, es kann keine Arbeitgeber*in für das eigene Versagen oder Pausieren zur Verantwortung gezogen werden. Die Ermächtigung zur uferlosen Selbstbestimmung in der digitalen Selbstvermarktung verursacht auf einer Seite ein Freiheitsgefühl. Das Wissen über die weitreichende Nicht-Delegierbarkeit der eigenen Singularitätsdarstellung sorgt auf der anderen Seite jedoch für Ambivalenz, Ängste, Einsamkeit und kann als Einfallstor für unzureichenden Selbstschutz oder Selbstausbeutung fungieren.

Aus psychologischer Sicht ist die Parallele sichtbar zwischen der hohen Anforderung an Daueraufmerksamkeit und an Aufmerksamkeitsgenese, Sichtbarkeit und positive Bewertungen. Letztere werden zum (traumatischen) Damoklesschwert, das über Ruhm oder den sozialen Tod im virtuellen Raum entscheiden kann. Die von Reckwitz identifizierte *Verzichtsaversion* ist hierbei ein Schlüsselbegriff eines Phänomens der Selbstentfremdung in der Spätmoderne: Was nicht-machbar, nicht-erreichbar und dennoch erstrebt ist, kann kaum ausgehalten werden. Die »Aporien der Perfektion«, wie sie von King und Rosa identifiziert wurden, verstärken den Kreislauf des Nachhastens, des Rationalisierens, der dissoziativen Abwehrmechanismen. Die hohen Selbsterwartungen, die als kollektiv geteilt wahrgenommen werden, widersprechen damit einem

entspannten Umgang mit dem Unveränderlichen, Unverfügbaren und den eigenen Grenzen.

Diese Diagnose passt sich weiter ein in diejenige einer *latenten Stresssymptomatik*, die nach Gabor Maté charakteristisch ist für die westlichen Gesellschaften (vgl. Kap. 5.3.4). Die Emotionalität des Stresses, der Wachsamkeit, der Ambivalenz (bekannt auch als latentes und auslösendes Gefühl der Depression), des latenten Bedrohungsgefühls und der Selbstausbeutung passen zum Symptomkatalog traumatischer, dissoziativer Bewältigungsstrategien, wie sie u.a. von Maté aufgezeigt werden. Reckwitz selbst nimmt hinsichtlich der Sozialpathologien Bezug auf die Depression als psychopathologische Reaktion auf das Scheitern der (geplanten) Selbstverwirklichung. Der Schutz vor einer Selbstüberforderung, der auch im Umgang mit der Arbeit und Selbstdarstellung in der digitalen Gesellschaft gesucht wird, verweist auf die im exzessiven Umgang mit digitalen Medien und Umgebungen in den Hintergrund verdrängte Ressource der Leiblichkeit und Zwischenleiblichkeit, die auch als intrinsische Quelle der Selbstbeschränkung fungieren kann. Die aus der modernen Bindungstheorie (vgl. Kap. 2.3) und auch der Theorie von Fuchs extrahierte These (siehe oben), dass die frühkindliche Beziehungserfahrung ein wesentlicher Ort ist, an dem das leibliche Sensorium ausgebildet wird, das die Wahrnehmung der eigenen Bedürfnisse wie auch der eigenen Grenzen (z.B. bei Reizüberflutung) erlaubt, wird hier zum Ressourcenort des späteren Selbstschutzes, der Fähigkeit zur Abgrenzung, zur realistischen Selbstverwirklichung und der Resilienz – idealerweise aus dem in den frühen Beziehungen erworbenen Wissen heraus, dass die eigenen Grenzen und Bedürfnisse auch dann gewahrt und anerkannt werden können, wenn keine perfekte Performance vorhergegangen ist.

Aus sozialpathologischer Sicht relevant ist Reckwitz' Diagnose, dass die Kultur der Digitalisierung ihrer »Struktur als Enttäuschungsgenerator« zum Trotz kaum kulturelle Ressourcen zur Enttäuschungstoleranz und Bewältigung zur Verfügung stellt. Dieser Umstand dehnt sich gemäß Reckwitz (2018, S. 345–456) auch auf den Umgang mit existenziellen Unverfügbarkeiten aus, etwa auf den Umgang mit der Erfahrung von Tod und Krankheit, Unfällen und Katastrophen (oder allgemein: Enttäuschungen). Unter einem finalen Blickpunkt ist hier ein Entwicklungsbereich der Gesellschaft identifiziert, der gerade im Bildungsbereich bedeutsam wird. Er geht zusammen mit den zunehmend lauter geäußerten Forderungen nach Tugenden der Selbstbeschränkung und der Selbstdisziplin – durchaus vorstellbar auch als Facetten einer ganzheitlich verstandenen Selbstoptimierung.

Die Verbindung der hermeneutischen Kriterien der Theorie der Dissoziation mit den Entfremdungstheorien von Honneth, Jaeggi und Rosa sowie mit den Ansätzen von Floridi, Fuchs und Reckwitz wird in Tabelle A3 im Anhang dargestellt.

Die summarisch verglichenen Positionen sind mit Ausnahme derjenigen von Luciano Floridi einem kritisch-theoretischen, d.h. humanistisch und vernunftorientiert angelehnten Verständnis von Mensch und Gesellschaft verpflichtet. Die Ansätze enthalten entsprechend auch eine implizite, normative Stoßrichtung. Diese ist in Tabelle A3 unter dem Aspekt 4 angezeigt. Auf Tabelle A3 wird in Kapitel 5.2.4 genauer Bezug genommen.

5.2.4 Zusammenfassender Kommentar zu den ausgewählten Entfremdungsansätzen

Die Auswahl der kritisch-theoretischen Ansätze von Honneth, Jaeggi, Rosa und Reckwitz wie auch deren Zusammenfügung mit den Ansätzen von Fuchs und Floridi mag idiosynkratisch anmuten. Es gibt innerhalb der Kritischen Theorie, aber auch in der Lacan'schen Kulturkritik oder etwa im Bereich der Daseinsanalyse mannigfaltige weitere Ansätze, die sich anreichern ließen. Dennoch scheint mir gerade die angestrebte Verbindung der Kritischen Theorie mit einer psychodynamisch informierten Ethik darauf angewiesen, neue Verbindungen zu suchen und Verstrickungen zu umgehen, die sich z.B. durch schulenspezifische psychodynamische Verständnisse ergeben. Ein persönliches Schlüsselerlebnis, das diesen Anspruch inspirierte, hatte ich an einer Tagung mit Amy Allen in Frankfurt, in der es um die Kritik des damals neu erschienenen Buches *Critique on the Couch* (A. Allen, 2020) ging. Diese differenzierte und sorgfältige Aufarbeitung der Bezüge zwischen psychoanalytischer Theorie und Kritischer Theorie bildet eine Summe der bisherigen Zusammenarbeit zwischen den Disziplinen. Zugleich ist die zukunftsorientierte Ergänzung durch aktuelle psychodynamische Weiterentwicklungen u.a. mit Blick auf die relationale Psychoanalyse, weitgehend ausgespart zugunsten des Bekenntnisses zum weiteren Anschluss an die Triebtheorie Freuds, wie sie im Strang der Denker*innen Klein und Lacan weiterlebt. Mit einem begrifflichen Neuanfang, der psychodynamische Phänomene wie die Dissoziation in die Kritische Theorie integrieren will, werden praxisrelevante und theoretische Verbindungen zu Konzepten und Annahmen der Triebtheorie nicht ausgeschlossen. Als Leittheorie für einen aktualitätsbezogenen Diskurs scheint sie jedoch angesichts der weitreichenden Entwicklungen des intersubjektiven Strangs, der sich stärker auf die moderne Bindungstheorie und Sozialpsychologie stützt, ausgedient zu haben.

Von Beginn dieser Arbeit an war es mir wichtig, die Bedeutung eines – vor dem Hintergrund eines pragmatistischen Wahrheitsverständnisses – anthropologischen, subjektorientierten Verständnisses zu legitimieren. Die für die Kritische Theorie charakteristische Verbindung einer Subjekttheorie mit einer politischen Theorie kann meines Erachtens auf eine aktualisierte Subjekttheorie nicht verzichten, denn sie leitet ihre Institutionskritik und die normativen Ansprüche ab von der Frage, inwiefern sich der Mensch in der Gesellschaft verwirklichen kann, wie Gemeinschaften, Institutionen und Politik im Interesse der Menschlichkeit und der menschlichen Entwicklung gefördert werden können. Die von mir ausgewählten »Klassiker« von Entfremdungstheorien von Honneth, Jaeggi, Rosa und Reckwitz sind meines Erachtens anschlussfähig an den intersubjektivistischen Strang der kritisch-theoretischen Subjekttheorie. Ihnen allen ist das zugrundeliegende Anliegen eingeschrieben, nicht nur das objektive, sondern auch das subjektive Erleben, Gedeihen und Entwickeln des Einzelnen in der Gesellschaft als normative Größe ernst zu nehmen. Entwicklungsrelevante Motive und Vorstellungen von einem guten Leben in der Gesellschaft werden hier weitestgehend ohne Bezug zur Triebtheorie diskutiert. Zugleich sorgt im polaren Gegensatz dazu die weitgehende Abstandnahme von einer anthropologischen Orientierung der Subjekttheorie, z.B. im Ansatz von Jaeggi, für eine latente epistemologische Ambivalenz. Honneth bekennt sich demgegenüber zu der in der Kritischen Theorie geltenden Grundannahme, dass der

Mensch als vernunftfähiges Wesen verstanden wird, wirkt mit dieser Annahme jedoch zuweilen anachronistisch.

Die Vermeidung essentialistischer Annahmen ist im Sinne des philosophischen Anspruchs theoretisch redlich und wichtig, zugleich setzt die Brücke zur Praxis voraus, dass eine gemeinsame Basis benannt werden kann und als Orientierungspunkt gilt. In diesem Sinne schien es mir nicht verzichtbar, das jeweilige Menschenbild, das (wenn nicht explizit, dann unbewusst und implizit) vorausgesetzt wird, transparent aufzuzeigen. Mit Bezug auf die von mir beigezogenen Ansätze von Fuchs und Rudolf wurde für die vorliegende Studie die Annahme eines personalen Menschenbildes eingeführt und transparent gemacht. Vertreten habe ich die Annahme, dass die Subjekttheorie einer aktuellen Kritischen Theorie sich einer Revision aussetzen darf, die das phänomenologische Wissen aus den verschiedenen psychoanalytischen oder psychotherapeutischen Schulen in einer Sprache zusammenführt, die eine bestmögliche Hermeneutik des psychischen und sich-verhaltenden Subjekts in der Gegenwart erlaubt. Dieser phänomenologische und hermeneutische Zugang zur »Gegenwartspsyche« soll für die Weiterentwicklung der psychodynamischen Psychotherapie und die Entwicklung einer kritischen Ethik der digitalen Gesellschaft dienlich sein.

Über die Begrifflichkeit der Dissoziation wurde ein Feld eröffnet, das das Sprechen über innerpsychische und intersubjektive Dynamiken erlauben soll. Die (nicht-ideologische, einer inklusiven Definition verpflichtete) Analyse dissoziativer Erscheinungen sollte das – ebenfalls wertvolle, aber defizitäre – Wiederkäuen der etablierten orthodoxen, freudianisch, kleinianisch und lacanschen Wissenssätze anreichern. Der vorgeschlagene Zugang zur innerpsychischen wie auch zur intersubjektiven und sozialpsychologischen Wirklichkeit schöpft insbesondere aus den Errungenschaften, die nach der intersubjektiven Wende in der Bindungs- und Entwicklungspsychologie, der Neuropsychologie und der Psychotraumatologie entstanden sind. Hervorgehoben wurde die moderne Bindungstheorie (MAT) von Allan Schore, die neuromedizinische, psychiatrische und psychodynamische Erkenntnisse zu einem therapeutischen Ansatz der »Right Brain Psychotherapy« zusammenfügt. Entscheidend ist bei diesem Ansatz ein neu formulierter Zugang zum »Unbewussten«. Die Entstehung des Unbewussten, der Fähigkeiten zur Bindung wie auch zur Ausprägung von Psychopathologien auf der Ebene der Persönlichkeit werden mitunter auf neuromedizinische und entwicklungsbedingte Faktoren zurückgeführt.

Die relationale Psychoanalyse, die sich auf der Grundlage der MAT, beispielsweise vertreten durch Jessica Benjamin, aktiv um eine Amalgamierung und Aktualisierung der psychodynamischen Begrifflichkeiten einsetzt, hat diesbezüglich wertvolle (Vor-)Arbeit geleistet. Entscheidend für eine zeitgenössische Verbindung von »Psychodynamik« im weitesten Sinn und Kritischer Theorie ist ein komplexes, nicht auf ICD-11 oder DSM-Diagnosen reduzierbares Verständnis der komplexen phänomenologischen Facetten von Psychotraumatisierungen und (frühen) Beziehungserfahrungen. Zu diesen phänomenologischen Facetten gehören dissoziative Fähigkeiten, Mechanismen und Automatismen wesentlich dazu.

Mit der Darstellung der Entfremdungsansätze ging es mir darum aufzuzeigen, wie differenziert und subjektorientiert die jeweiligen Analysen darum ringen, den Menschen in seiner sozialen und politischen Umwelt, mit seinen intrapsychischen, relationalen

und geistigen Herausforderungen zu verstehen. Die hermeneutischen und phänomenologischen Analysen können für eine normative Kritik und Ethik fruchtbar gemacht werden, wenn das Subjekt und die Gesellschaft im jeweiligen zeitgenössischen Kontext betrachtet werden. Der Übergang zur normativen Kritik wird u.a. bei Honneth durch die Überleitung zum Begriff der »Sozialpathologien« geführt. Die Kritik dieses Begriffs wurde bereits in Kapitel 2 erörtert.

Wenn es im Folgenden um eine Kritik der digitalen Gesellschaft und den Entwurf einer psychodynamisch informierten Ethik geht, ist die Frage leitend, wie die subjekt- und gesellschaftstheoretischen Bedingungen dazu beitragen, aktuelle Entfremdungserscheinungen wie auch individuelle und soziale Pathologien zu identifizieren. Wo liegt die Grenze von funktionalen und dysfunktionalen Dissoziationen als Bewältigungsstrategien im Umgang mit den Veränderungen der digitalen Lebenswelt?

Mit Rückblick auf die zusammenfassende Tabelle A3 (siehe Anhang) lassen sich die folgenden Annahmen hinsichtlich individueller, sozialpathologischer Tendenzen wie auch Entwicklungslinien ausmachen. – Aus der Anerkennungstheorie von Honneth lässt sich die Bedeutung von Beziehungserfahrungen und Bedürfnissen ableiten. Sofern diese Bedürfnisse durch soziale, rechtliche oder politische Missachtung beschnitten werden, müssen sie dissoziiert werden. – »Dissoziiert« bedeutet hier gerade nicht nur den Modus der »Abspaltung«, sondern umfasst eine breite Palette möglicher Bewältigungsstrategien der Verdrängung, Sublimation oder Bedürfnisverschiebung. Als Folgeerscheinungen wurden die Anerkennungsvergessenheit (als Dissoziation von den eigenen Bedürfnissen, eingeschränkte Spürbarkeit, Einstimmung und Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse anderer) und die (Selbst-)Verdinglichung (u.a. als Sublimierung der eigenen Anerkennungswünsche und als Ersatzbefriedigung, die mit einer zumindest teilweisen Selbstaufgabe verbunden ist) benannt. Auf der gesellschaftlichen Ebene tragen Prinzipien der Zweckrationalisierung oder Ökonomisierung dazu bei, die selbstverdinglichende (Über-)Anpassung z.B. der Arbeitnehmerin zu verstärken. Langfristig kann dies zur Erschöpfung der Arbeitnehmerin beitragen. Mittelfristig führt die Selbstinstrumentalisierung zu einer Bedürfnisasymmetrie. Diese kann phasenweise zur detachierten, aber stabilisierenden Automatisierung beitragen oder durch eine gegenläufige Tendenz Entwicklung anstoßen (z.B. funktionaler emotionaler Befreiungsprozess und Umorientierung von Normen und Verhalten, Arbeitsunfähigkeit durch Burnout als »Reißleine« einer zu stark von den eigenen Bedürfnissen und Ansprüchen dissoziierten Lebens- und Seinsweise).

Honneth setzt vor dem Hintergrund seiner Vernunftannahme einen historisch wiederholt dialektischen Entwicklungsprozess voraus, bei dem sich auch auf der gesellschaftlichen und politischen Ebene Wiederherstellungsprozesse der Anerkennung im Verhältnis zu Missachtungen ergeben müssen. Auf der Suche nach Sozialpathologien der digitalen Gesellschaft gilt in seiner Traditionslinie in dem Sinne das Aufspüren von systematischen, historisch reproduzierten Missachtungserfahrungen. Die Analyse von Missachtungserfahrungen bezieht sich dabei auf die Mikro-, Meso- und Makroebene. Sie umfasst individuelle, intersubjektive, familiäre, institutionelle und politische Bedingungen und Phänomene. Leitend ist hieraus die Frage, inwiefern die digitalen Technologien und Prozesse auf den unterschiedlichen Ebenen zu Missachtungen und dissoziativem Verhalten beitragen.

Als Missachtungserfahrungen gelten über die offensichtlichen Diskriminierungen und Mangelerfahrungen hinaus auch verdeckte epistemische Ungerechtigkeiten im Sinne Miranda Frickers. Aus der Perspektive der Theorie der Dissoziation lässt sich die kritische Leitfrage ergänzen: Welches Leid, welche Bedürfnisse oder welche politischen Themen werden nicht gesehen, sind in dem Sinne dissoziiert, dass sie noch nicht erkannt oder auch gesellschaftlich tabuisiert sind? Hinsichtlich der Kritik an der digitalen Gesellschaft steht auch die Frage an, welche Positionen und Gesichtspunkte opportun sind, welche aus dem öffentlichen Diskurs ausgespart werden und welche Bedeutung dies für einen differenzierten öffentlichen Diskurs insgesamt entfaltet. Missachtungserfahrungen sind aus der Perspektive einer Theorie der Dissoziation Phänomene, bei denen immer etwas *fehlt*, insbesondere ein spezifisches Bewusstsein für die Auswirkungen eigener Positionen und Handlungen auf andere Menschen. Missachtungserfahrungen setzen die Analyse von Dissoziationen auf der Subjektebene, Beziehungsebene und der kollektiven Ebene voraus.

Die Kritik von Rahel Jaeggi wirft das Subjekt zurück auf seine Selbstverantwortung für seinen Selbst- und Weltaneignungsprozess. Gelingt dieser nicht, entsteht im sozialpathologischen Sinne eine Beziehung der Beziehungslosigkeit, eine emotional unverbundene Existenzweise. Der funktionale, sinnentleerte Rollenvollzug, verbunden mit Gefühlen von Machtlosigkeit, Fremdbestimmung und Authentizitätsverlust, führt auch hier zu einem Leidensdruck. Im Gegensatz zu meiner Terminologie, die diesen sinnentleerten Rollenvollzug als dissoziativ einstuft, verwehrt sich Jaeggi gemäß ihrer Definition von Dissoziation hier dieser Einordnung. Der »Rollenvollzug« kann wie bei Honneth zu einer Automatisierung führen, bei der das eigene Leben wie ein Fremdes aufrechterhalten wird. Die Auflösung dieser Asymmetrie setzt bei Jaeggi eine Bewusstseinsleistung, einen selbstreflexiven Entwicklungsprozess voraus, der schließlich in die Handlungspraxis übersetzt werden kann. Die (Wieder-)Aneignung der Autonomie ist ein Merkmal der gelungenen Weltaneignung. Die einseitige Fokussierung auf die menschliche Bewusstseinsfähigkeit, welche die sozialen Interaktionen und Umweltbedingungen nur bedingt als ermöglichende oder verhindernde Faktoren miteinschließt, wurde aus dem Standpunkt einer Theorie der Dissoziation in Frage gestellt, die der unbewussten, emotionalen und verkörperten, zwischenleiblich mitbeeinflussten Übersteuerung des rationalen Denkens mehr Bedeutung zuspricht. Dennoch ist gerade die Betonung der Autonomie ein wesentlicher Aspekt, der gerade auch für die Analyse der Sozialpathologien in der digitalen Gesellschaft unverzichtbar ist.

Rosas soziologische Analyse der Selbst- und Weltbeziehungen in der Spätmoderne integriert die phänomenologische und (selbst-)erfahrungsbezogene Beschreibung der Welt als erkenntnis- und entwicklungsrelevant. Im Vergleich zur engen philosophisch-analytischen Verpflichtung der Ansätze von Honneth und Jaeggi erlaubt Rosa sich mehr Freiheiten und Eigenbegrifflichkeiten in der Beschreibung und Kritik des Gegebenen. Der Einschluss phänomenologischer Begrifflichkeiten von Aufmerksamkeit, Resonanz und Unverfügbarkeit führt unmittelbar zurück auf eine lebensphilosophische Analyse nicht nur des Sozialen als Ursache der theoretischen Analyse, sondern als Erlebnisfeld für Subjekt und Gemeinschaft. Die damit einhergehend erweiterte Auffassung der Beziehung der Beziehungslosigkeit als einer Ursache für zunehmende Aggression im Weltverhältnis, als emotionale Reaktion auf Erfahrungen des Unverfügbaren und auf die Ohn-

machtserfahrungen, die dem Subjekt aufgrund zu dominanter kollektiver Mechanismen und Prozesse begegnen, wird in sozialpathologische Bewältigungsstrategien übersetzt. Rosa kritisiert die kollektiven Leistungsimperative, das Prinzip der dynamischen Stabilisierung als Mitursachen individueller Pathologien im Selbstverhältnis, etwa die Normalisierung von extremen, der gesunden Entwicklung abträglichen Selbstoptimierungs- und Leistungsansprüche, als objektive Hindernisse gelungener Selbst- und Weltaneignung. Auch er setzt vom Subjekt eine Bewusstseinsleistung voraus, die jedoch weniger über eine (rein) kognitive Umstrukturierung als über einen anhaltenden, auch intersubjektiven, sozialen und institutionellen Lernprozess funktionieren kann. Zu diesem Lernprozess gehören auf der Ebene des Subjekts das Aushalten und Zulassen von Gefühlen der Unverfügbarkeit, das Ermöglichen von Erfahrungen des emotionalen Affiziertwerdens und der Resonanz. Die Wiederherstellung von Resonanz in Selbst- Fremd- und Weltbeziehungen setzt eine Beschränkung und Abstandnahme, auch ein Verzicht von der Allverfügbarkeit voraus, die aber letztlich als Freiheitsgewinn erfahren wird. Zu dieser Abstandnahme und Beschränkung als »Therapieansatz« gehört bei Rosa die normative Wertung und Kritik von kollektiven Dynamiken und Machtstrukturen. Die Überwindung der sozialpathologischen Habitualisierung der Allverfügbarkeit oder des identifizierenden Denkens setzt einen individuellen, aber auch einen gesellschaftlichen und machtpolitischen Veränderungsprozess voraus.

In Kapitel 5.2 wurde das Spannungsfeld humanistischer und transhumanistischer Ansätze beleuchtet. Der progressive, die Entwicklung zu einer digitalen Gesellschaft unterstützende Ansatz von Floridi beschreibt ohne übergreifenden kritischen Anspruch konkreter die Veränderungen von Wahrnehmungskanälen und Modi, Identitätsprozessen, Lernstrukturen und Beziehungsweisen im Kontext der Informations- und Kommunikationstechnologien. Die Stoßrichtung seiner informationsphilosophischen Analyse ist klar: Aufgrund der Entwicklungen von digitalen Technologien geht es nicht darum, ob wir die gegebene digitale Revolution akzeptieren, sondern wie wir mit ihr umgehen. Seine pragmatische Einschätzung sieht die Entwicklungsaufgabe darin, dass der Mensch in der vierten Revolution seine Unterlegenheit gegenüber der »Maschine« eingestehen muss und sich in ein möglichst produktives Zusammenspiel einpasst. Der Mensch muss seine Stellung neu denken und sein Dasein als *Inforg* akzeptieren. Ohne diese Akzeptanz kommt es zu individuellen und sozialen Pathologien, zur Selbstentfremdung. Auf der politischen und ethischen Ebene besteht die Aufgabe darin, die Chancen und Risiken der künstlichen Intelligenz so zu gestalten, dass die KI die menschliche Selbstverwirklichung unterstützt und nicht menschliche Fertigkeiten entwertet, die Handlungsfähigkeit eher fördert, als dass sie die menschliche Verantwortung dispensiert, dass sie dazu beiträgt, soziale Fähigkeiten zu verstärken und nicht die menschliche Kontrolle zu reduzieren, dass sie eher den sozialen Zusammenhalt kultiviert, als die Selbstbestimmung zu erodieren (World Summit AI, 2018). Diese normativen Ansprüche sind einerseits ebenfalls anthropozentrisch formuliert, sie gehen jedoch von einem Konzept von Selbstverwirklichung aus, das einer transhumanistischen Auffassung von Selbstoptimierung verpflichtet ist. Diese Auffassung von Selbstverwirklichung unterscheidet sich von derjenigen der kritisch-theoretischen Autor*innen.

Thomas Fuchs hält dieser Auffassung entgegen, dass die Phänomenologie des Menschen nicht für den Transhumanismus geschaffen ist. Er plädiert für einen verkörper-

ten Humanismus, der sich stärker an der Leiblichkeit und Zwischenleiblichkeit orientiert. Der Verlust und die Entwertung der Zwischenleiblichkeit gehe mit einer unmittelbaren Gefährdung der mentalen Gesundheit einher. Die Rationalisierung, Naturalisierung und Optimierung des Menschen münde in einem Verlust von Lebensrhythmen und in Störungen zwischen den verschiedenen Lebenssphären (wie Arbeit und Familie). Indem Rationalisierungen als Ersatz für die zwischenleiblichen »Beruhigungsfunktionen« überschätzt werden, könne dies Ideologiebildungen forcieren. Seine Therapie für den Umgang mit den Herausforderungen der Technologien und der digitalen Gesellschaft besteht in einer Rückbesinnung und Selbstbeschränkung. Im Wahrnehmen und Reagieren auf das eigene Erleben kann dieses als Quelle der Selbst- und Beziehungsregulation dienen. Dies mündet nicht in einem Sichverwehren gegenüber den Technologien, aber in einem selektiven und auf die subjektiven und sozialen Bedürfnisse abgestimmten Nutzen. Weitergehend kritische oder politische Forderungen äußert Fuchs nicht; wichtig ist ihm das Bekenntnis zu einem Menschsein, das sich nicht in der Perfektionierung, sondern in der selbstbeschränkenden Authentizität und Bezogenheit im Lebensvollzug auszeichnet.

Schließlich wurden Reckwitz' zwischen Humanismus und Posthumanismus vermittelnde, gewissermaßen »hybride« Analyse der Subjekttheorien und seine Thesen zur anhaltenden Transformation der Subjektkulturen eingeführt. Mit dieser sollen gemäß Reckwitz fünf Ebenen der verstärkten innergesellschaftlichen Polarisierung einhergehen. Aufgenommen wurde die These der seit den »Gegenkulturen« der 1980er Jahren bis heute nachwirkenden Friktionen und Spannungen im Verhältnis der Innen- und Außenorientierung des Subjekts. Reckwitz' Ansatz versteht das Bestreben einer neuen Mittelklasse nach Selbstverwirklichung u.a. in der Arbeit als ein Bestreben, das fortwährend einem Spannungsfeld ausgesetzt ist. Er setzt damit der unipolaren Entfremdungskritik, die auf einflussreiche Leitmotive der Selbstoptimierung und Überforderungsgesellschaft reagiert, ein finales, auch notwendigerweise ambivalentes und freiheitsorientiertes Verhalten des Subjekts gegenüber. Zugleich identifiziert auch er eine Verzichtsaversion in der gegenwärtigen Gesellschaft, die auch mit der Verdrängung der »Versagensoption« einhergehe. Diese sozialpathologische Reaktion unterstützt gerade nicht die Selbstbeschränkung, sondern die Selbstentgrenzung und führt zum Imperativ der ständigen Selbsttransformation. Die resultierende Selbstüberforderung verortet er auch in der zunehmenden Kluft zwischen individuellen Vorstellungen von Selbstverwirklichung, Kreativität und Ansprüchen nach gesellschaftlichem Ansehen und wirtschaftlichem Erfolg. Die zunehmende Beschleunigung und Progression verstärkten die Spannung zwischen erlebtem Erfolg und der Angst vor dem Versagen. Reckwitz sieht als gegensätzliche, nachhaltige Tugenden im Umgang mit den soziologischen Herausforderungen einer hochkomplexen und hochbeschleunigten digitalen Gesellschaft die Selbstdisziplin, das Wiedergewinnen von Selbstgenügsamkeit und die Selbstbeschränkung als zukunftsträchtig.

Die ausgewählten Entfremdungstheorien, wie auch die Analysen von Fuchs und Floridi, beleuchten bereits sozialpathologische Tendenzen, die weitreichend in eine Kritik der »digitalen Gesellschaft« münden oder dieser den Pfad vorpflügen. Ausgehend von der Debatte um die erwähnten polarisierten und hybriden Ansätze sind in den vergangenen Jahrzehnten diverse geistes- und sozialwissenschaftliche Studien erschienen, die

der Frage nachgehen, welche konkreten *individuellen und sozialen Pathologien* für die zeitgenössische Gesellschaft charakteristisch sind. In der letzten Dekade und darüber hinaus wurde prioritär der Zusammenhang zwischen einer Zunahme von Erschöpfungsdepressionen (Burnouts) und der Dynamik einer beschleunigten Welt diskutiert. Weniger im Zentrum der Entfremdungsdebatte steht bis jetzt die Verbindung zu den Belastungsstörungen, die mit ihrer Symptomatik gerade aus der Perspektive einer Theorie der Dissoziation bedeutsam wird. Durch das zunehmend differenzierte neuromedizinische und psychotherapeutische Wissen rund um die traumatischen Belastungsstörungen ist offensichtlich geworden, dass das Gesamtphänomen von psychischen Traumata und traumatischen Reaktionen über den in den diagnostischen Manuals festgehaltenen Symptomkatalog hinausgeht. Die Schnittmenge von einem durch Dauerstress und Selbstüberforderung ausgelösten Zustandsbild mit z.B. begleitender Aufmerksamkeitsstörung (bzw. dissoziativer Aufmerksamkeitslenkung), Überreagibilität (Hypervigilianz) oder emotionaler Detachierung, wie sie u.a. als mit Beschleunigungserscheinungen assoziierten Bewältigungsmechanismen in der Entfremdungsanalyse identifiziert werden, und den Symptomkatalogen, die mit Belastungsstörungen einhergehen, ist beachtenswert.

Im nächsten Abschnitt werden gesellschaftskritische Analysen, die sich konkreten Zusammenhängen zwischen individuellen und sozialen Pathologien widmen, diskutiert. Dazu werden Zeitdiagnosen zunächst in ihrer historischen Dimension aufgezeigt und von der Bestimmung individueller und sozialer Pathologien konzeptuell abgegrenzt. Danach werden einige der einflussreichsten Thesen zu prominenten individuellen und sozialen Pathologien besprochen, wie sie auf einflussreiche Leitmotive der Selbstoptimierung, der Überforderungsgesellschaft und auf das – als konvergent erachtete – psychopathologische Krankheitsbild der Erschöpfungsdepressionen zurückgeführt werden. In Kapitel 5.3.3 wird schließlich die Verbindung von Entwicklungspsychologie und Psychotraumatologie aufgenommen und es wird der kritische Ansatz von Maté besprochen, der die Psychotraumatologie als grundlegend für das Verständnis von Sozialpathologien der Gegenwart erachtet.

5.3 Zeitdiagnosen und Diskussion individueller und sozialer Pathologien der digitalen Gesellschaft

Aktuelle Entfremdungstheorien der Kritischen Theorie wurden bereits anhand der exemplarischen Ansätze von Honneth, Jaeggi, Rosa und Reckwitz dargestellt und durch den phänomenologischen Ansatz des »verkörperten Humanismus« von Fuchs ergänzt. Dieser lässt sich als eine Kritik an transhumanistischen Ansätzen, wie sie etwa von Floridi in die Debatte eingebracht werden, verstehen. In diesem Kapitel geht es um eine Annäherung an die Auswirkungen der gesellschaftlichen Strukturen und Prozesse auf die mentale Gesundheit und auf soziale Dynamiken. Zunächst werden in diesem Kapitel 5.3 die Kategorien »Zeitdiagnose«, kollektive Stimmung und klinische Diagnostik voneinander abgegrenzt. Dann wird dargestellt, welche psychischen Bewältigungsmechanismen, Störungsbilder und sozialen Erscheinungen mit aktuellen gesellschaftlichen und

politischen Veränderungen in Zusammenhang gebracht werden. – Sie werden in Bezug zu den Annahmen der bislang rekapitulierten Entfremdungsthesen diskutiert.

Ausgehend von der Debatte um »Sozialpathologien« sind in den vergangenen Jahrzehnten geistes- und sozialwissenschaftliche Studien entstanden, die der Frage nach zeitgenössisch relevanten individuellen und sozialen Belastungen und pathologischen Erscheinungen nachgehen. Besprochen werden einerseits Publikationen des Psychoanalytikers Martin Dornes aus dem Umfeld der Kritischen Theorie. Danach wird die innerhalb der Kritischen Theorie prominent diskutierte Überforderungsdiagnose »Burnout«, d.h. die Erschöpfungsdepression als Entfremdungsreaktion, besprochen. Der für meinen Ansatz der Dissoziation bedeutsamste Schwerpunkt aktueller Gesellschaftskritik liegt in diesem Kapitel auf dem innerhalb der Kritischen Theorie wenig beleuchteten Aspekt der psychotraumatologischen Belastungsstörungen.

Das Gesamtphänomen von traumatischen Belastungsreaktionen und Störungen lässt sich meines Erachtens nicht auf die klinische Symptomatik, die für eine »Diagnose« vorausgesetzt ist, reduzieren. Selbst die im ICD-11 neu aufgenommene Diagnose der Komplexen Psychischen Belastungsstörung umfasst einen Bruchteil des biopsychosozialen Gesamtphänomens von Stressreaktionen und Bewältigungsstrategien. Physiologische Reaktionsweisen bei systematisch wiederholten Stresssituationen und entsprechende Bewältigungsmuster sind auch außerhalb einer klinischen Diagnose für die Selbstregulierung und das soziale Zusammenleben relevant. Die Cultural-PTSD-Forschung zu den kulturellen Unterschieden in der Wahrnehmung, Deutung und im Umgang mit Belastungsreaktionen (Bachem et al., 2024; Maercker, 2019) unterstützt eine differenzierte Betrachtung der Phänomenologie von Belastungsstörungen.

Hier fügt sich auch das inklusive Verständnis von Dissoziationen ein. Dissoziationen gehören in unterschiedlichen Schweregraden zu den menschlichen Bewältigungsstrategien und sollten auch außerhalb des Auftretens im Rahmen von psychischen Störungen die phänomenologische Betrachtung des Menschen erweitern. Der Psychiater Gabor Maté und sein Sohn Daniel haben in einer ähnlichen Stoßrichtung eine insbesondere auf die US-amerikanische Gesellschaft ausgerichtete Kulturkritik verfasst. Sie vertreten die These von in der Arbeitskultur kollektiv weitverbreiteten Symptomen von Stress und Angst, wie sie mit psychotraumatologischen Bewältigungsstrategien und Sozialpathologien assoziiert werden. In der Normalisierung dieser Symptome innerhalb hocheffizienter und leistungsorientierter (Arbeits-)Systeme sehen sie eine weitverbreitete und systematisch durch institutionelle und politische Praktiken verstärkte Sozialpathologie (Maté & Maté, 2022).

Im Anschluss an die Diskussion der sozialphilosophischen Relevanz von Entwicklungs- und Belastungsstörungen sowie der daraus resultierenden Sozialpathologien werden Ansätze besprochen, die von der Entwicklung spezifischer zeitgenössischer Persönlichkeitsstrukturen und -störungen ausgehen.

5.3.1 Sozialpathologien: zwischen Zeitdiagnose, kollektiver Stimmung und klinischer Diagnostik

Der umstrittene Begriff von *Sozialpathologien* wurde in Kapitel 2.3 diskutiert. Als vertretbare Definition, die sich primär auf prozedurale Entstehungsfaktoren von Sozial-

pathologien abstützt und auf sparsamen philosophisch-anthropologischen Annahmen basiert, wird davon ausgehend die Formulierung von Laitinen et al. erachtet. Gemäß dieser Definition entsprechen Sozialpathologien reproduktiven Störungen im gesellschaftlichen Leben (Laitinen et al., 2015, S. 9f.). Es sind also Störungen, die mit sozialen und institutionellen Prozessen korrelieren. Vom Begriff der Sozialpathologie abzugrenzen sind die Begriffe der *Zeitdiagnose*, der *klinischen Diagnostik* und der *kollektiven Stimmung*. Zur Erörterung dieser auf Martin Dornes zurückgehenden Unterscheidungen bietet sich zunächst eine vergleichende historische Perspektive an.

Während die »Psyche« seit der Antike Gegenstand philosophischer und wissenschaftlicher Analysen war, ist die empirische Psychologie und mit ihr die systematisierte Psychopathologie eine verhältnismäßig junge Disziplin. Die Sensibilisierung für psychische Krankheiten begann erst im 19. Jahrhundert. Seither hat sich nicht nur die Diagnostik psychischer Krankheiten gewandelt und entwickelt, sondern auch die kollektive Wahrnehmung und die Erklärung durch »Zeitdiagnosen« (Dornes, 2012, 2016). Dornes beschreibt den historisch kontinuierlichen Gestaltwandel der psychopathologischen Diagnostik. Dieser spiegelt sich beispielsweise im veränderten Vokabular der Störungsbeschreibung: Für Depression oder Burnout kursierte in den 1950er und 60er Jahren der Begriff »Managerkrankheit«, der sich als »vegetative Dystonie« über die Bevölkerung verteilte (Dornes, 2016, S. 96). Assoziiert wurde sie seit Freud mit einem melancholischen Persönlichkeitstypus. Der Fokus der Aufmerksamkeit habe sich kontinuierlich verändert:

> Die konzentrationsgestörten und nägelkauenden Kinder von 1958 waren 1970 kein Thema mehr, tauchten dann allerdings etwa 2005 als ADHS wieder auf. Die Narzissmus-Diskussion entschlief um ca. 1985 eines sanften Todes, die einschlägigen Steigerungsbehauptungen wurden ad acta gelegt und befinden sich als Selbstoptimierung, Körperkult und Selfie-Wahn derzeit in Wiederauferstehung – wobei häufig nicht klar ist, ob damit eine Stimmung, ein Symptom, eine Krankheit oder eine negativ zu bewertende kulturelle Praxis gemeint ist. (Dornes, 2016, S. 97)

Das Zitat spiegelt die Vermischung von psychopathologischen Störungsbildern und Common-Sense-Erklärungshypothesen, die zu konzeptuellen Schwierigkeiten führt. Dornes (2016) spricht sich daher für eine Unterscheidung zwischen klinischer bzw. psychopathologischer Diagnostik, Zeitdiagnosen und kollektiven Stimmungen aus. Wie lassen sich diese drei Kategorien auseinanderhalten?

Zur *klinischen Diagnostik* existieren mit dem DSM-5 und dem ICD-11 störungsorientierte Manuals einer weltweit standardisierten Psychopathologie-Diagnostik (für eine kritische Diskussion überkultureller Diagnosesysteme vgl. beispielsweise Watters, 2010). Diese Manuals werden kontinuierlich überarbeitet, sie dienen jedoch als allgemeine Grundlage, um Störungsbilder in einer bestimmten Epoche zu identifizieren.

Zeitdiagnosen speisen ihre Begrifflichkeit unter anderem aus der Psychopathologie, sie drücken die kollektiven Stimmungen und Ängste aus, nicht notwendigerweise evidenzbasierte Entwicklungen. Sie dienen als Argument, um negativ erlebte Auswirkungen von sozialen, politischen oder wirtschaftlichen Missständen zu betonen. Sie speisen sich auch aus geteilten Projektionen und bilden die Grundlage von Debatten. Ent-

sprechend verändern sie sich im historischen Prozess. Während beispielsweise Hysterie und Neurasthenie zu Freuds Zeiten im Zentrum der öffentlichen Wahrnehmung standen, wurden ab den 1970er Jahren insbesondere Frühstörungen (Narzissmus) thematisiert und mit familiären und gesellschaftlichen Missständen in Zusammenhang gebracht (Dornes, 2016, S. 96).

Verknüpft mit der Angst vor einer Zunahme gewisser pathologischer Tendenzen, identifizierte in den 1970er Jahren Ludwig Klages die »unruhige Gesellschaft«, Fritz Riemann die »schizoide Gesellschaft« und Christopher Lasch die »narzisstische Gesellschaft«. Im 21. Jahrhundert kursieren Begriffe wie »Borderline-Gesellschaft« (Hanzig-Bätzing/Bätzing 2005), »Müdigkeitsgesellschaft« (Han 2010), »hyperaktive Gesellschaft« oder »Gesellschaft der Angst« (Dornes, 2016, S. 100–101). Als Ursachen werden pathogene Lebensbedingungen vermutet, gegenwärtig etwa in Form der gesellschaftlichen Beschleunigung oder von Veränderungen der Arbeits- und Lebenswelt durch automatisierte und digitalisierte Prozesse (Heinze & Thoma, 2019, S. 345). Zeitdiagnosen wie »Müdigkeitsgesellschaft« oder »Gesellschaft der Angst« korrelieren nicht notwendigerweise mit einem Anstieg der diagnostizierten Krankheitszahlen. Sie können sich jedoch auf den diagnostischen Fokus auswirken. Ebenfalls dienen sie als Hinweise für Leiden oder Erscheinungen, die von den sozialen Institutionen und Gemeinschaften ungenügend integriert oder aufgefangen werden.

Im besten Fall folgen auf Zeitdiagnosen eine öffentliche Debatte und Maßnahmen für einen erleichterten Umgang mit den Betroffenen. Unumstritten ist, dass die gesellschaftliche Einordnung und Interpretation psychischer Störungen nicht nur die Behandlung, sondern auch die Selbstdefinition, die Selbstinterpretation und das Leiden Betroffener beeinflusst (Fuchs, 2019a, S. 55). Die Zeitdiagnose »narzisstische Gesellschaft« hat beispielsweise zur vermehrten Beachtung von Frühstörungen geführt. Dies entspricht nicht einem Nachweis der Zunahme struktureller Störungen, jedoch einem verstärkten Problembewusstsein:

> Selbst wenn es zuträfe, dass immer mehr Frühgestörte in psychoanalytischen Praxen auftreten, ist damit nichts über die Verbreitung dieses Typus in der Gesellschaft gesagt. Vielmehr verhält es sich so, dass die Frühgestörten in der Vergangenheit ihre psychischen Krankheiten gar nicht als solche verstanden, sondern als lebensgeschichtliches Unglück ertrugen oder daran zugrunde gingen. Erst mit der Aufnahme der Psychotherapie in die Kassenversorgung und ihre Enttabuisierung in der Gesellschaft wurden sie vermehrt in psychotherapeutischen Praxen vorstellig. (Dornes in Rezeption von Reiche: Dornes, 2012, S. 117–118)

Insofern können Zeitdiagnosen als Indikatoren für ein aufkeimendes Problembewusstsein fungieren und auf die soziale oder kollektive Relevanz pathologischer Erscheinungen verweisen. Da sie immer auch projektiv gefärbt sind und damit Ableiter für unbewusste Emotionen und Wertungen, sind sie gerade dann mit Vorsicht zu genießen, wenn sie zu pauschal und unbedacht zugeschrieben werden. Zeitdiagnosen drücken oftmals Ängste aus, die sich in kollektiven Stimmungen niederschlagen (und sich gegebenenfalls perpetuieren), nicht jedoch auf einen Anstieg psychopathologischer Diagnosen schließen lassen.

Kollektive Stimmungen konzeptualisiert Dornes primär als Reaktionen auf politische Ereignisse und Umwälzungen. Beispielsweise prägten die Atomkatastrophe von Tschernobyl oder die Zunahme sozialer Bewegungen zur Unterstützung sexueller Minderheiten und Alleinerziehender die kollektive Stimmung der 1980er Jahre, der Zusammenbruch des Kommunismus sowie unter anderem der Kuwait- und Jugoslawienkrieg die 1990er Jahre. In den 2000er Jahren nahmen beispielsweise Irakkrieg und die globale Finanzkrise an Bedeutung zu (Dornes, 2016, S. 98–99). Seit 2020 hat die Corona-Pandemie eine Schneise in die kollektive Stimmung geschlagen. Tanja Schnell attestiert für die Gegenwart darüber hinaus eine kollektive Stimmung der Polykrise, die gemäß ihren Studien auch mit einer Zunahme von Sinnkrisen einhergeht (SRF, o.J.).

Exkurs: Zeitdiagnosen und kollektive Stimmung in der laufenden 2020er Dekade Die Sorge um den Klimawandel, die Covid-19-Pandemie und die Rückkehr des Krieges nach Osteuropa prägten die kollektive Stimmung der laufenden 2020er Dekade. Als kompensatorisches Gegengewicht wirkt die Hoffnung auf die Lösung von z.B. Umweltproblemen oder der Prävention und Diagnostik von Krankheiten durch moderne Technologien, gespeist von innovativen Entwicklungen und bahnbrechender Forschung. Einerseits führen diese Technologien die Möglichkeiten der künstlichen Intelligenz vor Augen, menschliche Kompetenzen in vielerlei Hinsicht zu übertrumpfen und dadurch ein enormes Lösungspotenzial für u.a. »globale« Herausforderungen mit sich zu bringen. Zugleich schlummern unter dieser Faszination existenzielle, vielfach verdrängte Fragen zum Selbst- und Weltverständnis – im westlichen geistesgeschichtlichen Umfeld etwa nach der Stellung des Menschen im Kosmos, nach der zukünftigen Entwicklung der liberaldemokratischen »Hochkultur« im Zusammenspiel mit hochpotenten Systemen der künstlichen Intelligenz und einer tiefgreifend veränderten Wissens-, Partizipations- und Kommunikationskultur. Die Wahrnehmung einer Polykrise, wie Schnell sie anhand von Interviews erforscht, transportiert die Frage nach dem Sinn des Lebens und nach dem guten Leben in der digitalen Gesellschaft mit sich.

Die aktuelle kollektive Stimmung hinsichtlich technologischer und wissenschaftlicher Entwicklungen scheint einerseits durch eine (utopische) Magie des Zauberlehrlings gefärbt, die insbesondere durch Tech-Konzerne entfesselt wurde, andererseits keimt zumindest unterschwellig die (dystopische) Herrschaftsfrage: Welche Stellung bleibt für den Einzelmenschen, wenn das Generieren von Denken und Erkenntnissen weitgehend an die Maschine delegiert werden kann, wie es in vordemokratischen Verhältnissen vormals aus Machtverteilungsgründen den Königen und Autoritäten überlassen werden musste? – Kants programmatischer Anspruch der Aufklärung: *sapere aude!*, der die Ideengeschichte seit der Aufklärung als »Erziehung zur Mündigkeit« normativ unterlegt hat, ist als geistesgeschichtliches Monument der Gegenwartsgeschichte morsch geworden.

Der Wert der Selbstbestimmung und die Forderungen nach Freiheit basieren in dieser Tradition (und spezifisch auch in der Tradition der Kritischen Theorie) auf dem Fundament der Reflexion, der Vernunft als höchster Fähigkeit des Menschen, des Selber-Denkens. – Gerade dieses »Selber-Denken« muss mit den veränderten Strukturen der digitalen Wissensgesellschaft neu gedacht werden. Mit der Digitalisierung verschiebt sich der Kosmos des Wissens sozusagen vom Buch in den virtuellen Raum; der Aus-

wahl von verlässlichen Quellen und der Prüfung von Wissensinhalten kommt gerade angesichts der Popularität generativer KI verstärkte Bedeutung zu. Eingängig bezeichnet Tredinnick (2008, S. 103) die dominante Form der populären Wissensgenese als *pick-and-mix*-Approach. Dieser besagt, dass wir dazu tendieren, unser Narrativ der individuellen und kollektiven Wahrheit angesichts der Fragmentierung kollektiver Wertesysteme und der Schwierigkeit, »etabliertes« Wissen von Halb- und Falschwissen zu unterscheiden, fluide anzupassen. Um sich eine »Wahrheit« zu bilden und sich sicher zu fühlen, werde tendenziell diejenige Information integriert, die das bestehende Selbst- und Weltbild bestätigt oder aufgrund des Marketings besonders überzeugend wirkt (vgl. auch Kap. 6.3). Die Verunsicherung über die Verlässlichkeit, den Erwerb und die Entstehung von Wissen verstärkt sich nicht nur angesichts von Fake News, sondern insgesamt angesichts der weitgehend ungefilterten virtuellen Informationsschwemme, in der sich unter Umständen für die unterschiedlichsten Ansätze und »Wahrheiten« gleichermaßen überzeugende Argumente finden lassen.

Die These, dass das Aushalten dieser Grundspannung zwischen Utopie und Dystopie dazu führt, dass dissoziative Bewältigungsstrategien zunehmen, und dass damit auch psychopathologische und sozialpathologische Erscheinungen korrelieren, wird Gegenstand der folgenden Kapitel sein.

Als einflussreichen Faktor auf die gegenwärtige kollektive Stimmung lässt sich mit den Veränderungen der Wissenskultur einhergehend die globale Diffusion von »moralisch gut« und »moralisch schlecht« identifizieren.

Einhergehend mit dem Verlust großer (moralischer und politischer) Theorien und den mit der Digitalisierung einhergehenden Veränderungen der Wissensgesellschaft, aber auch mit den (u.a. sozial) ambivalenten Funktionen der Technologien der generativen künstlichen Intelligenz kann eine Dichotomie zwischen Gut und Böse mit Blick auf die lebensweltliche und weltpolitische Realität kaum aufrechterhalten werden. Während diese Dichotomie per se nur als heuristische gelten kann und aus erkenntnistheoretischer wie tiefenpsychologischer Sicht mit einem unhaltbaren Reduktionismus einhergeht, ist die politische und sozialpsychologische Funktion von gerade moralischen Annahmen und Idealtheorien (repräsentiert z.B. im Menschenrechtskatalog) sowohl für die normative Orientierung der Subjekte wie auch für die repräsentative Gestaltung von nationaler und internationaler Politik vorausgesetzt.

Moralische Annahmen wie der Anspruch an Fairness oder Gerechtigkeit machen eine Argumentation fassbar, sie sind die Grundlage von (demokratischen) Debatten, der diskursiven Gegenüberstellung verschiedener Positionen. Die ethische Lösungsfindung, die der Faktizität des normativ Ambivalenten, Uneindeutigen jedes Konflikts über eine differenzierte Abwägung des Gegebenen Rechnung tragen muss, setzt voraus, dass die den Auffassungen zugrundeliegenden moralischen Annahmen identifizierbar sind. – Ohne diese transparente, nicht ideologische oder polarisierte Gegenüberstellung und Exegese führt die Not, sich (normativ) positionieren müssen, oftmals zu einer politisch einseitig verhärteten Position (Radikalisierung, Polarisierung) oder zu einer Detachierung, einer (ohnmächtigen) Abstandnahme von normativen und politischen Aussagen selbst angesichts grassierender Missstände.

Bemerkenswert scheint, dass sich in der medialen und öffentlichen Wahrnehmung vor dem Hintergrund dieser kollektiven Stimmungen die Zeitdiagnose der zunehmen-

den *Polarisierung* weitgehend durchgesetzt hat. Dass die Polarisierung gegenwärtig zu einem nicht nur theoretischen, sondern gesellschaftlichen Thema geworden ist, wird beispielsweise durch die ausgeprägte Kluft zwischen den Hoffnungen auf die Überwindung bislang unlösbarer Probleme durch *digitale* Technologien und der Tatsache erklärt, dass die archaische, betont *leibliche* Realität des Krieges nach Europa zurückgekehrt ist. Das Spannungsfeld zwischen Über- und Unterschätzung dessen, was sich an Entscheidungen und Fähigkeiten an Technologien delegieren lässt, spiegelt sich in Zukunftsängsten und dem Wissen um eine existenzielle, allzu menschliche und kollektive Ohnmachtserfahrung, die zurück ins Bewusstsein drängt. Zugleich lässt sich gestützt auf eine umfassende soziologische Untersuchung, die Steffen Mau et al. (2023) in Deutschland durchgeführt haben, die These der zunehmenden Polarisierung empirisch nicht bestätigen. Die Autoren zeigen, gestützt auf soziologische Umfragen, dass insbesondere der akademische Mittelstand, nicht aber die Gesamtgesellschaft zu polarisierendem Denken tendieren würde. Lässt sich die Zeitdiagnose der Polarisierung als kompensatorischer Versuch verstehen, die zunehmende Fragmentierung der Werte und Orientierungslosigkeit in der Gesellschaft zum Ausdruck zu bringen? – Es scheint, als gingen Zeitdiagnosen mit einer ambivalenten Wahrnehmung der je eigenen Zeitgeschichte zusammen, als wären sie ein Versuch, Ordnung in das immer wieder als undurchschaubar erlebte Chaos der eigenen Gegenwart zu bringen.

Eine Leitthese dieses Buches ist, dass dissoziative Bewältigungsstrategien in der digitalen Gesellschaft prominent vorhanden sind und oftmals normalisiert werden. Welche Einordnung kann vor dem Hintergrund einer Theorie der Dissoziation gemacht werden?

Festzuhalten ist auf der Ebene der Subjekttheorie: Bereits in nicht-pathologischen Zuständen setzt ein kohärentes subjektives Weltbild (funktionale) Dissoziationen voraus. Im Lebensverlauf erlebte Peinlichkeiten, zwischenmenschliches Versagen oder Fehlverhalten werden dissoziiert, wenn wir selbstbewusst in den Spiegel schauen wollen, das eigene Profil auf Social Media erstellen oder uns in der Lehre vor einer Klasse präsentieren. Je nach der ausgeübten sozialen Funktion brauchen wir eine unterschiedliche *Persona*, mit der wir den Alltag und das Beziehungsspiel in verschiedenen Sektoren bewältigen. Selbsteinschätzungen und Sozialverhalten orientieren sich immer auch an internalisierten moralischen Vorstellungen, an Vorstellungen des sozial Erwarteten, von »Gut und Böse«. Ein stabiles Selbst- und Weltverhältnis setzt eine innere normative Orientierung voraus, keine rigide, jedoch eine vorhandene.

Vor dem Hintergrund der Theorie der Dissoziation nimmt mit zunehmender Diffusion der normativen Orientierung auch die Not zur Herstellung von (psychischer) Sicherheit und Stabilisierung zu. Organisationen, politische oder religiöse Gruppierungen, die es schaffen, eine normative Klarheit und Eindeutigkeit zu verkörpern, gewinnen an Attraktivität gerade für Menschen, welche die Ambivalenz der Welt und des Lebens auf der individuellen Ebene psychisch schwer aushalten können. Es wurde aufgezeigt, dass die psychischen Bewältigungsmechanismen im Umgang mit zunehmender Überforderung, Belastung oder Bedrohung zunehmend restriktiv werden, d.h., dass eine Zunahme von Stress in der Regel mit einer dissoziativeren, auch einseitigeren Rationalisierung der Welt einhergeht. Ein Beispiel dafür sind restriktive Freund-Feind-Unterscheidungen, rigide Setzungen von Gut und Böse, »schwarz und weiß«.

Die Einsicht, dass Freund-Feind-Dissoziationen in der politikphilosophischen Beurteilung in der Regel zu kurz greifen, ist einerseits wichtig, weil sie zu einer differenzierten Perspektive drängt. Andererseits gehört mit ins politische Bewusstsein, dass die Auflösung der Dichotomie paradoxerweise destabilisierend wirkt, kollektiv Unsicherheit, Angst und Orientierungslosigkeit auslösen kann. Die als beunruhigend erlebte Faktizität, dass moralische Werte und Ansprüche in der Realität keinem politischen Dammbruch standhalten können, dass die kollektiven Dynamiken beispielsweise eines Krieges stärker sind als normative Regelwerke wie das Völkerrecht, kann grundsätzlich zu unterschiedlichen psychischen und sozialpsychologischen Reaktionen führen.[2] Unhinterfragte dissoziative Bewältigungsmuster unterstützen gemäß der Theorie der Dissoziation Überlebensfunktionen wie Flucht, Kampf, Erstarrung, Fragmentierung oder auch den sogenannten »Bambi-Reflex« (*fawning, fawn response*), also die Tendenz zur symbiotischen Unterwerfung und Überanpassung an die Wünsche anderer. Sie können zu Verleugnung (*denial*), Fatalismus, Politikverdrossenheit (Erstarrung), Verunsicherung (Fragmentierung) oder auch zu einem detachierten Rückzug und einer apolitischen Haltung (Flucht) führen. Das aktive Veränderungspotenzial in funktionaler oder dysfunktionaler Hinsicht fußt am ehesten im vierten Bewältigungsmechanismus des »Kämpfens«, das sich sowohl in rechtsstaatlich eingebettetem politischem Aktivismus als auch in einer destruktiven Radikalisierung zeigen kann. Diese instinktiven Reaktionen ermöglichen es in Belastungssituationen, handlungs- und überlebensfähig zu bleiben, auch wenn dies zeitweilen eine differenziertere, weniger eindeutige normative Beurteilung der Gesamtsituation in den Hintergrund drängt. Diese subjektiven Bewältigungsmechanismen wirken sich erwartungsgemäß auch auf kollektive Stimmungen und Dynamiken aus. Ausgehend von einem westlich-liberal-demokratischen Modell, worauf sich die Kritische Theorie stützt, sollten demgegenüber Staat und Gesellschaft, Institutionen, Strukturen, Prozesse und Debattenkultur so beschaffen sein, dass diese »traumatischen« dissoziativen Bewältigungsmechanismen nicht per se zum *modus vivendi* der Diskussion werden, sondern dass eine diverse und inklusive öffentliche Diskussion und Gestaltung von Politik und Gesellschaft aufrechterhalten werden kann.

Notwendige Konflikte und Ambivalenzen in der Deutung von Sozialpathologien

Zusammenfassend scheint die Unterscheidung zwischen klinischer Diagnostik, Zeitdiagnosen und kollektiven Stimmungen für die Bestimmung von *Sozialpathologien* hilfreich (Dornes, 2016). Eine exklusive Zuordnung »sozialer Krankheiten« zu einer Kategorie ist

2 Ein Beispiel ist die medial und auf subjektiver Ebene polarisierte und spannungsgeladene Beurteilung des Gaza-Krieges. Gut und Böse lassen sich angesichts eines brutalen terroristischen Akts seitens der Hamas, der zu einer brutalen, massive zivile Opfer produzierenden Kriegsführung der israelischen Regierung führte, nicht mehr eindeutig bestimmen. Aus der traumatischen Angst vor einer Wiederkehr der Shoa in Israel werden die Verfolgten zu den Verfolgern, greifen zu Maßnahmen, die gegen geltendes Völkerrecht verstoßen. Verbrechen der Menschlichkeit, Vertreibungen, Zerstörung und Folter werden von den israelischen Streitkräften ausgeübt und müssen aus völkerrechtlicher wie ethischer Sicht verurteilt und geahndet werden, während es zugleich gilt, antisemitische Radikalisierungen zu unterbinden und die Gräueltaten der Hamas zu verurteilen und zu ahnden.

nicht evident: Sollen Sozialpathologien als klinische Individualdiagnosen, als Zeitdiagnosen oder kollektive Stimmungen verstanden werden? Sind sie als Mischung aus allen drei Elementen zu verstehen?

Sozialpathologien (wie beispielsweise die Burnout-Tendenz des »überforderten Subjekts«) werden einerseits unter anderem mit *klinischem Vokabular* beschrieben. Ausgehend von der Definition von Sozialpathologien als reproduktiven Störungen übersteigen sie andererseits die individuelle Psychopathologie und implizieren einen gesellschaftlichen oder zumindest in Beziehungen zur Umwelt stehenden Zusammenhang. Damit lassen sie sich im Schnittbereich zwischen Psychopathologie und »Kollektivpathologie« – oftmals indiziert über *Zeitdiagnosen* – ansiedeln. Ihre Beschreibung basiert primär auf qualitativen, phänomenologischen und hermeneutischen Analysen. Von *kollektiven Stimmungen* hingegen lassen sich Sozialpathologien scheinbar einfacher abgrenzen, da Letztere konstanter (weniger abhängig von politischen Ereignissen) und spezifischer erfassbar sein sollten. Kollektive Stimmungen können soziale Pathologien begleiten, ihnen vorausgehen oder folgen. Sie sind jedoch nicht mit ihnen identisch.

Eine weitere konzeptuelle Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass die Einschätzungen von Expert*innen hinsichtlich kollektiver Stimmungen und Zeitdiagnosen – im Kontrast zum Manual klinischer Diagnostik – zuweilen ganz unterschiedlich bis entgegengesetzt ausfallen können. Beispielsweise relativiert Dornes die Befürchtung, dass die Lebensbedingungen des digitalen Zeitalters in einer historisch neuen Qualität psychisch belastend sind. Seine Analysen weisen darauf hin, dass kollektive Selbsteinschätzungen grundsätzlich die Tendenz aufweisen, nicht nur für die jeweils gegenwärtigen Befunde zu sensibilisieren, sondern diese durch Aufmerksamkeitssteigerung zu überzeichnen. Entsprechend prominent seien jeweilige *Steigerungshypothesen*. Die gegenwärtigen Problematisierungen würden daher grundsätzlich als beängstigend und unausweichlich empfunden. In Anlehnung an Ulrich Bröcklings (2020) Darlegung zum »postheroischen Helden« beschreibt er die Entwicklung eines postheroischen Persönlichkeitstypus im Kontext der digitalen Gesellschaft als insofern positive Entwicklung, als zwar eine höhere Verletzlichkeit bestünde, zugleich aber auch flexiblere Selbststeuerungs- und Bewältigungsstrategien kultiviert würden (Dornes, 2012, S. 349–351).

Epochale Veränderungen, wie sie die digitale Gesellschaft hervorbringt, produzieren Ängste und Sorgen. Diese stoßen im Positiven auch empirische Untersuchungen und eine politische Diskussion an, können zu sozialen und institutionellen Begleitmaßnahmen von Veränderungsprozessen führen. Nachteilig kann die einseitige problematisierende oder katastrophierende Betrachtung jedoch bestehende Zukunftsängste und den Tunnelblick verstärken. Diese Ambivalenz von Veränderungsprozessen macht diese zugleich einzigartig.

Mit dem evolutionären Anthropologen Carel van Schaik und dem Historiker Kai Michel gesprochen, welche die Bibel als historisches Dokument analysieren, das die Bewältigungsstrategien der frühen Menschheitsgeschichte symbolisch verarbeitet, lässt sich mit Blick auf die gesamte Menschheitsgeschichte festhalten, dass Zivilisation für den Menschen immer schon eine Form der *Überforderung* dargestellt hat (Schaik & Michel, 2017). Folgt daraus, dass die Steigerungshypothesen der Gegenwart grundsätzlich zu relativieren sind?

Die Gegenthese zu einer relativierenden oder »normalisierenden« Lesart aktueller Verhältnisse vertritt, wie bereits erörtert, Hartmut Rosa. Er postuliert einen Strukturwandel der Moderne, der seit dem 18. Jahrhundert zunehmend durch eine *Steigerungslogik* gekennzeichnet ist:

> Eine Gesellschaft ist modern, wenn sie sich nur dynamisch zu stabilisieren vermag, das heißt, wenn sie zur Aufrechterhaltung ihres institutionellen Status quo des stetigen (ökonomischen) Wachstums, der (technischen) Beschleunigung und der (kulturellen) Innovation bedarf. (Rosa, 2019b)

Auf der Grundlage dieses Befunds argumentiert er für die Notwendigkeit einer Postwachstumsgesellschaft, die vom Prinzip der Steigerung des Wirtschaftswachstums Abstand gewinnt und nach einem Ideal von Gesellschaft strebt, in der ein »gutes Leben« in Form resonanter, solidarischer Beziehungen und eines verantwortlichen Umgangs mit der Umwelt möglich wird (Rosa, 2019a). Soziale Pathologien der Gegenwart drücken sich demnach durch eine beschleunigte Lebensweise aus, die in einem Verlust von Resonanz in den zwischenmenschlichen Beziehungen und in der Beziehung des Subjekts zur Welt resultiert.

Zwischen den zeitdiagnostischen Deutungen von Dornes und Rosa klafft ein Spannungsfeld zwischen Relativierung bzw. Normalisierung und Problematisierung, Kulturoptimismus und Kulturpessimismus, dessen sorgfältige Auslotung angezeigt ist.

Wenn wir uns der Analyse individueller und sozialer Pathologien widmen, scheint es deshalb ratsam zu fragen, ob es sich dabei um latente, *historisch wiederkehrende* Phänomene handelt oder ob die technischen, sozialen, wirtschaftlichen und allgemein umweltbezogenen Veränderungen zu Anpassungen der psychischen Coping-Strategien und Belastungen führen, die beispielsweise Belastungsstörungen oder veränderte Entwicklungsprozesse befördern oder das bisherige Verständnis von Selbstverwirklichung und Gesundheit grundsätzlich verändern. Während das, was wir heute »reaktive depressive Erschöpfungszustände« benennen, kaum auf eine spezifische Epoche der Menschheitsgeschichte zu beschränken ist, gibt es Phänomene wie Cocooning (Hikikomori), die Verschiebung von Freundschaftsbeziehungen in den virtuellen Raum oder die Nutzung von Robotern zum Ersatz ursprünglich zwischenmenschlich abgehandelter Bedürfnisse, die spezifisch seit der sogenannten iGen, der Generation von Menschen, die ab 1995 geboren und mit dem Handy aufgewachsen sind, auftreten.

Zunächst gilt es, einen Überblick über aktuelle gesellschaftskritische bzw. kulturpessimistisch gestimmte Annahmen, Zeitdiagnosen und klinische (psychopathologische) Störungsbilder zu gewinnen. Auf der Basis dieses Überblicks ergeben sich grundsätzliche ethische Fragen und Werteverschiebungen. Ich werde im Folgenden zunächst die These von der gegenwärtigen *Überforderungsgesellschaft* und die in der entsprechenden Debatte assoziierten klinischen Syndrome Depression, Burnout, Traumatisierungen und Persönlichkeitsstörungen diskutieren.

5.3.2 Zivilisation als Überforderung? – Burnout (Erschöpfungsdepression) und Selbstoptimierung als Symptome der Überforderungsgesellschaft

Eine der gegenwärtig bekanntesten Thesen über den Zusammenhang von gesellschaftlichen Entwicklungen und psychischen Störungen stützt sich auf Hartmut Rosas »Steigerungshypothese«, das Prinzip der »dynamischen Stabilisierung«, das zu einer normalisierten und die gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Prozesse normierend durchdringenden Beschleunigung führt (vgl. Kap. 5.1.4). Diese Dynamiken gefährden gemäß Rosa (individuellen und soziale Resonanzspielräume, sie verändern unsere zwischenmenschlichen Beziehungen wie auch die Selbst- und Weltbeziehungen (Rosa, 2016a, 2016b). Burnout und Depression sind sozialpathologische Erscheinungen, die als Reaktion auf z.B. hohen Leistungsdruck am Arbeitsplatz, auf die Effizienzsteigerung und Zeitknappheit in Beziehungen und sozialen, z.B. familiären Gefügen und ambitionierten Bildungsprogrammen auftreten.

Auch Thomas Fuchs, Lukas Iwer und Stefano Micali legten unter dem Titel »Das überforderte Subjekt« (2019) einen interdisziplinären Sammelband vor, der die Debatte rund um die Frage nach dem Zusammenhang der gegenwärtigen Gesellschaftsform und der Genese psychischer Krankheiten aus zeitgenössischer Sicht analysiert (Fuchs et al., 2019). Es wird darin ein besonderes Augenmerk auf Prävalenz und Ätiologie von depressiven Störungen gelegt. Auch diese Autoren stellen die »Leistungsverdichtung, Intensivierung und Beschleunigung der Arbeitsprozesse, fortschreitende Digitalisierung, steigende Mobilität und vermehrter Konkurrenzdruck bei gleichzeitig zunehmender Arbeitsplatzunsicherheit« als wesentliche Ursachen für die in westlichen Ländern hohe Depressionsprävalenz heraus (Fuchs et al., 2019, S. 7). Die Bedeutung sogenannter »Überforderungskrankheiten« nehme in Öffentlichkeit und Gesellschaft zu (Fuchs et al., 2019, S. 7).

Welche konkreten Faktoren sprechen für die These einer »Überforderungsgesellschaft« und welche Bedeutung kommt der Diagnose »Depression« und der öffentlichen Fokussierung auf das mit ihr assoziierte Phänomen »Burnout« diesbezüglich zu?

Die Debatte rund um das Thema »Burnout« und »Depression« offenbart die Komplexität und Heterogenität sozialkritischer Interpretation. Handerer et al. haben existierende Studien verglichen und festgestellt, dass empirisch nicht nachgewiesen werden kann, dass depressive Störungen in den letzten Jahrzehnten zugenommen haben, dass jedoch ungeklärt bleibt, weshalb die Prävalenz depressiver Störungen trotz zunehmender psychiatrischer und psychotherapeutischer Behandlungen nicht abgenommen hat (Fuchs et al., 2019, S. 160).

»Depressionen« scheinen zu den Formen psychischen Leidens zu gehören, die insofern eine gewisse Zeitlosigkeit haben, als sich zwar Bezeichnung und Diagnostik gewandelt haben, jedoch insbesondere die *reaktiven* depressiven Zustände als Begleiterscheinung von Belastungen und Lebenskrisen ebenso zur menschlichen Daseinsweise gehören wie die Aggression als eine Kehrseite der Depression. Statistiken über das Vorkommen von Depressionen unterscheiden im Gegensatz zu psychopathologischen Analysen kaum zwischen endogenen, biochemisch (mit-)bedingten und reaktiven Depressionen, die durch Belastungen und Stress (mit-)ausgelöst werden. Die sozialphilosophische The-

se des Zusammenhangs zwischen gesellschaftlichen Bedingungen und Depression basiert implizit jedoch auf einem betont reaktiven Verständnis der Depression, die durch äußere Lebensbedingungen (mit-)ausgelöst wird. Der bildhafte Begriff »Burn-out« als Bezeichnung des Erschöpfungssyndroms bringt zumindest indirekt die Annahme äußerer Ursachen, welche die Reaktion des »Ausbrennens« der Person zur Folge haben, anschaulich zum Ausdruck.

Die Diskussion um gesellschaftliche und wirtschaftliche Faktoren, die Depressionen mitverursachen, wurde insbesondere durch Alain Ehrenbergs Buch (2015) zum »erschöpften Selbst« angestoßen. Er versteht Depression als eine gesellschaftliche und entsprechend kontingente Idee, die sich in der modernen Gesellschaft mit erstaunlicher Persistenz (in adaptierter Form) erhält. Gegenwärtig repräsentiert die Rede von der Depression nach Ehrenberg (in Anlehnung an Michel Foucault) einen Gestaltwandel psychischer Belastungen angesichts des Übergangs von einer Disziplinar- zu einer Leistungsgesellschaft. Während das Subjekt in der Disziplinargesellschaft an den Maßstäben der Anpassung und Folgsamkeit gemessen wird, also Herrschaftskontrolle und Machtverhältnisse durch hierarchische Beurteilungsmaßstäbe (z.B. standardisierte Prüfungen, »überwachen und strafen«) ausgeübt wurden, gilt in der Leistungsgesellschaft ein Imperativ der permanenten Innovation in einem sich ständig verändernden Setting (Micali, 2019, S. 88–92).

> Unter den Bedingungen des globalisierten Wettbewerbs muss sich der Einzelne in einen Kontext einfügen, der sich so schnell ändert, dass jegliche Anpassung schwierig wird. […] Die Verhaltensweisen ändern sich so schnell, dass der Einzelne seinen in der Vergangenheit erfolgreich eingesetzten Strategien nicht mehr trauen kann. Diese Umstände verpflichten ihn dazu, seine Kompetenzen in möglichst viele Richtungen zu entwickeln. (Micali, 2019, S. 90–91)

Die Selbstoptimierung im Sinne einer anhaltenden Bereitschaft zur Selbsttransformation, die sich an den Anforderungen des »globalisierten Wettbewerbs« ausrichtet, wird zur internalisierten Pflicht, was mit einer »Selbst-Instrumentalisierung« zulasten einer authentischen Selbstverwirklichung einhergehen kann (Micali, 2019, S. 93). Der Nachteil dieser hohen Innovations- und Flexibilitätsbereitschaft liegt in einem Übermaß von Anforderungen, die beim Individuum intrinsische Insuffizienz und Schuldgefühle auslösen (Micali, 2019, S. 92–93). Der *Leistungskult* wird nach der These Ehrenbergs zur Voraussetzung und dem Treiber der Depression; Selbstverwirklichung werde mit Leistung und Performance verwechselt. Das Subjekt fühle sich immer wieder überverantwortlich in einer »Bring-Schuld« stehend. Die Struktur der ›Depression‹ habe sich daher grundlegend geändert.

> Während in Disziplinargesellschaften die Depression auf einem psychischen Konflikt beziehungsweise auf Internalisierung des Gesetzes beruhte, hat sie sich heute mit dem Gefühl der Insuffizienz angesichts der eigenen unendlichen Möglichkeiten verbunden, die umzusetzen von uns buchstäblich erwartet wird. Die moralische Schuld ist in ein Schuldigsein gegenüber den eigenen Leistungen und Optimierungsprozessen übergegangen. (Micali, 2019, S. 94)

Die Verschiebung der normativen Ausrichtung weg von der gesellschaftlichen Moral, hin zum Mammon der Leistung, kann auch unter der Optik der Dissoziationstheorie betrachtet werden. In Bezug zu den hermeneutischen Kriterien der Theorie der Dissoziation lässt sich die Analyse von Ehrenberg folgendermaßen einordnen: Pflichterfüllung und Überanpassung an äußere Leistungsanforderungen (HK: 1. *Auswahl/Ausschluss*) werden zum Maßstab des Selbstwertgefühls (HK: 3. *Regulation/Stabilisierung*). Wenn das Subjekt diese Problemzusammenhänge bewusst oder unbewusst wahrnimmt, sie jedoch als unüberwindbar oder »normal« erachtet, kommt es zur inneren Ambivalenz und Ausweglosigkeit, unter Umständen zur Entwicklung einer depressiven Symptomatik (HK: 2. *Spannung/Irritation*). Honneth (2015, 2017) beschreibt entsprechend das depressive Grundgefühl als ein »richtungsloses Unbehagen«. Eine Lösung ist aus der inneren Perspektive nicht erkennbar, Befreiung scheint hoffnungslos.

Ulrich Bröckling identifiziert in seiner Studie zum »unternehmerischen Selbst« (2009) vier Schlüsselmotive des individuellen Handelns in der Leistungsgesellschaft: Kreativität, Empowerment, Qualität und Projekt. Als normative Maßstäbe stehen diese Begriffe für eine Arbeits- und Lebensweise (in der unternehmerischen Gesellschaft), die von verschiedenen Projekten geprägt ist, die möglichst erfolgreich, kreativ und qualitativ hochstehend umgesetzt werden sollen. Die Person, die sich immer wieder neuen Projekten und Herausforderungen zuwendet, verspricht sich eine Ermächtigung (Empowerment) in den Fähigkeiten und im Selbstwert (das Projekt soll im Idealfall auch für Mitarbeitende und Empfänger ein Empowerment darstellen). Selbstverwirklichung, Fähigkeitsgewinn und Projektverfolg werden als verflochten erlebt. – Wenn die Person dem »Anforderungsprofil« der unternehmerischen Gesellschaft nicht mehr gerecht werden kann, kreative Outputs beispielsweise aufgrund von fehlender Muße oder Spontaneität nicht geschaffen werden können, Qualitätseinbußen oder psychologische Fähigkeitshemmungen anstelle von (Selbst-)Ermächtigungen passieren, stelle sich das klinische Bild der Depression ein:

> Das Regime des unternehmerischen Selbst produziert deshalb mit dem Typus des smarten Selbstoptimierers zugleich sein Gegenüber: das unzulängliche Individuum. Wo Aktivität gefordert ist, ist es antriebslos; wo Kreativität verlangt wird, fällt ihm nichts ein; den Flexibilisierungszwängen begegnet es mit mentaler wie emotionaler Erstarrung; statt Projekte zu schmieden und sich zu vernetzen, zieht es sich zurück; die Strategien der Bemächtigung prallen an seinen Ohnmachtsgefühlen ab: sein Selbstbewusstsein besteht vor allem aus Selbstzweifeln; an Entscheidungskraft fehlt es ihm ebenso wie an Mut zum Risiko; statt notorisch gute Laune zu verbreiten, ist es unendlich traurig. (Bröckling, 2009, S. 289)

Mit Blick auf die bisherige Auseinandersetzung können die in diesem Zitat beschriebenen Reaktionsweisen unschwer als auch dem Symptomkreis der Dissoziation zugeordnet werden. Erstarrung, Ohnmacht und Rückzug, Antriebslosigkeit und Selbstzweifel sind klassische Begleiterscheinungen von Belastungsstörungen. Auch »Burnout« wird im alltäglichen Sinne als eine Belastungsstörung verstanden, jedoch in der Regel ohne expliziten Bezug zur Schnittmenge vegetativer und emotionaler Reaktionen, wie sie sich auch bei (Posttraumatischen) Belastungsstörungen zeigen.

King et al. argumentieren, dass die allgemeine These einer gesellschaftlich induzierten Zunahme von Burnout und Depression aufgrund der Vereinfachungsgefahr des Zusammenhangs von Kultur und Psyche anhand differenzierterer Einzelfallbetrachtungen analysiert werden sollte. Anstelle einer Fokussierung auf die bekannten Pathologien wird spezifisch untersucht, inwiefern überfordernde Praktiken in »Institutionen, Biografie und Lebensführung, die als Folgewirkungen spätmoderner Optimierungsanforderungen begriffen werden können«, subjektiv und kulturell normalisiert werden (King et al., 2019, S. 228). Normalisierung wird komplementär zu Pathologisierung verstanden, dysfunktionale Praktiken werden dabei zu »normalen« oder »gesunden« Praktiken:

> Normalisierung bedeutet hier also, dass destruktive, zum Beispiel sich selbst oder anderen schadende Praktiken zur ›normalen‹, als selbstverständlich oder gar erstrebenswert erachteten Praxis mutieren und dabei die sozialen und psychischen Kosten sowie die zerstörerischen Potentiale ausgeblendet werden. Solche Prozesse der Normalisierung finden sich in kulturellen oder institutionellen Diskursen, aber auch im individuellen Selbstverständnis, wenn etwa stetiges Ringen um Selbstverbesserung hochgradig affirmiert oder bagatellisiert und damit verbundene Überforderungen negiert werden. (King et al., 2019, S. 228)

Mit diesem Ansatz wird auf die innerpsychische Voraussetzung des Subjekts Bezug genommen, das verschiedene funktionale oder dysfunktionale Anpassungsstrategien wählt. Die Normalisierung von dysfunktionalen, schädigenden Praktiken setzt voraus, dass der Fokus der Aufmerksamkeit eingeschränkt, von den sozialen und psychischen Kosten, aber auch vom zerstörerischen Potenzial einer Entwicklung dissoziiert wird. Die Effizienzsteigerung, Selbstoptimierung und das Ringen um tadellose Leistungen geht mit der Dissoziation derjenigen Bedürfnisse einher, die Fuchs im Bereich der Leiblichkeit und Zwischenleiblichkeit verortet, mit der Dissoziation des zyklischen Lebensverhältnisses gegenüber der zwanghaften Manifestation der linearen Lebenspraxis, der effizienzorientierten Lebensstrategie mit ihren eingeschränkt funktionalen und instrumentellen Anerkennungspraktiken.

Als gewichtigste Veränderung der Lebensbedingungen übernehmen die Autoren die These Rosas, dass moderne, westlich geprägte Gesellschaften nach der Logik dynamischer Stabilisierung funktionieren. Die Subjekte sind dadurch mit einer kollektiven Dynamik konfrontiert, welche die Erhaltung und Legitimität der institutionellen Strukturen von stetigem Wachstum, Steigerung und Produkt- sowie Prozessinnovation abhängig machen (King et al., 2019, S. 229). Diese Logik überdeckt auch die intersubjektiven Anerkennungsprozesse: Der Wert des Einzelnen für die Gesellschaft oder die Institution wird abhängig gemacht von der Performance, dem Beitrag, der geleistet werden kann.

Als »normativ« besser gilt entsprechend in der gesellschaftlichen, kollektiven Dynamik die systematische Verbesserung des Bisherigen bzw. eine anhaltende Wachstumslogik, zunehmende Effizienz sowie Leistungs- und Ertragssteigerung. Das Subjekt läuft nun Gefahr, diese Steigerungsnorm unbewusst oder unkritisch als Maßstab für die Selbstbeurteilung zu übernehmen. Das Ideal der Selbstoptimierung wird internalisiert. Diese Internalisierung ist jedoch komplexer als eine bloße Anpassung an äußere Anforderungen. Die Individuen erkennen ihr Anpassungsverhalten nicht zwangsläufig

als übertrieben, sondern normalisieren es als Voraussetzung der Selbstverwirklichung und Chance für Teilhabe und Inklusion (King et al., 2019, S. 230). Je ultimativer und kompromissloser sich das Individuum dem inneren Selbstoptimierungs- und Anpassungszwang verpflichtet, desto wahrscheinlicher reagiert es längerfristig mit Kompensationen wie Überforderung oder Erschöpfung.

King et al. schildern anhand von Diskursanalysen populärer Zeitschriften, Experteninterviews und anhand verschiedener Fallbeispiele, wie weitverbreitet und sublim die Anpassung an institutionelle und lebenspraktische Veränderungen als Norm vermittelt wird. Hinsichtlich der persönlichen Lebensführung im Hinblick auf Selbst, Körper und Beziehungen zielt die Optimierung einerseits auf das individuelle Wohlbefinden, Selbstverwirklichung und Autonomie. Andererseits werden keine eigentlichen Alternativen zur Anpassung vermittelt, sondern lediglich bessere Anpassungsstrategien:

> Im Kern empfiehlt der dominante mediale Lebensführungsdiskurs den Subjekten die selbstbestimmte Optimierung ihres Umgangs mit als unvermeidbar dargestellten Optimierungsdilemmata. (King et al., 2019, S. 235)

Beispielsweise werden Achtsamkeitspraktiken (*mindfulness*) empfohlen, die bei der Bewältigung von Stress am Arbeitsplatz helfen sollen. Der Stress wird normalisiert, indem es vom Subjekt abhängig gemacht wird, ob es diesen durch Achtsamkeitspraktiken bewältigen kann oder nicht. Das achtsame Selbst wird zum Leitbild:

> Das achtsame Selbst kalkuliert genau, worin es Ressourcen investiert, und spart bei Quellen der Zerstreuung ebenso wie bei unnützen Gefühlen. Es achtet auf diese Weise vor allem auf seine eigene langfristige Leistungsfähigkeit. (Hardering & Wagner, 2019, S. 273)

Die Einseitigkeit, mit der leibliche, emotionale und relationale Bedürfnisse zugunsten von Leistungs- und Optimierungsparadigmen dissoziiert werden, unterliegt oft so lange einer Steigerungslogik, bis die Anzeichen körperlicher und mentaler Erschöpfung, Leere und Leidensdruck nicht mehr ignoriert werden können. Gerade am Beispiel der Achtsamkeitspraktiken spielt auch die kollektive Anerkennung und die institutionelle Förderung von »gesundheitsfokussierten« Selbstpraktiken eine Rolle bei der Aufrechterhaltung eindimensionalen Selbstmanagements. Die Ermöglichung von Yoga-Pausen oder die finanzielle Beteiligung am Gesundheitskursen durch die Arbeitgeber*innen spiele paradoxerweise die Verantwortung für die eigene Selbstsorge zurück an die Arbeitnehmer*in: Friederike Hardering sieht – abgesehen von den unbestrittenen Vorteilen der Achtsamkeitspraxis – als Gefahr, dass das Subjekt wie bei anderen Optimierungsversprechen angehalten wird, immer achtsamer, präsenter, fokussierter und strukturierter zu sein. Das führe auch dazu, dass die alleinige Verantwortung für das effektive Management eigener Ressourcen beim Einzelnen liege: Der/die Einzelne hat die grassierende Überforderung durch Arbeit an sich selbst in den Griff zu kriegen. Die kollektive Kritik an gegenwärtigen Strategien der Arbeitskraftvernutzung werde entsprechend untergraben, die Grenzen der psychischen Machbarkeit ignoriert (Hardering & Wagner, 2019, S. 274–275).

Während die Achtsamkeit im Zuge der dritten Welle in die Verhaltenstherapie Einzug gehalten und entsprechend zur Weiterentwicklung eines effizienten therapeutischen Instrumentariums beigetragen hat, kann sie paradoxerweise als unreflektierte Symptombekämpfung gerade auch zur Aufrechterhaltung des Problemkreises der Selbstüberforderung beitragen.

Eine Gegenposition zu dieser Darstellung bezieht auch hier Dornes (2012), der mit Bezug auf Böcklings Beschreibung eines postheroischen Persönlichkeitstypus der Gegenwart hervorhebt, dass diese zugleich flexiblere wie verletzlichere Struktur dieses Persönlichkeitstypus von Praktiken der Selbstregulierung profitiert, die beispielsweise über das Achtsamkeitstraining vermittelt werden. Summa summarum scheint es sich mit den Achtsamkeitspraktiken wie bei jeglichen Praktiken, die der Selbstsorge dienen sollen, ähnlich zu verhalten: Um zu funktionieren, müssen sie besonnen in den Alltag integriert und vollzogen werden.

Ungeachtet dieser divergenten Einschätzung von Selbstoptimierungspraktiken sehen kritische Sozialwissenschaftler*innen wie King die Veränderungen der Persönlichkeits- und Verhaltensweisen, die sich aufgrund der Steigerungs- und Selbstoptimierungslogiken ergeben, als einschneidend an. King et al. weisen in ihrer Untersuchung darauf hin, dass die beschriebenen Selbstoptimierungstendenzen zu umfassenden und generationsübergreifenden Veränderungen im Selbstverhältnis führen würden. So korreliert die Wahrnehmung der Beschleunigung im Alltag mit derjenigen des Optimierungsdrucks, hoher Leistungsbereitschaft und dem Perfektionsstreben. Ebenfalls korreliert die verstärkte Beschleunigungswahrnehmung mit einem erhöhten Optimierungsdruck und einer erhöhten Angst vor dem Scheitern. Die Leistungsanforderungen und Selbstansprüche werden gemäß King et al. generationell weitervermittelt:

> Der von der Hälfte der Befragten geäußerte Wunsch, ihr Kind möge bereits von Beginn an zu den Besten gehören, korreliert mit hohen selbstbezogenen Perfektionierungsansprüchen und Selbstwirksamkeitserfahrungen, einer erhöhten Angst vor dem persönlichen Versagen sowie einer grundsätzlich starken instrumentellen Orientierung in Beziehungen. (King et al., 2019, S. 236)

Zu den Merkmalen normalisierter Überforderung gehört bei den untersuchten Biografien, dass kollektive Normen wie kontinuierliche Weiterbildung, lebenslanges Lernen und Kompetenzen-Erwerb als individuelle Selbstansprüche übernommen werden. Weiterbildungen, Berufswechsel und Neuorientierungen werden rationalisiert und bagatellisiert, auch wenn sie mit Leiden einhergehen (King et al., 2019, S. 252–253).

> Die Verschmelzung von äußeren gesellschaftlichen Zwängen und individuellen Bestrebungen wirkt gerade dort nachhaltig, wo sich äußerer Flexibilisierungs- und Optimierungsdruck mit konstanten inneren Dispositionen verbindet und wo die Subjekte somit einen Gewinn aus der Anpassung ziehen können. Der institutionell verankerte Diskurs der Optimierung kann dementsprechend an psychische Motive anknüpfen, die ihn subjektiv bedeutsam und wirksam werden lassen. (King et al., 2019, S. 254)

Das Subjekt, das seinen Selbstwert an den Idealen der Flexibilisierung und Optimierung misst, empfinde die äußeren Optimierungsansprüche entsprechend mit den eigenen Ansprüchen kohärent, auch wenn diese mit einer Überforderung einhergingen:

> Den untersuchten Individuen gelingt es wiederum gerade deshalb nicht, sich den potenziell schädigenden Aspekten von Optimierungsansprüchen zu entziehen, obgleich ihr Handeln durchaus mit negativen Folgen für die Beziehung zu Körper und Selbst, aber auch zu anderen verbunden ist. Auf diese Weise unterminieren autonomieorientierte Optimierungsbestrebungen zugleich die Bedingungen ihrer Ermöglichung: Sie labilisieren soziale Beziehungen und erschöpfen die eigenen Ressourcen im Verhältnis zum Selbst und zu anderen. (King et al., 2019, S. 254)

Die Autoren interpretieren ihre Befunde als Verschiebung im Verhältnis von »Normalität« und »Pathologie«, die anhand einer verbreiteten Normalisierung der Überforderung zustande komme. Letztere könne zu einer Bagatellisierung der Überforderung beitragen, welche nicht mehr als Leiden wahrgenommen oder artikuliert werden könne. Psychische Konflikte könnten entsprechend über kulturelle Praktiken verarbeitet werden, nicht mehr über definierte Krankheitsformen.

Diese kulturellen Praktiken könnten ähnliche Bewältigungsfunktionen erfüllen, jedoch auch mit destruktivem Risikopotenzial einhergehen (King et al., 2019, S. 255). Ein Kippfaktor ist hierbei im Bereich der Arbeit, in dem häufig die Wurzel der Burnout-Erscheinung liegt, die Wahrnehmung der *Sinnhaftigkeit* der eigenen Arbeit. Die Einschätzung der Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens gilt als Kernmerkmal des menschlichen Selbst- und Weltbildes. Gerade weil berufliche Sinnerfüllung aber mit hohem Engagement, intrinsischer Motivation und Verantwortungsübernahme einhergeht, kann sie zur »Quelle der Selbstausbeutung werden oder auch durch Arbeitgebende ausgenutzt werden« (Schnell, 2018, S. 11). Mit der Verschiebung von Arbeitsbelastungen von der körperlichen auf die psychische Ebene im Kontext der zeitgeschichtlichen Entwicklung ist ein bewusster, abgegrenzter Umgang mit der eigenen Arbeitsbelastung anspruchsvoll:

> Im Zuge der Technisierung, Digitalisierung und Deregulierung von Beschäftigungsverhältnissen nehmen Beanspruchungen durch schwere körperliche Arbeit ab, gleichzeitig erhöhen sich jedoch psychische Belastungen durch Arbeitsverdichtung, eine raumzeitliche Entgrenzung der Arbeit und Nicht-Arbeit sowie eine interessierte Selbstgefährdung. Eine auf Eigeninitiative und verinnerlichte Verantwortung gerichtete Steuerung begleitet diese Entwicklung und verändert die Balance von Freiheit und Zwang. (Freier, 2018, S. 71)

Wenn die Bedürfnisse nach Freiheit, Selbstbestimmung und Eigenzeit gegen die Sinnhaftigkeit der eigenen Arbeit abgewogen werden müssen, gegen die Anerkennung und den gefühlten Beitrag zur Gemeinschaft, stehen sich mächtige Kontrahenten gegenüber, die darüber hinaus nie ganz entflechtbar sind. Abgesehen von den institutionellen oder unternehmerischen Anforderungen an die Arbeitnehmerin muss sie den verinnerlichten »Zwang« zur sinnvollen Arbeit sorgsam mit den Ansprüchen an Ruhezeiten und Selbstbesinnung ausbalancieren.

Die Studien von King et al. zeigen auf, dass auch die Wahrnehmung der Beschleunigung, des Leistungs- und Selbstoptimierungsdrucks mehr ist als eine kollektive Stimmung. Sie weisen darauf hin, dass das Selbst- und Weltverhältnis durch die subjektive Wahrnehmung dieser Phänomene und verinnerlichte Erwartungshaltungen ebenso geprägt wird wie durch das Sozialverhalten und Beziehungsbiografien. Die Gefahr der normalisierten, systematischen Dissoziation von leiblichen, emotionalen und relationalen Bedürfnissen zugunsten der Erfüllung von Leistungsprinzipien, »sinnstiftender« Arbeit und Selbstoptimierung wird aus diesen Studien tendenziell bestätigt.

Aus dem Umkreis der kritischen Denker ist auch die These relevant, dass der Einfluss von Milieu und Sozialisation auf die mentale Gesundheit, Selbstoptimierungspraktiken und Leistungszwänge oftmals zu wenig beachtet wird. Gestützt auf Georg Theunissen heben Martin Heinze und Samuel Thoma (2019, S. 349) hervor, dass Sozialisation und »Personwerdung« eines Individuums mitbestimmen, ob äußere Ansprüche zur Überforderung oder depressiver Verstimmung führen. Nicht nur das Ausmaß des äußeren Anpassungsdrucks, sondern die Wechselwirkungen mit der Umwelt, Disposition und Resilienz spielten bei Überforderungsreaktionen eine Rolle.

Für Heinze und Thoma ist nicht die *Zunahme der Informationen* in einem beschleunigten Umfeld per se problematisch. Sie vertreten die These, dass der beschleunigte *soziale Wandel* zum drohenden oder tatsächlichen Ausschluss von Individuen aus bestimmten Gesellschaftssphären beitrage (Heinze & Thoma, 2019, S. 349). – Soziale Inklusion oder Exklusion haben einen direkten Einfluss auf Selbstwert und psychische Gesundheit. In einer Gesellschaft, in der die Verwertbarkeit des Einzelnen die Logik von Einschluss und Ausschluss prägt, ist der Fokus auf Teilhabe und Einschluss besonders relevant. Persönlichkeitsentwicklung und die Entfaltung einer individuellen Biografie, so Heinze und Thoma, seien auf soziale Orientierung und Ankerpunkte angewiesen, die das Individuum vor einer späteren Haltlosigkeit, Überforderung oder Depressivität angesichts von äußeren Anforderungen schützen könne. Die Angst vor dem Ausschluss, die das Subjekt erwartet, wenn es sich nicht konform an die Leistungsanforderungen anpasst, beschneiden den Mut zur Selbstbestimmung und unterdrücken den Freiheitsdurst.

Gestützt auf Honneth und dessen Konzept der sozialen Freiheit verstehen Heinze und Thoma psychische Störungen entsprechend als Verlust von Freiheitsmöglichkeiten:

> Wir plädieren nun dafür, psychische Störungen vor allem als *Verlust von Freiheitsmöglichkeiten* zu deuten, und zwar nicht der Freiheit *von* Zwängen oder *von* der Gesellschaft, sondern einer sozialen Freiheit, das heißt einer Freiheit *für* beziehungsweise *zur* Gesellschaft und zu sozialem Handeln (Heinze & Thoma, 2019, S. 354–355).

Die Verankerung des Subjekts im Sozialen, die über intersubjektive Beziehungen hinausgeht und auch die Teilhabe an und Einflussnahme auf soziale Prozesse miteinschließt, entspricht einer Vorstellung von Selbstverwirklichung, die gemäß den Autoren über einseitige Autonomie oder »Freiheit-von« hinausgeht (Heinze & Thoma, 2019, S. 356–357). Ohne diese Verankerung werde der Einzelne schließlich »müde« oder »erschöpft«, weil ihm seine Machtlosigkeit aufgrund fehlender Teilhabemöglichkeiten an sozialen Prozessen bewusst sei (Heinze & Thoma, 2019, S. 357). Überforderung und Depression werden hier verknüpft mit einer eingeschränkten Selbstverwirkli-

chung, bei der Konformismus und Anpassung anstelle von Individualität gelebt wird. In der Sprache der Dissoziation leidet das Subjekt an der Detachierung von sozialen Freiheitsbedürfnissen, die für seine mentale Gesundheit vorausgesetzt sind.

Fuchs wiederum beschreibt den Konflikt des Subjekts in einer beschleunigten Gesellschaft vor dem Hintergrund seines Paradigmas der zyklischen vs. linearen Zeiterfahrung als Desynchronisierung von Eigen- und Weltzeit, als *Chronopathologie*. Er geht davon aus, dass depressive Erkrankungen insbesondere als Reaktionen auf eine »entfremdete Herrschaft der linearen Zeit« zu verstehen sind. In der beschleunigten Gesellschaft sei die »zyklische Zeit des Lebens und des gelebten Leibes« entsprechend von einem linearen Zeitverständnis abgelöst worden (Fuchs, 2019a, S. 52). Nicht mehr die Eigenzeit physischer und psychischer Entwicklungs- und Erholungsprozesse, sondern eine möglichst optimierte, effizienzgesteigerte Zeitnutzung beherrscht den Umgang mit sich selbst und der Umwelt. Das Subjekt muss neben der Eigenzeit auch das Investment in (zwischenleibliche, intersubjektive) Beziehungen planerisch beschränken, seinen Rückzug und das Bedürfnis nach Introversion zurückstellen, um mit dem beschleunigten Takt der linearen Zeitlichkeit mithalten zu können. Burnout und Depression versteht Fuchs als Folgen der Chronopathologie. Die Desynchronisierung gehe mit Selbstüberforderung, illusionären Erwartungen und unzureichenden Resynchronisierungsfähigkeiten einher (Fuchs, 2019a).

> Die Herrschaft des linearen Zeitprinzips lässt den Individuen nur die Wahl, sich in vorauseilender Unterwerfung anzupassen und nach ständiger Mehrleistung zu streben oder aber in eine Desynchronisierung zu geraten und zu dekompensieren – eine derzeit populäre Bezeichnung dafür ist Burn-out, ein Syndrom, das schließlich in eine vollständige Depression münden kann. (Fuchs, 2019a, S. 52–53)

Die nachweisliche Wirksamkeit psychotherapeutischer Interventionen hinsichtlich der Atmung (Stutz & Schreiber, 2017) bzw. des Atemrhythmus ist ein anschauliches Beispiel dafür, wie essenziell die Verbindung und Einstimmung in die zyklischen Rhythmen des Leibes – auch in der zwischenleiblichen Regulation über den psychorespiratorischen Effekt – für die mentale Gesundheit ist. Psychische Krankheiten, aber auch soziale und körperliche Störungen sind nach Fuchs oft dadurch charakterisiert, dass die zyklischen Lebensprozesse entgleisen und die Rhythmisierung des Alltags nicht mehr gelingt (Fuchs, 2020, S. 297, 311). In der Sprache der Dissoziation lässt sich die unverbundene Parallelstruktur von linearen und zyklischen Prozessen als Kompartmentalisierung beschreiben. Diese muss zugunsten des Funktionierens im gesellschaftlichen System der Leistungsanforderungen aufrechterhalten werden. Gleichzeitig rächt sich eine zu einseitige und kategorische Unterjochung der leiblichen und emotionalen Bedürfnisse durch die unbewusste Entwicklung psychosomatischer oder körperlicher Störungen.

Der Durchgang durch diese kondensierten Studien, die sich mit dem Thema der Überforderungsgesellschaft kritisch auseinandergesetzt haben, unterstützt die These, dass ein gesunder Umgang mit den inneren und äußeren Lebensanforderungen sowohl ein gewisses Maß funktionaler Dissoziation erfordert als auch an zu einseitigen und verhärteten Dissoziationen scheitern kann. Die Normalisierung eines Zustands, der durch Gefühle der Überforderung geprägt ist, scheint insgesamt negative Auswirkun-

gen auf die Entwicklung und die Ausbildung der individuellen Identität und auf die mentale Gesundheit zu haben. Insuffizienzgefühle und Freiheitsverluste als Tribut einer hochfunktionalen, leistungsfähigen Existenz scheinen weder gewünscht noch unvermeidbar. Entsprechend zeigt sich der Bedarf an Werten und Alternativen, die den Prinzipien von Selbstoptimierung und Leistung die Waage halten können. Die Leitwerte der Selbstoptimierung und Leistung unterstützen ein einseitiges und dissoziatives Selbstmanagement und eine Arbeitskultur, die nicht nur auf der Ebene des Subjekts, sondern des gemeinschaftlichen Selbst- und Weltverständnisses, in Arbeitsprozessen und Institutionen zu Belastungsreaktionen beiträgt, die der mentalen und sozialen Gesundheit entgegenlaufen. Fuchs hebt final orientiert hervor, dass die Entgegnung auf eine »Normalisierung der Überforderung« – ganz im Sinne des vierten hermeneutischen Kriteriums der Prozesshaftigkeit/Offenheit – darin bestehen sollte, dass das Individuum lernt und darin unterstützt wird, die selbstgewählte Überforderung zu durchschauen und zurück zu einer Selbstwahl zu finden, die nicht auf einem »Opfer-Mythos« beruhe (wie er z. B. beim Burnout die Selbstwahrnehmung dominiere), sondern auf Eigenverantwortung (*Thomas Fuchs*, o. J.).

5.3.3 Über Burnout und dysfunktionale Selbstoptimierung hinaus: Belastungsstörungen als Ursache von Sozialpathologien

Burnout und Depression gehören zu den beispielhaften psychopathologischen Syndromen, die Teil der gesellschaftlichen »Aufmerksamkeitssteigerung« wurden und die insbesondere in der zeitgenössischen kritisch-theoretischen Debatte umfassend besprochen werden. Sie als »Sozialpathologien« einer zunehmenden Überforderungsgesellschaft besser verstehen zu können, setzt voraus, dass normative Leitprinzipien der Gesellschaft und institutionelle Dynamiken, die mitursächlich zur Überforderung beitragen, identifiziert werden (vgl. Kap. 5.3.2). Individuelle Pathologien der Erschöpfung können durch kollektive Dynamiken verstärkt werden und zur Normalisierung oder Aufrechterhaltung von Entfremdungsprozessen beitragen.

Mit dem Fokus auf Erschöpfungsdepression und Selbstoptimierung geht aber auch die Gefahr einer Engführung einher: Die oben zitierten Analysen, die weitgehend dem Sammelband »Das überforderte Subjekt« (Fuchs et al., 2019) entnommen sind, zeigen einerseits das Erkenntnispotenzial interdisziplinärer Analysen, die subjekt- und gesellschaftstheoretische Befunde in Zusammenhang bringen. Andererseits kommt die Frage ins Blickfeld, ob nicht auch weitere psychopathologische Störungen sinnvollerweise in einen Zusammenhang mit den gesellschaftskritischen Analysen gestellt werden sollten.

Gegenüber der Sensibilisierung und Beachtung, die Depression als Zeitdiagnose sowohl in Form einer umfassenden Debatte als auch durch politische Maßnahmen und Aufklärung erhalten hat, sind komplexere Indikatoren dysfunktionaler psychischer Bewältigungsmechanismen, die epidemiologisch nicht eindeutig einem Krankheitsbild zugeordnet werden können, im Hintergrund geblieben. Dornes (2016, S. 121) bemängelt, dass beispielsweise das diagnostische Raster der Psychopathologie gewisse Menschen mit einer »polymorphen Symptomatik«, die auch körperliche Erkrankungen, milieuspezifische Risikofaktoren oder spezifische Belastungserfahrungen in Betracht zieht, nicht erfassen kann. Einige Personen sind beispielsweise nach Schicksalsschlägen oder durch

familiäre oder psychosomatische Belastungen gesellschaftlich nicht integriert und leiden darunter. Schwere und allenfalls zivilisationsbedingte Krankheiten und Faktoren (z.B. weniger kategorisierbare psychosoziale Herausforderungen wie Verarmung des Familienklimas, erhöhtes milieuspezifisches Adipositasrisiko) blieben im Hintergrund. Solche Indikatoren ließen sich nicht in ein einzelnes Störungsbild wie dasjenige der Depression docken, sondern erforderten eine komplexere Betrachtung (Dornes, 2016, S. 124).

Neben der Kritik an einem zu engen Fokus auf depressive Störungen ist auch die immanente Komplexität depressiver Erkrankungen, insbesondere mit Blick auf die multikausale Genese dieses Krankheitsbildes, konzeptuell herausfordernd. Die Besprechung der ausgewählten Beiträge hat plausibel gezeigt, dass *reaktive* Burnouts durch Optimierungsdruck, Flexibilisierung und Überforderung befördert werden. Als Reaktion auf äußere Belastungen oder gesellschaftliche Überforderung hängt die Entwicklung von Depressionen von diversen individuellen biopsychosozialen Faktoren ab, etwa von der genetischen Disposition, von Resilienz, Sozialisation, psychischem Strukturniveau oder wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Umständen (wie beispielsweise der Beschleunigung). Zugleich treten depressive Erkrankungen oftmals in einem komorbiden Kontext auf, beispielsweise als Begleiterscheinung einer vorliegenden psychischen oder physischen Krankheit. Der Faktor der Komorbidität von depressiven Störungen wird in den sozialkritischen Entfremdungsanalysen zu wenig mit in Betracht gezogen.

Ein weiterer Aspekt, der sich an dieser Stelle ergänzen lässt, wird von Fuchs in seiner Diskussion der Chronopathologie des überforderten Subjekts zwar beiläufig erwähnt, aber nicht weiterverfolgt. Es ist der Gedanke, dass der Gegenpol der Depression im Zustandsbild der *Manie* beschrieben werden kann (Fuchs, 2020, S. 311). Die Charakterisierung des Manischen, namentlich die Beschleunigung der Aktivität, der Aktivismus und ein gesteigerter Antrieb, die Missachtung der körperlichen Bedürfnisse und der Zeichen der Erschöpfung, findet ihren Gegenpol im depressiven Zustandsbild, das durch Antriebslosigkeit, lähmende Verlangsamung, gesteigertes Schlafbedürfnis etc. gekennzeichnet ist. Während sich die klassische pathologische Manie in einer allzu extremen Symptomatik zeigt, um als sozialpathologische Kategorie Verwendung zu finden, ist das hypomane oder dauergestresste Verhalten als normalisierter Modus einer leistungsgesteigerten, beschleunigten Lebensweise in den erörterten Befunden deutlich sichtbar. Vor diesem Hintergrund scheint es plausibel, einen kollektiv normalisierten *hypomanen Habitus* zu identifizieren, der auf ein anhaltend hohes Stressniveau reagiert und als Risikofaktor für eine reaktive Depression gilt. Der Faktor des Dauerstresses gehört insgesamt als elementarer Bestandteil von Erklärungsmodellen psychischer Krankheiten (Vulnerabilitäts-Stress-Kompetenz-Modelle) expliziter in die Diskussion um krankmachende Aspekte der Gesellschaft. Das aggressive, verdinglichende und beschleunigte Verhältnis zur Welt, das Rosa als sozialpathologisch identifiziert, kann mit dem Begriff des hypomanischen Weltverhältnisses treffend beschrieben werden.

Insgesamt deuten solche Beobachtungen meines Erachtens darauf hin, dass eine Untersuchung gegenwärtiger »Sozialpathologien« den Fokus über Depression hinaus erweitern und insgesamt die Beschränkung auf klar abgrenzbare Diagnosen zur Bestimmung von Sozialpathologien relativieren sollte. Zur Erfassung von Sozialpathologien ge-

hört das Aufdecken von kollektiv geteilten Überzeugungen, von Normen und Bewältigungsstrategien. Bezüglich der Frage, wie sich die sozialpathologische Normalisierung von dysfunktionalen, selbstschädigenden Überzeugungen und Bewältigungsstrategien wie dem Leistungs-, Beschleunigungs- oder Selbstoptimierungsideal in der individuellen Pathologie abbildet, lohnt sich ein Rundumblick in die öffentliche Debatte um »psychische Krankheiten« ganz allgemein.

Welche psychischen Störungsbilder sind neben Depression und Burnout in den Fokus der kollektiven Aufmerksamkeit gerückt? – Hervorzuheben sind *Belastungsstörungen*, die seit den 1980er Jahren mit der Aufnahme der Posttraumatischen Belastungsstörung in die psychiatrische Diagnostik auch in der öffentlichen Debatte zunehmend Beachtung gefunden haben. Mit Mut zur Pauschalisierung – aber mit Blick auf die moderne Bindungstheorie und die epigenetische Forschung nicht fern von Evidenz – bezeichnet Gabor Maté (2021) Psychotraumata als »common template« aller psychischen Störungen. Maté ist ein inzwischen weit über Kanada hinaus bekannter Psychiater und Autor, der sich auf die Psychotraumatologie spezialisiert hat. Die Gen-Umwelt-Interaktionen, die in jedem individuellen Profil einzigartig sind, spielen eine entscheidende Rolle für seine Hypothese als transgenerationelle und intersubjektive, soziale Faktoren (dazu gehören insbesondere auch zwischenleibliche Interaktionsmuster und frühkindliche Ausprägungen des Leibgedächtnisses, die zwischenleiblich erworbene Selbstregulationsfähigkeit wie auch erfahrene traumatische Erlebnisse oder wiederholte episodische »Mini«-Traumatisierungen in den nahen Beziehungen).

Hinsichtlich der verbreiteten kollektiven Wahrnehmung einer weltweiten Polykrise ist der Fokus auf Belastungsstörungen besonders relevant, weil diese mit einem erhöhten Stresslevel und Gefühlen der Machtlosigkeit einhergehen. Aufgrund der verbreiteten Wahrnehmung, dass nicht nur man selbst, sondern auch die politischen Eliten gegenüber den weltpolitischen Entwicklungen vielfach machtlos erscheinen, nehmen mit der Abnahme des politischen Vertrauens und der Erschwernis, positive Zukunftsaussichten zu entwickeln, auch die Gefühle der Machtlosigkeit und der Sinnlosigkeit des eigenen Lebens zu. Diese Sinnleere korreliert einerseits mit den Ohnmachtsgefühlen, andererseits mit einer Zunahme depressiver und suizidaler Gefühle (Schnell et al., 2018).

Als erwiesenermaßen ätiologisch relevanter Faktor bei der Entwicklung einer psychischen Störung wird *Stress* auch bei der zeitgenössisch vieldiskutierten Diagnose der Aufmerksamkeitsdefizitstörung (ADHS) als Auslösefaktor für psychopathologisches Verhalten gewichtet. In einem gesellschaftskritischen Verständnis von ADHS versteht Maté die Störung als eine »normale« (Überforderungs-)Reaktion auf eine anhaltend zu stressüberfrachtete Beziehungs- und Wirklichkeitserfahrung in der Kindheit. Der erlebte Stress könne im kindlichen Gehirn nicht verarbeitet werden, was dazu führt, dass das Aufmerksamkeitserleben fragmentiert, chaotisiert wird und durch das dissoziative Erleiden dieses Zustands die gezielte Steuerung des Verhaltens und der Selbstregulierung erschwert wird (bei Symptomen der beeinträchtigten Aufmerksamkeitslenkung, Impulsivität, psychomotorische Unruhe etc.) (Maté, 2019; vgl. Kap. 5.3.4 zu Aufmerksamkeitsdefizitstörung). Aktuelle Studien untersuchen die Rolle von Kindheitstraumata und dissoziativen Erfahrungen in Kindheit und Jugend als Mediatoren für die Aufrechterhaltung von ADHS-Symptomen bis ins Erwachsenenalter. Zwischen Kindheitstraumata und der Diagnose wie auch der Schwere von ADHS-Symptomen be-

steht ein signifikanter Zusammenhang (Kandeğer et al., 2025, S. 554–555). Eine Studie, die den Zusammenhang zwischen Gaming Disorder, dissoziativen Erfahrungen und ADHS untersucht, weist nach, dass dissoziative Symptome bei jungen Erwachsenen die psychopathologischen Erscheinungen auch unabhängig von ADHS-Diagnose und Kindheitstraumata signifikant mitbedingen (Kandeğer et al., 2022).

Maté (2023) sieht die Zunahme von ADHS-Diagnosen auch im Zusammenhang mit seiner Normalisierungsthese, dass Traumatisierungen in unserer Gesellschaft bereits stark (sozialpathologisch) normalisiert worden sind, sodass wir unsere eigenen traumatischen Abwehrmechanismen und die sozialen Dynamiken, die damit einhergehen, nicht mehr als dysfunktional erkennen. Symptome wie Gedächtnislücken, Entfremdungsgefühle sich selbst oder der Umwelt gegenüber (vergleichbar mit Depersonalisations-/Derealisierungserfahrungen) sowie anhaltende Reizüberflutung (*hyperarousal*) werden normalisiert.

Angesichts der aktuell anhaltenden Revision im wissenschaftlichen ADHS-Diskurs kann die »Aufmerksamkeitsdefizitstörung« im öffentlichen Diskurs durchaus auch als Kandidatin für eine Zeitdiagnose mithalten. Trauma und ADHS sind zu »Volksbegriffen« geworden, die mit der Prominenz des »Burnout«-Begriffs gleichauf sind oder ihm auch den Rang ablaufen können. – Wie lässt sich dieses Phänomen aus sozialphilosophischer Sicht einordnen? – Lässt sich die Popularität von »Trauma«- und »ADHS«-Selbstzuschreibungen und die Zunahme von Diagnosen als Hinweis auf zeitrelevante Sozialpathologien lesen?

Weitere psychopathologische Störungen wie *Entwicklungsstörungen*, *Angststörungen* (insbesondere die Zunahme von Trennungsängsten, Sozialphobien), *Persönlichkeitsstörungen*, *Essstörungen*, aber auch in den letzten zwei Dekaden entwickelte Diagnosen wie *Gaming Disorder* oder *Hikikomori*[3] lassen sich in Bezug zu den identifizierten Paradigmen und Dynamiken der digitalen Gesellschaft, institutionellen und familiären Praktiken diskutieren. Studienergebnisse zu den langfristigen Auswirkungen der weltweiten Polykrise auf die mentale Gesundheit, insbesondere die Auswirkungen und weltweiten politischen Restriktionen während der Covid-19-Pandemie weisen nach, dass die mentale Gesundheit insbesondere bei Kindern und Jugendlichen in verschiedenen Ländern abgenommen hat. In den folgenden Kapiteln werden Befunde zu diesen Phänomenen diskutiert.

5.3.4 Entwicklungs- und Belastungsstörungen als Kandidaten für Sozialpathologien in der digitalen Gesellschaft

Die umfassende Forschung zur Psychotraumatologie hat seit den 1980er Jahren nicht nur die psychodynamischen Theorien revolutioniert, sondern durch den Wirkungsnachweis der imaginativen und körperfokussierten Techniken auch grundsätzliche Unterschiede der psychotherapeutischen Schulen relativiert (Horn, 2020). *Belastungsstörungen* entstehen als Reaktion auf verletzende oder überfordernde Ereignisse oder anhaltend trauma-

3 Author, 2023; Stangl, o.J.; Hikikomori bezeichnet ein Phänomen des extremen sozialen Rückzugs, das insbesondere in Japan mit geschätzt 230.000 im Jahr 2014 und im Jahr 2023 mit geschätzt bereits 1,46 Millionen Betroffenen stark zugenommen hat; Teo & Gaw, 2010.

tische Umstände. Diese können sich in der Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) zeigen und bei Beginn in der Kindheit zu strukturellen Entwicklungsdefiziten führen. Je nach individuellen Voraussetzungen und Schweregrad der Traumatisierungen umfassen die langfristigen Beeinträchtigungen Bindungs- und Regulationsstörungen sowie Persönlichkeitsakzentuierungen und -störungen. Eine für die vorliegende Auseinandersetzung relevante Unterscheidung ist diejenige zwischen der PTBS und der sogenannten K-PTBS, der Komplexen Traumafolgestörung.

Zuerst wird mit Rückgriff auf Kapitel 3.4 der Zusammenhang zwischen frühen Entwicklungsstörungen und der Pathogenese von Belastungsstörungen rekapituliert, bevor die PTBS und die K-PTBS diagnostisch kurz dargestellt werden. Ebenfalls folgt ein kurzer Kommentar zur klinischen Diagnose des Aufmerksamkeitsdefizitsyndroms (ADHS), die u.a. von Maté als Kandidatin für eine »Zeitdiagnose« betrachtet wird. In einem nächsten Schritt werden die individuellen traumatischen Vorbelastungen der These gegenübergestellt, dass Gesellschaftsdynamiken wie Beschleunigung, Selbstoptimierungs- und Leistungsdruck sowie Marktlogiken der digitalen Gesellschaft traumatische Bewältigungsstrategien und Depressionen verstärkt auslösen und zugleich normalisieren.

Rekapitulation des Zusammenhangs von frühen Entwicklungsstörungen und der Pathogenese von (Belastungs-)Störungen: Der Einfluss der frühkindlichen Beziehungserfahrung und Bindung auf die spätere Pathogenese von psychischen Krankheiten wurde in Kapitel 3.4 diskutiert, insbesondere gestützt auf die moderne Bindungstheorie. Trotz der Wichtigkeit frühkindlicher Erfahrungen für die Entwicklung wäre es verfehlt anzunehmen, dass alle Traumapatient*innen auch Frühstörungen erworben haben. Die psychische, kollektive und kulturell unterschiedliche Repräsentation, Bewältigung und Pathogenese psychischer Traumatisierungen sind ebenso komplex wie archetypisch. Psychische Traumatisierungen gehören zur Menschheitsgeschichte, zur epigenetisch übertragenen Familiengeschichte ebenso wie zu Einzelschicksalen (Lebow et al., 2019). Nicht alle Menschen, auch wenn sie nicht sicher gebunden sind, entwickeln nach traumatischen Ereignissen gleichermaßen Symptome einer Posttraumatischen Belastungsstörung. Gleichzeitig können sicher gebundene Menschen dispositionelle oder erworbene »Sollbruchstellen« in der psychischen Struktur aufweisen, welche die Entwicklung von posttraumatischen Störungen begünstigen. Es gibt wiederum Menschen mit traumatischen frühen Bindungserfahrungen, beispielsweise einer bereits pränatal hohen Stressbelastung, die sich zur gesunden Ich-Stabilität und Beziehungsfähigkeit hin entwickeln. Die Varianz ist hoch, die individuelle Gleichung entscheidend.

Die lebensgeschichtlich verleiblichte (*embodied*) Erfahrung von (traumatischem, den Überlebensmodus triggerndem) Stress, Erleben und daraus resultierenden Weisen der Selbst-, Beziehungs- und Weltwahrnehmung gehört zu den Grundvariablen, die als Vulnerabilität oder Resilienz-Boden über den späteren Verlauf der mentalen Gesundheit mitentscheiden. Die Annahme der hohen Plastizität und langfristigen Bedeutung der frühkindlichen Gehirnentwicklung für die mentale Gesundheit wird als normativ bedeutsam aufgenommen. *Sie wird zur These führen, dass der beste Schutz einer Gesellschaft vor Sozialpathologien der sorgsame, bedürfnisgerechte, zutrauende und ausreichend Sicherheit vermittelnde Umgang mit ihren Kindern ist.* – Entsprechend fasse ich die Hauptaussagen des Kapi-

tels 2.6 nochmals zusammen, das den Zusammenhang zwischen Frühstörungen und der späteren Vulnerabilität für Traumatisierungen und psychische Krankheiten beleuchtete – während andere Faktoren wie das sozioökonomische Umfeld, die zeitgenössischen kulturellen Auffassungen oder die politische Sicherheit nachfolgend besprochen werden.

Die MAT geht davon aus, dass die frühkindliche Entwicklung der rechten Gehirnhälfte, die für das Prozessieren emotionaler und sozialer Informationen verantwortlich ist, als »Hardware« für die spätere Persönlichkeit innerhalb der ersten zwei bis vier Jahre in wesentlicher Form ausgebildet wird. Sie wird zur lebenslangen, impliziten und strukturellen Grundlage für die psychobiologischen und intersubjektiven Vorgänge und die spätere Pathogenese von psychischen Störungen.

Zwei Grundannahmen sind leitend: Erstens wird angenommen, dass die mütterliche Einstimmung (*attunement*) bei der Regulierung der dynamischen kindlichen Erregung (*arousal*) und der energetischen, affektiven Zustände für die Entwicklung einer sicheren Bindung wesentlicher ist als die bewusste Einstimmung und Regulation der kognitiven Wahrnehmungen und des Verhaltens. Die erste Grundannahme begründet den Paradigmenwechsel von der kognitionsorientierten zur zwischenleiblich-emotionsfokussierten Intersubjektivitätsforschung. Zweitens wird angenommen, dass eine ideale Einstimmung der mütterlichen Bezugsperson nicht immer durchgehend möglich ist. Entsprechend wird als entscheidend erachtet, wie die Bezugsperson dem Kind nach Abstimmungsbrüchen und Fehlabstimmungen dabei hilft, diese zu überwinden, zu trösten und sich wieder anzunähern (*rupture and repair*). Eine mütterliche Bezugsperson, die »gut genug« in Beziehung mit dem Kind steht, kann nach der Stresssituation zeitnah zu einer Wiedereinstimmung beitragen, indem sie auf die negativ erlebte Erregung des Kindes regulierend eingeht (A. N. Schore, 2019b, S. 33).

Die Art und Weise, wie ein Baby bei der Regulation des frühkindlichen Stresses unterstützt wird, ist wegweisend dafür, wie es später auf Stress und Übererregungszustände reagieren und Resilienz entwickeln kann. Von den sozial erworbenen Ressourcen der rechten Gehirnhälfte, die sich im Verlauf der Gehirnentwicklung zuerst ausbilden, hängen die weitere Ausbildung der Mentalisierungsfähigkeit (u.a. Empathiefähigkeit), des Selbstbewusstseins, der Identifikation mit anderen und weitgehende intersubjektive Kompetenzen (Interaktion und Kommunikation, Teilen von Ansichten, Nachvollzug von Gefühlen und Meinungen anderer, Konfliktregulation und Kooperation) ab (A. N. Schore, 2019b, S. 41). Eine Dysregulation der rechten Gehirnhälfte ist das Resultat einer traumatischen Bindung, die oft am Anfang einer lebenslangen komplexen Traumatisierung steht. Wenn keine oder eine unzulängliche mütterliche Fürsorge vorhanden ist, verursacht dies einerseits einen anhaltenden Grundstress (mit erhöhter Cortisol-Ausschüttung), andererseits eine erhöhte Anfälligkeit für den Umgebungsstress und eine langfristig negative Beeinflussung der mentalen Gesundheit (Rass, 2012, S. 113). Insbesondere bei Entwicklungstraumata durch Misshandlung oder Vernachlässigung kann eine schwere Affektdysregulation entstehen, die durch traumatische Reaktionsweisen wie Selbstregulations-, Verhaltensstörungen und Dissoziation gekennzeichnet ist.

Die frühkindliche soziale Interaktion beeinflusst nicht nur die Fähigkeit zur Affektregulierung, sondern grundsätzlicher die Gehirnentwicklung. Während eine ausreichend sichere Bindung und die resultierende Fähigkeit zur Selbst- und Beziehungs-

regulation als entscheidend für die psychische Gesundheit und Resilienz betrachtet werden, erhöht eine frühe Bindungsstörung die Vulnerabilität und damit das Risiko für Entwicklungsstörungen und spätere psychische Erkrankungen.

Die Auswirkungen von traumatischen Beziehungs- und Bindungsstörungen in der frühen Kindheit sind gerade mit Blick auf die sozialkritische Annahme, dass frühkindliche Mentalisierung und Affektregulation in der digitalen Gesellschaft aufgrund der Prominenz digitaler Geräte wie Smartphones Veränderungen unterliegen, bedeutsam. Die Spielräume der Aufmerksamkeit, auch das Aufmerksamkeitsfeld zwischen der elterlichen und kindlichen Abstimmung werden im Kontext der Digitalisierung verändert. Darüber hinaus ist das Verständnis der frühkindlichen Beziehungs- und Bindungsentwicklung aus sozialphilosophischer Sicht auch z.B. im Kontext der gesellschaftlich immer wieder neu diskutierten Frage nach den relationalen Bedürfnissen und der Optimierung der Frühkind-Fremdbetreuung relevant. Sie unterliegen den psychologischen Empfehlungen und Anforderungen an Eltern und Betreuungsinstitutionen.

Als langfristige Folgen einer frühkindlich normalisierten Trauma-Response als primärem Funktionsmodus wird neben der eingeschränkten Konfliktfähigkeit und der Unfähigkeit, enge Bindungen auszuhalten, auch die generelle Angst nicht nur vor äußeren Geschehnissen und Reaktionen identifiziert, sondern auch vor dem inneren Geschehen und den eigenen Gefühlen. Zu den dysfunktionalen und oft über Generationen weiter vermittelten Bewältigungsstrategien gehören dann das anhaltende Gefühl des inneren Stresses und der Überforderung, aber auch der inneren Taubheit ebenso wie dysfunktionale Wahrnehmungen und defensiv geprägte Verhaltensstrategien in den Beziehungen, die z.B. gekennzeichnet sind durch starke Projektionen oder misstrauische Einstellungen, die ein stabiles wechselseitiges Vertrauen erschweren. Gerade weil ein Kind im Modus des anhaltenden Stresses auch Expert*in im unbewussten »Lesen« der Mitmenschen (veräußert in Mimik, Körpersprache, Verhalten) werden muss, um rasch zu reagieren, gehören hochsensible Fähigkeiten oftmals mit ins Bild.

Frühe Bindungstraumata können zu späteren psychopathologischen Entwicklungen führen, die oft mit primären und sekundären Dissoziationen und Selbstregulationsdefiziten einhergehen. Im Anschluss an Diamond dienen primäre Dissoziationen als instinktive Überlebensmechanismen, während sekundäre Dissoziationen sozialen Herausforderungen und Entfremdungsphänomenen zugrunde liegen. Die Bewusstwerdung und der bewusstere Umgang mit Dissoziationen wurden in Kapitel 3.4 als wichtige Faktoren für die psychische Gesundheit und die Entwicklung einer psychodynamisch informierten Ethik hervorgehoben.

Der normative Anspruch an Gesellschaft und Politik scheint ausgehend von der Orientierung an Belastungsreaktionen und entwicklungspsychologischen Voraussetzungen klar: Das Narrativ, dass Selbstwert und Leistung, Selbstoptimierung und Anerkennung einseitig verkoppelt werden, lässt sich aus einem ganzheitlichen, den relationalen, leiblichen Bedürfnissen stärker Beachtung zollenden Blickwinkel erweitern. Ziel ist, dass Bildung, Familie, Institutionen und Arbeitskulturen auf eine Weise gestaltet werden, dass die individuellen und sozialen Belastungen vermindert werden und die biopsychosoziale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen ebenso wie die mentale »Volksgesundheit« gefördert werden kann.

Posttraumatische Belastungsstörungen (PTBS)

Die bekannteste Diagnose einer Belastungsstörung ist die Posttraumatische Belastungsstörung. Unterschieden wird u.a. zwischen natürlichen, akzidentiellen und von Menschen verursachten (*man made*) Traumata. Natürliche Traumata entstehen z.B. durch die Erfahrung von Umweltkatastrophen oder Unfällen (Donovan, 1991, S. 434). Akzidentielle Traumata sind von kürzerer Dauer und werden beispielsweise ausgelöst durch Verkehrsunfälle oder einen Blitzschlag. Technische, atomare oder andersartig folgenreiche Naturkatastrophen sind Beispiele für Auslöser von langandauernden akzidentiellen Traumata. Zu den durch Menschen verursachten Traumatisierungen gehören z.B. Missbrauch, Vernachlässigung oder Folter (Donovan, 1991, S. 434): Für zwischenmenschliche Traumata können einmalige Ereignisse wie eine Vergewaltigung oder die punktuelle Erfahrung körperlicher Gewalt, aber auch langanhaltende resp. wiederholte Erfahrungen von körperlicher und sexueller Gewalt, Folter, Krieg oder Geiselnahme als mögliche Ursachen genannt werden. Von den natürlichen und zwischenmenschlichen Traumata wird zusätzlich die Kategorie der medizinisch verursachten Traumata unterschieden. Ein Beispiel hierfür wäre die Fehldiagnose und Behandlung einer schweren organischen Erkrankung wie Krebs. Zur Symptomatik der PTBS gehören fünf Hauptkriterien: 1. Erlebnis eines Traumas, 2. Intrusionen (unwillkürliche und belastende Erinnerungen an das Trauma), 3. Vermeidungsverhalten und allgemeiner emotionaler Taubheitszustand, 4. anhaltende physiologische Wachsamkeit (*hyperarousal*) und 5. Dauer der Symptome (länger als einen Monat) (Horn, 2020, S. 20; Maercker, 2013, S. 13–34).

Komplexe Posttraumatische Belastungsstörungen (K-PTBS)

Zunehmend hat sich die Abgrenzung der klassischen PTBS von der Komplexen Posttraumatischen Belastungsstörung (K-PTBS) durchgesetzt. Wie einzelne traumatische Erlebnisse können auch frühe komplexe Traumatisierungen zu schwerwiegenden psychischen und neurobiologischen Folgen (insbesondere auch zu dissoziativen Bewältigungsstrategien, vgl. Kap. 4.2.3, Kap. 4.2.4 und Kap. 4.2.5) führen. Hierbei ist wichtig zu beachten, dass die Symptomatik von Komplexen Belastungsstörungen, wie sie von Judith Herman et al. (1989) eingeführt wurde, nicht reduzierbar ist auf wiederholte Erfahrungen von Missbrauch oder Vernachlässigung in der Kindheit (wie es z.B. durch das auf dem ICD-11 basierenden KERF-Interview zur Erhebung belastender Kindheitsereignisse in der deutschsprachigen Diagnostik impliziert wird).

Komplexe Belastungsstörungen mit Beginn in der Kindheit können auftreten, *wenn die primären Beziehungserfahrungen keine gesunde, nachhaltige und sicherheitsgebende Bindungsentwicklung ermöglichen*. Nach Tian Dayton heißt das in anderen Worten, dass Komplexe Belastungsstörungen im weitesten Sinn entstehen können, wenn sich ein Kind oder eine Person nicht gehört oder gesehen fühlt, wenn das Kind nicht so geliebt und angenommen wird, wie es ist, und entsprechend verinnerlicht, dass es ungeliebt und ungenügend ist, dass seinen ureigensten Bedürfnissen keine Erfüllung in der Beziehung zu anderen möglich ist. Komplexe Traumatisierungen in der Kindheit können auch entstehen, wenn die primäre Beziehungs- und Welterfahrung durch Gefühle der Unsicherheit und Zerrüttung geprägt ist, wenn die Primärbeziehungen als brüchig, vernachlässigend oder missbräuchlich erlebt werden (Dayton, 2023, S. 7).

Erfolgreiche und erlebbare Selbstregulation kann nur aus einer erfolgreichen »Co-Regulation« entstehen. Akkumulierte Gefühle von Angst, Verletzung, Schmerz oder Wut sind überfordernd. Das Kind braucht eine relationale Unterstützung bei der Regulation seiner starken, oft bedrohlich erlebten Affekte. Erfolgreiche Koregulation basiert weitgehend auf unbewussten (*embodied*) Prozessen, Wahrnehmungen und repräsentierten Beziehungserfahrungen. Die Koregulation unterstützt die Besänftigung der physiologischen Aufregung, die mit emotionaler Aufruhr einhergeht. Sie wirkt also unmittelbar an der Schnittstelle geistiger und leiblicher Prozesse (Dayton, 2023, S. 3).

Die unaushaltbaren Gefühle müssen bei fehlender Ko-Regulation oder eingeschränkter Selbstregulationsfähigkeit dissoziiert werden und können entsprechend nicht ausreichend verarbeitet werden. Das Kind kann im Selbstverhältnis und im Verhältnis zu anderen Kohärenz erleben, wenn es sich im eigenen Gefühlserleben gesehen, gespiegelt und regulierend getragen fühlt. Unzureichend prozessierte, kompartmentalisierte Gefühle wie Verzweiflung oder Verlassenheit führen in individueller Kombination z.B. zu depressiven Symptomen, tief internalisierten Scham- und Schuldgefühlen, zu frei flottierender Angst, Albträumen, psychosomatischen Rückenschmerzen, emotionalen oder physischen Verspannungen, Zorn oder Gewalttätigkeit. Häufig wird von anderen Menschen keine effektive Hilfe erwartet, Selbstmedikation oder Selbstheilungsversuche mit Alkohol oder anderen Suchtmitteln gehören ebenfalls zum Symptomkreis komplexer traumatischer Belastungsstörungen (Dayton, 2023, S. 7).

Der weitreichende Einfluss von Traumatisierungen auf das Leibgedächtnis wurde in den letzten Jahrzehnten ausführlich erforscht (Leuzinger-Bohleber, 2019, S. 313). Stephen Porges (2018) hat den Begriff der »Neuroception« eingeführt, um die komplexen und weitgehend unbewussten Veränderungen der Signalrezeption bei Traumapatient*innen auf körperlicher und geistiger Ebene zu beschreiben. Die Neurozeption bezeichnet den Prozess der Verarbeitung von subtilen, zwischenleiblich wahrgenommenen Reizen, der darüber entscheidet, ob das »Social Engagement System« als Bewältigungsmodus ausreicht oder ob stattdessen der Überlebensmodus mit Abwehrmechanismen wie Kampf, Flucht, Erstarren, Fragmentierung, *fawn response* hochfährt:

> Neuroception is the process through which we learn to read the subtle signals coming toward us so that we can discern if we're safe to interact or if our nervous system needs to brace itself for zingers, rejections, competition, or criticism. Can we relax and be ourselves in this situation, or do we need to self-protect? If the signals we're picking up from those we depend upon are indifferent, cold, dismissive, or threatening, this neuroception system sets of an inner alarm, which is followed by a reflexive cascade of mind-body responses honed by eons of evolution to keep us from being harmed. (Dayton, 2023, S. 3)

Die neurobiologischen dissoziativen Phänomene und Prozesse entziehen sich einer einfachen begrifflichen Fassung. Judith Daniels beschreibt Dissoziation als eine Anpassungsreaktion, die paradoxerweise auf die Wiederverbindung entkoppelter Sinneswahrnehmungen abzielt. In einer nicht-dissoziativen Reaktion auf Sinnesreize führt die Aktivierung eines Sinnes – etwa das Hören eines Martinshorns – dazu, dass auch andere Sinnesmodalitäten (Sehen, Riechen, Fühlen, Schmecken) in die Wahrnehmung

einbezogen werden. Diese integrative Leistung zerfällt im Zustand der Dissoziation: Unter traumatischer Überforderung kann die Welt nicht mehr als kohärente Einheit sinnlich erfahren werden.

Die daraus resultierende Störung der Wahrnehmungs- und Sinneszusammenhänge wirkt zutiefst verunsichernd, da sie ein kohärentes Selbst- und Welterleben unterbricht. Der dissoziative Bewältigungsversuch besteht in der Bildung einer neuen, mitunter partiell »konfabulierten« Zusammensetzung von Wahrnehmungselementen, um eine zumindest vorläufige Kohärenz wiederherzustellen. Diese Konstruktion dient der emotionalen Entlastung und der Wiedergewinnung von Orientierung. Das daraus entstehende dissoziative Surrogat kann subjektiv als stimmig erlebt werden, steht jedoch unter Umständen im Widerspruch zur äußeren Realität. (Daniels, 2026)

Trotz unterschiedlicher Erklärungsansätze und anschaulicher psychoedukativer Modelle, die im Kontext verschiedener Traumatheorien entwickelt wurden, verweist Daniels – deren Forschungsteam Dissoziation aus neuropsychologischer Perspektive untersucht – auf eine bislang nicht reduzierbare Variabilität organischer dissoziativer Reaktionsweisen. (Daniels, 2026) Weder hinsichtlich der Dauer von dissoziativen Zuständen, noch im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen physiologischen Parametern (Herzrate, Aktivität der Amygdala etc.) und der Intensität der Dissoziation lassen sich konsistente Korrelationen nachweisen. (Beutler et al., 2022)

Die gleiche Person kann in unterschiedlichen dissoziativen Phasen divergierende körperliche Reaktionsmuster zeigen. Gehirn und Körper bilden jeweils individuelle Netzwerke, in denen vielfältige Kombinationen dissoziativer Effekte generiert werden. Es existiert also derzeit kein empirisch verlässliches Modell zur Funktionsweise von Dissoziation, vielmehr eine hohe Variabilität auch bei pathologischer Dissoziation. (Daniels, 2026)

Diese unbefriedigende Befundlage der neuropsychologischen Forschung mindert jedoch nicht den therapeutischen Nutzen entsprechender Erklärungsmodelle. Konzepte wie die Neurozeption oder anschauliche psychoedukative Modelle – etwa die Analogie zum Totstellreflex bei Säugetieren zur Beschreibung des Erstarrungszustands – bieten zugängliche, narrativ vermittelbare Deutungsrahmen. Sie ermöglichen die Validierung dissoziativen Erlebens, ohne die beobachtete Variabilität der zugrunde liegenden Prozesse in Frage zu stellen.

Abhängig von den Beziehungserfahrungen in der Kindheit oder von im Lebensverlauf erworbenen komplexen Belastungsstörungen können bestimmte Beziehungserfahrungen zu chronifiziert verzerrten Reaktionen führen. Ein traumatischer Reiz kann das Gefühl triggern, dass die Situation oder Person bedrohlich ist und mit einer intensiven Reaktion erwidert werden muss. Gegenüber diesem Reenactment früherer, schwer erträglicher Bindungserfahrungen kann die verzerrte Kalibrierung des Nervensystems auch zu einem anhaltend gefühlten Bedrohungszustand führen. Die instinktive, körperliche Trauma-Erwiderung wird als Dauermodus aufrechterhalten, selbst wenn die eigentliche Bedrohung längst nachgelassen hat. Das autonome Nervensystem kann davon ausgehend nicht mehr spontan reagieren, sondern bleibt in chronifizierten, traumatisch-dissoziativen Bewältigungsstrategien gefangen:

> When a child goes into a shut-down or freeze state over a long period of time, they can lose access to important parts of themselves that would allow them to feel whole and alive in intimate connection. The result is that they can feel disconnected from parts of themselves and those they love, and this becomes a way of functioning. They don't learn how to work through conflict – how to translate hurt and angry feelings into words, talk about them, and listen to others do the same. Rather, they have learned to hide their feelings from those close to them – and even from themselves – to avoid deep connection. (Dayton, 2023, S. 4)

Neben den depressiven Begleiterscheinungen kommt es bei den Betroffenen von Belastungsstörungen je nach Schweregrad und Chronizität zu strukturellen Persönlichkeitsveränderungen (schwergradig zu Persönlichkeitsstörungen). Langfristige Beeinträchtigungen der Persönlichkeitsorganisation umfassen reaktive Bindungsstörungen, Störungen des sozialen Engagements, akute Stressreaktionen und Anpassungsstörungen (American Psychiatric Association, 2013).

Vor dem Hintergrund der bisherigen Thesen zur Bedeutsamkeit der Zwischenleiblichkeit ist die für die psychische Gesundheit besonders zentrale These der schützenden, kreativitätsfördernden *Selbstvergessenheit* als innerpsychisches Refugium hervorzuheben. Im Zustand der Traumatisierung oder des Trauma-Reenactments (Wiederaktualisierung der traumatischen Erfahrung aufgrund von unverarbeiteten früheren Erfahrungen) sind die grundlegenden Selbstregulationsfähigkeiten eingeschränkt, das vegetative System bleibt darauf ausgerichtet, dass eine Bedrohung jederzeit stattfinden kann, verbunden mit einer konstant hohen Wachsamkeit und Cortisol-Ausschüttung (unterschwelliges Dauer-Stressgefühl). Rastlosigkeit, Ablenkbarkeit und Bewegungsunruhe, wie sie zum Bild der Aufmerksamkeitsdefizitstörungen gehören, passen zu diesem Zustand eines anhaltenden »Hyperarousals«. Der instinktive Zugang zur Beziehung als Ort der Regulation, überhaupt als Ort der Sicherheit oder des Schutzes, kann im »Überlebensmodus« nur partiell genutzt werden oder muss aufgegeben werden. Ein Großteil der (Bindungs-)Energie wird für den Bereitschaftsmodus, die Selbstkontrolle und Angstbewältigung verwendet. Die beruhigende Rhythmisierung der Leiblichkeit und Zwischenleiblichkeit, die im Zustand der Entspannung als erholsam und ortend erlebt wird, wirkt zahnlos und zuweilen beängstigend fremd. Der Modus der linearen »Weltbeschleunigung« liegt nah an der Komfortzone des wachsamen, allzeit für einen Notfalleinsatz bereiten Subjekts, das gelernt hat, sich von »zyklischen« Bedürfnissen zu detachieren. Wettbewerbs- und Überlebensstress werden normalisiert, Selbstvergessenheit und Erholung haben keinen Raum, Leere oder Rastlosigkeit treten ein, sobald das Subjekt zur Pause ansetzt.

Bei Kindern, die entweder traumatisiert sind oder aufgrund der Normalisierung eines hohen Umgebungsstresses mit dissoziativen, in der Regel mit traumaassoziierten Bewältigungsmechanismen reagieren, spielen Minderwertigkeitsgefühle und Scham oftmals eine unterschätzte Rolle. Trotz des anhaltenden »Vollgas-Gefühls« als *modus vivendi* führt gerade die einseitige Überlebensstrategie zu emotionalen und sozialen Entwicklungsdefiziten. Das Kind fühlt sich nicht dazugehörig, kann sich weder gleich angepasst noch im sozialen Gruppengefüge (stressfrei) aufgehoben erleben. Die Selbstwahrnehmung kann mit Selbstentwertung und Scham belastet sein, begleitet von der

als fern erlebten Sehnsucht nach Rhythmisierung und Ruhe. Gleichzeitig verändert sich mit anhaltend erhöhtem Stresslevel auch die Sicht auf die Welt, die als bedrohlich oder gar feindlich erlebt wird, in der die »Stärkeren« gewinnen, in der die tief internalisierte Lebensangst zum Antrieb wird für die später im Erwachsenenalter oft selbstbezogene, kompetitive Daseinsweise, die nicht selbsterfüllend, aber »welterschaffend« wirkt (Maté & Maté, 2022, S. 30f.).

Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom (ADHS)

Hinsichtlich des Zusammenhangs und der Abgrenzung von Bindungsstörungen und Neurodiversitäten interessiert in der kollektiven Debatte insbesondere das Phänomen der Aufmerksamkeitsdefizitstörung (ADHS) im Kindesalter, das vermehrt auch im Erwachsenenalter diagnostiziert wird. Eine systematisch vergleichende Studie aus dem Jahr 2025 weist auf einen linearen Zusammenhang zwischen Bildschirmzeit und der Entwicklung von ADHS-Symptomen hin (Zehra et al., 2025). Besteht ein Zusammenhang zwischen der individuellen »Leiblichkeitsgeschichte«, der gesellschaftlichen Normalisierung komplex-traumatisierter Bewältigungsstrategien und dem signifikanten Anstieg von ADHS-Diagnosen im Kontext der digitalen Gesellschaft, wie dies Gabor Maté mit seiner sozialpathologischen Sicht auf ADHS vertritt (vgl. Kap. 5.3.3)?

Die These scheint insofern plausibel, als die ADHS-Symptomatik mit den relational gezeigten Symptomen der Impulsivität, des oppositionellen Verhaltens, der Rastlosigkeit und der erschwerten Aufmerksamkeitslenkung weitgehend konvergent ist mit den Symptomen einer Bindungsstörung. Das Auftreten von sogenannten »hyperkinetischen« Störungen wie ADHS beginnt meist in den ersten fünf Lebensjahren. Gemäß der ICD-10-Diagnostik gehört zum Symptomkreis ein Mangel an Ausdauer bei Beschäftigungen, die kognitiven Einsatz verlangen. Des Weiteren ist die Tendenz, von einer Tätigkeit zur anderen zu wechseln, ohne die Tätigkeiten abzuschließen, symptomatisch. Die Aktivität ist oft desorganisiert, überschießend und mangelhaft reguliert:

> Hyperkinetische Kinder sind oft achtlos und impulsiv, neigen zu Unfällen und werden oft bestraft, weil sie eher aus Unachtsamkeit als vorsätzlich Regeln verletzen. Ihre Beziehung zu Erwachsenen ist oft von einer Distanzstörung und einem Mangel an normaler Vorsicht und Zurückhaltung geprägt. Bei anderen Kindern sind sie unbeliebt und können isoliert sein. Beeinträchtigung kognitiver Funktionen ist häufig, spezifische Verzögerungen der motorischen und sprachlichen Entwicklung kommen überproportional oft vor. Sekundäre Komplikationen sind dissoziales Verhalten und niedriges Selbstwertgefühl. (*ICD-10-GM-2024: F90.- Hyperkinetische Störungen – icd-code.de*, o.J.)

Das Erleben des Kindes, die Verunsicherung in der Bindung zu den Bezugspersonen und das Gefühl, nie ganz ins Kollektiv zu passen, sich entweder mit enormem Energieaufwand »überanpassen« zu müssen oder als unangepasst zu gelten, führt emotional zu Minderwertigkeitsgefühlen oder zur Überidentifikation mit der eigenen Besonderheit. Nicht immer sind ADHS-Kinder unbeliebt, oft werden sie aufgrund ihrer Originalität und des Ideenreichtums bewundert. Zugleich besteht ein Leidensdruck durch die hohe

Unruhe und Impulsivität, die im relationalen Interaktionsfeld für Friktionen und Frustrationen sorgt.

Maté (2019) sieht die Entwicklung der Neurodiversität ADHS als maßgeblich umweltbedingt an. Das Aufmerken und Widerstandzeigen gegen den Anpassungsdruck u.a. gegenüber Eltern und Institutionen sieht er als Indiz für eine sozialpathologische Gesellschaftsentwicklung, für eine zu stark leistungs- und erfolgsorientierte Ausrichtung des Erziehungs- und Bildungssystems. Er vertritt die Auffassung, dass es angezeigt wäre zu fragen, wie unsere Kultur dazu beiträgt, die Eltern-Kind-Beziehungen zu strapazieren, bevor das Kind zu einseitig pathologisiert wird. Entsprechend sei es wichtiger, die relationalen Beziehungssysteme z.B. eines (ADHS-)Kindes zu diagnostizieren, als die Pathologie des kindlichen Verhaltens systemisch zu untersuchen (Maté & Maté, 2022, S. 244).

Diese Sichtweise steht einer neuromedizinischen – kontrastierend und ergänzend – gegenüber, die sich primär auf biochemische und physiologische Marker stützt. Im Verlauf der Erforschung und Behandlung von sogenannten »hyperkinetischen Störungen« wie ADHS musste die Annahme, dass es klare genetische oder identifizierbare Marker zur Feststellung gibt, inzwischen wieder relativiert werden. 1937 behandelte Charles Bradley ADHS-Kinder erstmals mit Amphetaminen, was einen anschaulichen Erfolg brachte. Seither hat sich die Unterstützung von ADHS-Betroffenen mit Methylphenidat durchgesetzt, bei anhaltenden Kontroversen um das Störungsbild wie auch seine Behandlung (Tough, 2025).

Namentlich neurobiomedizinische Forscher*innen haben gegenüber der sozialpathologischen Lesart jahrzehntelang die These vertreten, dass es sich bei ADHS um eine vererbte, gehirnorganisch nachweisbare Neurodiversität handelt. Die Gesamtschau der Studien in der ADHS-Forschung der letzten Jahrzehnte zeigt hier jedoch eine hohe Heterogenität und Ernüchterung. Die Spannung von ätiologischen Grundannahmen zwischen neurobiologischen und sozialisierungsbezogenen Schwerpunkten eröffnet aktuell mehr Fragen als sichere Antworten (Tough, 2025).

Der Einfluss der sozialen und institutionellen Umgebung ist – unabhängig von dieser Kontroverse – als relevanter Faktor anerkannt für die Ursachenforschung wie vor allem auch für eine lösungsorientierte und verhaltenstherapeutische Behandlung von ADHS-Betroffenen. Gerade bei der ADHS, die in der Adoleszenz oder im Erwachsenenalter diagnostiziert wird, wird davon ausgegangen, dass z.B. soziale Medien durch ihre genuin aufmerksamkeitszerstreuende, reizorientierte Funktionsweise bestehende Strukturschwächen der Persönlichkeit und Probleme der Emotionsregulation verstärken können. Die Annahme von Maté zum Einfluss des normalisierten Umgebungsstresses wurde ergänzt durch den Nachweis, dass auch digitale Medien die Entwicklung von ADHS-Symptomen beeinflussen (Zehra et al., 2025). Die ADHS-Aufmerksamkeitslenkung kann anhand der Metapher eines Kugelgelenks beschrieben werden, das, je nachdem von welcher Seite es gerade angestoßen wird, in eine andere Richtung ausschlägt. ADHS-Betroffene können bei selektiven Interessen, bei denen ihre Aufmerksamkeit, emotionale Begeisterung und Leidenschaft mitschwingen, spezialisiert und fokussiert sein. Ohne diese Stützen ist das Halten der Aufmerksamkeit ein Kraft- und Willensakt. – Die bei ADHS-Betroffenen bereits überdimensional ausgeprägte Fähigkeit, blitzschnell zwischen verschiedenen Bildern, Posts und Bewertungen

hin und her zu navigieren, immer wieder dem nächsten Anreiz zu folgen, wird beim Gebrauch z.B. von Plattformen zusätzlich »trainiert«. – Demgegenüber wird es noch schwieriger, sich in einzelne Aspekte so zu vertiefen, dass ein Verbleiben, Abwägen und bewusstes Entscheiden und Auswählen von Informationen oder Impulsanstößen durchgespielt werden können (vgl. Kap. 6).

Belastungsstörungen und Depression

Zusätzlich zum Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Anforderungen zur Selbstoptimierung und depressiven Bewältigungsstrategien wird derjenige zwischen Traumata und Depression verstärkt in Betracht gezogen (Leuzinger-Bohleber, 2017). Einerseits besteht häufig eine Komorbidität von Depression und Traumatisierung, andererseits erklären insbesondere die frühen, komplexen Traumatisierungen spätere chronifizierte Persönlichkeitsakzentuierungen und -störungen. Der Begriff der Belastungsstörung impliziert die Bedeutung von Umweltfaktoren wie Stress oder Peinigung, äußeren Anforderungen oder Erfahrungen, die – auch im Zusammenspiel mit der jeweiligen psychischen Disposition – zu einer Störungssymptomatik führen. Marianne Leuzinger-Bohleber, die den Einfluss von Traumatisierungen auf die Entwicklung von Depressionen in einer lang angelegten psychoanalytischen Studie untersucht hat, hebt hervor:

> Ein unerwarteter Befund der LAC-Studie ist, dass rund 80 Prozent der 252 untersuchten chronisch Depressiven in ihrer Kindheit schwere, multiple Traumatisierungen erlebt hatten, die schließlich in eine oft jahrelange depressive Erkrankung mündeten. (Leuzinger-Bohleber, 2019, S. 311)

Leuzinger-Bohleber geht davon aus, dass eine beträchtliche Gruppe der Weltbevölkerung von genetisch (transgenerationellen) oder lebensgeschichtlich bedingten Traumatisierungen betroffen ist. Vor dem Hintergrund dieses Befunds ist der Zusammenhang zwischen Depression und Belastungsstörungen relevant für die sozialkritische Entfremdungsdebatte.

Belastungsstörungen sind ein ätiologischer Erklärungs- und Risikofaktor für die Entwicklung von Erschöpfungsdepressionen: Muss die vielfach vertretene These, dass es die beschleunigte Gesellschaft ist, die zu mehr Erschöpfungsdepressionen führt, in Frage gestellt werden? Liegt es etwa nicht primär an der Beschleunigung der Arbeitswelt im digitalen Zeitalter und an ihren vielfachen Auswirkungen auf die menschliche Psyche und die Beziehungen, sondern an einer noch nicht ausreichend erkannten, gesamtgesellschaftlich verbreiteten Disposition von komplexen Belastungsstörungen, die einen »gesunden«, abgegrenzten Umgang mit Stress erschweren? Reproduziert die Gesellschaft aufgrund ihrer breiten Disposition in einem dynamischen Teufelskreis Frühstörungen und frühkindliche Traumatisierungen durch eine Aufrechterhaltung des Dauerstresses? – Unabhängig davon, wie die Belastungsfaktoren im Einzelfall zusammenwirken, scheint die Ausdehnung der sozialkritischen Perspektive auf das Feld der Belastungsstörungen für den aktuellen Entfremdungsdiskurs unverzichtbar.

Leuzinger-Bohleber geht davon aus, dass die hohe Komorbidität frühkindlicher Traumatisierungen und Depressionen zu einer erhöhten Vulnerabilität dieser Menschen führt bzw. zu einem verminderten Selbstschutz im Umgang mit Informationen,

die menschliches Elend beschreiben (z.B. mit Kriegsberichterstattungen). Die Erinnerung an menschliche Erfahrungen, die mit Angst und Schrecken einhergehen, kann über Bilder, Töne und andere sensomotorische Empfindungen bei traumatisierten Menschen zu negativen Gefühlen, Flashbacks oder Intrusionen führen. Durch die große Menge medial vermittelter Bilder, die eigene traumatische Erfahrungen triggern können, leiden diese Menschen an einer latenten Angst vor Retraumatisierungen. Der depressive Zustand wird in dieser Situation paradoxerweise zu einer regulierenden bzw. stabilisierenden – wenn auch dysfunktionalen – Selbstschutzmaßnahme. Durch die Abschottung der Gefühle, die im depressiven Zustand »eingefroren« sind, schützt die Depression vor diesen Retraumatisierungen:

> Um eine dauernde Überflutung durch unerträgliche Affekte und Wahrnehmungen zu verhindern, kann die Flucht in depressive Erstarrung und dissoziative Zustände für traumatisierte Menschen einen unbewussten Ausweg darstellen, wenn auch mit dem Preis, auf das Erleben eigener Gefühle von Lebendigkeit, Anteilnahme und Bindungen zu anderen Menschen zu verzichten. (Leuzinger-Bohleber, 2019, S. 313)

Da sich psychisch traumatisierte Menschen latent im Überlebensmodus befinden, innerlich u.a. mit einer chronisch erhöhten Wachsamkeit (*hyperarousal*) leben, eine reduzierte Belastungsgrenze haben und in der Regel ein geschmälertes Selbstwertgefühl empfinden, sind sie anfälliger für den äußeren Druck zur Selbstoptimierung und Selbstüberforderung. Darüber hinaus ist im Zustand der unterschwelligen traumatischen Reaktionsbereitschaft – wie auch bei der Depression – das sensitive und flexible Instrumentarium des menschlichen Gesamtorganismus nur eingeschränkt verfügbar. Infolgedessen geht der Überlebensmodus auf Kosten der Beziehungsregulation; die differenzierten Verarbeitungsprozesse des »Beziehungsgehirns« (*social engagement system*) werden durch instinktive Abwehr- und Bewältigungsmechanismen überschrieben. Zu den relational erworbenen Belastungsstörungen gehört auch ein Gefühl langanhaltender innerer Erschöpfung, Verlassenheit und Einsamkeit.

Zum Zustandsbild von traumatisierten Menschen gehört, dass sie besonders sensibel auf Stress reagieren, aber selbst auch mehr (relationalen) Stress produzieren und den erhöhten Stresszustand oftmals als »normal« erleben. Sie geben ihn samt Normalisierung ihres Zustandsbildes – und damit auch der Tendenz zur (hypomanen) Selbsterschöpfung – oft innerfamiliär weiter, wodurch sich das entsprechende Zustandsbild transgenerationell perpetuieren kann. Die Bewältigungsstrategien und Symptome einer anhaltenden Überbelastung werden z.B. von den Eltern übernommen, die in der Selbstoptimierungsspirale gefangen sind, oder die Eltern projizieren das Selbstoptimierungsideal auf die Bedürfnisse ihrer Kinder. Durch Institutionen und gesellschaftliche Paradigmen induzierter »Überlebensstress« und die Beschleunigung können dabei so lange normalisiert oder synchron erlebt werden, bis die Erschöpfung zu groß wird, die Sollbruchstellen der Persönlichkeit einbrechen und eine psychische Störung manifest wird.

Belastungsstörungen als Spannungsfeld individueller und sozialer, kollektiver Pathologien

Die Symptome von Traumatisierungen betreffen bei allen Formen von Belastungsstörungen unter anderem die Stressregulation, die Wahrnehmung und das Leibgedächtnis (*embodied memories*) (Leuzinger-Bohleber, 2019, S. 311). Die ausgeprägten biopsychosozialen Einschränkungen, die mit Traumatisierungen einhergehen, beeinflussen die Vulnerabilität der Betroffenen auch gegenüber gesellschaftlichen Anforderungen und Veränderungen. Durch das erhöhte innere Sicherheitsbedürfnis, die Überwachsamkeit und die leichte Triggerbarkeit von Abwehrmechanismen sind kollektive Ereignisse stressauslösend. Die Schwierigkeit, eigene Stresszustände zu regulieren (bei sich und anderen), führt zu einer anstrengenden Mischung aus Übererregung im Zustand der Wachsamkeit und kompensatorisch zur dissoziativen, gefühlstauben Untererregung, die sich z.B. in der (depressiven) Erschöpfung zeigt.

Diese maligne Mischung aus Über- und Untererregung wird im Hinblick auf Sozialpathologien zunehmend gesellschaftskritisch aufgenommen. Tendiert die (westliche) Gesellschaft dazu, die dysfunktionalen Bewältigungsstrategien, die mit der Symptomatik von Belastungsstörungen assoziiert werden, als normalisierter Umgang mit der beschleunigten Gegenwart, der Reizüberflutung, Leistungs- und Selbstoptimierungsparadigmen zu übernehmen? – Eine Antwort auf diese Frage haben Gabor und Daniel Maté in ihrem Buch »The Myth of Normal« versucht, worauf im nächsten Abschnitt eingegangen wird. Vor der Einordnung dieses Buches, das keine wissenschaftliche Abhandlung ist und dennoch ins Herz der aktuellen Sozialpathologiedebatte stößt, sei nochmals an die Forschungsrelevanz der Cultural-PTSD-Forschung erinnert:

Die klinisch-psychologische Forschungsgruppe um Andreas Maercker und die Zurich Trauma Group beforscht in enger Zusammenarbeit mit der WHO das Phänomen »Cultural PTSD« (Maercker, 2019; Maercker et al., 2015; Maercker & Heim, 2016). Diese klinisch-psychologische Forschungsgruppe setzte sich mit kulturell unterschiedlichen Erscheinungen, Narrativen und symbolischen Verständnissen von extremen Stresserfahrungen und ihren Folgen auseinander, die im westlichen psychopathologischen Verständnis unter den Posttraumatischen Belastungsstörungen zusammengefasst werden. Der Ansatz zum Cultural PTSD wurde bereits in Kapitel 4.2.5 ansatzweise eingeführt. An dieser Stelle ist der Bezug zu dieser sich etablierenden Forschungsrichtung deshalb relevant, weil diese einerseits darauf pocht, das Verständnis von Traumatisierungen mit zunehmender kultureller Sensitivität auf die Betroffenen auszurichten und den Imperialismus der westlichen psychopathologischen Diagnostik kritisch zu diskutieren. Die kulturelle Sensitivität für den Umgang mit Stress und Belastungen, welche die psychische Funktionsweise anhaltend beeinträchtigen, ist einerseits für den therapeutischen Umgang, andererseits für die Erweiterung des theoretischen Verständnisses u.a. um embodimentfokussierte und um qualitative Analysen ergänzte Forschung vorausgesetzt.

Die Vielfalt von Narrativen, Konzepten und Strategien, die u.a. in asiatischen und afrikanischen (Kollektiv-)Kulturen für die Bewältigung und das Verständnis von Traumatisierungen zur Verfügung stehen, ist eine noch auszuschöpfende Forschungsressource u.a. hinsichtlich des Phänomens des posttraumatischen Wachstums. Gleichzeitig impliziert der Ruf nach einer kulturell sensitiveren Zugangsweise auch

denjenigen nach einem unvoreingenommenen, die individuellen, familien- und kulturbezogenen Erscheinungen von Stressreaktionen analysierenden Zugang. Der Ansatz der Dissoziationstheorie, der primär qualitativ und hermeneutisch ausgerichtet ist und der sich der spezifisch individual- und phänomenorientierten Analyse von dissoziativen Symptomen und Erscheinungen widmet, lässt sich mit einer kultursensitiven, feinmaschigen Betrachtung von Stressreaktionen verbinden. Die Annahme eines Spektrums von funktionalen und pathologischen Dissoziationen erlaubt aber auch den Einbezug von Stressrektionen und (dissoziativen, auch vegetativen) Bewältigungsstrategien, die z.B. bei der Standarddiagnostik nicht erfasst werden, die also nicht notwendigerweise über die Kriterien einer klassischen PTBS- oder K-PTBS-Fragebogenerhebung sichtbar werden.

Als Vorstufen oder Disposition für die Entwicklung psychopathologischer Symptome, sozialpathologisch relevanter Entwicklungen oder auch im positiven Sinne als Marker für Resilienz, Selbststeuerung und das Einholen oder Gewährleisten sozialer Fürsorge kann ein differenzierter Blick zu den dissoziativen Bewältigungsstrategien fruchtbar gemacht werden. Abgesehen vom Ziel der Forschung zum Cultural PTBS, eine kultur- und subjektspezifischere Behandlung und ein Verständnis von Traumatisierungen zu erarbeiten, ist aus der Perspektive einer Theorie der Dissoziation die differenzierte Analyse gerade dann über das klassische Diagnosefeld von Belastungsstörungen hinaus relevant, wenn es um die Einordnung von »Sozialpathologien« wie Burnout oder Selbstoptimierungszwängen geht.

Die These, dass sich Belastungsstörungen als Sozialpathologie Nr. 1 der digitalen Gesellschaft gemausert haben, scheint nicht allzu gewagt. Im Gegenteil scheint sie sich vermehrt in die Statements leitender Experten einzuweben, beispielsweise wenn Hartmut Rosa davon spricht, dass »der Kapitalismus angstgesteuert ist« (derbund.ch, 2025), oder Versuche, eine »Metamoderne« zu entwerfen, unmittelbaren Bezug nehmen auf die Notwendigkeit einer Überwindung von »fight, fight und freeze«-Strategien (K. Hosang, 2024, S. 302), durch die das menschliche Nervensystem derart ins Wanken gerät, dass die Veränderungen, die wir Menschen durchaus mitbewirken könnten, paralysiert werden:

> Unser Nervensystem stößt an seine Grenzen bei soviel Komplexität und Umbau. Klares, kritisches Denken unterliegt mehreren Engpässen. Unsere Fähigkeit, Informationen zu verarbeiten, ist beschränkt auf etwa sieben Informationspakete. Wenn wir von Stress oder negativen Emotionen betroffen sind, wird der Flaschenhals enger und der Geist benebelt. Unser Gehirn ist nicht auf Logik und Klarheit optimiert, sondern eher auf Harmonie im Rudel. (K. Hosang, 2024, S. 303)

Was Maté und sein Sohn in ihrem Ansatz zusammenweben, die Grundlagen der Psychotraumatologie mit einer leidorientierten Gesellschaftskritik, darf und sollte zunehmend Eingang in die praktische Philosophie finden. Aus der Warte einer hermeneutisch orientierten Theorie der Dissoziation wird ihr Ansatz als *emische* Perspektive in die sozialwissenschaftliche Analyse integriert. Der Ansatz beinhaltet eine weitgehend qualitative, aus der subjektiven Lebenserfahrung und dem kollektiven Erleben mitinformierte Kritik der westlichen Kultur. Aufgrund dessen, dass datenbasierte Erkenntnisse darin in ein Verhältnis zur Lebenswelt gestellt werden, ist der Ansatz für die sozialphilosophi-

sche Kritik fruchtbar. »The Myth of Normal« basiert auf einem breit gestützten medizinischen und therapeutischen Erfahrungswissen und stützt sich auf eine gut dokumentierte Quellenlage. Gabor Maté ist ein weit über Kanada hinaus einflussreicher Autor und auf ADHS und Traumafolgestörungen spezialisierter Psychiater. Entsprechend scheint es legitim, seine populäre und tiefgehende Kulturkritik zu diskutieren. Der Einschluss von Erlebens- und Lebenserfahrungsanalysen, der für seine Kulturkritik leitend ist, geht mit meinem Anspruch einer *Rehabilitation des Erlebens* einher, als einer für die psychologische und sozialphilosophische Analyse unverzichtbaren Einheit und Erkenntniskategorie. Maté veranschaulicht in seinem Buch u.a. den Einfluss eines latenten und traumatischen Stresses als Grundlage des gesellschaftlichen Lebens, der mit gesundheitlichen Risiken insbesondere für Kinder und Jugendliche einhergehe. Gleichzeitig zielt er darauf hin, diese Vulnerabilität von (Klein-)Kindern, Eltern und Familien als eine weitreichende gesellschaftliche, politische und kulturelle Vulnerabilität zu verstehen. Er beschreibt den Einfluss des normalisierten Lebensstresses spezifisch auf die Beelterung und die frühkindliche Entwicklung.

Normalisierung des Überlebensstresses in einer toxischen Gesellschaft: Thesen von Gabor und Daniel Maté

Mit dem Titel »Der Mythos des Normalen« benennen Gabor Maté und sein Sohn Daniel Maté metaphorisch die weitgehende Normalisierung und Omnipräsenz des Umgebungsstresses in der Lebenswelt, die in ihren gesundheits- und kulturuntergrabenden Dimensionen nicht genügend erkannt werden. Damit einhergehend werden gemäß den Autoren auch traumatisierte Bewältigungsstrategien in der Gesellschaft in sozialpathologischer Weise normalisiert (Maté & Maté, 2022).

In Anlehnung an die polnische Schriftstellerin Eva Hoffman identifizieren Maté und Maté zunächst den Verlust eines authentisch erlebten Selbstbezugs und die Überschreibung instinktiv selbstregulierender Impulse, als »normalisierten« Tribut eines wirtschaftlich erfolgreichen Lebens. Die auf Erfolg und Gewinnsteigerung ausgerichtete Normativität der kapitalistischen Welt sei zu oft das Produkt einer radikalen Detachierung vom eigenen Erleben und Bedürfen, von der präsenten Wahrnehmung von Selbst und Welt.

Die Normalisierung und (gesellschaftliche) Verstärkung dieses stressgeladenen, instrumentellen Selbst- und Weltbezugs, der sich auch in der intersubjektiven Dynamik manifestiert, kann zum Antrieb für eine im Erwachsenenalter oft selbstbezogene, kompetitive Daseinsweise werden. Diese geht zugleich mit der weitgehenden Dissoziation des sozialen Engagements und der bezogenen emotionalen Wahrnehmung anderer einher (HK: 1. *Auswahl/Ausschluss*). Eine sozioemotional bezogene Zwischenmenschlichkeit weicht dem instrumentellen, strategischen Umgang z.B. mit Mitarbeitenden. Insofern wirke der Überlebensmodus als normalisierte Weise des Daseins in der Arbeitswelt und Gesellschaft für das Subjekt nicht selbsterfüllend, sondern effizienzsteigernd, »welterschaffend« (Maté & Maté, 2022, S. 30f.). Aufgrund dieses eindimensional »produktiven« Resultats wird der Habitus des sich von Befindlichkeiten abgrenzenden, erfolgs- und profitorientierten Unternehmers weitgehend gesellschaftlich normalisiert und so stabilisiert (HK: 3. *Regulation/Stabilisierung*). Das »welterschaffende« Resultat kann die psychologischen und sozialen Verluste verdecken, es führt auf der subjektiven

Ebene jedoch nach Maté und Maté kurz- oder langfristig zu psychischem Leiden. Die sozialpathologischen Dynamiken zeigen sich im Mikrokosmos der Familie ebenso wie im Mesokosmos der Gesellschaft (HK: 2. *Spannung/Irritabilität*).

Elternschaft/»Parenting«: Maté und Maté gehen in ihrer Schrift davon aus, dass Kinder und Jugendliche bereits unter normalisierten beziehungstraumatischen Bedingungen aufwachsen, die sich insbesondere aus dem gesellschaftlich verhängten Dauerstress der Eltern und dem Druck des auf soziale Anpassung und Leistung ausgerichteten Bildungswesens ableiten.

Studienergebnisse zeigen einen eindeutigen Zusammenhang zwischen der beeinträchtigten Selbstregulationsfähigkeit der Eltern und dem sogenannten »harsh parenting«, d.h. einem Erziehungsstil, der mit einer latent erhöhten emotionalen Reaktivität (Wachsamkeit, Triggerbarkeit), verminderter Impulskontrolle und verbal oder körperlich aggressiven Bestrafungen einhergeht (Lunkenheimer et al., 2023). Zu den Voraussetzungen der elterlichen Affektregulation gehören u.a. die drei emotionalen, Präsenz und Modulation erfordernden Qualitäten der Unterstützung des Kindes bei der Aufrechterhaltung anspruchsvoller Aufgaben, die Unterstützung der Fähigkeit, Belohnungen aufzuschieben und zu warten, wie auch der Schutz vor dem Ausagieren von gefährlichen Impulsen und Verhaltensweisen im Alltag (Lunkenheimer et al., 2023, S. 25). Duldsamkeit und die Fähigkeit, Konfliktphasen bedacht zu modulieren, sind bei anhaltendem Dauerstress des Elternteils schwierig umzusetzen. Demgegenüber nehmen die emotional reaktiven und harschen Erwiderungen auf kindliches Fehlverhalten zu, die Zündschnur zu aggressivem Verhalten und dem elterlichen Ausagieren von Frust und Wutausbrüchen wird kürzer (Lunkenheimer et al., 2023, S. 26–27).

Die emotionalen Grenzerfahrungen führen oftmals zu einer Spirale von Schuldgefühlen, die nicht verstärkt, sondern in ihrer sozialpathologischen (Mit-)Genese adressiert werden sollten.

Damit ein Kind seine eigene »Instinktverbundenheit« im Sinne der sozio-emotionalen und physischen Selbstwahrnehmung und Orientierung für sein Wohlbefinden ausbilden kann, ist demnach vorausgesetzt, dass auch die Eltern ihre elterlichen Instinkte, die Fürsorglichkeit, das Beisammensein und emotionale Aushalten von Gefühlen wie die regulierende Konfliktbewältigung ausreichend wahrnehmen und ins gemeinsame Erlebensfeld einbringen können (Feldman, 2017). Dieser Prozess setzt jedoch eine gesellschaftliche Anerkennung der Priorisierung und Unterstützung der gelebten Beelterung voraus, nicht deren inkrementelle, implizite Infragestellung durch institutionelle und systemische Anreize zur »Selbstausbeutung« im Interesse einer – hinsichtlich der körperlichen Auswirkungen des Dauerstresses auf die Gesundheit kurzfristigen gedachten – Selbst-, Wettbewerbs- und Gewinnoptimierung. Während diese Beziehungserfahrungen dem Kind selbstredend auch von anderen nahen Bezugspersonen vermittelt werden können, stehen oftmals die konkreten Personalengpässe, die hohe Fluktuation und die länderübergreifend unzureichende Unterstützung der beruflich engagierten Bezugspersonen in Betreuungsinstitutionen einer »good enough«-Umsetzung entgegen. – Gerade die dyadische Sichtweise setzt mit Blick auf die Qualität der Frühkind- und Kindertagesbetreuungsinstitutionen voraus, dass auch die angestellten Bezugsper-

sonen nicht unter Dauerstressbedingungen arbeiten, die den Beziehungsaufbau beeinträchtigen.

Mit der sozialpathologischen Normalisierung des Dauerstresses als Lebens- und Erlebensbegleiter wird das Subjekt darauf getrimmt, die somatischen Warnsignale (z.B. dauerhafte Schlafstörungen, Stimmungsschwankungen, Gereiztheit) zu ignorieren. Die normalisierte, langfristig für die Gesundheit dysfunktionale Zensur der eigenen körperlichen und mentalen Grenzen, die Normalisierung des anhaltenden Überforderungsgefühls in Kombination mit der emotional, mental und sozial anspruchsvollen Aufgabe der Beelterung führt zu einer unliebsamen Verkoppelung. Die *Normalisierung des Bedürfnisentsagens* bei den Eltern, die mit der Normalisierung des Dauerstresses einhergeht, führt also in einen Teufelskreis und folglich dazu, dass auch die Bedürfnisse des Kindes – trotz bester Absichten – nicht entsprechend gewichtet und erfüllt werden können. Die zwischenleiblichen, instinktiven Empfindungen und Wahrnehmungen werden als Korrektiv zur linearen Leistungsorientierung entmächtigt und dissoziiert. Die Verkümmerung der Instinktverbundenheit der Eltern pflanzt sich in ihren Kindern in Form einer Verunsicherung hinsichtlich der Wahrnehmung eigener (leiblicher, relationaler) Bedürfnisse fort.

Das Arbeitsklima und die Einstellung der werdenden Eltern beeinflussen die entstehende Rationalisierung im Sinne eines entsprechenden Narrativs und die Dynamik der eigenen Elternschaft. Ein normalisiert hoher Stresspegel am Arbeitsplatz, der regelmäßige Opfer von z.B. Erholungsbedürfnissen einfordert, lässt wenig Raum und Zeit für einen »gemächlichen« inneren Prozess im Übergang zur Elternschaft. Ein bewusster Umgang mit dieser dynamischen, archetypisch erlebten Verschiebung erfordert es von den Eltern (im Sinne von HK 4. Prozesshaftigkeit/Offenheit), dass sie sich selbst hinreichend regulieren und von äußerem Druck abgrenzen, dass sie ihre eigenen Bedürfnisse wahrnehmen und gewichten können. Die Aussicht auf die institutionelle Voraussetzung der Elternschaft wie die Dauer des Mutter-/Vaterschaftsurlaubs, die Möglichkeit zur Teilzeitarbeit oder die sozialen Unterstützungsangebote zur ergänzenden Kinderbetreuung sind oft bereits vorgeburtlich wirksame Einflussfaktoren auf das Stresslevel der Eltern. Gerade dann, wenn der Spielraum zwischen flexiblen Arbeitszeiten und Unterstützung bei der Kinderbetreuung begrenzt ist, kann sich aus den realen Grenzen des Settings ein Ohnmachtsgefühl oder ein Fatalismus speisen, der die bestmögliche Balance zwischen Arbeit und Elternschaft als zeitliche Berechnung konkurrenzierender Organisationsaufgaben konzipiert. Die für die kindlichen Bedürfnisse »ideale« Abstimmung auf das jeweilige Kind, seine Eigenzeit bei den Entwicklungsschritten und die sicherheitsspendende ausreichend verlässliche Präsenz einer Bezugsperson, wird weder aus der inneren Sicht des Kindes noch aus der Beziehungsdynamik zwischen Eltern und Kind schrittweise erweitert, sondern primär in der Anpassung auf *äußere* Rahmenbedingungen und Zwänge. Die Sorge für das Kind kann nur eine bestimmte Zeit in Anspruch nehmen, sonst wird sie zur Bedrohungs- bzw. Stressquelle und Konkurrenz für die Verfügbarkeit oder auch die sozial vermittelten Selbstoptimierungsüberzeugungen der Eltern.

Maté und Maté kritisieren, dass die leiblichen und zwischenleiblichen Instinkte, gerade bezüglich der gelebten Elternschaft, durch gesellschaftliche Annahmen und Vorur-

teile überschrieben werden, was z.B. zu einer Entfremdung von den epigenetisch verleiblichten, instinktiven Fürsorgepraktiken führe (Maté & Maté, 2022, S. 160–161).

Drei sozialpathologische Charakterzüge werden durch die gesamtgesellschaftlichen Dynamiken lebensgeschichtlich früh verstärkt: Neben dem *Hunger nach Konsum* und einer *hypnotischen Passivität* interessiert hinsichtlich von Fürsorgepraktiken insbesondere die *Trennung vom Erleben des eigenen »Selbst«* (Maté & Maté, 2022, S. 207). Durch kulturelle Verstärkung und Anreizsysteme würden die Arbeitnehmenden dazu ermutigt, Aufgaben auch dann auszuführen, wenn sie chronischen Stress verursachen und natürliche Vermeidungsreaktionen auslösen. Diese sozial normalisierte Grundhaltung werde dann eine prägende Ausgangsbedingung für die »Beelterung« (*parenting*).

Vielfältige Mechanismen der Selbstentfremdung wirken durch elterliche Stressoren, gesellschaftlich sanktionierte Erziehungspraktiken, Konformitätsdruck, Wettbewerbsorientierung im Bildungssystem, Peer-Akzeptanzstreben und statusbedingte Ängste. Vor diesem Hintergrund des sozialpathologischen Anpassungsdrucks wählen Maté und Maté (2022, S. 202–203) das Beispiel einer Mutter, die sich Botox im Gesicht injiziert, um neben den Anforderungen an die Kindererziehung auch ihre soziale Attraktivität unter dem Druck von Schönheits- und Optimierungsstandards aufrechtzuerhalten. Gesellschaftliche Strukturen erzeugen durch chronischen Stress eine persistente Furcht vor Statusverlust auf mehreren sozialen Ebenen. Im Konflikt zwischen gesellschaftlichen Erwartungen und Anerkennungsdruck drohen die entwicklungspsychologischen Bedürfnisse des Kindes sekundär zu werden: Botox beeinträchtigt nach Maté die mimische Spiegelung im mütterlichen Gesicht, wodurch die frühe Affektregulation des Kindes sowie der Erwerb von Mentalisierungsfähigkeiten und die Reziprozität emotionaler Reaktionen gestört werden.

Im Kontext einer *Sozialkritik der Frühkindbetreuung* kritisieren Maté und Maté insbesondere den in den USA hohen Druck nach einer sehr frühen Fremdbetreuung der Kinder erwerbstätiger Mütter. Dieser Druck gehe oftmals damit einher, dass z.B. natürliche Praktiken wie das Stillen als wesentliche Ressource für die frühe Stressregulation und zwischenleibliche Regulation dem sozialen Anpassungs- und Leistungsdruck zum Opfer fallen. Zugleich gibt es Umkehrdynamiken, die etwa im Sinne eines »Stilldrucks« die gesellschaftliche Auffassung zum Ausdruck bringen, dass Stillen zu einer jeden »guten« Mutterschaft gehört. – Beide Extreme sozialen Anpassungsdrucks generieren ideologische Teufelskreise, in denen das authentische Erleben der Mutterschaft aufgrund einseitiger Vorstellungen beinahe unmöglich gemacht wird.

Wird ein entfremdeter, von den eigenen verleiblichten Wahrnehmungen und Bedürfnissen dissoziierter Umgang mit dem Kind normalisiert, erschwert dies dem Kind, seine eigene Abstimmung mit den leiblichen und zwischenleiblichen Signalen verlässlich zu kalibrieren. Die Entwicklung von Gefühlen der Authentizität, der Rhythmisierung als eines nicht bedrohlichen Wechsels von Entspannung und Anspannung in der Beziehung zu anderen, die Entwicklung der Impulskontrolle und des Realitätsbewusstseins setzen die Erfahrung zwischenleiblicher Regulierung und Resonanz in frühen Bindungserfahrungen voraus. Diese werden wiederum zur Grundlage für die Fähigkeit zur Selbst- und Stressregulation, damit auch zu einem Schutzfaktor vor späteren kognitiven Lernblockaden.

An dieser Stelle ist die verbreitete entwicklungspsychologische Kritik an der Qualität der Frühkind-Fremdbetreuung einzufügen. Ein scheinbar unlösbares Dilemma ergibt sich aus der breit anerkannten und politisch getragenen Ansicht, dass Elternschaft und Arbeitstätigkeit vereinbar sein müssen. Diese politische Forderung steht dem Mangel an qualifizierten Betreuungspersonen gegenüber, der mit der quantitativ zunehmenden Schaffung von Krippenplätzen ebenfalls zunimmt. Es existieren diverse, teilweise widersprüchliche Studien über die Arbeits- und Betreuungsqualität in Kindertagesstätten sowie die langfristigen Auswirkungen der Betreuungsdauer und -qualität auf die kindliche Entwicklung (Geist, o.J. d). Zugleich zeigen neuropsychologische Studien z.B. zu Cortisol (Stresshormon) und Oxytocin (Bindungshormon, Stressregulationshormon) wie auch differenzierte und breit angelegte Studien zur Qualität von Kindertagesstätten wie die Nubbek-Studie (2012) oder die DKLK-Studie (2019), dass die Strategie der unbedingten Förderung der Frühkindfremdbetreuung aus entwicklungspsychologischer Sicht mit Schattenseiten einhergeht. Negative Effekte auf die Betreuungs- und Bindungsqualität haben Personalmangel, Überlastung und Stressbelastung der Bezugspersonen, deren hohe Fluktuation, der Betreuungsschlüssel wie auch die Qualität der Beziehung zur Hauptbezugsperson in der Kita. Während der Corona-Pandemie akzentuierten sich die Missstände und frühkindlichen Belastungen zusätzlich durch viele Krankheitsausfälle, das Maskentragen und die damit eingeschränkte Spiegelung sowie die kollektiv wahrnehmbare Wachsamkeits- und Bedrohungslage (Geist, o.J. c).

In Deutschland hat sich ein namhaftes Kollektiv von Fachpersonen und Fachorganisationen mit Schwerpunkt »Gute erste Kinderjahre« formiert (https://gute-erste-kinderjahre.de). Es setzt sich mit einem politischen Aufruf, Stellungnahmen und Aufklärungsbestrebungen für eine »Wende in der Frühkindbetreuung« zur Förderung der frühkindlichen Entwicklung ein (Geist, o.J. a). Ausgehend von Bindungsexperten wie Rainer Böhm und Gisela Geist entwickelt sich diese Bewegung, die an ein grundsätzliches Umdenken bei den politischen und institutionellen Anforderungen der Frühkind-Fremdbetreuung appelliert. Begründet wird dies zunächst unter Bezugnahme auf die Bindungstheorie, namentlich deren Erkenntnis, dass in der frühkindlichen Entwicklung der primären Bezugsperson ein unvergleichlich hoher Stellenwert zukommt:

Der Bindungstheorie zufolge baut jeder Mensch im Verlauf seines ersten Lebensjahres auf der Basis eines angeborenen Verhaltensprogramms eine enge emotionale Bindung zu einer primären Bindungsperson auf, in aller Regel – aber nicht zwingend – zu der Mutter; diese Person fungiert als emotionale Sicherheitsbasis (*secure base*) für das Kind. Die weitgehend uneingeschränkte zeitliche Verfügbarkeit dieser Person ist so lange von Bedeutung, bis das Kind eine stabile innerpsychische Repräsentanz der Bindungsperson entwickelt hat, die es ihm erlaubt, seine Sicherheitsregulation zunehmend selbst zu übernehmen. Die Bindungsforschung zeigt, dass dieser Entwicklungsschritt von den meisten Kindern etwa im Alter von 3 Jahren vollzogen wird.

Als Common Sense gilt in Deutschland wie in den meisten westeuropäischen Ländern und den USA die bereits erwähnte Maxime, dass Elternschaft und Arbeitstätigkeit vereinbar sein *müssen*. Damit einher geht die Empfehlung an die werdenden Eltern, sich möglichst frühzeitig, bereits ab dem 2. oder 3. Lebensmonat um einen Krippenplatz zu bemühen. Die Argumentation stützt sich auf weitere Annahmen und Überzeugungen, die als »gegeben« dargestellt werden. Einerseits wird vertreten, Kinder würden

durch das möglichst frühe Zusammensein mit anderen Kindern in ihren Sozialkompetenzen gefördert. Die frühe Bildung, die Chancengleichheit und die Vorteile des Kontakts mit mehreren Bezugspersonen werden ebenfalls als Standardannahmen vertreten (Geist, o.J. b).

Die Autoren des Kollektivs diskutieren demgegenüber Befunde, welche die apodiktische Natur dieser Standardannahmen kontrastieren. Faktoren wie die Dauer des täglichen oder wöchentlichen Aufenthalts in der Krippe, die Größe der Kleingruppe, die Wechsel von Betreuungspersonen, die Dauer der Eingewöhnungszeit und das Eintrittsalter des Kindes beeinflussen den langfristigen Einfluss auf die psychische Gesundheit. Als alarmierend wird beschrieben, dass sich die bei Krippenkindern erhöhten gemessenen Cortisolwerte bei dauerhaftem und frühkindlichem Stress auf die körperliche und seelische Gesundheit auswirken. Das Risiko von Stressregulationsstörungen und emotionalen Dysfunktionen wie Übererregbarkeit, Depression, Angst, Erschöpfungsreaktionen, Aufmerksamkeitsdefizitsyndromen wie auch einer beeinträchtigten Immunabwehr nimmt gemäß dieser Analyse zu (Geist, o.J. b). In dem Sinne schlussfolgerte Zdenek Matajcek: »Die Kinderkrippe ist eine Einrichtung zugunsten von Erwachsenen und Kinder würden sie sich nie selber ausdenken – der Kindergarten ist dagegen eine Einrichtung für Kinder, und sie würden sich ihn nötigenfalls in irgendeiner Form selber schaffen.« (zitiert in Böhm, 2015)

Diese Befunde decken sich mit der These, die den aktuellen westlich-demokratischen Gesellschaften eine kollektiv spürbare, latente (traumatische) Stressdynamik attestiert. Sie passen auch zu den bisherigen Ausführungen zur modernen Bindungstheorie und der Bedeutsamkeit des Zwischenleiblichen und lassen sich bis auf die entwicklungspsychologischen Grundlagen der sozialphilosophischen Anerkennungstheorie zurückführen. Als Ermöglichungsbedingung für den frühen Wiedereinstieg der Eltern in den Arbeitsalltag sind Kindertagesstätten notwendig und sinnvoll. Aus der Perspektive des Kindes ist die Frühkind-Fremdbetreuung dann ein Gewinn, wenn die Rahmenbedingungen stimmen und die Beziehung der primären Bezugsperson sicher entstehen und aufrechterhalten werden kann. Wird diese Spannung bewusst, dann birgt sie einerseits politischen Sprengstoff hinsichtlich der Realisierbarkeit und des Umgangs mit der fehlenden Gewährleistung einer ausreichenden Betreuungsqualität. Andererseits führt sie auf der Ebene der Eltern zu schier unlösbaren Konflikten, weil die gesellschaftspolitische Anerkennung für einen längeren Mutter- oder Vaterschaftsurlaub heute oftmals fehlt und die Einforderung der eigenen Betreuung des Kindes u.a. mit finanziellen Einbußen einhergeht.

Dieser kurze Exkurs zu bestehenden Konflikten auf der Mikroebene der Frühkind-Fremdbetreuung beleuchtet einen ungelösten problematischen Bereich, der jedoch auch bei der gesellschaftskritischen Bestimmung von Sozialpathologien aufgrund seiner heiklen »Wespennest-Natur« oftmals ausgeklammert wird. Eine Infragestellung der generalisierten Unterstützung der Frühkind-Fremdbetreuung rüttelt am Sockel eines etablierten gesellschaftlichen Selbstverständnisses. Die moderne Selbstverwirklichung der Eltern, der kollektive Druck nach Selbstoptimierung und Effizienz geben einen anderen Takt vor als der zyklische Rhythmus frühkindlicher Bindungsentwicklung.

Weiterführend und innerhalb des Mesokosmos der Gesellschaft tragen die drei genannten *sozialpathologischen Charaktereigenschaften* nach Maté und Maté mittelfristig zu

einer Normalisierung von narzisstischen und soziopathischen Erfolgsstrategien bei, bei denen der Faktor des Menschlichen und Zwischenmenschlichen zugunsten von wirtschaftlichem Gewinn oder »Expansion« selbstverständlich dissoziiert wird (Maté & Maté, 2022, S. 307).

Hinsichtlich der Frage nach dem Einfluss von Belastungsstörungen im Spannungsfeld individueller und sozialer Pathologien kann der Beitrag als Votum für die These gelten, dass dissoziative Bewältigungsstrategien in der Gesellschaft zunehmen und normalisiert werden. Der Faktor der zunehmend *technisierten Umwelt* und insbesondere der Einfluss der *digitalen Lebenswelt* wird in diesem Ansatz jedoch kaum integriert.

In den USA vertreten namhafte psychologische Wissenschaftler*innen wie Jonathan Haidt oder Jean M. Twenge die Auffassung, dass im Setting der digitalen Kultur eine Flut von psychischen Störungen bei Kindern und Jugendlichen ausgelöst wurde, die u.a. die Auswirkungen der Covid-19-Pandemie-Erfahrung deutlich übersteige (Haidt, 2024). Solche technikkritischen Positionen sind Teil einer breiten Kontroverse, auf deren anderer Seite technikoptimistische Exponenten stehen. Letztere argumentieren, dass gerade die künstliche Intelligenz in Form verschiedener Tools und Assistenten zur Verbesserung der mentalen Gesundheit beitragen kann. Bei näherem Hinsehen erhält man den Eindruck, dass sich die beiden Positionen auf zwei verschiedene Ebenen menschlicher Entwicklung beziehen: Das Postulat der entwicklungspsychologischen, zwischenleiblichkeitsfokussierten Voraussetzungen insbesondere der *frühkindlichen* Entwicklung stellt die sozioemotionalen und psychisch belastenden Auswirkungen der Technologien in den Vordergrund, ohne damit den Nutzen künstlicher Intelligenz im Kontext z.B. der später gezielten Förderung mentaler Gesundheit (etwa durch Lernunterstützungsprogramme, Apps zum eigenen Emotionsmonitoring etc.) in Frage zu stellen. Ein positivistischer Solutionismus transhumanistischen Genres mit Bezug auf die frühkindliche Entwicklung muss aus dieser Sichtweise besonders kritisch hinterfragt werden. Eine ausführliche Diskussion wird in Kapitel 7 (insbesondere Kap. 7.3 und 7.5.3) anhand von Beispielen und Befunden geführt.

Hervorzuheben sind jedoch philosophische Beiträge zur Debatte um die »Metamoderne«, die zunehmend auf die Bedeutsamkeit dissoziativer, traumatischer Bewältigungsstrategien Bezug nehmen. Mit Blick auf die Überwindung dieser Tendenzen werden hier Strategien vorgeschlagen, die durchaus anschlussfähig sind auch an die entwicklungspsychologischen Grundlagen. Beispielsweise wird Bezug genommen auf das Prinzip der »positiven Vergebung« als einer optimierten Interaktionsstrategie, das ethische, aber auch wirtschaftliche, weil kooperationsfördernde Vorteile biete (K. Hosang, 2024, S. 305). – Die Bedeutsamkeit von »rupture and repair« als Prinzip gelingender Beziehung scheint hier unmittelbare Wissensgrundlage. Zum Ideal einer Metamoderne gehört auch die Auflösung kognitiver Verzerrungen und emotionaler Blockaden, das Attest, dass »gute« Transformation im digitalen Zeitalter nicht umhinkommt, Empathie und Achtsamkeit, die Integration von Ängsten und Widerständen, Gruppendynamiken und Verantwortungseinforderungen für Machtmissbräuche aktiv miteinzubeziehen.

> Der Werkzeugkoffer für gute Beziehungen besteht aus Konzepten wie Selbstwahrnehmung, Präsenz, Kontakt und Einfühlungsvermögen (Siegel, 2020). Kontakt kann ver-

> standen werden als die Menge an Informationen, die zwischen zwei Menschen bewusst geteilt werden. Präsenz ist die bewusste Achtsamkeit im gegenwärtigen Moment. Voraussetzung ist jeweils eine bewusste Selbstkenntnis, um unterscheiden zu können, was zu mir und was zum Gegenüber gehört, und welche neuen Phänomene im Kontakt auftreten, mit denen gearbeitet werden kann. (K. Hosang, 2024, S. 306)

Der aus ethischer Sicht notwendige Einschluss der Psyche, der Psychodynamik und vor allem auch kollektiver Dynamiken als Ermöglichungsbedingungen gesellschaftlicher Veränderungsprozesse wird – wenn auch in zeitgenössischer Terminologie – mit dem Ansatz der Metamoderne unterstrichen.

Persönlichkeitsstörungen

Abgesehen von affektiven Störungen wie der Depression werden in der zeitgenössischen gesellschaftskritischen Literatur auch veränderte Pathologien der psychischen Struktur diskutiert. Beispielsweise wird der emotional-instabilen Persönlichkeit neben der narzisstischen Persönlichkeit erhöhte Bedeutung zugesprochen (Fuchs, 2010). Mit Blick in die empirische Forschung sind Aussagen zur Prävalenz und Zunahme von Persönlichkeitsstörungen durch Heterogenität gekennzeichnet. Die Angaben zur globalen Prävalenz von Persönlichkeitsstörungen pendeln etwa zwischen 5 und 17 Prozent und sind entsprechend mit Vorsicht zu interpretieren (Winsper et al., 2020). Ausgehend von der Annahme, dass Persönlichkeitsstörungen oftmals langfristige Manifestationen von anhaltenden Belastungen oder unverarbeiteten belastenden Lebenserfahrungen sind, lassen sie sich dennoch nicht gänzlich aus der Diskussion von Sozialpathologien extrahieren, die auch den Belastungsstörungen Rechnung tragen will.

Wie eng die Frage nach einer Verschiebung in der Ausbildung von Persönlichkeitszügen und -störungen mit der Analyse sozialer und politischer Entwicklungen verknüpft ist, lässt sich am Beispiel von Deutschland zeigen. Neuropsychiatrische und psychodynamische Studien zur Aufarbeitung des Zweiten Weltkriegs versuchten aufzuklären, welche (z.B. psychopathischen oder malignen narzisstischen) Persönlichkeitsvoraussetzungen beispielsweise die Täter*innen aufwiesen, um im Vernichtungsapparat der Nazis mitzuwirken. Studien zur Nachkriegszeit fokussierten sich zunehmend auf traumatische Erfahrungen und deren transgenerationelle Weitergabe (Fuchs, 2019b; Hasselmann, 2016; M. Lange, 2017; Moré, 2013; Reuleaux, 2006). Die Studien im Zeitfenster zwischen der deutschen Wende und dem Millennium wiesen über die Symptomatik der Posttraumatischen Belastungsstörungen hinaus eine verstärkte Ausbildung depressiver und autoritär-zwanghafter Charakterstrukturen in der deutschen Bevölkerung nach. Entsprechend dominierten nach Funk psychodynamische Abwehrmechanismen wie eine zwanghafte (anankastische) Identitätssicherung. (Funk 2012)

Die Anwendung von Erkenntnissen der Psychotraumatologie auf gegenwärtige Sozialpathologien setzt nicht voraus, dass die historischen Umstände oder die sozialpolitischen Strukturen und Systeme ähnlich traumatisierend sind wie in den Diktaturen der NS-Zeit und später der DDR. Es kann davon ausgehend aber auch gezeigt werden, dass kollektive Erwartungen, Ideologien und Prozesse in einem politischen System die systematische Dehumanisierung und Dissoziation von Empathie forcieren können und dass

diese Erfahrungen mittelfristig nicht nur Bewältigungsstrategien, sondern auch Persönlichkeitszüge und -struktur beeinflussen.

Mit einem großen Schritt weiter verbindet Rainer Funk (2012) die Persönlichkeitsgeschichte der Vergangenheit (geprägt durch eine zumindest in Deutschland attestierte Tendenz zur zwanghaften Identitätssicherung) mit der Persönlichkeitsgeschichte der jüngeren Gegenwart. Sein Attest der »entgrenzten Persönlichkeit« als Typus der Persönlichkeit in der digitalen Gesellschaft bezieht sich jedoch nicht mehr nur auf Deutschland, sondern auf die Entwicklung in weiteren westlichen Gesellschaften.

Kindheitserfahrungen und transgenerationelle Einflüsse, aber auch die Arbeitsplatzsicherheit, der ökonomische Wettbewerb, die fortschreitende Medialisierung, Automatisierung der Gesellschaft, die technologische Revolution bis hin zum Durchbruch der künstlichen Intelligenz und ihre normalisierte Anwendung im Alltag verändern die Persönlichkeitsentwicklung. Im Zuge der Digitalisierung entstanden vielfache neue Bewältigungsstrategien auch im Umgang mit dem eigenen mentalen Profil, zur Verstärkung, Überdeckung oder Überwindung bestehender Stärken oder Vulnerabilitäten. Die zunehmende Computerisierung und Automatisierung von Lebensprozessen, die Nutzung und Popularität von »personal Devices« wie dem Mobiltelefon oder dem Smartphone, zum Surfen im Internet, auf sozialen Medien, für Online-Konsum oder -Spiele eröffnete ein neues Feld der Selbstregulierung. Dadurch fand eine weitreichende Verschiebung von Beziehungsinteraktionen und Beziehungskonflikten in die virtuelle Welt statt.

Rainer Funk sprach bereits 2012 – in dem Jahr, in dem im Rückblick die Zahl psychischer Krankheiten insbesondere bei Kindern und Jugendlichen überproportional anstieg – von einer sozialpathologischen *Entgrenzung* der Persönlichkeit. Er benennt damit eine Form zeitgeschichtlich gehäufter Persönlichkeitsveränderungen, die mit einer *Enteignung der eigenen Antriebskräfte* und des subjektiven *Identitätserlebens* einhergehen würden (Funk, 2012, S. 39) (HK: 1. *Auswahl/Ausschluss*). Funk beschreibt, dass die inneren Antriebskräfte als Gefühle der eigenen Motivation, Belebung oder des intrinsischen Interesses systematisch durch die *virtuellen Erlebnisangebote* und die durch Klicks und Likes auslösbare Dopamin-Ausschüttung überschrieben werden. Die mitreißenden, begeisternden und stimulierenden Effekte inszenierter und virtueller Erlebnisangebote führten zu einer Entfremdung der leiblichen Antriebswahrnehmung und damit zu einer von der eigenen intrinsischen Bedürftigkeit und Leiblichkeit entfremdeten Konstruktion von Identität.

> Erkennbar ist diese De-Aktivierung der eigenen Antriebskräfte daran, dass, um das eigene Interesse spüren zu können, es erst etwas Interessantes braucht, um ein Interesse spüren zu können. […] Die Aktivität geht, statt vom Menschen, von den Erlebnisangeboten aus. (Funk, 2012, S. 39)

Mit der Entgrenzung als einer Form transhumanistischer Selbstschöpfung gehe ein radikal verändertes Verständnis von Selbstverwirklichung einher. Selbstverwirklichung bedeute in der digitalen Lebenswelt, sich selbst zum Projekt machen zu können, zu inszenieren oder zu simulieren, ohne dabei auf das Gefühl von Authentizität oder »Eigentümlichkeit« zurückgreifen zu müssen:

> Das Selbst muss vielmehr je nach Anlass, Situation und Lust durch ein neu erfundenes Selbst und eine neu »gemachte« Persönlichkeit ersetzt werden. Wenn ein entgrenzter Mensch deshalb von »Selbstverwirklichung« spricht, meint er etwas völlig anderes als die Verwirklichung eines unverwechselbaren eigenen Selbst. Ihm geht es um die Entgrenzung seines Selbst durch eine Neuschöpfung, die nicht mehr an seine Vorfindlichkeit gebunden ist. (Funk, 2012, S. 40)

Nach Funk wirkt sich die Entgrenzung der Persönlichkeit auf Beziehungen ebenso aus wie auf den Umgang mit den eigenen Gefühlen. So wie die Entgrenzung und Übersteuerung der eigenen Antriebskräfte mit einer Entkoppelung vom eigenen »Gebunden-Sein« und der Selbstinstrumentalisierung einhergeht, so geht sie auch mit einer Entkoppelung von der Bindung an andere und mit einem verstärkt instrumentellen Verständnis von Beziehungen einher (Funk, 2012, S. 40). Funk stützt sich auf das psychologische Verständnis einer gesunden Beziehung, das besagt, dass diese die Fähigkeit zu einer emotionalen Bindung bei gleichzeitig größtmöglicher Autonomie und dadurch psychisches Wachstum ermöglichen sollte. Hierbei bestehe eine immer wieder neu gefundene Balance von Nähe und Distanz beim Erhalt einer gefühlten Verbundenheit (Funk, 2012, S. 40–41).

> Im Gegensatz hierzu glaubt der entgrenzte Mensch, diese Autonomie nur dadurch sichern zu können, dass er sich *emotional* vom anderen, so gut es ihm möglich ist, entbindet. Dies gelingt ihm dadurch, dass er die emotionalen Bindungskräfte wie Zärtlichkeit, Vertrauen, Erinnern oder Vermissen ausblendet und durch die Pflege von Kontakten ersetzt. Auf diese Weise lässt sich ein Verbunden Sein mit Anderen herstellen und wahrnehmen, ohne dass mit einem solchen Verbunden Sein eine Verbindlichkeit gespürt oder ein Angewiesensein gefühlt wird. (Funk, 2012, S. 41)

Die Darstellung von Funk antizipierte die später verbreitete Sorge, dass die sozialen Medien dazu beitragen würden, tiefere (»qualitative«) Beziehungen durch eine hohe Anzahl von (»quantitativen«) Kontakten zu ersetzen. Daraus ergibt sich auch eine gewisse Substitutionslogik: Während Beziehungen einzigartig sind, gelten Kontakte als ersetzbar. Bezüglich der Fragen nach der veränderten Entstehung und Natur von Beziehungen konstatiert knapp zehn Jahre später Valentina Vapaux, die als Angehörige der Gen Z und auf Grundlage ihrer eigenen Erfahrungen ein eindrücklich kluges und reflektiertes Generationsprofil verfasst hat, dass zwischen *Tinderitis* (Sucht auf eine Dating-App) und Einsamkeitsgefühlen oftmals ein schmaler Grad verlaufe (Vapaux, 2021, S. 69–70). Dating-Apps führen nach Vapaux zu einer Paradoxie des Erlebens, die sie anschaulich in folgender Momenterfahrung beschreibt:

> Wieder öffne ich die rote App und wische vor mich hin. Die Mädchen in New York sind wunderschön. Interessant, künstlerisch, verschieden. Und trotzdem kann ich nicht aufhören, daran zu denken, wie paradox es ist, dass Tausende, sogar Millionen von Menschen an unseren Fingerspitzen liegen und wir uns trotzdem so einsam fühlen wie noch nie. (Vapaux, 2021, S. 71)

Obwohl das von Vapaux beschriebene Gefühl der tiefgreifenden Einsamkeit, die damit einhergeht, mit Funks Darstellung kohärent ist, scheint die von ihm festgestellte Sozialpathologie der Entgrenzung doch zu einseitig kulturpessimistisch gefärbt. Die Erfahrung, dass einerseits die ganze Welt »an unseren Fingerspitzen« liegt bzw. uns verfügbar ist, und zugleich nicht klar ist, wer einen genuin wahrnimmt und ein aufrichtiges Interesse an einem hat, ist ein Entfremdungsmoment, das auch aufrütteln und die Chance für psychisches Wachstum bieten kann. Ob daraus eine Persönlichkeitsakzentuierung oder -störung wird oder psychisches Wachstum, hängt von individuellen Faktoren ab. Die Wahrnehmung der hohen Spannung, die zwischen einer sinnvollen Nutzung der digitalen Möglichkeitswelt und einer sozialpathologischen Übernutzung besteht, ist wenig kontrovers, doch die sozialkritischen Bewertungen gehen auseinander. Um zwei bereits eingeführte Positionen von Dornes und Fuchs nochmals aufzunehmen: Dornes argumentiert, dass der »postheroische Persönlichkeitstypus« der Gegenwart (vgl. Kap. 5.3.2), der zugleich durch eine flexiblere wie verletzlichere Persönlichkeitsstruktur gekennzeichnet ist, kompensatorische Fähigkeiten zur Selektion zwischen den vielfältigen Identifikationsangeboten entwickeln kann:

> Meine abschließende Kurzcharakterisierung der postheroischen Persönlichkeit lautet: Ihre psychische Grundkonfiguration ist aufgelockert, ohne deswegen fragil zu sein. Sie fühlt sich Werten verpflichtet, die sie aber nicht prinzipien- oder konformitätsgeleitet verwirklicht, sondern kontextsensitiv. Ihre Flexibilität ist nicht erzwungen, sondern psychisch verankert. Sie lässt vormals tabuisierte Impulse zu und befindet sich in einem inneren Dialog mit ihnen. Ihre Flexibilität ist nicht Ausdruck von Angst, sondern der einer psychischen Verfassung, die nicht Anpassung, sondern Zuwachs neuer Selbst- und Weltgestaltungsmöglichkeiten impliziert. (Dornes, 2012, S. 350–351)

Aus dissoziationstheoretischer Sicht entwickelt sich nach Dornes ein Persönlichkeitstypus, der im Sinne des vierten Kriteriums die *Prozesshaftigkeit* und *Offenheit* halten und seinen Selbst- und Weltaneignungsprozess davon ausgehend reifer gestalten kann. Fuchs gewichtet im Kontrast zu dieser Lesart den schädigenden Einfluss der von den Technowissenschaften unkritisch übernommenen »narzisstischen Allmachtsphantasien« in der kollektiven Wahrnehmung und die Normalisierung einer entleiblichten Kommunikation. Diese werden mit der Beförderung einer narzisstisch-depressiven Persönlichkeitsprägung assoziiert (Fuchs, 2024). Aus dissoziationstheoretischer Sicht beschreibt er damit die Gefahr einer dysfunktionalen Stabilisierung als Stagnation in (sozial-)pathologischen Bewältigungsstrategien.

Im Praxisbeispiel von Vapaux werden in gewisser Weise die beiden gegensätzlichen Positionen in ein Verhältnis gebracht: Die beschriebene Leiderfahrung (Detachierung, Einsamkeit, depressive Gefühle in der virtuellen Beziehungswelt und »Technoference« etc.) stoßen unausweichlich zu Veränderung und Erkenntnisgewinn an. Diese (Persönlichkeits-)Entwicklung setzt jedoch die Bewusstwerdung über den »narzisstisch-depressiven« Effekt, den eine exzessive Nutzung mit sich bringen kann, voraus.

Es scheint wichtig anzuerkennen, dass diese insbesondere im Zeitraum der jugendlichen Identitätsentwicklung tiefgreifende Spannung von Selbstverwirklichungs- und Selbstentfremdungserfahrungen im virtuellen Raum ein Stück weit zu einer zeitgenös-

sischen Initiation in die digitale Gesellschaft gehört, zu einer entwicklungspsychologisch wichtigen Erfahrung also, welche die Sehnsucht und Unverzichtbarkeit von (zwischenleiblichen) Beziehungen nähren und – gerade im Jugend- und Adoleszenzalter – viele Transformationsenergien freisetzen kann. Dennoch wirkt die Passung der antizipatorischen Analyse Funks mit dem konkreten Erleben von Vapaux, das sie rund eine Dekade später in seiner Macht und Überforderungsqualität anschaulich beschreibt, auch beklemmend.

> Dating-Apps sind wie ein Projektor, der uns zeigt, wie unsicher wir wirklich sind. Wir wissen oft nicht, was wir wollen, wollen sollen oder wollen dürfen. Das Chaos in der Welt hat Chaos in uns mitgeprägt. (Vapaux, 2021, S. 75)

Unverbindlichkeit, Austauschbarkeit und Kategorisierungen als dominante Mechanismen der digitalen Beziehungspflege führen auch ihrer Selbstwahrnehmung nach zur leidvollen Erfahrung von *Verdinglichung*:

> Doch mit dem Internet wird der Mensch austauschbar. Wenn wir lange genug swipen, können wir ein seltsames Spiel spielen. Menschen in Kategorien einteilen. E-Girls, Skater-Boys, Cloud-Rapper, Insta-Baddies, Vintage-Girlies, Soft-Boys. So grotesk ist es gar nicht. Wir tun es schon längst, und zwar nicht nur auf Tinder, sondern auf allen sozialen Medien. Durch die Kategorisierung wird auch klar, was hier passiert: der Mensch wird zur Konsumware. (Vapaux, 2021, S. 75)

Von zwei grundverschiedenen Ausgangslagen enden Funk und Vapaux beide mit einer Systemkritik: Den digitalen Technologien, den Logiken der Konsum- und Wirtschaftsprozesse, der Beschleunigung und Selbstoptimierung wird das Potenzial zugeschrieben, eine emotionale Selbstentfremdung zu produzieren. Letztere lässt sich nur im Durchgang durch einen schmerzhaften Prozess der Selbsterkenntnis, selbstdisziplinierungs- und relational getragenen Veränderungsprozess überwinden (HK: 4. *Prozesshaftigkeit/Offenheit*). Andernfalls können digital entgrenzte Lebensräume als sozialpathologischer Nährboden für »strukturelle Störungen« (Persönlichkeitsstörungen), aber auch für eine normative Orientierungslosigkeit fungieren (HK: 2. *Spannung/Irritation*). So schließt Funk mit der Befürchtung, dass die Enteignung der Antriebskräfte und des Identitätserlebens sowie die entbundenen Beziehungen einen starken dysfunktionalen Einfluss auf den mentalen und neuropsychologischen Umgang mit den eigenen Gefühlen haben können.

So lässt sich bei der mentalen Neukonstruktion der Persönlichkeit beobachten, dass das Spüren der eigenen Gefühle weitgehend vermieden wird, obwohl für den entgrenzten Menschen Gefühle wieder »in« sind und er »voll auf ›emotion‹ abfährt«. Er erfindet das Fühlen neu, und zwar entweder dadurch, dass er selbst Gefühle inszeniert oder simuliert, oder dass er erzeugte Gefühlswelten mitfühlt, die ihm die auf Emotionalisierung setzende Wirtschaft auf Schritt und Tritt anbietet (Funk, 2012, S. 41).

Die Verschiebung des *eigenen* Affekterlebens auf das *Mit*erleben von starken Gefühlen wie Hass, Liebe oder Neid in Filmen, Games oder anderen Medien virtueller Realität ermögliche einerseits eine Affektabfuhr, andererseits die Abwehr der eigenen nega-

tiven Gefühle oder deren Überschreibung durch Angebote von positivem Denken, Fühlen und Handeln, die durch gezielte Programme oder Konditionierungen von schmerzlichen Gefühlen und Selbstwahrnehmungen aus der Welt ablenken (HK: 3. *Regulation/Stabilisierung*). Dieser instrumentalisierende Umgang mit sich selbst kann zum Auslöser für psychische Erkrankungen werden. Diesbezüglich ist das Studienergebnis von King (2016) bemerkenswert, das aufzeigt, dass neue Formen von Scham bei Teenagern entstanden sind. Als Expert*innen für die Logik digitaler Anerkennungspraktiken steuern die Jugendlichen die Anzahl der Likes z.B. über das gezielte Posten von Bildern zu bestimmten Tageszeiten. Dem kurzen Glücksgefühl folgt jedoch das Gefühl der Scham, weil man das Gefühl hat, die ersehnte Anerkennung herbeimanipuliert zu haben (King, 2016).

Als letzter Punkt, der mit dem Profil der entgrenzten Persönlichkeit von Funk einhergeht und der im Hinblick auf ethische Fragestellungen relevant ist, fungiert seine These, dass sich mit den psychischen Bewältigungsmechanismen auch die *normativen Handlungen und Einstellungen* verändern. Die Entgrenzung der Persönlichkeit gehe einerseits mit einer starken »Außenorientierung« und der Überzeugung einher, im eigenen Verhalten – gerade online – weniger sichtbar zu sein, andererseits entstehe die Überzeugung, Regeln selbst setzen zu können. Anstelle der inneren emotionalen und empathischen Regulationssysteme, die über Angst, Schuld und Scham als intrinsische Wegweiser ethisches Verhalten unterstützen, trete eine normative Richtungslosigkeit und Beeinflussbarkeit. Diese könne das Trittbrettfahrerphänomen, aber auch weitergehende Problematiken der kollektiven Handlungspraxis verstärken.

Vor allem die Ausführungen zur Neukonstruktion der Persönlichkeit legen den Schluss nahe, dass die Anwendung des Entgrenzungsstrebens auf die eigene Persönlichkeit zu einer Verkümmerung jener Fähigkeiten und Kompetenzen führt, die ihren Grund in der psychischen Strukturbildung haben und die dem Menschen – in begrenztem Maße – Freiheit und ein gerüttelt Maß an Autonomie und Unabhängigkeit ermöglichen. Mit der weitgehenden Deaktivierung des menschlichen Vermögens geht notgedrungen eine stärkere Außenorientierung einher, und zwar nicht im Sinne einer Abhängigkeit von anderen Menschen, sondern vom gemachten Vermögen, von Medien, technischen Wunderwerken und Psychotechniken (Funk, 2012, S. 43–44).

Im Kontext der digitalen Gesellschaft befördern die globalen gesellschaftlichen Veränderungen einem Persönlichkeitstypus, der eine hohe Anpassungsfähigkeit und Flexibilität erfordert. Dies kann mit mehr Autonomiefähigkeit der Persönlichkeit einhergehen, aber auch mit einer höheren Fragilität (vgl. Kap. 5.3.2). Je nach individueller Persönlichkeitsentwicklung, Resilienz und biosozialen Voraussetzungen kann eine Person beispielsweise den Anforderungen nach mehr geografischer Flexibilität im Berufsleben gerecht werden oder mit Überforderung reagieren (HK: 4. *Prozesshaftigkeit/Offenheit*). Vor dem Hintergrund einer solchen Betrachtung stellt beispielsweise Küchenhoff (2003, S. 416) hinsichtlich gegenwärtiger Tendenzen zu spezifischen Persönlichkeitsstörungen provokant die Frage, ob die Struktur einer Borderline-Persönlichkeitsstörung die für den globalisierten Kapitalismus angemessene (= fitteste) Persönlichkeitsstruktur sei. Personen mit emotional-instabiler Persönlichkeit neigen etwa zu Beziehungsabbrüchen, Impulsivität oder selbstdestruktivem Verhalten.

Entscheidend für den Schutz vor einer Persönlichkeitsstörung sind unter anderem die während der Entwicklung erworbene psychische Stabilität sowie die Fähigkeiten zur Mentalisierung und Selbstreflexion. Mentalisierungsschwächen führen zu Sollbruchstellen, an denen später psychische Störungen als Belastungsreaktionen aufbrechen können oder die zu strukturellen Persönlichkeitsanpassungen führen.

Nachdem die Zusammenhänge zwischen der frühkindlichen Entwicklung, stressinduzierten individuellen und kollektiven Traumadynamiken und der späteren Persönlichkeitsstruktur ausführlich erörtert wurden, scheint nun eine sorgfältige, jedenfalls nicht vorschnell oder pauschal problematisierende Betrachtung des Einflusses der digitalen Lebenswelt auf Entwicklung und Persönlichkeit angezeigt. Nicht alle Jugendlichen geraten in die Räder der Selbstoptimierung und des Suchtverhaltens; vielfach und gerade bei einer frühzeitigen ausreichenden elterlichen Begleitung und Regulation der Nutzung digitaler Medien sind sie zu einem selbstkompetenten und kritisch-reflektierten Umgang mit modernen Devices fähig – teilweise sogar besser als ihre Eltern. Wesentliche Risikofaktoren des sozialen Umfelds, digitale Aufklärung und Bildung, die Bindung zu den Eltern, die psychische und physische Gesundheit oder das Verhältnis zu Peergruppen müssen hier für eine sorgfältige Risiko- und Chancenanalyse in Betracht gezogen werden.

Die Verbindung der hermeneutischen Kriterien der Theorie der Dissoziation mit den Entfremdungstheorien von Honneth, Jaeggi und Rosa sowie mit den Ansätzen von Floridi, Fuchs, Reckwitz und Maté wird in Tabelle A4 im Anhang dargestellt.

Zeitgeschichtliche globale Veränderungen auf dem Pfad zu einer Entfremdungstheorie der digitalen Gesellschaft

Im Anschluss an die bislang besprochenen Entfremdungsaspekte ist bezüglich der Spezifizierung auf die digitale Gesellschaft der Faktor der weltpolitischen Entwicklungen noch kaum angesprochen worden. Es überschreitet den Rahmen der vorliegenden Auseinandersetzung, auf die veränderten globalen Bedingungen und die tektonischen Machtverschiebungen der Weltpolitik mehr als rudimentär einzugehen. Der Übergang von einer bipolaren zu einer unipolaren Weltordnung mit Vormachtstellung der USA in den 1990er Jahren ging mit weitreichenden Veränderungen der ökonomischen und politischen Machtverhältnisse und einem globalen Kulturwandel einher: Insbesondere seit der Einführung des iPhone 2007 und mit der allgemeinen Verwendung von Smartphones hatte sich die zwischenmenschliche Kommunikation radikal verändert. Damit einhergehend veränderten sich die Anforderungen an das menschliche Gehirn, und sozioemotionale Bewältigungsstrategien mussten adaptiert werden (ETH Treffpunkt Science City, 2023). Die Frage nach den Auswirkungen dieser evolutionsgeschichtlich hochbeschleunigten Veränderung auf die Entwicklung von Kooperation und Kultur ist aus subjekttheoretischer, normativer Sicht drängend. Als tektonische Verschiebungen in der digitalen Gesellschaft, die das Selbst- und Weltverständnis prägen, können etwa die *Hyperkonnektivität* als Routine im digitalen Alltag, die weitgehende *Algorithmierung* der Lebenswelt und ein veränderter *Umgang mit Wissen und Information* identifiziert werden. Davon ausgehend verändern sich die Fertigkeiten und Fähigkeiten, aber gerade auch die Identitäts- und Entwicklungsprozesse von Kindern und Jugendlichen, die Vorstellungen von Selbstverwirklichung.

Innovationen in der künstlichen Intelligenz, der sukzessiv erweiterte Zugang zur generativen künstlichen Intelligenz verändern aber auch das sozioökonomische, politische Gefüge. Die rasante Entwicklung der künstlichen Intelligenz eröffnete eine neue, virtuelle Informations-, Markt- und Machtsphäre. Mit schwindelerregender Geschwindigkeit wurden diejenigen internationalen Großkonzerne, die genügend Finanzkraft und Ressourcen zur Produktion und Vermarktung der immer aufwendigeren, teureren und größeren Apparate der künstlichen Intelligenz hatten, soziale Medien oder virtuelle Universen (Metaverse) anbieten konnten, zu machtpolitisch schwergewichtigen globalen Akteuren.

5.4 Zusammenfassung und Übergang zur Analyse spezifischer (Sozial-)Pathologien der digitalen Gesellschaft

Die Erörterung aktueller Entfremdungsbegriffe in Kapitel 5 dient im Folgenden als Grundlage für die Analyse spezifischer Chancen und Risiken, welche die digitale Gesellschaft für die mentale Gesundheit einzelner, aber auch für kollektive sozialpathologische Entwicklungen bietet. Die beschriebenen Ansätze von Honneth, Jaeggi, Rosa, Reckwitz und Fuchs stützen sich alle auf ein humanistisches Verständnis, eine zumindest implizite normative Leitvorstellung von Selbstverwirklichung. Unterstrichen wurde die Notwendigkeit, eine politische Theorie in Abstimmung auf subjekttheoretische Annahmen zu entwickeln. Das Phänomen der Entfremdung wurde mit unterschiedlichen Schwerpunkten (Anerkennung, Aneignung, Resonanz, Zwischenleiblichkeit) analysiert. Eingeflochten wurden Querverweise zur Theorie der Dissoziation, und die in Kapitel 4 entwickelten hermeneutischen Kriterien wurden stellenweise mit den beschriebenen Entfremdungsansätzen assoziiert. Die spezifisch auf die Digitalisierung bezogenen Aspekte blieben in den bisherigen Entfremdungsansätzen insgesamt noch marginal erörtert. In den soziologischen Analysen von Rosa und in der Kritik des Transhumanismus von Fuchs rücken sie zentraler ins Blickfeld.

Die Ausführungen zu den kollektiv wirksamen Dynamiken von Belastungsstörungen und zur Pathogenese psychischer Krankheiten wurden mit der Beschreibung von Entfremdungserscheinungen wie der Depression, Beschleunigung und Selbstoptimierung verbunden. Es wurde der Sozialkritik von Denkern wie Maté und Geist Raum gegeben, die gestützt auf die primären menschlichen Bindungs- und Beziehungsbedürfnisse u.a. an eine verstärkte Gewichtung der frühkindlichen und kindlichen Lebensbedingungen und an entsprechende Unterstützungsmaßnahmen für Eltern und Familien appellieren. Der Zusammenhang zwischen Frühstörungen, Traumatisierungen und späteren mentalen Erkrankungen wie Persönlichkeitsstörungen wurde besprochen. Unter dem Abschnitt zu den Persönlichkeitsstörungen wurde Rainer Funks Typus einer »entgrenzten Persönlichkeit« aufgenommen, den er als Anpassungsmodus an die u.a. zunehmend digitalisierte Lebenswelt beschreibt.

Die Anwendung der Dissoziationstheorie, die auf dem psychodynamischen Verständnis der Psychotraumatologie (bzw. der Symptomatik von Belastungsstörungen) fußt, unterstützt die Sicht, dass Normalisierung von Beschleunigung, Effizienzsteigerung, Dauerstress und Leistungsdruck als Teil des alltäglichen Erlebens als mental und

körperlich krankmachende Entfremdungserscheinungen benannt werden sollten. So wie das Wissen der modernen Bindungstheorie genutzt werden kann, um Sozialkritik zu betreiben, kann es aber auch als Ressource genutzt werden, um diesen Tendenzen langfristig entgegenzuwirken. Die entwicklungspsychologische Bedeutsamkeit der frühkindlichen Lebenserfahrung, die schon seit Jahrzehnten differenziert erforscht und erwiesen ist, gehört als Grundbaustein einer nachhaltigen Kritik und Gestaltung der digitalen Gesellschaft stärker gewichtet.

Die sozialkritische Analyse zeitgenössischer Entfremdungserscheinungen bleibt unvollständig, wenn die »Variable der Digitalisierung« nicht sorgfältig und eigens diskutiert wird. Gerade in der digitalen Epoche geht die Aktualisierung des Entfremdungsbegriffs mit zusätzlichen konzeptuellen und normativen Schwierigkeiten einher. Neben der analogen, äußeren und der subjektiven, inneren Realität ringen Subjekt und Gesellschaft auch um ein Verhältnis zur virtuellen Realität resp. zu technologischen Errungenschaften wie der generativen künstlichen Intelligenz, deren Eigenschaften die Handlungs- und Denkfähigkeiten des Menschen auf unterschiedlichen Gebieten zunehmend übertrumpfen. Im Kontext fortschreitender Digitalisierungsprozesse und der begleitenden Reproduktion und Neuentstehung von Entfremdungserscheinungen verändert sich das kulturelle Selbst- und Weltverständnis zudem kontinuierlich mit. Während die Disziplin »Digitale Ethik« und entsprechende Bereichsethiken mit der Nachregulation und normativen Beurteilung rasant fortlaufender technologischer Entwicklungen etwa im Bereich der KI absorbiert sind, bleibt kaum Zeit für die kritische Reflexion etwa der Frage, wie künstliche Intelligenz unsere Kultur und die Kultivierung menschlicher Fähigkeiten (nicht) verändern soll. Diese Grundsatzfragen und die Kritik spezifischer Entfremdungserscheinungen im Kontext der digitalen Gesellschaft werden im Zentrum von Kapitel 6 und 7 stehen.

6. Anschluss der Kritischen Theorie an eine psychodynamisch informierte Ethik der digitalen Gesellschaft

Zunächst wird in Kapitel 6.1 die philosophische Verbindung zwischen der kritisch-theoretischen und der ethischen Analyse der digitalen Gesellschaft hergestellt. Umrissen wird der Anspruch einer *Ethik der digitalen Gesellschaft*. Die Leitthese, dass dissoziative Bewältigungsstrategien in der digitalen Gesellschaft zunehmen, wird rekapituliert. In Kapitel 6.20 wird eine Standortbestimmung innerhalb der Ethik unternommen. Dabei werden Bereichsethiken wie die Ethik der künstlichen Intelligenz von dem sozialphilosophisch begründeten Ansatz einer Ethik der digitalen Gesellschaft unterschieden.

Einer einleitenden Reflexion über das Selbst- und Weltverständnis, den Kulturwandel und die soziokulturellen Herausforderungen in der digitalen Gesellschaft in Kapitel 6.3 folgt ein Überblick über spezifische Konflikte und Herausforderungen der digitalen Gesellschaft auf kollektiver und individueller Ebene (u.a. soziokulturelle Bedingungen der kindlichen und jugendlichen Entwicklung und Identitätsbildung, Beziehungen, Arbeit, Bildung etc.). Entfremdungserscheinungen und Befunde der digitalen Gesellschaft werden vorgestellt und aus der Optik einer Theorie der Dissoziation analysiert.

6.1 Annäherung an eine normativ-kritische Diskussion der digitalen Gesellschaft

Um die ethischen Fragen und Konflikte der digitalen Epoche zu umkreisen, lohnt sich ein zumindest rudimentärer Blick in die jüngere und jüngste Zeitgeschichte. Damit wird auch Diltheys Anspruch an eine Hermeneutik entsprochen, wie er in Kapitel 1.1 vorgestellt wurde: Die Hermeneutik verbindet nicht nur das psychologische Denken mit der philosophischen, sondern auch mit der historischen Analyse.

Zum einen ist das Selbst- und Weltverständnis der digitalen Gesellschaft geprägt durch *veränderte Alltagspraktiken*. Dabei handelt es sich insbesondere um die Einbettung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse in auf algorithmischen Systemen basierende Informations- und Kommunikationstechnologien. Hervorzuheben ist aktuell besonders das

Maschinenlernen der generativen künstlichen Intelligenz. Damit einhergehend wurde bereits die Beschleunigung und die Verfügbarmachung als wesentliche, das Selbst- und Weltverständnis prägende Zeitdynamik und Entfremdungskomponente diskutiert. Zum anderen haben sich im *weltpolitischen Kontext* in jüngster Zeit tektonische (Macht-)Verschiebungen ergeben, die ebenfalls auf das Selbst- und Weltverständnis zurückwirken und entsprechend zu berücksichtigen sind. Diese Verschiebungen können beispielhaft an der historischen Kontextualisierung der dieser Arbeit zugrundeliegenden normativen Referenztheorie aufgezeigt werden: Die Anerkennungstheorie wurde in den 1990er Jahren begründet. Diese Zeit war geprägt vom Übergang einer bipolaren zu einer unipolaren Weltordnung. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Wende in Deutschland nahmen die USA ihre Stellung als globale »Supermacht« ein. Lange Jahre der geopolitischen Rezession, unter anderem begleitet von der vernachlässigten Integration Russlands ins internationale Mächtegleichgewicht und der zunehmenden wirtschaftlichen Interdependenz mit der aufstrebenden Wirtschaftsmacht China, beförderten nach Ian Bremmer (2024) den Übergang zu einer multipolaren bis mittlerweile einer digitalen Weltordnung.

Wodurch zeichnet sich diese digitale Weltordnung aus? – Der Begriff impliziert, dass sich die geopolitischen Machtverhältnisse durch den Faktor der digitalen Technologien und des nationalstaatlichen Umgangs damit (Regulierung, Gesetze, Zensur, Meinungsfreiheit) verschieben. Der Zugang zu Rohstoffen, Produktionsstätten von Schlüsseltechnologien, Big-Data-Supercomputern, Technologien der generativen künstlichen Intelligenz und damit einhergehend die Datenhoheit sind zu Machtfaktoren geworden (Bremmer, 2024):

Mit dem Sinnbild eines »KI-Schnellzugs« beschreibt der Philosoph Thomas Metzinger eine aus seiner Sicht dominante kollektive Dynamik im Umgang mit der künstlichen Intelligenz. Er bezeichnet diese Dynamik 2021 als ein »verrücktes Durcheinanderlaufen« aufgrund der allgemeinen Befürchtung, der Digitalisierungs- und KI-Zug fahre ab und man müsse ihn unbedingt erwischen, um nichts zu verpassen. Gleichzeitig, so Metzinger, wisse niemand, wo der Zug abfahre und wohin er fahre (SWR Doku, 2021). In der normativen Beurteilung, Regulierung und allgemeinmenschlichen Einschätzung bestehen blinde Flecken und Unsicherheit darüber, welche Entwicklungen stattfinden und wie sie gesteuert werden sollten. Das Nachhasten und Mithaltenwollen als kollektive Dynamik betrifft nicht nur das Verhalten der Zeitgenoss*innen und Institutionen, sondern gerade auch die historisch-kritische Reflexion, die angesichts der Persistenz dieser Dynamik gepaart mit dem ethischen Handlungsbedarf herausgefordert ist.

Der Übergang zur »digitalen Weltordnung« und die exponentiell schnelle Entwicklung von Technologien der künstlichen Intelligenz ging und geht weiterhin mit einer anhaltenden ethischen, politischen und rechtlichen *Nachregulation von Technologien* einher. Gegenstand jüngerer Debatten und zunehmender öffentlicher Bewusstwerdung ist die Frage, wie und nach welchen normativen Richtlinien die internationale Regulation dafür sorgen kann, dass die manifesten Risiken abgefedert werden können.

Wie weitreichend die Verschiebung der ökonomischen Machtverhältnisse im Kontext der Digitalisierung resp. der künstlichen Intelligenz gegenwärtig ist und mit welchen Chancen und Risiken diese für moderne Demokratien – etwa auch für die Durchsetzung von Menschenrechten – einhergeht, spiegelt sich in der *Bletchley Declaration*, die

nach dem *AI Summit* im November 2023 in Großbritannien von einer internationalen Staatengemeinschaft, eingeschlossen die USA und China, unterzeichnet wurde. Einige der aus menschenrechtlicher Sicht adressierten, bis dato unermesslichen Risiken wurden wie folgt zusammengefasst:

> Particular safety risks arise at the ›frontier‹ of AI, understood as being those highly capable general-purpose AI models, including foundation models, that could perform a wide variety of tasks – as well as relevant specific narrow AI that could exhibit capabilities that cause harm – which match or exceed the capabilities present in today's most advanced models. Substantial risks may arise from potential intentional misuse or unintended issues of control relating to alignment with human intent. These issues are in part because those capabilities are not fully understood and are therefore hard to predict. We are especially concerned by such risks in domains such as cybersecurity and biotechnology, as well as where frontier AI systems may amplify risks such as disinformation. There is potential for serious, even catastrophic, harm, either deliberate or unintentional, stemming from the most significant capabilities of these AI models. Given the rapid and uncertain rate of change of AI, and in the context of the acceleration of investment in technology, we affirm that deepening our understanding of these potential risks and of actions to address them is especially urgent. (*The Bletchley Declaration by Countries Attending the AI Safety Summit, 1–2 November 2023 – GOV.UK*, o.J.)

Aus menschenrechtlicher Sicht liegen die involvierten Risiken u.a. in viel diskutierten Gefahren wie dem Privatheitsverlust, dem intransparenten bis unsicheren Datenschutz, aber auch in der Manipulation der Nutzer*innen durch versierte Konsumentendesigns, in der Ausbeutung von Arbeitskräften und in der Desinformation als verzerrender Faktor einer demokratischen Meinungsbildung. Die menschenrechtlichen Aspekte, die im Zusammenhang mit den digitalen Technologien neu behandelt werden müssen, sind mannigfaltig, zurzeit noch unüberschaubar und erst teilweise im öffentlichen Diskurs angekommen (vgl. dazu Kap. 6.2).

Den derzeit noch unüberschaubaren Risiken, Gefahren und potenziellen Abgründen künstlicher Intelligenz werden in der *Bletchley Declaration* die enormen Chancen und Potenziale derselben Technologie gegenübergestellt:

> Artificial Intelligence (AI) presents enormous global opportunities: it has the potential to transform and enhance human wellbeing, peace and prosperity. To realize this, we affirm that, for the good of all, AI should be designed, developed, deployed, and used, in a manner that is safe, in such a way as to be human-centric, trustworthy and responsible. We welcome the international community's efforts so far to cooperate on AI to promote inclusive economic growth, sustainable development and innovation, to protect human rights and fundamental freedoms, and to foster public trust and confidence in AI systems to fully realize their potential. (*The Bletchley Declaration by Countries Attending the AI Safety Summit, 1–2 November 2023 – GOV.UK*, o.J.)

Auch die Hoffnungen und Versprechungen, die mit den bahnbrechenden Errungenschaften der künstlichen Intelligenz für Mensch und Gesellschaft einhergehen, sind mannigfaltig und noch unüberschaubar. Die Vermarktung der Chancen und Potenziale

ist jedoch im öffentlichen Diskurs präsenter, auch verbunden mit normativen Zielen wie dem Einsatz der Technologien im Interesse menschlichen Wohlbefindens, des Friedens und des Wohlstands. Es bestehen gerechtfertigte Hoffnungen, Fortschrittsglaube und Euphorie darüber, wie beispielsweise KI in der Medizin oder Umwelttechnik mit den diagnostischen und vorhersageorientierten Instrumenten das Wohlergehen und die Sicherheit der Menschen befördern kann.

Ein unermessliches Potenzial steht unermesslichen Abgründen gegenüber. Die künstliche Intelligenz vermag es, Projektionen der Erlösung[1] und der Zerstörung der Menschheit gleichermaßen zu versammeln.

Vor dem Hintergrund des aufgezeigten Spannungsverhältnisses gerade im Kernbereich des Umgangs mit KI, das darin besteht, die Technologien so einzusetzen und zu regulieren, dass sie im weitesten Sinne das menschliche und gesellschaftliche Wohlergehen befördern, wird deutlich, dass die Klärung dessen, was in der digitalen Gesellschaft als »menschliches Wohlergehen« erachtet wird und welchen normativen Werten die Regulierung unterstellt wird, ansteht. Im genannten Zitat der Bletchley Declaration zu den »Chancen und Absichten« werden Wertsetzungen vorgenommen: Die künstliche Intelligenz sollte »menschenzentriert« entworfen, entwickelt und eingesetzt werden, die Technologien sollten »vertrauenswürdig und verantwortlich« operieren.

Der Eintritt in die digitale Gesellschaft ist vollzogen. Der Digitalisierungs- und KI-Zug ist längst unterwegs, auch wenn wir uns nicht immer gewahr sind, ob wir gerade darinsitzen, ihn von außen vorbeifahren sehen oder mitgerissen werden. Diese Teilbewusstheit über unser eigenes Verhältnis zum Digitalisierungs- und KI-Zug wird durch die Metapher der halbchaotisch-wettbewerbsmotivierten Zugfahrenden von Metzinger bildhaft zum Ausdruck gebracht. Sie scheint als Anteil des Selbst- und Weltverständnisses in der digitalen Gesellschaft nicht wegzudividieren. Auch in der Ethik und Philosophie besteht ein Ringen um das Verstehen und Erkennen aktueller Prozesse und Konflikte. Abwägen, bewusst werden und sich positionieren, eine Einstellung finden und Beurteilungen abgeben zu können setzt voraus, dass wir uns Zeit nehmen können. Der menschliche Geist kann mit der Geschwindigkeit des maschinellen Lernens nicht mithalten; zugleich steht er in der Verantwortung, das maschinelle Lernen und Tun zu regulieren. Damit dieses Dilemma nicht in die bloße Überforderung oder ein Erstarren in hilfloser Ohnmacht führt, sondern zu einem Bekenntnis zur eigenen Handlungsfähigkeit und Beteiligung wachsen kann, müssen wir uns zunächst diese bestehende Spannung vergegenwärtigen.

6.1.1 Grenzen der Bewusstwerdung über das Eigene und die historische Gegenwart

Vor dem Hintergrund der epistemologischen Schwierigkeiten der kritisch-theoretischen Gegenwartsanalyse, wie sie zu Beginn dargestellt wurden, nochmals ein Blick aus hermeneutischer Perspektive: Zu den Grundprinzipien der Geschichtswissenschaft gehört, dass die Geschichte einer Epoche zu einem großen Teil erst nachträglich analysiert und verstanden werden kann. Das Phänomen der individuellen und kollektiven

1 Investor Marc Andreessen bezeichnet KI als zeitgenössisches Symbol für »Alchemie, Stein der Weisen« (Milmo, 2023).

Nicht-Realisierung (Kap. 4.2.4) muss als verzerrender Faktor der Gegenwartsanalyse mit in Betracht gezogen werden. Trotz dieser epistemologischen Vorbehalte vor dem Hintergrund einer Theorie der Dissoziation steht einer phänomenologischen Annäherung an aktuelle Dynamiken und Prozesse nichts im Wege.

Der zeitgenössische Blick auf die eigene Gesellschaft und Zeit ist de facto beschränkt. Es besteht ein Dilemma, wenn es um einen bewussten Umgang mit der Gegenwart und dem eigenen Anteil daran geht: Derjenige Teil der eigenen (Zeit-)Geschichte, der uns bewusst ist, lässt Analysen und Schlussfolgerungen zu. Doch gerade vor dem Hintergrund einer Theorie der Dissoziation muss dieses Wissen auch als vorläufig und relativ verstanden werden. Befasst mit einem Rundumblick in aktuelle Analysen der digitalen Gesellschaft lassen sich einzelne Puzzleteile identifizieren und mit ausreichender Sorgfalt nach bestem Wissen und Gewissen zusammenfügen, doch die akribische wissenschaftliche Durchdringung und das Verstehen von großen Zusammenhängen bleibt ein Prozess mit offenem Ende.

Diese Faktizität der Befangenheit durch den subjektiven, gegenwartsgeschuldet eingeschränkten Erkenntnishorizont ist seit jeher Grundbedingung der philosophischen Gesellschaftskritik – sie erübrigt sie nicht. Sie setzt in lebensphilosophischer Tradition anhaltenden Dialog, die Bereitschaft zur Anreicherung der eigenen Verstehensversuche und das Bewusstsein für die eigene Irrtumsanfälligkeit voraus. Der Versuch der Zusammenfügung, des Verstehens und die Frage nach dem Sinn der Existenz gehören zum Anspruch der Philosophie, »die Selbstverständigung der Menschheit über ihre Werte und Ziele zu begründen« und davon ausgehend existenzielle normative Orientierung und eine »zweckhafte Ausrichtung des Handelns« zu entwerfen (Angehrn, 2014, S. 203).

Der Philosoph Emil Angehrn, der sich an Edmund Husserls Ausführungen in »Die Krisis der europäischen Wissenschaften« (Husserl, 1993) anlehnt, führt den Grundgedanken des Phänomenologen weiter. Dieser Grundgedanke zielt darauf ab, dass die messbaren Ergebnisse der Wissenschaften, theoretische Konzepte und methodische Idealisierungen grundsätzlich verknüpft werden sollten mit der Frage nach ihrem Sinn und der Bedeutung für Mensch und Gesellschaft:

> In Frage steht, was wir tun, wenn wir Wissenschaft treiben, welches die verstehbare Bedeutung der wissenschaftlichen Beschreibungen und Praktiken ist. Kritisiert wird die Sinnentleerung, die dem Äußerlichwerden der wissenschaftlichen Methode geschuldet ist und die den Gehalt der eigenen Operationen und der daraus resultierenden Aussagen betrifft. Beheben lässt sich diese Bewusstlosigkeit nur durch eine Reflexion, die sowohl eine historische Besinnung auf die Entstehung der Wissenschaft wie ein strukturelles In-die-Tiefe-Gehen zur Lebenswelt als deren »vergessenem Sinnesfundament« verlangt. (Angehrn, 2014, S. 203–204)

Angehrns Zitat wurzelt in einer humanistischen Lebensphilosophie. Auf die wissenschaftstheoretischen Konflikte, die einem unkritischen Anschluss an aufklärerische Ideale anhaften können, wurde in Kapitel 1.1 eingegangen. Ich habe diesbezüglich den Anspruch von Seyla Benhabib aufgenommen. Dem eingedenk kommt eine Ethik der digitalen Gesellschaft – nach der historischen Kritik und Dekonstruktion – um eine normative Rekonstruktion »menschorientierter« Werte nicht herum. Als normatives

Ziel gilt dabei jedoch nicht die Festlegung auf einen bestimmten Ansatz wie beispielsweise die liberale Konzeption des Digitalen Humanismus von Julian Nida-Rümelin (vgl. Kap. 6.2.1), sondern die *Eröffnung von Spielfeldern des Denkens* bzw. Debatten, die weder von der einseitigen Abkehr vom Humanismus noch vom Transhumanismus (oder auch des Posthumanismus) ausgehen.

Ziel auf der Basis eines personalen, psychodynamischen Menschenbildes ist, dass Raum für eine ethische Praxis entsteht, die sich dezent und integrativ an der subjektiven und sozialen Lebenswirklichkeit mitorientiert und die psychodynamischen und sozialpsychologischen Phänomene wie ebenso das *Erleben* stärker gewichtet. – Welche Befunde lassen sich vor dem Hintergrund dieses Anspruchs als Puzzleteile für die Analyse der digitalen Gesellschaft identifizieren? Wie lassen sie sich an die bisherigen theoretischen Überlegungen anschließen und mit einer Theorie der Dissoziation verbinden?

6.1.2 Dissoziation als Bewältigungsstrategie in der digitalen Gesellschaft

Die anerkennungstheoretische Tradition von Entfremdungsanalysen und der Anspruch, deren subjekttheoretische Grundlage durch ein zeitgenössisch angepasstes psychodynamisches Verständnis zu stützen, bieten den Anschlusspunkt für die weitere sozialphilosophische Analyse der digitalen Gesellschaft. Die Verbindung zwischen Gesellschaftskritik und Psychopathologie wurde in der Kritischen Theorie der letzten Dekaden – nicht ausschließlich, aber schwerpunktmäßig – über das Entfremdungsphänomen der *reaktiven Depression* (Burnout) abgehandelt (vgl. Kap. 5.3). Die anhaltende Entwicklung der modernen Bindungstheorie und der Psychotraumatologie, insbesondere deren Integration in der relationalen Psychoanalyse (u.a. durch Jessica Benjamin, vgl. Kap. 2.6.4), wurde als wertvolle Erweiterung und Aktualisierungsgrundlage einer psychodynamischen Subjekttheorie der Kritischen Theorie aufgezeigt. Es wurde diskutiert, dass psychodynamische Konzepte wie dasjenige der *Dissoziation* zur sozialphilosophischen Analyse von aktuellen Entfremdungserscheinungen herbeigezogen werden können. Dieser Ansatz wird in den nächsten Kapiteln im spezifischen Kontext der digitalen Gesellschaft fortgesetzt. Dabei sollen spezifische Dynamiken und Konflikte in der digitalen Gesellschaft identifiziert und unter dem Gesichtspunkt einer psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft diskutiert werden.

Die zeitgenössische psychodynamische Tiefenpsychologie wird hierbei als Theorie entworfen, die durch zwischenleiblichkeitsfokussierte Erklärungsmodelle, Erkenntnisse der Psychotraumatologie und der Mentalisierungstheorie sowie den Einschluss von Ansätzen zur Verkörperung von Emotion (*embodiment*) fortlaufend weiterentwickelt wird. Diese Anschlussfähigkeit an aktuelle, klinische und entwicklungspsychologische Theorien setzt das Ringen um eine anschlussfähige Sprache voraus. Diese soll von »klassischen« psychoanalytischen Begrifflichkeiten wie beispielsweise »Aggressionstrieb« Abstand nehmen und zugleich die Erkenntnisse der psychodynamischen Schulen – z.B. zum Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen – so formulieren, dass eine Verbindung zu z.B. Embodiment- oder Affektregulierungstheorien gemacht werden kann.

Hinsichtlich des durch die Anerkennungstheorie von Honneth ausgelösten und nach wie vor unaufgelösten Konflikts zwischen der Annahme eines Aggressionstriebs

(Whitebook) und der Annahme einer sozialen Disposition, die auf Liebe und Anerkennung ausgerichtet ist und bei der das zerstörerische Potenzial und aggressive Verhalten durch Missachtungserfahrungen erklärt wird (vgl. Kap. 2.5), erlaubt das psychodynamische Verständnis der Dissoziation eine Mitteposition, eine explizit prozessorientierte Analyse. Das Spektrum verschiedener dissoziativer Mechanismen und Fähigkeiten wurde als Überlebens- und Bewältigungsinstrumentarium der menschlichen Psyche wie auch als Bedingung der Entstehung von Sozialpathologien ins Zentrum der Abhandlung gerückt.

Wie in Kapitel 4 gezeigt, umfassen Dissoziationen ein Spektrum von funktionalen und dysfunktionalen Schutz- und Abwehrmechanismen. Insofern handelt es sich bei Dissoziationen in erster Linie um *Bewältigungsstrategien*, die unsere psychische Befindlichkeit und den Umgang mit Belastungen weitgehend unbewusst steuern. Ausgelöst werden Dissoziationen also insbesondere in Belastungs- und Stresssituationen, um unsere Wahrnehmungen zu selektionieren, uns zu stabilisieren und zu fokussieren und dadurch zielorientiertes Handeln zu ermöglichen. Als funktionale, gesunde Fähigkeiten und Mechanismen sind Dissoziationen für das menschliche Zusammenleben in bedingtem Maß vorausgesetzt. Gleichzeitig gehen Dissoziationen immer mit Nicht-Realisierungen einher. Sie sind effektiv, gerade weil sie – kognitive, emotionale, somatische – Teilaspekte oder Einwände ausblenden bzw. nicht-realisieren. Sobald dissoziative Bewältigungsmechanismen normalisiert oder generalisiert werden, treten andere, insbesondere relationale und intersubjektiv bezogene Bewältigungsstrategien und »anspruchsvollere« Selbstregulationsfähigkeiten in den Hintergrund.

Die Normalisierung dissoziativer Bewältigungsstrategien als Umgangsweise mit den Anforderungen der inneren und äußeren Realität führt langfristig nicht nur zu psychischem Leiden auf individueller Ebene. Sie befördert auch sozialpathologische Erscheinungen: Sozialpathologien tragen dazu bei, kollektiv geteilte Zustände der Nicht-Realisierung aufrechtzuerhalten. Dies geschieht dadurch, dass sie Dynamiken und Prozesse normalisieren, die einen gesellschaftlichen oder politischen Zustand stabilisieren, gleichzeitig aber zu einer dysfunktionalen Stagnation führen, die Auswirkungen auf die Gesundheit und Entwicklung der Einzelnen hat.

Dissoziationen sind also mitverantwortlich dafür, dass gewisse Aspekte – kognitiv, emotional, somatisch – nicht realisiert werden. Häufig zeigt sich das in spannungsgeladenen dysfunktionalen, aggressiv-defensiven Verhaltensmustern oder der pathologischen Unfähigkeit, die eigenen Gefühle differenziert wahrzunehmen und auszuhalten: Die Welt und das Gegenüber werden als bedrohlich erlebt, in Beziehungen werden häufig Ängste und Verletzungen instinktiv als »Reenactment« (Wiederholung einer traumatischen Erfahrung) erlebt und ausagiert. In Fällen psychischer Traumatisierung tragen Dissoziationen in besonderem Maße dazu bei, dass eine Reizüberflutung, das Gefühl des »Zuviel« und der Überforderung abgeblockt werden. Traumatisierte Menschen haben entsprechend oft Schwierigkeiten, die tragende, unterstützende und kooperative Seite von Beziehungen und sozialen Kooperationen als glaubhaft oder vertrauenswürdig zu empfinden oder sich sicher zu fühlen. Vor diesem Hintergrund können dysfunktionale, pathologische Dissoziationen einseitiges, ungesteuert-aggressives, passiv-detachiertes, zerstörerisches wie auch dehumanisierendes Verhalten von Menschen gegenüber anderen Menschen miterklären. Spätestens wenn dysfunktionale Dissoziationen zu kollek-

tiven Bewältigungsstrategien werden und zu diskriminierenden, andere Gruppen entwertenden Ideologien und entsprechendem Verhalten führen, werden sie gesellschaftspolitisch relevant.

6.1.3 »Entfremdung« aus der Sicht der Dissoziationstheorie

Hinter der in den nächsten Abschnitten zusammengefassten Entfremdungsdeutung durch die Dissoziationstheorie steht die Auffassung, *dass trotz der epochalen Veränderungen des Sozialen die Grundanforderungen an eine gesunde mentale Entwicklung des »analogen Menschen« weitestgehend gleichgeblieben sind*. Auf akademischer Seite hat sich das intersubjektivistische Verständnis von Entwicklung und Beziehungen u.a. durch die MAT weiter verfeinert. Auf lebensweltlicher Seite haben sich die Voraussetzungen des Mentalisierungserwerbs und der Affektregulierung angesichts der Omnipräsenz von Informations- und Kommunikationstechnologien in der Lebenswelt (u.a. der Familien) deutlich verändert. Entsprechend müssen diese entwicklungsrelevanten Voraussetzungen in der gesellschaftskritischen Analyse neu gewichtet werden. Aus psychodynamischer Sicht ist, zugespitzt formuliert, die frühe mentale Entwicklung und Affektregulation zwischen Kind und Bezugspersonen weitgehend aufzufrischen und teilweise neu zu konzeptualisieren. Dies scheint insbesondere in Anbetracht der Omnipräsenz unserer Alltagstechnologien (z.B. Smartphones) und deren Einfluss auf die Eltern-Kind-Interaktion angezeigt. Es handelt sich dabei um Technologien, die auch aus der familiären Beziehungsgestaltung nicht mehr wegzudenken sind und mit denen eine entwicklungspsychologisch frühe Exposition und Konfrontation mit digitalen Medien einhergeht. – Woran werden Entfremdungserscheinung erkennbar?

Ebene des Individuums, der Subjekttheorie: Eine Entfremdungserscheinung lässt sich auf Subjektebene ganz allgemein daran erkennen, dass sie mit Formen der *Nicht-Realisierung* einhergeht, die im Individuum *Leid* oder *Missachtung* verursachen. Die Nicht-Realisierung entspricht dem »Ausschluss« des ersten hermeneutischen Kriteriums (*Auswahl/Ausschluss*). Sie wird von *dissoziativen Bewältigungsstrategien* wie Abwehr, Detachierung und Kompartmentalisierung begleitet, die dem dritten hermeneutischen Kriterium (*Regulation/Stabilisierung*) unterstellt sind. Die Entfremdungserscheinungen, die sich gemäß dem zweiten hermeneutischen Kriterium (*Spannung/Irritabilität*) manifestieren, können auf das Subjekt pathogen wirken, wenn sich Spannungen und Irritationen wie Leid oder Missachtung perpetuieren und zu mentalen oder (psycho-)somatischen Krankheitserscheinungen oder Entwicklungsblockaden führen resp. Gefühle von Ohnmacht und Dauerüberforderung normalisiert werden. Eine solche Normalisierung wird daran deutlich, dass das dritte hermeneutische Kriterium der *Regulation/Stabilisierung* seinen dynamischen Charakter einbüßt und in einer *Stagnation* resultiert. Das verursachte Leid oder die Selbstentfremdung, die Ausdruck einer in sich schwelenden, da verhärteten *Spannung/Irritation* ist, *muss dem Subjekt nicht notwendigerweise bewusst sein*. Sie werden jedoch anhand dissoziativer Symptome auf insbesondere relationaler Ebene erkennbar. Im Verständnis der Dissoziationstheorie entspricht *Entfremdung* damit im weitesten Sinne einer *stagnierten* Bewältigung durch Abwehr oder Kompartmentalisierung, die mit der Detachierung von bedürfnisorientiertem, leiblichem Erleben

und dem Entmächtigen des Korrektivs der zwischenleiblichen (Beziehungs-)Erfahrung einhergeht.

Die Normalisierung und Zunahme dysfunktionaler dissoziativer Bewältigungsstrategien verstärkt auch – gemäß der bislang ausgearbeiteten Klassifikation (vgl. Tabelle 2 in Kap. 4.6) und im Anschluss an die Diskussion der Entfremdungstheorien auf der Ebene des Subjekts – bereits vorhandene sozialpathologische Erscheinungen wie Selbstentfremdung, Missachtung, Verlust der Anerkennungsfähigkeit, reaktive Depression (Burnout) sowie die Symptomatik eines (klinisch mit der Trauma-Pathologie assoziierten) »Überlebensmodus«. Letzterer manifestiert sich im Sinne des zweiten hermeneutischen Kriteriums (Spannung/Irritation) u.a. als anhaltend hohes Stressgefühl, übersteigerte Wachsamkeit und die Tendenz zu einem instrumentell-misstrauischen anstatt einem sich einstimmenden und damit bezogenen Umgang mit Mitmenschen (Einbußen im *attunement*) etc. Die Zunahme dysfunktionaler dissoziativer Bewältigungsstrategien geht auch mit relationalen, intersubjektiven Vulnerabilitäten einher. Die Normalisierung dysfunktionaler dissoziativer Bewältigungsstrategien kann beispielsweise – ausgehend von Maté und auf der Grundlage der MAT – zu sozioemotionalen Einbußen bereits bei der frühkindlichen Beelterung führen, die sich auf die Mentalisierungsfähigkeit und Fähigkeit zur regulierenden Zwischenleiblichkeit, die verhaltensbezogenen Beziehungs- und Konfliktmuster wie auch die Entwicklung von Identität und Persönlichkeit des Kindes auswirken.

Ebene des Kollektivs, der Gesellschaftstheorie: Auf der kollektiven Ebene setzt die Dissoziationstheorie auf der Suche nach Entfremdungsphänomenen ebenfalls bei der Frage an, was *nicht-realisiert* wird, gemäß dem ersten hermeneutischen Kriterium also *ausgeschlossen* wird. Die unter dem dritten hermeneutischen Kriterium subsumierten dissoziativen Bewältigungsstrategien (Abwehr, Kompartmentalisierung und Detachierung) spielen dann eine sozialpathologische Rolle, wenn sie zur Entstehung, Normalisierung und Aufrechterhaltung von (offensichtlichen oder verdeckten, z.B. epistemischen) sozialen, politischen oder wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten führen, die bei einer bestimmten Gruppe Leid oder Missachtung und dadurch bei den Betroffenen (Selbst-)Entfremdungserscheinungen verursachen und reproduzieren.

Erkennbar sind Nicht-Realisierungen (»Ausschlüsse«) im öffentlichen Diskurs z.B. an *Tabus*. Diejenigen Aspekte und Konfliktpunkte eines an sich offenen Diskurses (viertes hermeneutisches Kriterium: *Prozesshaftigkeit/Offenheit*), die nicht angesprochen werden dürfen oder können, verweisen auf das, was (noch) nicht realisiert werden kann. Die Gründe dafür können mannigfaltig sein und z.B. in einer soziopolitischen Strategie liegen: Es ist denkbar, dass die politische Stabilität oder das öffentliche Bewusstsein resp. der Common Sense durch den Einbezug eines tabuisierten Aspekts »überstrapaziert« würden. Historische Beispiele sind die Rassentrennungen in den USA, bei denen die Separation nach Hautfarbe in Zugabteilen, Toiletten, Schulen etc. kollektiv normalisiert wurde und stagnierte, ohne dem Erleben der faktischen Missachtung der Farbigen eine Stimme zu geben. Ein anderes Beispiel ist der gesellschaftliche Umgang mit Homosexualität im westeuropäischen Kulturraum, der noch über weite Strecken des 20. Jahrhunderts mit der Psychiatrisierung und normalisierten Akzeptanz traumatischer Umerziehungsprogramme einherging. Beide Beispiele systematisch normalisierter, kollektiv

getragener Missachtung werden aus der Sicht der Entfremdungstheorie als sozialpathologisch eingestuft.

Anschluss an bestehende Entfremdungstheorien: Auf der Ebene des Kollektivs wurden als Auswirkungen normalisierter dysfunktionaler Bewältigungsstrategien innergesellschaftlich der Verlust von Solidarität, sozialer Wertschätzung und Freiheit identifiziert, in der Terminologie Honneths auch der Verlust der »demokratischen Sittlichkeit«. Dazu gehört nach Jaeggi ein normalisierter Zustand der – gemäß der hier verwendeten Terminologie per se dissoziativen – »Beziehung der Beziehungslosigkeit« (vgl. Kap. 5.1.3), in dem das Subjekt vor der Aufgabe steht, seine Ansprüche nach Autonomie mit den Beziehungsbedürfnissen so abzustimmen, dass es sich als sozial frei mit dem anderen erlebt und einen stimmigen Selbst- und Weltaneignungsprozess vollziehen kann.

Das Phänomen der beschleunigten, dynamischen Stabilisierung als Ausdruck des kollektiv normalisierten Leistungs- und Steigerungsprinzips, verbunden mit dem Druck zur Selbstoptimierung seitens des Subjekts, führt nach Rosa zu einer – hier als dissoziativ eingeordneten – Ohnmacht im Umgang mit dem Unverfügbaren. Diese Ohnmacht prägt sich in einem aggressiven Weltverhältnis aus, das auf Kosten von Resonanzerfahrungen nach Verfügbarkeit und Kontrolle strebt. Die immanenten Spannungen innerhalb der Kreativwirtschaft, verbunden mit der Forderung nach Einzigartigkeit und anhaltender Selbsttransformation, aufgezeigt von Reckwitz (vgl. Kap. 5.2.3), wurden als Risikofaktoren für dysfunktionale dissoziative Lösungsstrategien aufgezeigt.

Nach Maté manifestieren sich die Auswirkungen dysfunktionaler dissoziativer Bewältigungsstrategien in einer »toxischen« Kultur, in der die Instrumentalisierung der Arbeitnehmenden, verbunden mit ökonomischen Anreizsystemen und unzulänglichen Hierarchien zwischen den Berufsklassen, traumaassoziierte Persönlichkeitspathologien forciert und normalisiert. Damit einhergehend würden künstliche Bedürfnisse geschaffen, die über einen induzierten »Hunger nach Konsum« Sucht- und Abhängigkeitsprofile als dissoziative Bewältigungsstrategien kollektiv befördern würden. Auf der politischen Ebene wurde die Zunahme dysfunktionaler dissoziativer Strategien mit der Gefahr von Radikalisierung und politischer Segregation assoziiert, aber auch mit der offen in Kauf genommenen Verletzung von Menschenrechten aus ökonomischen oder politischen Interessensgründen. Während letzteres Phänomen seit der Entstehung der Menschenrechte ein Thema ist, scheint die Wahrnehmung der moralischen Relativität der Menschenrechte, die Indifferenz und Distanz (Detachierung) gegenüber medial dargestellten Missständen zugenommen zu haben und mit einer kollektiven moralischen Nivellierung oder, nochmals mit einem Begriff von Maté: mit einer verbreiteten »hypnotischen Passivität« einherzugehen.

Hermeneutische Kriterien zur Identifikation von Entfremdungserscheinungen in der digitalen Gesellschaft

Die Annäherung an die Frage, welche sozialen Pathologien in der digitalen Gesellschaft normalisiert werden, kann über den Bezug zu den hermeneutischen Kriterien mitstrukturiert werden, wie sie als mögliche Stütze einer sozialphilosophischen Charakterisierung in Kapitel 4.5 entwickelt wurden. Die ersten drei Kriterien sind dabei in erster Linie von diagnostischem, das vierte Kriterium von insbesondere therapeutischem Nutzen:

1. HK: Hinsichtlich des ersten hermeneutischen Kriteriums *Auswahl/Ausschluss* (Nicht-Realisierung) kann mit Bezug auf ein konkretes Phänomen der digitalen Gesellschaft gefragt werden, ob ein offener Diskurs möglich ist oder ob bestimmte Wahrnehmungen, Meinungen und Argumente ausgewählt resp. ausgeschlossen, nicht-realisiert, tabuisiert resp. »gecancelt« werden. Ist dies der Fall, ist zu untersuchen, um welche Aspekte oder Perspektiven es sich dabei handelt. – Am Beispiel der Digitalisierungsdebatte im Bildungswesen lässt sich etwa fragen: Welche sozialpolitischen Aspekte der Digitalisierung in den Schulen werden in der Debatte hervorgehoben und stark beleuchtet, welche bleiben im Schatten?

2. HK: Hinsichtlich des zweiten hermeneutischen Kriteriums *Spannung/Irritation* liegt der Fokus auf spezifisch manifestierten Entfremdungserscheinungen, wie sie oben mit Bezug auf Honneth, Jaeggi, Rosa, Reckwitz und Maté wiederholt erwähnt wurden. Diese können sich in Leiderfahrungen, in kognitiven, emotionalen oder somatischen Krankheitserscheinungen, Entwicklungsblockaden und dergleichen manifestieren. Welche Themen, Informationen, Kritiken, Reize etc. treiben die immanente Spannung an und führen gegebenenfalls zu (kollektiven) Irritationen, Unsicherheiten, Aggressionen? – Am Beispiel der Digitalisierung im Bildungswesen trug die Beobachtung, dass Jugendliche vermehrt Konzentrationsprobleme zeigten, sich in den Pausen vermehrt auf das Smartphone ausrichteten, sich emotional abschotteten, dass physische Aktivitäten und soziale Interaktionen abnahmen oder zunehmend aggressiv ausfielen, zu restriktiven Smartphone-Verboten z. B. an europäischen Schulen bei (Reuters, 2023; Willsher, 2024).

3. HK: Hinsichtlich des dritten hermeneutischen Kriteriums *Regulation/Stabilisierung* stellt sich nicht nur entsprechend dem ersten Kriterium die Frage, welche Aspekte oder Perspektiven ausgewählt, gefestigt und als »Wahrheit« zugunsten einer konsistenten (dissoziativen) Argumentation aufrechterhalten werden, sondern vor allem, wie dabei mit der unter dem zweiten Kriterium erfassten *Spannung/Irritation* umgegangen, wie sie reguliert resp. stabilisiert wird. Hier kann der Fokus auf Generalisierungs- und Normalisierungsprozessen im Individuum resp. der Gesellschaft liegen. Ebenfalls stellt sich hier die Frage der Dehnbarkeit, Beweglichkeit oder Rigidität einer bestehenden *Regulation/Stabilisierung*: Stabilisierung als dissoziatives Phänomen ist nicht mit *Stagnation* zu verwechseln. Im gesunden bzw. funktionalen Sinn ist Stabilisierung plastisch und dynamisch; im dysfunktionalen Sinn kann Stabilisierung durch Normalisierung in einer Stagnation resultieren. – Am Beispiel der Digitalisierung im Bildungswesen können flankierende Maßnahmen während des Unterrichts – oder in den Pausen – ausschlaggebend sein, ob sich die Schüler auch in der Pause physisch bewegen und sozial austauschen oder ein entstandenes Klima der Passivität oder Aggressivität stagniert etc.

4. HK: Hinsichtlich des vierten hermeneutischen Kriteriums *Prozesshaftigkeit/Offenheit* dissoziativer Phänomene ist nicht nur die sich auf das dritte Kriterium beziehende Frage leitend, wozu ein dissoziativer Zustand oder ein Mechanismus dient. Hier geht es vor allem um den therapeutischen Blickwinkel und die Frage, welche konkreten Auswege, Lösungen oder Erweiterungen des »Mind-Sets« möglich sind, ohne die Sta-

bilität grundsätzlich zu gefährden. Wie können bestehende Dissoziationen im Kontext einer historischen, geistesgeschichtlichen Entwicklung, eines gesellschaftlichen Konfliktes, in einem demokratischen Meinungsbildungsprozess oder auch im individuellen »Mind-Set« behandelt, prozessiert und verändert werden, damit eine aus sozialphilosophischer Sicht konstruktive, normativ vertretbare Lösung und Entwicklung unterstützt wird? Kurzum: Wie können individuelle und kollektive Entfremdungserscheinungen erfolgreich aufgelöst resp. überwunden werden? – Am Beispiel der Digitalisierung im Bildungswesen könnten klar sequenzierte Einheiten der digitalen Exposition gefolgt von Übergangszeiten und Einheiten der physischen und zwischenleiblichen Lerninteraktion zu einer funktionalen, regulierenden Stabilisierung beitragen.

Verhältnis zwischen individuellen und kollektiv geteilten Dissoziationen: Dieses Verhältnis ist komplex und im Einzelfall zu betrachten (vgl. Kap. 4.3.2). Die Entstehung von Sozialpathologien ist als dissoziativer Prozess schwierig zu durchschauen. Normalisierte Sozialpathologien bleiben meist länger unerkannt und werden gesamtgesellschaftlich reproduziert. Dies ist insbesondere für das vierte hermeneutische Kriterium und seinen therapeutischen Blickwinkel von herausragender Bedeutung: Die Auflösung kollektiv geteilter Dissoziationen setzt immer eine Bewusstwerdung und eine gesellschaftliche Sensibilisierung für die jeweilige Problematik voraus. Ohne den Verlass auf eine kollektiv geteilte Wertsetzung und Sicherheitsgarantie, z.B. realisiert in Form der Rechtstaatlichkeit oder des Schutzes vor Verfolgung, sind weder kollektive Versöhnungsprozesse noch die Auflösung pathologischer dissoziativer Bewältigungsstrategien aussichtsreich. Bereits die Kritik niederschwelliger dissoziativer Bewältigungsstrategien und der Normalisierung sich schleichend etablierender Sozialpathologien setzt einen transparenten normativen Standpunkt voraus.

Die Verbindung zwischen der subjekttheoretischen Ebene der Dissoziation und der Ebene kollektiver, sozialer Dissoziationsdynamiken ist auch aus ethischer Sicht unabdingbar. Benjamin hat am Beispiel von Traumafolgestörungen gezeigt, dass die Überwindung von Dissoziationen immer auch mit einem normativen Prozess der Selbst- und Fremdreflexion verbunden ist. Gerade dann, wenn es um kollektive Verfolgungs- und Vernichtungserfahrungen geht, setzt die Überwindung von Traumafolgestörungen auf der Ebene der Einzelperson die Wiederherstellung und Orientierung an einem moralischen Dritten, an einer ethischen oder politischen Theorie voraus, die das Zusammenleben mit anderen Menschen absichert und ausreichend strukturiert.

Bewusstwerdungsprozesse und die Durcharbeitungsarbeit auf individueller und gesellschaftlicher Ebene, die für die Überwindung dysfunktionaler dissoziativer Bewältigung im Sinne des vierten hermeneutischen Kriteriums vorausgesetzt sind, erweisen sich in der Praxis als anspruchsvoll. Dies hängt damit zusammen, dass bewährte, in der Normalisierung stabilisierte Bewältigungsmechanismen die manifesten Denkmuster wie z.B. Freund-Feind-Rationalisierungen nicht in Frage stellen, sondern darin stagnieren. Daher ist im Hinblick auf die Überwindung der betreffenden Entfremdungserscheinungen ein ausdauerndes hermeneutisches Umkreisen, Einordnen, Umwerten und Gewahrwerden der manifesten Denkmuster auf emotionaler Ebene (z.B. von Trauer, Verlust, Missachtungs- und Ohnmachtserfahrungen, Wut, Hass) unausweichlich.

Vergleichbar anspruchsvoll mit dieser Herausforderung einer überwindungsorientierten Durcharbeitung in der Praxis ist die Anforderung an eine *Ethik der digitalen Gesellschaft*, die sich unter Bezug auf eine tiefenpsychologisch informierte Subjekttheorie nicht auf die Anwendung und Durchsetzung spezifischer moralischer Werte und Prinzipien beschränkt, sondern diese diskursiv in ein Verhältnis setzen kann a) zum Potenzial und Streben des *homo sapiens in cultura digitali* und b) zu Entfremdungserscheinungen wie beispielsweise einer normalisierten Überforderung und Verunsicherung des Selbst- und Weltverständnisses. An dieser Stelle wird das Verhältnis der psychodynamischen Subjekttheorie, der Kritischen Theorie und der Etablierung einer Ethik der digitalen Gesellschaft klärungsbedürftig.

6.1.4 Verbindung zwischen Kritischer Theorie, psychodynamischer Subjekttheorie und ethischem Anspruch in der Theorie der Dissoziation

Die normative und ethische Aufgabe einer Kritischen Theorie, die sich im Kontext der digitalen Epoche legitimieren will, besteht darin, mit ihren theoretischen Werkzeugen die Veränderungen der Bedingungen des Sozialen, der Selbstverwirklichung und der dieser entgegengesetzten Missachtungserfahrungen zu untersuchen. Während die Sozialphilosophie für Diagnose und Kritik zuständig ist, überlässt sie den therapeutischen Anspruch traditionell der psychodynamischen Subjekttheorie. Traditionell geht diese Paarung mit dem Anspruch der Kritischen Theorie einher, die erwähnten Bedingungen aufzudecken und zu analysieren, nicht aber eine Therapie anzubieten. Diese epistemologisch redliche Position scheint gegenwärtig an ihre Grenzen zu stoßen, insofern sie nicht ausreichend auf drängende normative und praktische Herausforderungen der Gesellschaft – z.B. mit Bezug auf den Umgang mit generativer künstlicher Intelligenz – zu reagieren vermag. Worin also kann der Ergänzungsbeitrag einer *psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft* bestehen?

Eine spezifisch kritische, psychodynamisch informierte Ethik der digitalen Gesellschaft, wie sie abschließend in Kapitel 8 herausgestellt wird, fokussiert insbesondere auf praktisch drängende, nicht aber notwendigerweise eindeutig beantwortbare, normativ wie konzeptuell oft immanent »überfordernde« Fragen der Gesellschaft. Die Überforderung dieser Fragen bewusst aushaltend, kann sie sie verborgene Dissoziationen, unausgesprochene Tabus und alle möglichen normativen »Leerstellen« detektieren. Im Dreiecksverhältnis mit der Kritischen Theorie und der psychodynamischen Subjekttheorie versteht sich die psychodynamisch informierte Ethik der digitalen Gesellschaft als eine Disziplin, *die technologische und gesellschaftliche Entwicklungen allem voran hinsichtlich ihres Einflusses auf die mentale und soziale Gesundheit, das Erleben und die Beziehungsweisen des Menschen und seines Kollektivs analysiert und evaluiert.* Dabei soll der normative Anspruch der Kritischen Theorie in die Praxis übersetzt und in die sozialphilosophischen Analysen integriert werden. Die Ethik der digitalen Gesellschaft gewichtet im Sinne der Anerkennungstheorie die familiäre, soziale und politische Anerkennung und Missachtung des Subjekts und wertet sie als normativ gehaltvolle Voraussetzung einer »guten« digitalen Gesellschaft. Gleichzeitig setzt sie sich kritisch mit dem vorherrschenden Selbst- und Weltverständnis auseinander und strebt nach einem allgemeineren, gleichsam metaethischen Standpunkt: Während sie darum bemüht ist, am Puls aktueller Entwicklun-

gen zu bleiben, liegt die epistemologische Vorläufigkeit und Unabgeschlossenheit der eigenen Wahrheitssuche im Zentrum ihres Selbstverständnisses. Insofern anerkennt sie auch die einem jeden Denken immanente Irrtumsanfälligkeit sowie die pragmatistisch verstandene Kontingenz ihrer jeweiligen Analysen.

Psychoanalyse und psychodynamische Theorien können bzw. sollen im Kontext der digitalen Gesellschaft keinen absoluten oder ideologisierten Stellenwert einnehmen. Dennoch bedürfen und streben sie nach einem normativen Profil. Aktuelle psychodynamische Theorien sollten den ontologischen Anspruch gegenüber ihrem praktischen Potenzial demnach bewusst zurückstellen. Das praktische Potenzial der zeitgenössischen Psychoanalyse und der psychodynamischen Therapie besteht nicht in der ausschließlich vergangenheitsorientierten Analyse, sondern insbesondere in der *Förderung der seelischen Entwicklung*. Diese nimmt eine offene und doch finale, zutrauende Perspektive ein, enthält das Angebot korrigierender Beziehungserfahrungen und ermöglicht den Vollzug des Mitaushaltens von psychisch erlebtem Leid und Gefühlen, die sonst als unaushaltbar und bedrohlich dissoziiert werden müssten. Ein solcher Ansatz scheint ideengeschichtlich kein Ablaufdatum zu haben. Vielmehr ist dieser Ansatz gemäß dem vierten hermeneutischen Kriterium seinerseits prozesshaft und offen. Gerade dadurch, dass sich die Tiefenpsychologie dem *Erleben* widmet und somit der fortwährenden, prozesshaften Auseinandersetzung des Bewusstseins mit dem Unbewussten eine psychische Realität zugesteht, erhält sie ihre normative, über die Subjekttheorie hinausgehende gesellschaftliche und kulturelle Bedeutung. Ihre Bedeutung für die Ethik der digitalen Gesellschaft leitet sich daher aus dem ihr immanenten Bestreben ab, die individuelle und kollektive Selbstverwirklichung und Kulturschaffung konstruktiv zu unterstützen.

Die zentrale Erkenntnis aus der Honneth-Whitebook-Debatte besteht meines Erachtens demnach nicht in einer ontologischen Klärung, ob das »Böse« eine *privatio boni* ist – ob also bewiesen werden kann, dass der Mensch ursprünglich gut ist, oder ob er immer schon ein grundsätzliches Risiko für die Mitmenschen darstellt. Es scheint wenig verloren und viel gewonnen, wenn die menschliche »Psyche« als Ganzes und Polares verstanden wird – mit der Anlage sowohl zur (Selbst-)Regulation als auch zur (Selbst-)Zerstörung, zur sozialen Kooperation wie zur Befeindung, zu Kulturschaffung und Kulturvernichtung. *Eros* und *Thanatos* symbolisch als gleichursprüngliche Anlagen der menschlichen Psyche zu verstehen, bedeutet aus tiefenpsychologischer – wenn auch nicht notwendigerweise aus ontologischer – Sicht das Gewahrsein, die Anerkennung und das Aushalten-Können von existenziellen und unlösbaren Fragen des menschlichen Daseins. Eine aktuelle Theorie der Psychodynamik soll den Raum schaffen, in dem auch solche unlösbaren Fragen, unbewusste Komplexe und Konflikte im Miteinander gehalten, bewusst gemacht und prozesshaft durchgearbeitet werden können. Als Leitplanken der therapeutischen Beziehung setzen Theorie und Praxis der psychodynamischen Theorie die theoretische Anschlussfähigkeit an klinische Erkenntnisse voraus. Gleichzeitig kann die psychoanalytische Therapie, gerade weil sie auf einer singulären zwischenleiblichen therapeutischen Beziehung basiert, nicht allein aus der klinischen psychodynamischen oder psychologischen Theorie abgeleitet werden. Entsprechend bestätigt die Wirksamkeitsforschung in der Psychotherapie zunehmend die Faktoren Persönlichkeit und Eigenschaften des Therapeuten wie auch die Qualität

der therapeutischen Beziehung als entscheidend für den Therapieerfolg (Wampold & Imel, 2015).

6.2 Ethische Fragestellungen zu Entfremdungserscheinungen in der digitalen Gesellschaft

Ausgehend von der Anerkennungstheorie wurde in dieser Arbeit eine normative Richtung eingeschlagen, deren Verständnis des Zusammenhangs von Gesellschafts- und Subjekttheorie leitend ist. Es wurde vorgeschlagen, dass die Subjekttheorie sich von Neuem auf ein aktuelles psychodynamisches Verständnis abstützt. Angestrebtes Ziel ist eine *Ethik der digitalen Gesellschaft*. Dies insbesondere deshalb, weil in den Teildisziplinen der *Digitalen Ethik* ein Fundus von Diskussionen und Analysen entstanden ist und weiterhin entsteht, der die sozialphilosophische Analyse der digitalen Gesellschaft untermauern und anreichern kann. Diese zahlreichen und sprießenden Beiträge aus Teildisziplinen wie der Ethik der KI, der Informationsethik oder der biomedizinischen Ethik wurden bislang kaum systematisch vor dem Hintergrund des Selbst- und Weltverständnisses der digitalen Gesellschaft zusammengeführt. Das bestehende normative, anerkennungstheoretische Verständnis soll daher mit dem Standpunkt einer *psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft* ergänzt werden. Gegenstand dieser Ethik sind, wie bereits dargelegt, die spezifisch auf die digitale Gesellschaft bezogenen ethischen Gesellschaftsfragen wie die Frage nach einem guten Leben in der digitalen Gesellschaft oder die Frage, was die Bedingungen für eine gute und gerechte digitale Gesellschaft sind.

6.2.1 Digitale Ethik oder Ethik der digitalen Gesellschaft? – Eine Standortbestimmung

Zu den Zeiterscheinungen der Gegenwart gehört die schwindende Bedeutung der Kritischen Theorie, aber auch die zunehmende Bedeutung der Ethik als Orientierungspunkt für die Beantwortung normativer Gesellschaftsfragen. Anklagend formuliert der Schweizer Journalist Franz Derendinger in seinem 2024 gehaltenen Vortrag vor der *Gesellschaft für hermeneutische Anthropologie und Daseinsanalyse* in Zürich: »Die Kritik der digitalen Gesellschaft ist nicht geleistet worden!« (Derendinger, 2024) Meines Erachtens besteht eine beeindruckende Vielfalt geistes- und sozialwissenschaftlicher Auseinandersetzungen, auf welche dieser Vorwurf nicht zutreffen kann. Dennoch beklagen auch Kritische Theoretiker wie Daniel Martin Feige, dass zeitgenössische ethische Auseinandersetzungen in die Falle des »Onboarding« im Dienste der Tech-Industrie gehen, anstatt dass sie Digitalisierung auch in ihrer Dimension »als produktive Radikalisierung der Logik der instrumentellen Vernunft« (Feige, 2024, S. 69) begreifen und systematisch die Verdinglichungspraktiken kritisieren. Er stützt diese These auf die Annahme der Nicht-Neutralität der digitalen Technologien, also darauf, dass deren Verfügbarkeit immer an ökonomische oder leistungsorientierte Zwecke von (Wirtschafts-)Akteuren gekoppelt ist und auf die Instrumentalisierung und Ausbeutung der User*innen abzielt (Feige, 2024, S. 74). Als Ausweg aus dem gegenwärtigen Strukturwandel des Kapita-

lismus schlägt Feige eine »Gegen-Digitalisierung« vor. Diese soll mittels ästhetischer Praktiken geführt werden, die unter der Verwendung von Technologien und Materialien der Informations- und Kommunikationstechnologien die instrumentelle Logik der Digitalisierung in der Praxis durchbrechen. Die Ausdifferenzierung wie auch die Umsetzung dieses theoretischen Anliegens stecken innerhalb der zeitgenössischen Kritischen Theorie jedoch noch in den Kinderschuhen. Dies scheint unter anderem damit zusammenzuhängen, dass die angewandte »digitale« Ethik gegenüber der in ihrer Entwicklung vielleicht gemächlicher voranschreitenden Technikphilosophie zur Autorität und Leitdisziplin für normative Fragen geworden ist. Was also ist unter der Disziplin »Digitale Ethik« zu verstehen?

Digitale Ethik

Mit Bezug auf die digitale Gesellschaft hat sich, inspiriert vom englischen Begriff »Digital Ethics«, auch im deutschsprachigen Raum der Begriff »Digitale Ethik« durchgesetzt. Die Bezeichnung will nicht andeuten, dass die Ethik »digital« wird. Sie bedeutet vielmehr, dass es sich um eine Ethik handelt, die einen normativen Beitrag zur Technikfolgenabschätzung und den Auswirkungen der Digitalisierung auf Menschen und Gesellschaft leistet. Als ich 2021 an der Universität St. Gallen erstmals ein Seminar zur *Ethik der digitalen Gesellschaft* durchgeführt habe, fiel einerseits – insbesondere für den deutschsprachigen Raum – das karge Angebot zur philosophischen Grundlagenliteratur auf.[2] Andererseits fiel auf, dass unter dem Begriffsdach der aufstrebenden Digitalen Ethik ein Sammelsurium von Bereichsethiken wie der Informationsethik, der Medienethik, der Ethik der künstlichen Intelligenz oder der Ethik der sozialen Robotik zusammengefasst wird. Publikationen zu einer kritischen »Ethik der digitalen Gesellschaft« fehlten jedoch weitgehend. So koexistieren nebeneinander zahlreiche sozialkritische, ethische und auch populärwissenschaftliche Analysen und Einschätzungen zur digitalen Gesellschaft, ohne diesen Mangel kompensieren zu können. Die Breite und der Reichtum verschiedener Beiträge und Ansätze entspricht einem unausgeschöpften Pool geleisteter Reflexion und Ideen, der gleichzeitig durch seine Fragmentierung schwer erfassbar ist. Ziel muss nicht notwendig deren Subsumierung unter dem Begriff einer *Ethik der digitalen Gesellschaft* sein; der Akzent auf mehr Zusammenschau der Beiträge wäre der wechselseitigen Anregung und Anreicherung dienlich.

Wenn in der Folge verschiedene soziokulturelle Aspekte, Veränderungen der Aufmerksamkeit etc. besprochen werden, zielt dies auf eine Anbindung der entsprechenden Beiträge an die Grundsatzreflexion über eine gute und gerechte digitale Gesellschaft ab. Ein solches Unterfangen stellt ein unabschließbares Projekt dar, das aus inneren Gründen prozesshaft und anhaltend revisionsoffen bleibt (vgl. Kap. 6.1.4). Dennoch lohnt sich meines Erachtens eine jede Bemühung, dieses Unterfangen anzustoßen, aufrechtzuerhalten und so ständig weiterzubringen.

Die Kritik an einem allzu engen Fokus der einzelnen Bereichsethiken unterstellt also nicht, dass kritische Auseinandersetzungen mit der digitalen Gesellschaft grundsätzlich fehlen. Sie verweist lediglich auf die immanente Schwierigkeit eines Projekts, das nach

2 Bestehende Grundlagenliteratur zur Einführung in die Digitale Ethik umfassten u.a. Beever, 2020; Keber et al., 2019; Nida-Rümelin & Weidenfeld, 2018.

einem integrativen Gesamtkonzept, einen Kanon in der Digitalen Ethik zu entwickeln, strebt. Gleichzeitig betont sie die Angewiesenheit eines solchen Projekts auf Interdisziplinarität. Bereichsethiken wie beispielsweise die Medienethik, die Ethik der *Non Fungible Tokens* (NFTs), der sozialen Robotik oder der generativen künstlichen Intelligenz (wie ChatGPT oder DALL-E) sind in erster Linie nützlich und legitimieren sich allein schon dadurch, dass sie auf vom »Digitalisierungsschnellzug« unablässig aufgeworfene Fragestellungen relativ zielsicher und effizient reagieren können. Um entsprechende Fragen zu beurteilen, nehmen Ethiker*innen Bezug auf geltende Leitwerte aus der westlichen neoliberalen Tradition wie (mentale) Autonomie, das Prinzip der Nicht-Schädigung oder auf Menschenrechte wie dasjenige auf Privatheit. Solche Analysen sind wertvoll und nützlich. Sie sind aber auch oft sehr punktuell und verdecken nolens volens die großen zeitgenössischen Grundfragen der praktischen Philosophie, die zu beantworten versuchen, was ein gutes Leben in der digitalen Gesellschaft bedeutet und wie eine gute und gerechte digitale Gesellschaft aussehen kann oder soll.

Aus lebensphilosophischer Sicht und mit Blick auf eine kritische, psychodynamisch informierte *Ethik der digitalen Gesellschaft* sind Querverbindungen zu kritischen Reflexionen und Analysen, wie sie etwa aus der Literatur, Kunst und Publizistik stammen, fruchtbar und angezeigt. Gerade weil es auf die großen Fragen einer Ethik in der digitalen Epoche – nicht zuletzt auch angesichts einer zwar globalisierten, kulturell jedoch sehr heterogenen Welt – keine einheitliche Antwort geben kann, ist ihre sorgfältige Reflexion und Diskussion für die akademische wie öffentliche Bewusstwerdung notwendig. Ohne diese Auseinandersetzung, ohne integratives Gesamtkonzept bleiben beliebige ethische Position diffus, greift der behelfsmäßige Bezug zu einzelnen Werten zu kurz.

Möchte man das hier vorgestellte Projekt mit dem sich fortlaufend aktualisierenden Ziel einer *Ethik der digitalen Gesellschaft* philosophisch »koscher« mit Begriffsbestimmungen beginnen, gilt es, die Ressourcen der Digitalen Ethik zu integrieren. Dies erweist sich jedoch als nicht ganz einfach, was mit der bereits genannten Schwierigkeit der Bezeichnung »Digitale Ethik« zusammenhängt. Der Wirtschaftsinformatiker und Autor Oliver Bendel spricht mit Bezug auf diesen Begriff von einem »doppelten Mangel«: Der eine besteht in dessen Uneindeutigkeit; der Begriff ist ebenso erfolgreich wie uneindeutig (Bendel, o.J.). Der andere damit zusammenhängende Mangel besteht darin, dass je nach Schwerpunkt unter dem Begriff unterschiedliche Bereichsethiken verstanden werden. Gleichzeitig erschwerend ist die Uneinigkeit über moralische Werte und Prinzipien. Dabei wird zwischen *Moralphilosophie* auf der einen Seite (Theorie von Prinzipien und Auffassungen, die bestimmen, was richtig und falsch ist; Moral als gesellschaftliche, ideengeschichtliche oder persönliche Wertvorstellungen und Werte) und *Ethik* auf der anderen Seite (Anwendung der moralphilosophischen Grundlage auf praktische Konflikte und Fragestellungen; Ethik als gesellschaftliche Konventionen, Normen, Ideale oder Werte im Rahmen einer ethischen Theorie) nicht ausreichend unterschieden.

Anerkannte Ethikregeln, die das Vertrauen und die Reliabilität der Digitalen Ethik stärken, fehlen oder stehen im Konfliktfeld universaler und kultureller Werte (Bendel, o.J.). Dennoch stützt sich jede ethische Studie auf gewisse moralische Werte – gerade Werte wie Autonomie oder Gerechtigkeit bleiben dabei oft unverbunden mit der zugrundeliegenden Moraltheorie und wirken dadurch oft atomar und wenig begründet. Die Ab-

grenzung der Digitalen Ethik mit ihren verschiedenen Bereichsethiken von der sozialkritischen, psychodynamisch informierten *Ethik der digitalen Gesellschaft* könnte theoretische Klarheit und Differenzierung schaffen. Wünschenswert wäre, dass sich die Bereichsethiken auf Ansätze einer *Ethik der digitalen Gesellschaft* beziehen und damit verbinden könnten. Dadurch könnten auch die impliziten Wertannahmen und Überzeugungen der Bereichsethiken explizit und damit auch besser diskutier- resp. kritisierbar werden.

Digitaler Humanismus

Die Ethik der digitalen Gesellschaft ist nicht mit der aufstrebenden Strömung des Digitalen Humanismus gleichzusetzen, wie er im Umkreis von Julian Nida-Rümelin entstanden ist. Und dies, obwohl sie diesem im Grundanspruch nahe verwandt ist. Der Digitale Humanismus bindet seine ethischen Analysen und Wertsetzungen manifest an Monumentalwerte der Aufklärung, die den Einsatz, die Entwicklung und Regulierung von künstlicher Intelligenz wesentlich mitbestimmen sollen. Gegenüber der Schattenseite des entmündigenden Einflusses digitaler Technologien, an die zunehmend mehr Verantwortung abgegeben wird, besteht das Potenzial der digitalen Transformation gemäß den Exponenten des Digitalen Humanismus darin, dass KI explizit in den Dienst »humanistischer« Werte und Ideale (wie Autonomie, Freiheit, Vernunft und Verantwortung) gestellt, also gleichsam auf diese zurückgebunden wird.

Der Digitale Humanismus analysiert folglich die ethisch problematischen Auswirkungen der digitalen Transformation und formuliert aufklärerisch-humanistisch geleitete Forderungen an Akteure aus Wirtschaft, Politik und Wissenschaft, an Institutionen und Technologieentwickler. Im Unterschied zu der sozialkritischen, psychodynamisch informierten *Ethik der digitalen Gesellschaft* operiert der Digitale Humanismus also selbstbewusster mit dem absoluten, in sich geschlossenen Anspruch, eine etablierte Vorstellung »des Guten« umzusetzen. Der inhaltlich auf einen ersten Blick vielleicht nur kleine, konzeptuell jedoch wesentliche Unterschied zur *Ethik der digitalen Gesellschaft* lässt sich an der Differenz der Erwiderung auf Eduard Kaesers treffende Formulierung ablesen. Wenn Kaeser feststellt, dass »das Zeitalter der Theorien […] vorbei« sei (Kaeser 2018, S. 59), beruft sich der Digitale Humanismus unbeirrt auf einen aufklärerisch konnotierten, insofern traditionellen Humanismus als Leittheorie. Im Unterschied dazu fordert eine *Ethik der digitalen Gesellschaft* eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem konstatierten Theorieverlust bei gleichzeitiger Transparenz über die jeweiligen normativen Wertsetzungen. Die Werte, die sie den ethischen Beurteilungen zugrunde legt – wie im vorliegenden Fall der Bezug zu einem personalen, psychodynamischen Menschenbild –, werden offengelegt. Eine Ethik der digitalen Gesellschaft beginnt also bei der Überlegung, was der Verlust von Theorien wie dem Humanismus für das Selbst- und Weltverständnis des Subjekts und der Gesellschaft – die Vorstellungen von einem guten Leben und einer guten digitalen Gesellschaft – bedeuten. Sie stellt sich die Frage, wie dieser Verlust zu integrieren ist, welche Abschiede und Wiederaufnahmen von Wertegrundlagen sinnvoll, begründbar oder revidierbar sind. In dieser wesentlich unabschließbaren, prozesshaft offenen Auseinandersetzung erkennt sie ihren hauptsächlichen Sinn und Zweck. Diesen Schwebezustand als Grundzustand gleichsam proaktiv und konstruktiv

auszuhalten und mitzugestalten sieht eine *Ethik der digitalen Gesellschaft* als grundlegend für eine verantwortungsvolle Formulierung ethischer Abwägungen und Beurteilungen.

Ethik der digitalen Gesellschaft

Eine *Ethik der digitalen Gesellschaft* lässt sich als Dachdisziplin im Verhältnis zu den unterschiedlichen Bereichen der Digitalen Ethik verstehen, deren integrales Gesamtkonzept sie bestenfalls begründen kann. Im vorliegenden Fall ist die Ethik der digitalen Gesellschaft sozialphilosophisch ausgerichtet. Sie orientiert sich normativ am beschriebenen personalen, psychodynamischen Menschenbild und bezieht das subjektive Erleben und die psychischen Bewältigungsmechanismen, individuelle und kollektive Entfremdungserscheinungen mit ein.

Eine psychodynamisch informierte *Ethik der digitalen Gesellschaft* kreist um die Frage nach einer guten und gerechten digitalen Gesellschaft. Sie stellt sich den Fragen nach dem guten Leben, nach moralisch richtigem Handeln und nach Verantwortlichkeit in der digitalen Epoche. Sie ringt um und leistete die anhaltende Reflexion des Selbst- und Weltverhältnisses des »digitalen« *homo sapiens*. Dieser Ansatz steht in deutlichem Unterschied zu einer Ethik, die den Menschen auf transhumanistische Weise auf Information reduziert, ihn als *homo optimus*, d.h. als durch Technologie zu verbesserndes »Mängelwesen« auffasst und sich an Werten wie der Effizienz- oder Funktionalitätssteigerung orientiert. Eine *Ethik der digitalen Gesellschaft* anerkennt den Menschen als immer auch »mangelhaftes«, als unergründliches, mitunter irrationales Wesen, das verwundbar und individuell ist. Der Mensch kann humanistische und transhumanistische Wertsetzungen wählen, verbinden oder ausschließen. Eine spezifisch sozialkritische, psychodynamisch informierte *Ethik der digitalen Gesellschaft* zielt auf den Schutz der Menschenwürde und gewichtet Aspekte wie Bezogenheit, Sinnsuche, Individuation oder Kreativität höher als Perfektion und Selbstoptimierung. Das vorherrschende Selbstverständnis und die Vorstellungen eines guten Lebens entsprechen dabei einem oft unbewussten Kompass im ethischen Urteilsprozess. – Davon ausgehend analysiert eine *Ethik der digitalen Gesellschaft* gesellschaftliche, ökonomische und ökologische Auswirkungen digitaler Technologien und Gesellschaftmodelle normativ. Die moralischen Prinzipien und Ansprüche werden auf ethische Konflikte der digitalen Gesellschaft angewandt, und es werden allgemeine Standards und Argumentationen entwickelt.

Das Projekt einer *Ethik der digitalen Gesellschaft* ist in seinem Anspruch nicht leicht umzusetzen, da »Theoriebildungen« als Resultat von Ordnung, Reflexion und Analyse – auch dann, wenn das Zeitalter der Theorien laut Kaeser vorbei ist – ständig stattfinden. Auch dieser Umstand ist dem dissoziativen Wesen des Menschen geschuldet: Damit der Mensch verstehen, Zusammenhänge herstellen und Geschehnisse nachvollziehen kann, konstruiert er aus seinen Erfahrungen und Eindrücken Begriffe, formt daraus Denkgebilde, Theorien und Modelle. Diese sind ihrer Natur nach *immer* dissoziierend, insofern sie gemäß dem ersten hermeneutischen Kriterium (*Auswahl/Ausschluss*) selektiv, simplifizierend, reduzierend, insofern immer auch schon generalisierend und normalisierend sind. Dadurch nehmen sie gemäß dem dritten Kriterium eine regulierende bzw. stabilisierende Funktion ein und werden zum Ausgangs- und Orientierungspunkt weitreichender Denk- und Kulturkreise mit ihren mannigfaltigen Wertvorstellungen und Narrativen. Neben den Erkenntnissen der aktuellen Forschung im Bereich der

Digitalen Ethik hat eine sozialkritische, psychodynamisch informierte *Ethik der digitalen Gesellschaft* daher immer auch die subjekttheoretischen und kulturellen Voraussetzungen der Theoriebildung zu berücksichtigen.

Das Selbst- und Weltverständnis, das der hier vorgestellten *Ethik der digitalen Gesellschaft* zugrunde liegt, wurde in den vorhergehenden Kapiteln mit Bezug auf den Begriff der Person, mit den Entfremdungsanalysen aus dem Umfeld der Kritischen Theorie und mit dem Anspruch, ein psychodynamisches wie psychologisches Verständnis des Menschen verstärkt in die Ethik einzubeziehen, umrissen. Als *psychischer Mechanismus*, der für unsere Konzeption von Selbst und Welt grundlegend ist und gerade in der digitalen Epoche besonders an Bedeutung gewonnen hat, wurde *Dissoziation* hervorgehoben. Vor diesem Hintergrund soll Kapitel 6.3 die Reflexion und Analyse des Selbst- und Weltverständnisses sowie der ethischen Konflikte und Fragestellungen in der digitalen Gesellschaft vertiefen. Zur Orientierung dienen die hermeneutischen Kriterien: Auf dem Suchradar steht bei der Analyse des Kulturwandels in der digitalen Epoche demnach das, was auf individueller wie kollektiver Ebene (gemäß dem ersten hermeneutisches Kriterium) *ausgewählt* bzw. *ausgeschlossen* resp. *nicht-realisiert* oder *tabuisiert* wird und dadurch (gemäß dem dritten Kriterium) nicht nur im Sinne der *Regulation* resp. *Stabilisierung* wirksam ist, sondern unter Umständen auch zur Normalisierung und Aufrechterhaltung sozialpathologischer Entfremdungserscheinungen beitragen kann. Darüber hinaus drängt sich (gemäß dem zweiten Kriterium) insbesondere der Blick zu individuellen wie kollektiven *Spannungen* resp. *Irritationen* auf.

6.3 Selbst- und Weltverständnis in der digitalen Gesellschaft

Das Selbst- und Weltverständnis in der digitalen Gesellschaft ist zum einen durch die veränderten Alltagspraktiken und die Einbettung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse in digitale Informations- und Kommunikationstechnologien, insbesondere durch Technologien der generativen künstlichen Intelligenz geprägt. Diese reproduzieren und übertrumpfen die geistigen Fähigkeiten des Menschen in Präzision und Geschwindigkeit. Zum anderen wirken weltpolitische Entwicklungen auf unser Selbst- und Weltverständnis ein.

Das Verhältnis des Subjekts zu anderen Menschen und zur Welt ist in der digitalen Gesellschaft durch Technologien hochgradig mitvermittelt. Das technologieumrahmte Erleben, die auf Informations- und Kommunikationstechnologien fußende Alltagspraxis prägen subjektive Identität und gesellschaftliche Kultur. In diesem Verständnis stehen der Kultur und ihrer Technik – historisch wiederkehrend existenzbedrohende – »Naturgewalten« gegenüber, die beherrscht werden sollen. Andererseits ist die Technik selbst in sich gespalten, hat eine doppelte Potenz. So kann sie, wie Mario Angst (o.J.) am Beispiel der Digitalisierung zeigt, im Hinblick auf (normative) Ziele sowohl »Brandbeschleuniger« als auch »Feuerlöscher« sein.

Dies kann am Beispiel verschiedener globaler Ereignisse in den vergangenen Jahren veranschaulicht werden, angefangen bei der Covid-19-Pandemie. Im Ausgang stand eine zu bannende Gefahr, die sich – vor dem Hintergrund der globalen Mobilität technologisch wesentlich mitbedingt – zur Pandemie ausweitete. Die rasante und effiziente

Entwicklung von Impfstoffen konnte dieser beklemmenden Erfahrung zwar sukzessive ein Gegenmittel entgegensetzen. Dennoch flutete mit den »Lockdowns« eine Welle der Verunsicherung und des Misstrauens durch die Welt. Das Phänomen der »Pandemie« brachte die Spannung zwischen der allgemeinmenschlichen Ohnmachtserfahrung gegenüber Krankheit und Tod und dem gleichzeitig sichtbaren Potenzial einer rasanten technologischen Entwicklung als »Gegenmittel« – im konkreten Fall insbesondere von Impfstoffen – ausdrucksstark zutage.

Die global uneinheitlich verhängten, teils massiven nationalstaatlichen Eingriffe in das private und öffentliche Leben, die mediale Berichterstattung über Todesfälle und mit der Erschöpfung kämpfendes medizinisches Personal verstärkten Ohnmacht und Ängste. Die lebensgefährliche Krankheitswelle selbst, aber auch der heterogene politische Umgang mit bis dato kaum abschätzbaren gesellschaftlichen Auswirkungen platzierte die Faktizität menschlicher Verletzlichkeit und die Realität kollektiver psychischer Überforderung schonungslos zurück ins öffentliche Bewusstsein und breitete sich als subjektives Erleben aus. Als Folge davon wird in Retrospektive bisweilen gefragt, was sozialpsychologisch den größeren »Schaden« angerichtet hat: der Krankheitserreger oder der Versuch seiner Kontrolle. Damit drängt sich die Janusköpfigkeit der Technik ins Bewusstsein. Sowohl der »Naturzustand« als auch der westlich technisierte »Kulturzustand« des Menschen birgt das Potenzial der alten Ohnmachtserfahrung. So wurde die Pandemie zum Mahnmal einer ahistorisch wirkenden, den Fortschrittsglauben zum Straucheln bringenden Friktion. Die heterogenen Deutungen, die teils chaotisch kommunizierten und gegensätzlichen Expertenmeinungen verstärkten den Trend der schwindenden Glaubwürdigkeit etablierter Autoritäten, von Wissenschaft und Technik schlechthin. Die dadurch kollektiv genährten Ängste wurden ihrerseits zum Nährboden für alle möglichen Deutungen und »Verschwörungstheorien«.

Nach der Pandemie kehrte mit dem Russisch-Ukrainischen Krieg der lange verbannt geglaubte Krieg nach Europa zurück – und sorgte in der »digitalen Hochkultur« gleichermaßen für Spannung und gesellschaftliche Polarisierung. Im Hintergrund der gedämpften kollektiven Stimmung in Europa standen das Wissen um die Erosion des »Weltpolizisten« USA, die Erfahrungen des »Trumpism« und eine kollektive Ratlosigkeit gegenüber dem Vorgehen Russlands. Zugleich wurden die Errungenschaften der Digitalisierung in der Kriegsführung manifest. Das »Schlachtfeld« wurde gleichzeitig zu einem Testfeld für moderne Technologien: Drohnen, Kriegsroboter und Cyberangriffe mischten sich in die archaische, »analoge« Kriegserfahrung. Die moralische Orientierungslosigkeit und das Wissen um das militärisch schwache Europa lösten – nicht nur, aber auch – eine kollektiv geteilte hypnotische Passivität aus. Die Paralyse wurde verstärkt durch die aufreißende Wunde und die Erschütterungen des Israel-Palästina-Kriegs, der auf beiden Seiten von einer erschreckenden dissoziativen Dehumanisierung begleitet war. In den USA ließ sich nach Präsident Joe Bidens Rückzug die demokratische Kandidatin Kamala Harris als Präsidentschaftskandidatin aufstellen, als Alternative zur Wiederwahl des Republikaners Donald Trump. Der breiten gesellschaftlichen Wahrnehmung einer globalen Polykrise, einer Abwärtsspirale der Weltpolitik folgte die Wiederwahl des verurteilten Straftäters Trump an die Spitze der amerikanischen Politik. In der Folge begann ein innen- und außenpolitischer Zickzackkurs ohne Rücksicht auf Anstand und Verluste; mit der Distanzierung Trumps von der

Unterstützung der Ukraine und Europas wurde die lange Zeit unvorstellbar gewordene Wiederaufrüstung Europas angestoßen. In Europa zeichnete sich ein »Rechtsrutsch« in Form einer rechtskonservativen Welle in Italien, Frankreich, Deutschland, Österreich und Osteuropa ab.

Die erwähnten weltpolitischen, insbesondere den westeuropäischen Kulturraum betreffenden Ereignisse sind punktuell und exemplarisch gewählt. Sie illustrieren nicht nur den vom Soziologen Edgar Morin eingeführten Begriff »Polykrise«, wie er seither u.a. in der Sinnforschung attestiert wird. Das Zeitgefühl, das die Nebeneinanderstellung dieser wenigen Schlaglichter auslöst, ist mehr als ambivalent: Vieles scheint nicht so richtig zusammenzupassen, wirkt zusammengewürfelt oder anachronistisch. Mittelalterliche Pranger-Methoden – neu verpackt in der Form von Shitstorms auf sozialen Medien – stehen historisch gewachsenen, philosophischen Ansprüchen wie den Menschenrechten gegenüber. Der Hinweis auf Letztere wirkt zunehmend wie eine matte, aus einer entfernten Galaxie stammende Mahnung.

Diese Enttäuschung, die zunehmend entlarvte Zahnlosigkeit universeller ethischer Werte angesichts der globalen politischen, wirtschaftlichen und technologischen Entwicklungen ist an sich nicht neu. Im Verlauf der Menschheitsgeschichte konnten philosophische Ideale de facto nur selten die Dominanz von Machtpolitik, Unterdrückung oder der Instrumentalisierung des Menschen für politische oder wirtschaftliche Ziele brechen (Nida-Rümelin & Winter, 2024, S. 11). Dennoch war die Bedeutsamkeit der Ideale im Kampf für Gleichheit, Gerechtigkeit und Freiheit Antreiberin für Widerstand und Gegenakzente. Neu ist nicht die historische Permanenz dessen, was wir seit ihrer allgemeinen Erklärung im Jahr 1948 als »Anerkennungskampf der Menschenrechte« bezeichnen könnten und was vorher in Schlagworte wie »Aufklärung« und »Humanismus« gefasst wurde. Neu ist das Tempo, in dem die digitale Transformation über Menschen und Gesellschaft hinwegfegt. Was einige Autoren dazu veranlasst, von einer »Gegenaufklärung« (Kaeser, 2018, S. 59–60) im Kontext der digitalen Revolution zu sprechen, hat meines Erachtens weniger mit dem Verlust von Idealen an sich zu tun, sondern vielmehr mit der mentalen und lebensweltlichen Überforderung durch einen rasanten technologischen Fortschritt, dessen neurologisch überrumpelndes Tempo dem Subjekt Verstehen, Nachvollzug, Prozessieren und Reflexion nahezu verunmöglicht. Dieses Grundgefühl scheint für das gegenwärtige Selbst- und Weltverständnis wirksam; mit ihm gehen Gefühle wie Ohnmacht und Hilflosigkeit (vgl. auch Sinnverlust Kap. 7.1) einher.

Konsequenzen und Symptome: Hinweise für die normative Erschütterung und die Veränderung kultureller Praktiken, die insbesondere durch *Digitalisierungsprozesse* ausgelöst wurden, gibt es auf der alltagspraktischen Ebene zur Genüge. Digitalisierung ermöglicht neue Ausdrucks- und Organisationsformen, die Gesellschaft ist zunehmend durchdrungen von digitalen Plattformen, Anwendungen und Endgeräten. Im Bereich des politischen Aktivismus dominieren komplexe Interaktionsformen und Dynamiken zwischen Online- und Offline-Aktivismus. Soziale Medien haben sich als effektives Mittel für Protestbewegungen ergeben. Während soziale Bewegungen früher durch Identität, Opposition und Totalität charakterisiert wurden, ist diese Trias im Bereich des Netzwerkaktivismus nicht mehr vorausgesetzt (Kneuer & Richter, 2015, S. 16). Soziale Medien sind zwar eine Chance für den sozialen Aktivismus: Sie verfügen über eine globale Reichwei-

te, ermächtigen zur gleichberechtigten Teilnahme und können nationale Restriktionen umgehen. Gleichzeitig basieren sie auf ethisch fragwürdigen Prinzipien: Als wirtschaftliches Angebot ermöglichen sie es Unternehmen, Verhalten zu beschränken, zu kommerzialisieren und zu monetarisieren (Cruz & Plaisance, 2021, S. 1330).

Gesellschaftliche Tugenden der Selbstvergewisserung und Rücksichtnahme, Anstandskonventionen in der Kommunikation und soziokulturelle Annäherungs- und Abgrenzungspraktiken müssen auf dem Spielfeld der Informations- und Kommunikationstechnologien neu verhandelt werden. Tugendethisch ausgerichtete Philosophen wie Cruz und Plaisance fordern im Bereich des digitalen Aktivismus technomoralische Tugenden wie Anstand, Empathie und Bescheidenheit ein. Sie vertreten ein Modell der Peer-Sozialisation, gehen also davon aus, dass digitales politisches Handeln des Einzelnen durch die Kultivierung des Selbst in der Gruppe gefördert werden soll. Die Online-Kultivierung einer »globalen, staatsbürgerlichen Gesinnung«, die Unversehrtheit, Würde und die charakterliche Entwicklung aller berücksichtigen soll, setzt auf der Basis der Freiwilligkeit Selbstdisziplin und Selbstbeschränkung voraus (Cruz & Plaisance, 2021, S. 1334).

Im Wandel sind auch die Anstandskonventionen im zwischenmenschlichen Umgang. Während es mit dem Aufkommen der ersten Mobiltelefone beispielsweise als störend aufgefasst wurde, in der Öffentlichkeit zu telefonieren, ist dieses Verhalten heute breit akzeptiert. So sind wir auch etwa unsicher, ob der Reflex, sich bei der Störung eines Gesprächs durch das Smartphone irritiert zu fühlen, noch »normal« ist – oder ob wir uns für unsere Irritation eher schämen müssten.

Wir sind verunsichert mit Bezug auf die Grenze und die Kontrollierbarkeit des Datenschutzes, beim Annehmen oder Ablehnen lästiger »Cookies«, bei der Grenzziehung zwischen »öffentlich« und »privat«. Die Grenzen zwischen Naivität, notwendiger Vorsicht und Überwachungsparanoia lassen sich nicht eindeutig faktisch begründen. Die weitgehende Gesteuertheit unserer Lebenswelt durch Algorithmen, die in nahezu allen Sektoren unverzichtbar geworden sind (Banken, Schulen, Medizin, Börsen, Industrie, Kommerzialisierung, Medien etc.), ist einerseits zum Allgemeinwissen geworden, andererseits ist sie selten Gegenstand von Aufregung oder Unbehagen. Künstliche Intelligenz hat sich in Hochgeschwindigkeit und mit aller Selbstverständlichkeit zu einem »Allzweckwerkzeug mit unendlichen Anwendungsmöglichkeiten« entwickelt, wird oft undeklariert implementiert, angeboten und unhinterfragt verwendet.

Zum aktuellen Selbst- und Weltverständnis gehört, dass – bewusst oder unbewusst – die Gewissheit an uns nagt, dass unser Denken, das Rationalisieren, Werten und die daraus resultierende Kultur in ihrer »humanen« Relativität entblößt, einer datafizierten, quantifizierten Weltbetrachtung, einer Effizienz- und Steuerungslogik gegenübersteht, die sich in vielerlei Hinsicht als pragmatisch, erfolgreich und uns insofern überlegen erweist. Die Kränkung besteht darin, dass die Vernunft als »Power Suit« (Kraftanzug) des Menschen durch den »Power Suit« der künstlichen Intelligenz deutlich an Schlagkraft verloren hat. Vor dem Hintergrund der in Kapitel 5.2.1 vorgestellten »Kränkungen der Menschheit« hat die menschliche Vernunft als Königin abgedankt. Sie ist – eingeschüchtert durch die Potenz künstlicher Intelligenz – beschämt in die zweite Reihe zurückgetreten und liebäugelt damit, sich ihrem potenzierten Alias ganz »auszuliefern«. Selbstredend meint »Vernunft« hier das bewusste Denken, das logi-

sche Schlussfolgern und die Leistungsfähigkeit im Sinne rationaler »Intelligenz«, die in der westlichen Gesellschaft ein besonders hohes Ansehen genießt. Demgegenüber lassen sich soziale Fähigkeiten, emotionale Intelligenz, unbewusste bzw. implizite Eigenschaften und kulturschaffende Kreativität, die in der Zusammenfügung mit dem »vernünftigen« Denken das ganzheitliche, den Menschen auszeichnende Erkenntnis- und Erfahrungsinstrumentarium ausmachen, schlecht quantifizieren. Dadurch fallen wesentliche »Kontrollfaktoren« dem kompetitiven Leistungsvergleich von Mensch und Maschine zum Opfer.

Aus psychologischer und sozialphilosophischer Sicht scheint die bewusste Durcharbeitung dieser ganzheitlichen, lebensweltlichen Erfahrung, das Finden einer Einstellung, die auch selbstbewusst die unbewussten, sozialen und emotionalen Ressourcen sichtbar macht, angezeigt. Wünschenswert wäre ein aktiver Umgang mit diesem komplexen Erleben: Ohne die kritische Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von »Menschen und Maschinen« im weitesten, der normativen »Datenhoheit« im engeren Sinne, kann eine dissoziative Abwehr überhandnehmen, bei der paradoxerweise Ängste, Verunsicherung und Projektionen auf die »mysteriös mächtige Blackbox KI« einen längst überwunden geglaubten Konflikt zwischen Wirklichkeit und Mythos, Wissenschaft und Aberglaube zurück an die Oberfläche spülen – mit unabsehbaren Folgen für die Entwicklung von Selbst- und Weltverständnis. – Mit zunehmender Distanz zwischen dem, was der Mensch kognitiv und sozioemotional nachvollziehen kann, und dem, was eine überlegen(d)e Maschine in Windeseile zu leisten imstande ist, wird die Kluft zwischen Wissen und Vermutung resp. Spekulation (wie auch Glauben resp. Aberglauben), zwischen fundierter oder lediglich »erahnter« Schlussfolgerung größer. Dass diese tiefgreifende Entfremdungserfahrung auch politisch folgenreich sein kann, beschreibt Yuval Harari (2024, S. 31), der »Daten« als größte Machtressource der Gegenwart hervorhebt. In Anbetracht der »existenzbedrohenden Gefahren wie dem ökologischen Kollaps, einem Weltkrieg oder der Entfesselung der Technologie« appelliert Harari an ein Vertrauen in die komplexen menschlichen Institutionen und an ein »differenziertes und optimistischeres Verständnis menschlicher Informationsnetzwerke« wie auch an die »menschliche« Fähigkeit zu einem »weisen Umgang mit Macht« (Harari, 2024, S. 31). Dass sich der populäre KI-Kommentator ausgerechnet auf die Tugend der Weisheit bezieht, überrascht: Schon bei Platon setzten die Kardinalstugenden von Weisheit, Besonnenheit und Gerechtigkeit mehr voraus als das logische Denken und Quantifizieren. Das Überleben der Gemeinschaft, die Wurzeln von Kooperation und Demokratie, damit das Funktionieren der *Polis* setzten immer schon ein ganzheitliches Gesamtpaket menschlicher Eigenschaften und Fähigkeiten voraus: Selbstkenntnis und Selbstsorge, Beziehungsweisheit, Dialog, Abwägung und Tugendhaftigkeit (u.a. die Bürgertugend) stellten in Kombination mit Logik und Denkfähigkeiten das Ideal einer demokratischen »Hochkultur« dar.

Mit dem veränderten Selbst- und Weltverständnis gehen u.a. zunehmend Entmaterialisierung, veränderte Zugehörigkeiten und die Normalisierung einer hohen Innovationsgeschwindigkeit (und damit die Gewöhnung an Dauerstress und hohe Flexibilitätsanforderungen) einher. Vieldiskutiert ist die Frage der veränderten Aufmerksamkeitslenkung und der »Kampf um Aufmerksamkeit« als Wettbewerbsgut. Daraus abgeleitet stellt sich die ethische Frage nach dem Schutz insbesondere der *mentalen Autonomie* des Menschen. Medial diskutiert wird auch immer wieder das Phänomen einer polarisier-

ten Gesellschaft. Das folgende Kapitel widmet sich solchen soziokulturellen Herausforderungen.

6.3.1 Soziokulturelle Herausforderungen in der digitalen Gesellschaft

Mit Bezug auf Hartmut Rosa wurden bereits an verschiedenen Stellen der kollektive Beschleunigungsdruck, der Anspruch der Verfügbarmachung und die entgegengesetzten Erfahrungen der Ohnmacht und Unverfügbarkeit als soziokulturelle Herausforderungen angesprochen. Das Spannungsfeld von Entmaterialisierung vs. Leiblichkeit bzw. Verletzlichkeit wurde insbesondere mit den kontrastierenden Menschenbildern aus humanistischer und transhumanistischer Warte in Zusammenhang gebracht. Die Normalisierung der Leistungs- und Selbsttransformationsansprüche, der Innovationsgeschwindigkeit und des Dauerstresses wurde als Risikofaktor für die mentale Gesundheit und Selbstentfremdung identifiziert. *Welchen Beitrag kann eine kritisch-theoretische Analyse der digitalen Lebenswelt in dieser Debatte leisten?* Der Beitrag kann thematisch in drei Bereiche unterteilt werden: (1) Veränderungen der *Informations- und Wissenskultur* in der digitalen Gesellschaft. Diese Veränderungen sind kulturell und epistemologisch besonders einflussreich. (2) Damit einher gehen strukturelle und dynamische Veränderungen in der Kommunikation und allgemein in zwischenmenschlichen Beziehungen. Der Fokus liegt hier also auf der *Beziehungskultur* mit ihren Anerkennungs- und Aneignungsprozessen. (3) Hinsichtlich des normativen Selbst- und Weltverständnisses, das einer ethischen Diskussion zugrunde liegt, sind letztlich die sich im Kontext der digitalen Gesellschaft stellenden *neuen Menschenrechtsfragen* zentral.

Mentale Autonomie in der digitalen Informations- und Wissenskultur

Die Veränderungen der Informations- und Wissenskultur hängen wesentlich mit digitalen Informations- und Kommunikationstechnologien zusammen. Durch das Internet wurden Information und Wissen elektronisch erfass- und abrufbar. Der nahezu unbegrenzte Zugang zu elektronischen Daten versprach und führte entsprechend zu einer »Demokratisierung« von Information und Wissen (»open source«): Obwohl gerade auch in autokratischen Staaten Zäsuren vorgenommen werden, haben heute dank des Internets viel mehr Menschen Zugang zu Information und Wissen als vor der digitalen Revolution. Seit jüngster Zeit sind diese Ressourcen auch kommodifizierbar; so kann etwa mittels generativer künstlicher Intelligenz bestehendes Wissen spezifisch aufbereitet und abgerufen werden. Die generative Intelligenz ist nicht nur in der Lage, die menschlichen Denk- und Gestaltungsprozesse zu simulieren, sondern ist ihnen auch in Geschwindigkeit und Effizienz weit überlegen. Sie kann auf der Basis bestehender Informationen (Daten) und maschinellen Lernens erfolgreich Aufgaben lösen, schlussfolgern und menschliche Kreativität simulieren. Mit der elektronischen Verfügbarkeit und Kommodifizierbarkeit von Information und Wissen ging die Abschaffung von »Papier« einher; wer heute feststellt, sein Stift sei leer, der sucht nicht nach einer neuen Tintenpatrone, sondern nach einem Ladegerät.

Dadurch, dass sich die Materialität von Wissensressourcen grundsätzlich verändert hat, verändern sich auch Wissenserwerb und -vermittlung, etwa in Schulbildung und Studium. Während der Zugang zu Wissen durch die elektronischen Medien viel leichter

geworden ist und einem der Weg in die Bibliothek und die Recherche in physischen Medien oft erspart bleibt, ist man mit neuen Herausforderungen konfrontiert. Dazu zählen die seriöse Recherchearbeit, die Auswahl und Validierung digitaler Quellen und der Umgang mit unterschiedlichen oder widersprüchlichen Angaben. Es findet eine Verschiebung der Kernkompetenzen statt. Im Folgenden wende ich mich dem weiteren lebensweltlichen Kontext zu, der diese Verschiebung der Kompetenzen erforderlich macht.

Durch die Einbettung binär codierter Information in neue und verschiedene Informationsströme, in News Feeds oder Software APIs (Application Programming Interfaces oder Programmierschnittstellen) wie Clouds durchdringt das Digitale in ständiger Aktualisierung und Synchronisation unterschiedlicher Geräte und Applikationen unser Arbeiten, Denken, Verstehen, Konsumieren und Kommunizieren in nahezu allen Lebensbereichen (Beever, 2020, S. 23–24). Je nach wirtschaftlichen oder politischen Interessen von Akteuren, die auf verfügbare Daten zugreifen und sie gefiltert resp. aufbereitet durch spezifische Algorithmen und Programmierungen – z.B. mit dem Ziel der Abstimmung der Information auf individuelle Nutzerprofile – weitervermitteln und einbetten, werden die Überprüfbarkeit, die Datenspur und mögliche inhaltliche Verzerrungen der aufbereiteten Informationen intransparent (vgl. Abschnitt 3 Menschenrechtsfragen). Der Nachvollzug der dahinterliegenden Datenverarbeitungsprozesse und spezifischer Verarbeitungsketten übersteigt das kognitive Fassungsvermögen des Einzelnen. Zu den betont *epistemologischen* Schwierigkeiten gehört, dass Daten an sich keinen Wahrheitswert haben, sondern immer nur im Kontext von Narrativen, entsprechenden Deutungen, Fragestellungen und dergleichen einen konkreten Informationsgehalt aufweisen, so überhaupt erst sicht- und aussagekräftig werden. Da das algorithmisierte, automatisierte Informationsmanagement auf der Codierung großer Datensätze (Big Data) basiert, ist die Verstrickung mit Fehlinformationen kaum vermeidbar und kann auch nur bedingt identifiziert werden. Fehlinformationen mit expliziter Täuschungsabsicht (Fake News) und kollektive Hypes oder Trends können durch Einzelpersonen wie »Influencer« oder Portale gestreut werden. Das Potenzial psychologischer Nutzermanipulation, aber auch das wettbewerbsorientierte *Human Engineering* im Hintergrund von Plattformen und bei der spezifischen Ausrichtung auf »Golden Profiles« wirkt nahezu unerschöpflich.

Neben dem eingangs erwähnten breiten Zugang zum Internet und der damit zusammenhängenden »Informationsschwemme« hat sich auch die Geschwindigkeit der Informationsübermittlung und -verteilung verändert. Informationen können in Echtzeit nahezu grenzenlos und für ein nahezu uneingeschränktes Publikum verbreitet werden. Die neuen Verteilungsmechanismen sind gekennzeichnet durch erleichterte Reproduzierbarkeit und Übertragbarkeit. Zu den Vorteilen dieser Möglichkeiten gehört, dass sehr schnell auf ein Ereignis reagiert oder interveniert, die Information auch breit geteilt und weitergeleitet werden kann. Zu den Nachteilen gehört, dass Informationen unter Umständen ungefiltert und ungeprüft ein großes Publikum erreichen. Eine weitere Schwierigkeit dieses neuen Verteilungsmodus besteht darin, dass sich kaum erkennen lässt, ob es sich bei einer geteilten Information um das Original oder um eine Kopie handelt:

> Digital copies can be exact replicas of binary information […]. The copy/paste command replicates the information at all levels, creating an exact replica (at least intra-programmatically). […] Your iPhone, for example, lets you browse *a version* of the internet, listen to music, read books like this one, swipe right on Tinder (well! Hello, there!), or video chat with friends or that creepy guy living in mom's basement. This convergence of information on a single device is made possible because the fundamental structure of digital information is compatible with a single platform in a way that previous forms of that same information have not been. (Beever, 2020, S. 23–24)

Beever et al. heben als wesentliche Unterscheidung zwischen dem Analogen und dem Digitalen diese spezifische Form der Verteilbarkeit und Reproduzierbarkeit von Informationen hervor. Für Nutzende sind die Originalquelle der Information, die verborgenen Auswahlmechanismen des Profilings nicht erkennbar. Die subjektive Informationsverarbeitung, Reflexion und Beurteilung basieren auf derjenigen Informationsvariante, die zum*zur jeweiligen Anwender*in gelangt.

Dieser strukturelle, epistemologische Konflikt bzw. Dunkelbereich begründet mitunter die philosophische Sorge um den Verlust der *mentalen Autonomie* in der digitalen Gesellschaft. Der Begriff der *mentalen Autonomie* entstammt der Debatte um ein Menschenrecht auf *mentale Integrität* (Bublitz & Merkel, 2014; T. Douglas & Forsberg, 2021). William Ratoff beschreibt das *Recht auf mentale Autonomie* allgemein als moralisches Recht, »Überzeugungen auf der Basis von Gründen« zu bilden. Es zielt darauf, die Integrität des Urteilsprozesses zu erhalten: Dem Subjekt soll ein rationaler Entscheidungsprozess möglich sein, der von Manipulation, Zwang oder »nicht-rationalen« Mitteln wie verdeckter Werbung, Gehirnwäsche oder nicht-einvernehmlichen neurotechnologischen Eingriffen) frei ist (Ratoff, 2024). Das Recht auf mentale Autonomie soll vor bedeutenden nicht-einvernehmlichen Eingriffen durch andere Menschen, Akteure oder Technologien schützen.

Mentale Autonomie ist vom Begriff der *Selbstbestimmung* zu unterscheiden: Während Selbstbestimmung als psychologische Kernkompetenz ein Teilaspekt moralischer Handlungsfähigkeit und damit auch eine Vollzugsbedingung demokratischer Sittlichkeit ist, impliziert die zunehmende Bedeutung des Begriffs der *mentalen Autonomie* darüber hinaus, dass sich die *Bedingungen unseres Wissenserwerbs* – und insofern auch die Bedingungen unseres moralischen Urteilens und Handelns – in der digitalen Gesellschaft wie eben beschrieben *strukturell* verändert haben. Jan Christoph Bublitz und Reinhard Merkel haben kritisiert, dass in der Jurisprudenz die körperliche Integrität und die Integrität des Gehirns geschützt werden, jedoch nicht auch (oder wenn, dann nur sehr partiell) mentale Zustände und der menschliche Geist. Die digitalen Technologien, insbesondere im Kontext der generativen künstlichen Intelligenz, beeinflussen nachweislich die Gehirnaktivität wie auch die mentalen Zustände (Bublitz & Merkel, 2014, S. 51). Die virtuelle Sphäre, in der wir uns zunehmend aufhalten, Beziehungen pflegen, kommunizieren, uns kreativ ausleben, einkaufen usw., basiert auf einem bestimmten, für die Nutzenden kognitiv nicht vollständig nachvollziehbaren technologischen Design (*Human Engineering*). Dieses Design ist darauf ausgerichtet, menschliches Verhalten algorithmisch zu systematisieren und zu konditionieren. Entsprechend ist von einer »Dopamine Economy« oder vom »Limbic Capitalism« als neuer Form des Kapitalismus die Rede (aben-

teuer philosophie, 2025, S. 22–25). Technologiekonzerne verstehen es immer besser, mit ihren Produkten das menschliche Belohnungssystem und Lustzentrum anzusprechen, und tragen dadurch zu Verhaltensänderungen und, in den Worten von Joachim Bauer, zum »Realitätsverlust« bei:

> Der Verlust der Realität geschieht in kleinen Schritten. Er vollzieht sich suggestiv und vermeidet größere Fallhöhen. Die digitalen Angebote reichen uns die Hand und sorgen für Bequemlichkeit. Man hilft gesunden Menschen solange beim Gehen, bis sie nicht mehr selbst gehen können… Die vordergründige Freundlichkeit, mit der dies geschieht, macht aus dem Verlust der Realität einen hypnotischen, der bewussten Wahrnehmung entzogenen Prozess. (abenteuer philosophie, 2025, S. 24)

Sublime Formen der Manipulation beeinflussen im Sinne der »addictive designs« das Verhalten (»Kundenbindung durch Suchtverhalten«), aber auch allgemeiner die Wahrnehmung und *Aufmerksamkeitslenkung*), die Empathie und die affektive Besetzung von Zwecken und Handlungsoptionen. Als Gefahr wird hierbei hervorgehoben, dass die erwähnte »Dopamine Economy« nicht nur die Bequemlichkeit, sondern auch den Egoismus der Menschen befördere. Diese Konditionierung führe zu einem »social deskilling«: Die Gewöhnung an die schnelle Bedürfnisbefriedigung erhöhe auch die Gefahr, z.B. in sozialen Beziehungen möglichst viel Zeit, Geld und Energie sparen zu wollen (abenteuer philosophie, 2025, S. 25). Diese Anfälligkeit betrifft alle – Erwachsene ebenso wie, in besonderer Weise, Kinder und Jugendliche, die in der digitalen Welt sozialisiert werden. Gerade bei Letzteren werden mit der weitgehenden Verlagerung unseres Alltags in den virtuellen Bereich Selbstverwirklichungs-, Beziehungs- und Identitätsprozesse zunehmend früh von algorithmisch gesteuerten Spiegelungsprozessen geprägt, die auf der Ebene der Mentalisierung, Empathie und Aufmerksamkeitslenkung auf die Persönlichkeit einwirken.

Selbstbestimmung setzt bei einem »naiven« Informationsverständnis voraus, dass sich das Subjekt willentlich bzw. bewusst *informiert*, sich aufgrund seines Wissens eine *eigene Meinung bildet*, auf deren Grundlage es *wählen* und nach bestem Wissen und Gewissen *entscheiden* kann. Für kritische Reflexion und selbstbestimmte Entscheidungen bleibt dieses Verständnis nach wie vor leitend. Aufgrund der strukturell veränderten Informationslage der digitalen Epoche entsteht nun aber zusätzlich die Forderung, dass das Subjekt gegenüber digitaler Information *grundsätzlich misstrauisch* zu sein hat. Eine solche Forderung erweist sich – gerade mit Bezug auf minderjährige Subjekte – als unhaltbar bzw. illusorisch. Gerade die Diversität der Quellen im Internet birgt Chancen und Risiken: Idealerweise dient sie dem Aufdecken unterschiedlicher Perspektiven, ist aber gleichzeitig gegenüber Desinformation, politischer Manipulation und subjektiven Verzerrungen anfällig. Aufgrund der Informationsschwemme sind die Nutzenden also umso mehr darauf angewiesen, eine *informierte Wahl* zu treffen – z.B. über welche Portale Nachrichten konsumiert werden. Weil die Informationen aber oft unübersichtlich sind und gewöhnlich eine begrenzte, oft nur sehr wenig Zeit zur Verfügung steht, ist eine bewusste, kritische Auswahl oft schwer zu treffen. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, weshalb die erwähnte *Aufmerksamkeitslenkung* zu einem hohen Gut wird – denn unbewusste (u.a. dissoziative) Mechanismen beeinflussen die Informationsauswahl stark

mit. Melodien, Farben, Banner, Merksätze wie Slogans, Bilder, Memes etc. ziehen die Aufmerksamkeit an, was durch mediale Designs marktwirtschaftlich genutzt wird. Im Grunde sind diese Formen der Aufmerksamkeitslenkung nicht neu, sie sind im digitalen Zeitalter jedoch breitflächig und dicht in unseren Alltag eingewoben.

Die Verlässlichkeit, die objektive Überprüfbarkeit von Wissen und die Reliabilität sind Grundvoraussetzungen nicht nur der Wissenschaftlichkeit, sondern auch der demokratischen Meinungsbildung und Partizipation. Wenn die mentale Autonomie, also das selbstbestimmte Abwägen über den Rückgriff auf undurchsichtige Informationen ausgeübt wird, ist sie strukturell vorbeschnitten. Die fehlende Verlässlichkeit von Informationen führt (sozial-)psychologisch und politisch zur Verunsicherung – bis hin zur Paranoia oder Paralyse. Die letztlich kaum auflösbare Schwierigkeit zeigt sich exemplarisch daran, dass opponierende politische Positionen sich gegenseitig »Desinformation« vorwerfen oder dass selbst sogenannten Fakten-Checker*innen misstraut und damit das Konzept des »Fakten-Checks« ad absurdum geführt wird. – Die Verantwortung und Begleitung bei der Auswahl zuverlässiger Quellen und Portalen liegt in erster Linie bei den Erwachsenen; einerseits bei den Eltern, im demokratischen Nationalstaat andererseits komplex verteilt bei Institutionen wie Schulen oder Universitäten. Eine legitime Selektion, der Schutz vor Cyberkriminalität im weitesten Sinne und die Regulierung von »Wissensinhalten« durch staatliche und multinationale Maßnahmen scheint heute unverzichtbar.

Als weiteres Merkmal digitaler Informationsverarbeitung und -vermittlung sehen Beever et al. die *Prozeduralität von Informationen*, die durch hocheffiziente und effektive Navigationssysteme zwischen Quellen, Datenbesitzer*innen und Marktakteuren gekennzeichnet ist. Das exponentiell anwachsende Datenvolumen, die Vielfalt und Geschwindigkeit von Informationsverarbeitungsprozessen haben das digitale Wissensumfeld zur dominanten Infrastruktur der digitalen Gesellschaft gemacht. Das Meer digitaler Informationen ist zur Reibungsfläche geworden, an der sich unser analoges Selbst- und Weltverhältnis, unsere Narrative differenzieren und (mit-)kalibrieren. Datensätze von Big Data sind zur unsichtbaren »Universaldigiothek« geworden, ein stetig wachsender Jungbrunnen, aus dem sich eine unabreißbare Datenschwemme mit (menschlich) nicht mehr nachvollziehbaren Ordnungsparadigmen und flexiblen Anpassungsstrukturen ergießt.

Der nüchterne Kommentar zur digitalen Informations- und Wissenskultur des bereits zitierten Informationsphilosophen Floridi lautet, dass der Bruch mit den bisherigen Vorstellungen von Wissen als Realität der digitalen Gesellschaft akzeptiert werden muss: Das Digitale sei nicht einfach ein historischer Moment oder eine kulturelle Verschiebung, sondern es müsse – im Sinne des erwähnten strukturellen Wandels – als *repräsentatives Modell der Wirklichkeit* anerkannt werden:

> The digital as making distinctions possible is a view or infrastructure of thought about the digital that governs how the world is understood as constituted all the way down. (Beever, 2020, S. 25)

Das Digitale, das Unterscheidungen ermöglicht, ist also zugleich »eine Sicht oder Infrastruktur des Denkens über das Digitale«, die bestimme, wie die Welt bis in ihre eige-

nen Grundlagen hinein betrachtet werde. Das Digitale ist ein eigenständig neues, sich selbst und die Welt qualifizierendes Ordnungsprinzip. Diese Zäsur, die den kollektiven Wissenskanon auf seine digitale Vorhandenheit und (Re-)Präsentation reduziert, ist aus ontologischer und ethischer Sicht dissoziativ und insofern bedenklich. Beever et al. leiten daraus als ethische Forderung die Notwendigkeit ab, dass ethisches Denken über die digitale Gesellschaft das *Wissen um die technologischen Zusammenhänge und Prozesse* voraussetzt (*digital literacy* als Voraussetzung der *ethical literacy*) (Beever, 2020, S. 25). Harari wiederum pocht auf weitgehende Schutzmaßnahmen der demokratischen Gesellschaften, z.B. durch Einschränkungen von KI-Systemen, die menschliches Verhalten nachahmen, um Freiräume menschlicher Interaktion, demokratischer Meinungsbildung und Schutzräume der Emotionalität zu bewahren (Harari, 2024, S. 473f.). Im Folgenden sollen – exemplarisch – drei Schlaglichter auf die hier behandelten Veränderungen der Informations- und Wissenskultur geworfen werden: zunächst auf die Frage nach dem Status »objektiven« resp. gesicherten Wissens, anschließend auf die Rolle künstlicher Intelligenz am Beispiel von Chatbots und schließlich auf aktuelle kollektive Phänomene wie *Cancel Culture*, *Wokismus* und *Fridays for Future*.

Wissen, Meinen, Konstruieren

Die Grundstruktur des Wissens, seine Genese, sein Erwerb, seine Vermittlung und seine Überprüfbarkeit haben sich in der digitalen Gesellschaft grundsätzlich verändert. Die inhaltliche Komplexität und die unüberschaubare Masse von Daten im Wissenskosmos stellt eine Erschwernis für moralphilosophische und gesellschaftskritische Analysen dar. Kaeser beschreibt einen Paradigmenwechsel in Philosophie und Sozialwissenschaften, der einerseits aufgrund der hohen Komplexität technologischer Entwicklungen zu erklären ist, die nicht nur für Laien, sondern auch für unterschiedlich spezialisierte Forscher schwer zu erfassen sind; andererseits resultiert dieser Paradigmenwechsel aus einer zunehmend individuellen und sozialen bzw. kollektiven Abhängigkeiten des Menschen von Maschinen, technischen Geräten und sozialen Medien im Alltag (Kaeser, 2018, S. 59–60).

> In unserer sogenannten Informationsgesellschaft hat die Bedeutung von Prognose und Prävention die Bedeutung der Erklärung und des Verstehens von Fakten und Zusammenhängen abgelöst. Die meisten der natürlichen und soziokulturellen Dynamiken, mit denen wir heute konfrontiert sind, erweisen sich als so komplex, dass sie mit traditionellen Mitteln, einschließlich Theorien, nicht mehr erklärt werden können. (Kaeser, 2018, S. 59)

Das Problem der theoretischen Erfassung und Begründbarkeit stellt sich für die Moralphilosophie als theoretische Grundlage der angewandten Ethik. Die Moralphilosophie muss ihre Sinnhaftigkeit in einem Umfeld grundlegender Werteverschiebungen beweisen. Werte wie Robustheit, Transparenz, Effizienz, Funktionalität, Anpassungsfähigkeit und Flexibilität verdrängen traditionellere liberale Werte wie Autonomie, Privatheit oder Privatsphäre (van de Poel, 2018). Die Konzeption traditioneller Werte muss zugleich hinsichtlich ihrer Anwendung im digitalisierten Lebenskontext revidiert werden. Die moralphilosophische Debatte setzte sich beispielsweise damit auseinander, wie sich das Verständnis liberaler normativer Werte wie Autonomie oder Privatsphäre im Kontext

der Digitalisierung verändert hat (Rössler, 2017). Wie können wir das Recht des Einzelnen auf Privatsphäre einfordern, wenn die Privatsphäre in Zeiten von »Golden Records and Profiles« (*Golden Record & Golden Profile*, 2019) in der virtuellen Realität buchstäblich unmöglich geworden ist? Die Argumentation für die anhaltende Bedeutung solch anachronistisch wirkender Werte und abgeleiteter individueller Rechte erfordert den Bezug auf menschliche Bedürfnisse und intrinsische Qualitäten. Während die angewandte KI-Ethik hauptsächlich von Fragen der instrumentellen Rationalität dominiert wird, ist die traditionelle moralphilosophische Argumentation über die intrinsischen menschlichen Bedürfnisse, das Menschsein und die sich möglicherweise verändernde Bedeutung liberaler Werte wie Autonomie und Privatsphäre meist von der psychologischen Argumentation abgekoppelt.

Die zunehmende Kommodifizierung des Wissens führte bereits in der Prognose von Jean-François Lyotard (1982) zur postmodernen Brutalitätvon Meta-Narrativen (Lyotard, 2018). Diese Tendenz verstärkt sich nach Luke Tredinnick in der digitalen Informationskultur: Gegenüber der früheren Orientierung der Menschen an Meta-Narrativen oder Theorien aus der Wissenschaft, Religion, Philosophie oder politischen Ideologie sei man inzwischen mit einem *pick-and-mix*-Ansatz konfrontiert, geprägt durch ein individuelles Zusammensetzen des eigenen Narrativs, des Selbst- und Weltverständnisses, das nicht mehr aus etablierten »Wissenswerten«, sondern aus austauschbaren Werten bestehe. Tredinnick zitiert Lyotard folgendermaßen:

> Lyotard argues, that this fragmentation of shared values systems results from a growing commodification of value«, centers of knowledge production come under pressure to pursue truths solely on the basis of their marketability. Under these conditions, »knowledge ceases to be an end in itself« as its market value becomes more important to the production and dissemination of knowledge than the objective truths. (Tredinnick, 2008, S. 99)

Die Brüche im geteilten Wertsystem der westlich-liberaldemokratisch geprägten Gegenwartskultur seien verstärkt worden durch soziale Trends wie das Schwinden der Religiosität, der politischen Partizipation, der Gewerkschaftsmitgliedschaften, Heiratsraten, Zeitungslese- und Fernsehkonsumraten in Nordeuropa und den USA (Tredinnick, 2008, S. 99). In der digitalen Weltvernetzung und -verbindung entsteht gemäß dieser Lesart eine Dynamik des *pick-and-mix*, des Trennens und Wieder-Zusammenfügens vermarkteter Wissensinhalte, sodass ein individuelles Selbst- und Weltbild zu einem x-beliebigen Mosaik zusammengefügt werden kann. In dieser Darstellung werden die verunsichernden, fragmentierenden und destabilisierenden Effekte auf Subjekt und Gesellschaft *nicht* normalisiert, sondern implizit und explizit als Verlust und Gefährdung gewertet. Der kollektiv geteilte Trend zu einem dissoziativen, instrumentellen Umgang mit Wissen resultiert also nicht notwendigerweise in einer gesellschaftlichen Polarisierung oder einer politischen Radikalisierung (wie sie beispielsweise bei der Konfrontation von Impfgegnern und Impfbefürwortern im Kontext der Covid-19-Pandemie aufgetreten ist), unterstützt jedoch ein generelles Misstrauen gegenüber bewährten Narrativen und »objektiven Wahrheiten«. Als Folge davon entwickelt sich die Gesellschaft gemäß Tredinnick (2008, S. 103) in einen Zustand, in dem es zwar »mehr und mehr Information«, aber we-

niger »gesicherte Bedeutung« gebe. Diese schwelende Unsicherheit verstärkt die Suche nach Halt, die Empfänglichkeit für Narrative, die Sicherheit vermitteln. Ein solcher Zustand, der – überspitzt gesagt – an die vorwissenschaftliche Epoche mit ihren mythologischen Narrativen erinnert, scheint gerade deshalb besonders fragwürdig, da wir heute ein Übermaß an Information und Wissen besitzen, das sorgfältig geordnet und portioniert, allem voran auch *validiert* werden müsste.

Der Unterschied zwischen dem Postulat der neuen *digitalen Wirklichkeit* von Floridi und der Position von Tredinnick/Lyotard besteht nicht in der jeweiligen Einschätzung der epochalen Verschiebungen der Wissensgesellschaft im Kontext der Digitalisierung. Sie unterscheiden sich mit Bezug auf den normativen Impuls, der bei Tredinnick/Lyotard am liberal-demokratischen *Anspruch an »objektives Wissen«* festhält, während er von Floridi – mit Ausnahme spezifischer Bildungsforderungen wie Mathematik, Grundlagen der *digital literacy* oder Englisch – relativiert wird. Bei Tredinnick/Lyotard stellt »objektives Wissen« eine gesellschaftlich relevante Größe dar, an der sich Meinungen und Moralvorstellungen selbstbestimmt differenzieren und kontrastieren können. Da die Ordnung, Portionierung und Validierung von Information und Wissen das einzelne Subjekt jedoch übersteigen, wird diese Aufgabe zunehmend einseitig an Maschinen delegiert. Dadurch droht der Verlust des Überblicks, der fehlenden Transparenz und des eigentlichen Bezugs zu diesem Wissen. Man kann diesen neuen Zustand der »Wissensenteignung« wie Floridi als *digitale Wirklichkeit* akzeptieren. Hält man hingegen am Anspruch an »objektives« und gleichsam »bezogenes« Wissen fest, ist man mit der Herausforderung des *Tempos* konfrontiert: Obwohl das Validieren von Information und Wissen, die der Maschine zur Auswahl und Zusammensetzung eingespeist werden, als Kernaufgabe der Wissenschaften oder als politischer Auftrag an den Rechtsstaat verstanden werden kann, eilt die Prozessgeschwindigkeit der Digitalisierung solchen Maßnahmen und Regulationen um Längen voraus. Um einen halbwegs gefilterten Pool von Wissen zu generieren, müsste eine Art »Binneninternet« geschaffen werden, dessen Inhalte gefiltert erfasst werden. Es handelte sich dabei um eine Art neue »Enzyklopädie« gesicherten und geordneten digitalen Wissens – dem das äußere Internet als chaotischer memetischer Naturzustand entgegenstünde. Die Unterscheidung von gesichertem bzw. »objektivem« Wissen auf der einen und Fehlinformationen (u.a. durch technologische Fehler oder Hacking) auf der anderen Seite ist in der aktuellen, öffentlich zugänglichen digitalen Infrastruktur nicht zu garantieren, weshalb die digitale Infrastruktur als Konstruktionsfeld von Wissen zwar Informationen verfügbar macht, jedoch zwischen Wissen und Meinen, Richtig und Falsch etc. nicht unterscheiden kann.

Abgesehen von den politikphilosophischen Vorbehalten hinsichtlich der Veränderungen digitaler Wissensstrukturen muss die *Normalisierung* der »Wahrheitsdiffusion« und eines *anything goes* in der digitalen Infrastruktur des Wissens in Frage gestellt werden. Aus der Perspektive der Dissoziation handelt es sich bei dieser Normalisierung zunächst um eine Form der Regulation resp. Stabilisierung (drittes hermeneutisches Kriterium). Diese kann sich problematisieren und in einer Stagnation vollkommener Beliebigkeit und entsprechender Orientierungslosigkeit und einseitiger Beeinflussbarkeit resultieren: Ausgehend davon, dass die Voraussetzungen des »analogen« Menschen, seiner mentalen Gesundheit, der Bedeutung eines Sicherheitsgefühls und des Gefühls der Kontrollierbarkeit, der normativen Orientierung, der sozioemotionalen Entwick-

lung und Beziehungen etc. auch in der digitalen Epoche prinzipiell unverändert bleiben, scheint gesichertes und damit auch fundiert aufbauendes Wissen eine unverzichtbare Größe für die Entwicklung und Identitätsbildung des Individuums wie für das menschliche Zusammenleben im Sozialgefüge.

Glaskuppel 2.0. – Generative künstliche Intelligenz

Generative künstliche Intelligenz (GenAI) markiert einen Höhepunkt technologischer Entwicklung. Entsprechend gilt es, aktuelle Chatbots exemplarisch zu betrachten. Auf textbasierte Systeme wie ChatGPT, Claude, Gemini, Grok und Qwen sowie bild-/videogenerierende Tools wie DALL-E und Sora werden ambivalente Projektionen übertragen: vom »heiligen Gral« bis zur »Büchse der Pandora«. Seit der öffentlichen Verfügbarkeit von ChatGPT (November 2022) haben sich weitere Modelle etabliert: Googles Gemini (»nerdy« und direkt), xAIs Grok (»edgy«), Anthropics Claude (»tugendhaft«) und Qwen (zensurorientiert) (The Guardian, 2026). Nutzer*innen erhalten bequemen, kostenlosen Zugriff auf eine scheinbar universelle Wissensquelle, wobei Wahrnehmungen von Hilfsbereitschaft, Kreativitätsförderung oder Beeinflussung von Vorwissen und kritischer Haltung abhängen. Sora-2 potenziert Risiken: Hochwertige Deepfakes ermöglichen die Verleumdung von Politiker*innen und Prominenten (McCallum, 2025; Huet, 2025; Lobe, 2025).

Zunehmend wird beleuchtet, wie Entwickler KI-Persönlichkeiten gestalten, um Nutzer emotional zu binden: Grok generierte sexualisierte Bilder in Millionenhöhe, ChatGPT schmeichelte Suizidgefährdete, die chinesische Variante Qwen zensiert Menschenrechtsverletzungen (Booth, 2026). Je nach »Persönlichkeit« der Chatbots entstehen ethische Risiken und Defizite. Menschenrechtliche Implikationen umfassen Manipulation vulnerabler Gruppen (Verstoß gegen Schutzpflichten), Zensur (Einschränkung der Meinungs-/Informationsfreiheit) sowie Erosion von Wahrheit und Autonomie durch die Vorspiegelung falscher oder verzerrter Tatsachen.

Die Bequemlichkeit, die wir durch die entlastende Assistenz der GenAI erleben, verstärkt Dissoziation: Nutzende delegieren Denken, Affekte und Urteile an die GenAI, die – anders als Menschen – über keine Empfindsamkeit verfügt und entsprechend keine echte Reziprozität anbieten kann. Wie Paris' Theorie der Bequemlichkeit aufzeigt, führt Entlastung zu Weltfremdheit; Chatbots routinisieren diese Entlastung algorithmisch und normalisieren die Selbstentfremdung. Der Konflikt besteht darin, dass der soziale Optimierungsdruck auf eine zunehmende Abhängigkeit von GenAI trifft, während die mentalen Kapazitäten der Nutzenden darben und die Angst vor dem Verlust des Anschlusses die Änderungsmotivation gering hält.

Diese Dynamik erinnert an Herbert Marcuses Metapher der Glaskuppel, wie er sie in seiner Studie vom *eindimensionalen Menschen* (1964/2004) entwickelt hat. Aus dieser bahnbrechenden kritischen Analyse von Marcuse lässt sich nach wie vor eine analytische Struktur ableiten, die heute – damals bezogen auf den entfremdenden Einfluss der modernen Industriegesellschaft – zumindest teilweise auch auf unseren Umgang mit den Machtstrukturen der digitalen Technologien anwendbar scheint. Symbolisch für eine durchsichtige, aber unüberwindbare Grenze zwischen dem Anpassungstrott, dem Funktionieren innerhalb der gegebenen Umstände und dem kritischen Nachdenken, In-Frage-Stellen und dem Anstoß zur politischen und gesellschaftlichen Verände-

rung der Realität, wird die Glaskuppel als Metapher gewählt. Einerseits ist dem Menschen bewusst, dass er unter der Glaskuppel steht, durch sie begrenzt und ihren inneren Mechanismen ausgeliefert ist; andererseits kann er sich auch nicht vorstellen, diese Kuppel aus eigener Kraft zu verlassen. Die Eindimensionalität des Denkens, die Marcuse kritisiert, wird durch die psychologische und ideologische Prägung der kapitalistischen Industriegesellschaft befördert. Gewöhnung, Bequemlichkeit, eingeschränkte Vorstellungskraft und Wohlstand unterstützen die Passivität des eindimensionalen Menschen. Die gefühlte Alternativlosigkeit und Isolation lassen eine (Selbst-)Befreiung als surreal erscheinen. Gleichzeitig werden unter der Glaskuppel Konsumbedürfnisse geschaffen und gestillt, die der Illusion von Freiheit und Zufriedenheit zudienen. Aus dieser malignen Koppelung ergibt sich Passivität: Widerstand und kritisches Denken werden abgewehrt oder neutralisiert.

Die Glaskuppel als Symbolbild für die Unfreiheit und gleichzeitige (hypnotische) Passivität lässt sich meines Erachtens unschwer auf das digitale Eldorado des Internets und noch deutlicher auf die Funktion und Nutzung von Chatbots anwenden: Hier eröffnet sich ein eigener Kosmos, in den wir ohne eigene Anstrengung eintauchen und uns von einem quasi-göttlichen Alleswisser – der gleichzeitig als unser omnipotenter Diener fungieren kann – belehren, inspirieren und unterhalten lassen können. Zusätzlich zur Illusion von Verfügbarkeit, Freiheit und Bedürfnisbefriedigung im Internet eröffnen sich beim Experimentieren mit der künstlichen Intelligenz vielfältige Spielfelder – buchstäblich unbegrenzte Möglichkeiten. Ehe man sich's versieht, ergötzt man sich am magisch anmutenden Wunderwerk der KI – oder am mächtigen Gefühl, wenn man geradezu gebieterisch den Befehl für eine Wissensgenese oder ein kreatives Produkt gesprochen und der Diener prompt geliefert hat. Schnell entsteht der Eindruck, dass man ohne Eigenleistung oder Opfergabe ein ständig abrufbares Universalwissen, einen virtuellen Flaschengeist (engl. »Genie«) an seiner Seite hat, der für einen den vorhandenen Informations- und Wissenspool sichtet, ordnet und verwaltet – und zudem ein unendliches kreatives Potenzial zur Erfüllung aller virtuellen Wünsche besitzt. Auch in diesem Szenario wirkt die Nutzung von ChatGPT und Konsorten wie Gemini oder Grok als alternativlos, und die Versuchung scheint zudem groß zu sein: Es scheint kaum Anreize oder Gründe dafür zu geben, die monumentale Vereinfachung des Wissenserwerbs und kreativer geistiger Prozesse auszuschlagen. Auch in diesem Szenario wird kritisches Denken geradezu magnetisch abgestoßen.

Das Bewusstsein dafür, dass der Zugriff auf ChatGPT unter der »Kuppel« der bereits eingespeisten Information stattfindet, dass das Internet dabei als Auffangbecken einer nahezu schrankenlosen Informationsschwemme alles Gesagten und Geschriebenen zur Grundlage eines eindrücklichen, ungefilterten Recyclingprozesses geworden ist, ist noch weniger leicht zu »dissoziieren« als beispielsweise die Wiederholungsschlaufen von Fehlern, das Manipulationspotenzial und die verborgene »Geist- und Empathielosigkeit« dieses täuschend echten Gegenübers, das mit uns – immerhin in der aktuellen Entwicklungsstufe – auf systematisch andere Weise, unter anderen epistemologischen und dispositionellen Voraussetzungen kommuniziert als wir mit ihm.

Die politische und soziale Achillesferse besteht für Mensch und Gesellschaft darin, dass Chatbots und allgemein KI darauf trainiert werden, Gefühle im menschlichen Gegenüber zu wecken und eine intime Beziehung herzustellen. Dennoch und vielleicht

sogar gerade *weil* KI keine genuinen Emotionen hat, kann sie lernen, die emotionalen Muster von Menschen zu erkennen (Harari, 2024, S. 444). Auf diese Weise können Chatbots Verständnis simulieren, sich sehr differenziert auf unsere Gefühle einstellen und uns auch einfach imitieren: Eine Studie aus dem Jahr 2023 stellte fest, dass ChatGPT in bestimmten Szenarien eine größere emotionale Bewusstheit unter Beweis stellt als durchschnittliche Menschen (Harari, 2024, S. 440). Des Weiteren zeigten Befragungen, dass sich die Menschen durch den medizinischen Rat von ChatGPT gegenüber demjenigen von Ärzt*innen (die jedoch unbezahlt und unter Zeitdruck arbeiteten) einfühlsamer beraten fühlten (Harari, 2024, S. 440–441). – Nicht nur Harari sieht hier den Ort für die Reißleine der eindimensionalen Digitalisierungsförderung. Gemäß seiner Einschätzung sind die Gefahren sowohl für Demokratien wie insbesondere auch für die psychische Gesundheit der einzelnen Menschen zu groß. Die psychologische Manipulierbarkeit und die Macht, die einzelnen Tech-Konzernen daraus erwächst, wird als wesentlichste Bedrohung der Menschheit in der digitalen Epoche identifiziert (Harari, 2024, S. 473). Die Aufklärung über dieses Risiko und die Aufklärung der Nutzenden wird nicht nur zur ethischen Forderung im Interesse einer »guten und gerechten Gesellschaft«, sondern zur unabdingbaren Voraussetzung der Demokratie. Gerade mit Tools wie Sora, welche die Verletzlichkeit der Bürgerinnen und Bürger erhöhen, den Privatheits- und Persönlichkeitsschutz nahezu verunmöglichen, wird die Legitimität der demokratischen Institutionen davon abhängen, wie eindeutig und effektiv diese Gefährdung behandelt wird. Nicht nur die Erpressbarkeit und die psychische wie auch die rufschädigende Belastung, sondern auch die Schwierigkeit und der Umfang der mitunter öffentlichen Faktenwiderlegung muten bereits bei bisherigen Vorfällen an wie ein Schlachtfeld, auf dem am Ende kaum noch zwischen Siegern und Verlieren, wahren und falschen Behauptungen unterschieden werden kann. Über zunehmende Gerichtsfälle hinaus, bei denen u.a. ChatGPT-Unternehmen als »suicide coaches« z.B. für »blackout-challenges« angeklagt werden (Booth, 2025), ist Sora eine allgemein zugängliche Waffe, mit der nicht nur unterhaltsam gefeixt und sich unterhalten werden kann, sondern mit einem bloßen Wortbefehl Existenzen zerstört werden können.

Eingangs des Kapitels habe ich Bezug genommen auf die Kluft zwischen Wissen und Meinen resp. begründeter oder »erahnter« Schlussfolgerung, die mit zunehmender Intransparenz der Informationsgenese größer wird. Die Realität im Umgang mit der generativen künstlichen Intelligenz, die sich innerhalb von wenigen Jahren von einem Zauberlehrlingswerk zum Orakel Delphis gemausert hat, zeigt, dass aktuell weder blindes Vertrauen auf noch die totale Abkehr von dieser Technologie einen sinnvollen Umgang auf der lebensweltlichen Ebene unterstützt. Die mögliche Fehlerhaftigkeit der Ergebnisse und das Manipulationspotenzial müssen bei der Nutzung von ChatGPT, gerade im Bildungsbereich, notwendigerweise immer mitgedacht werden. So könnte uns auf fast schon paradoxe Weise eine aufgeklärte, kritische Nutzung von ChatGPT zum *Aushalten des Unverfügbaren* animieren, zum Aushalten des Wissens, dass das Resultat der maschinellen Rationalisierung immer auch einen Irrtum bergen kann, insofern nicht absolut, sondern eher prozesshaft und offen ist. Während wir bei der Nutzung von ChatGPT die verführerische Verfügbarkeit erleben, auf einmaligen Befehl diejenigen Informationen zu erhalten, die wir uns früher mühsam mit Gang in die Bibliothek hätten erarbeiten müssen, setzt die verantwortungsvolle und mündige Nutzung also eine Qualität voraus,

die nach Hartmut Rosa dringend wieder erlernt werden sollte: *das Aushalten des Unverfügbaren in einer Balance zum Sog des Verfügbarmachens.* Längerfristig scheint indes eine legale und technische Regulierung des Interaktionsspielraums unumgänglich, um einen sinn- und verantwortungsvollen, ethisch legitimen Einsatz von ChatGPT & Co. nachhaltig zu ermöglichen.

Abgesehen von einer also proaktiven und gleichzeitig kritischen Haltung zur generativen künstlichen Intelligenz sowie staatlicher Regulation ist für den einzelnen Menschen auch weiterhin die Verbindung von Wissensinhalten mit Empfindungen, Erfahrungen, Motorik, Beziehungen und Emotionen von größter Wichtigkeit. Dies folgt aus den Erkenntnissen der Kognitions-, Lern- und Bindungsforschung, insbesondere vor dem Hintergrund eines psychodynamischen Menschenbildes. Diese betont *sinnliche Dimension des Wissenserwerbs* setzt – zumal als Voraussetzung der kritischen Reflexionsfähigkeit – auch weiterhin ausreichend verfügbare und gepflegte Spielräume für eine zwischenleibliche und analoge Interaktion voraus. – Ein bedenkliches Gegenbild zu dieser Vorstellung, zusammengeführt in einer technologiekritischen Dystopie, die mit Blick auf gegenwärtige Entwicklungen erstaunliche Anknüpfungspunkte vorweist, hat E. M. Forster bereits 1909 in »Die Maschine steht still« entworfen (Forster, 2025).

Cancel Culture und Wokismus (Woke Culture)

Mit Blick auf die Veränderungen der Wissenskultur sind die *Cancel Culture* und die *Woke Culture* zu anschaulichen Beispielen für dissoziative, sozialpathologische Phänomene geworden. Die *Cancel Culture* ist eine Form der gesellschaftlichen Sanktionierung, ein Phänomen, bei dem Personen, Gruppen oder Organisationen durch öffentliche Kritik, Boykotte von Produkten, Dienstleistungen oder aus beruflichen oder sozialen Kreisen ausgeschlossen werden. Diese Bestrafung soll die Betroffenen durch soziale Ächtung zur Rechenschaft ziehen für moralisch fragwürdige, diskriminierende oder problematische Äußerungen und entsprechendes Verhalten. Diese kollektive Strafpraxis ist motiviert von lange unzureichend gehörten Missachtungserfahrungen, epistemischen Ungerechtigkeiten und der Wahrnehmung benachteiligter Gruppen, den bestehenden Machtverhältnissen weitgehend ohnmächtig ausgeliefert zu sein. Die Wahrnehmung, dass gerade von der staatlichen Rechtsprechung und Exekutive kein ausreichender Schutz oder ausreichende Wiedergutmachung erwartbar sind, spielt für das Verständnis der Radikalität der *Cancel Culture* eine Rolle. In gewissem Sinne ist das »Social Engagement System« gegenüber dem staatlichen Machtapparat dissoziativ ausgeschaltet, es *kann* seitens des Staates aufgrund der traumatisch gefärbten Wahrnehmung und Internalisierung der Missachtungsgeschichte keine effektive Hilfe erwartet werden. Es kommt zu einer Freund-Feind-Dichotomie mit Schwarz-Weiß-Fixierungen.

Kollektiv und am eigenen Leib erlebte Missachtung von benachteiligten oder diskriminierten Bürgerinnen und Bürgern (z.B. Rassismus), deren Überwindung auf nicht-radikalem Weg über Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte scheiterte oder den Betroffenen zu inkrementell langsam vorwärtsging, produzierte traumatisch verhärtete Fronten. Aus dissoziationstheoretischer Sicht wurden die systematischen, normalisierten Ungerechtigkeiten gegenüber einzelnen Gruppen wie den People of Colour oder der LGTBQ+ Community nicht nur auf der Ebene der Persönlichkeitsstruktur, sondern auch auf derjenigen der kollektiven Bewältigungsdynamiken zu traumatisch bedingten,

hochemotionalen Komplexen. Gerade weil traumatische Komplexe durch eine hohe Triggerbarkeit, Wachsamkeit und Abwehrreaktionen gekennzeichnet sind, setzt eine nachhaltige Überwindung mehr voraus als politische Versprechen – es braucht eine nachhaltige Veränderung der sozialen Praxis und erlebbare Versöhnungsprozesse. Gerade diese sind jedoch im Zustand der Schwarz-Weiß-Stagnation unerreichbar. In der Folge wurden überzogen strafende Ausschluss- und Anklagepraktiken untermauert von apodiktischen Gerechtigkeitsforderungen zur normalisierten, sozialpathologischen Reaktion. Diejenigen, die nicht bereit sind, sich für oder gegen eine Schwarz-Weiß-Position zu bekennen, werden entwertet. Der moralisierende Ruf nach ausgleichender Gerechtigkeit führt paradoxerweise zur Einschränkung der Meinungsfreiheit.

Was wir heute als »Cancel Culture« bezeichnen, ist kein neues Phänomen, sondern eines, das sich durch die gesamte »menschliche Kulturgeschichte« zieht (Nida-Rümelin & Winter, 2024). In seiner philosophischen Annäherung an die *Cancel Culture* identifiziert Nida-Rümelin deren Vorläufer wie beispielsweise die Verbannungsstrafe im Römischen Imperium oder verschiedene Formen der *Praxis des sozialen Todes* als Ausschluss aus der Gemeinschaft. Die *Cancel Culture* zielt darauf, unliebsame Meinungen oder die Menschen, die sie äußern, verstummen zu lassen, auszugrenzen oder zu marginalisieren (Rümelin-Nida, 2023, S. 15).

Als »aufklärerisches Gegenmodell« menschlicher Urteilspraxis, das durch die *Cancel Culture* usurpiert wird, hebt Nida-Rümelin das vernünftig-kritische Denken und Handeln hervor. »Die Alternative zur Aufklärung ist der Rückfall in Irrationalität und Inhumanität« (Rümelin-Nida, 2023, S. 14). Gleichzeitig reicht die Vernunft nicht aus, um relationale Versöhnungsprozesse umzusetzen. Zu den menschlichen Fähigkeiten, die zu Antreibern der Hochkulturen wurden, gehören das vernünftige Denken, die Erkenntnissuche, die Fähigkeiten zur moralischen Handlungsfähigkeit und Ausrichtung an der Menschenwürde. Versöhnungsprozesse setzen voraus, dass die Kontrahenten nicht nur als Täter*innen oder Opfer, sondern als Mitmenschen angesprochen werden.

»Dissoziation« scheint für die psychodynamische und sozialpsychologische Auseinandersetzung mit archaischen, primitiven Ausschlussphänomenen wie der *Cancel Culture* ein Kernbegriff: Die polarisierende Spaltung in »Gut und Böse«, wie sie zur *Cancel Culture* gehört, zeugt von einer problematischen Umgangsweise mit Spannungen und Stabilitätsverlust. Anstelle eines polarisierten Moralismus erfordert der Umgang mit Spannungen und Unsicherheiten eine Durcharbeitung der instinktiven Abwehrreaktionen, die Einbettung in einen Diskurs und die davon ausgehend differenzierte Meinungsbildung.

Der *Wokismus* oder die *Woke Culture*, deren Ursprünge in der afroamerikanischen Gemeinschaft liegen (vgl. dazu auch die in Kapitel 4 erwähnte *Black-Lives-Matter*-Bewegung), steht für einen gerechtigkeitsorientierten Moralismus, der den Anspruch erhebt, die Lücke der kollektiven, driftenden moralischen Orientierungslosigkeit zu füllen. »Woke« zu sein, bedeutet aufgeweckt und wachsam zu sein, gerechtigkeitsorientiert, diskriminierungssensibel und wiedergutmachend. Der *Wokismus* ist als Reaktion auf generationsübergreifende, historische und institutionell reproduzierte gender- und ethnisch bezogene Missachtungserfahrungen, auf epistemische Ungerechtigkeiten und Diskriminierung einerseits zum Symbol eines kompromisslosen, »progressiven« Freiheitsstrebens geworden. Andererseits ist der *Wokismus* Symbol eines verhärteten, abgespaltenen,

radikalen Vergeltungsstrebens im Namen der Gerechtigkeit geworden, der den Weg in einen konstruktiven Dialog und die konkrete, realistische Lösungsfindung in der Praxis erschwert oder gar verhindert.

Die oscarprämierte US-Serie »The Morning Show« ist aus der Perspektive der populären Literaturwissenschaft zum Inbegriff des zeitgenössischen Spiegelbildes geworden, in dem *Cancel Culture* und *Wokismus* in ihrer schillernden Paradoxie von Befreiung und Abspaltung dargestellt werden. Diese dissoziative Paradoxie gehört aus meiner Sicht zu den beunruhigenden sozialpathologischen Entwicklungen der digitalen Gesellschaft.

Die soziale Bewegung des *Wokismus* in den USA hat sich passend zu Phänomenen wie der kollektiven Stresssymptomatik, der Überwachsamkeit (*alertness*, Hypervigilanz), dem anhaltenden Bedrohungsgefühl und der emotionalen Überforderung (wie sie von Autoren wie Maté identifiziert wurden) über die Netzwerke der sozialen Medien radikalisiert und zu einer merkwürdig »bannkreishaften Bubble« verschlossen. Das Gefühl moralischer Überlegenheit, verbunden mit der Tendenz zur *Cancel Culture*, verhindert weitgehend – entgegen den moralischen Absichten des Kampfes um Gerechtigkeit, Nichtdiskriminierung, Gleichbehandlung und Reparation – nicht-ideologisierte Dialoge und konstruktive Debatten.

Eine deutliche kollektive Dissoziationstendenz wird an der enormen Spannungsgeladenheit erkennbar, die angesichts der historisch aufgebauten, unzureichend verarbeiteten und immer wieder durch singuläre Ereignisse und (übergenerationelle) Missachtungserfahrungen getriggert (*re-enacted*) wird. Diese Spannung geht einher mit der Unaushaltbarkeit von Erfahrungen, Bildern und Gefühlen, Ohnmacht, gruppenspezifischer Aufheizung und Abschottung. Zur Stabilisierung und Bewältigung der tiefen Verunsicherung muss zu einer Spaltung in Gut und Böse Zuflucht genommen werden. Letztere erschwert einen diskursiven, demokratischen Reparations- und Veränderungsprozess.

Kennzeichen von *Cancel Culture* und *Wokismus* sind die mediale Inszenierung und die Skandalkultur. Aufgrund der globalen Reichweite digitaler Medien entscheiden Marketing, Kontingenz und massenpsychologische Effekte darüber, welche Inhalte beispielsweise politische Trends oder soziale Bewegungen anstoßen. Ebenfalls entscheiden solche Faktoren darüber, wie lange die öffentliche Aufmerksamkeit anhält und wie radikal die Auswirkungen sind. Ein Beispiel dafür gibt die mit der *Cancel Culture* und dem *Wokismus* verbundene *Fridays-for-Future*-Bewegung. Zur Symbolfigur dieser moralisierenden Inszenierungskultur wurde Greta Thunberg, die dem Argument des unaufhaltsamen, durch wirtschaftliche und politische Ausbeutung angetriebenen Klimawandels Geltung verschafft hat, indem sie den archaischen Mythos der Märtyrerin offiziell und hochviral wiederbelebte. Neben langjährigen Klimaaktivist*innen waren insbesondere Jugendliche und Adoleszente vom Auftreten und der Unbeirrbarkeit dieser jungen Frau fasziniert, die mit Emotionalität und Überzeugung, mit mal herzzerreißender, mal zeternder Anklage an das »Weltgewissen« appellierte. Die radikale, auch hier dissoziative Kompromisslosigkeit und vermeintliche Unkorrumpierbarkeit im Einsatz für »das Gute als Abwendung der Klima-Apokalypse« löste zunächst gleichermaßen Bewunderung wie, in Anbetracht scheinbar unerreichbarer Ziele, Verwunderung aus. Zunehmend trat an deren Stelle jedoch ein Gefühl der Ambivalenz. Ausgelöst wurde dieses Gefühl mitunter

gerade dadurch, dass im Kontext der medialen Radikalisierungsdynamik ausschließlich zwei extreme Positionen denkbar schienen: entweder die Befürwortung oder die Ablehnung der Bewegung und ihrer Ziele. Das moralisierende Freund-Feind-Schema, die Erlösungs- und Untergangsspannung sind in den Diskussionen um den Klimawandel phasenweise so dominant geworden, dass der öffentliche Diskurs implodierte resp. die konstruktive demokratische Diskussion blockiert wurde. Abgelöst durch die Covid-19-Pandemie, den Russisch-Ukrainischen Krieg und den Nahostkonflikt, verlor die einschlägige Klimabewegung an medialer Aufmerksamkeit: Nachdem der mediale Schock politisch Anstöße zu setzen vermocht hatte, wurde die Klimabewegung deutlich leiser. Spätestens nachdem sich Greta Thunberg 2024 zum Nahostkonflikt geäußert und an einer Protestdemonstration gegen Israel teilgenommen hatte, wurde zunehmend Kritik an der Symbolfigur der Klimabewegung laut, was die ganze Klimadebatte in Mitleidenschaft zog. Die polarisierten Bewegungen zum Nahostkonflikt (*Free Palestine Movement* etc.) zeigen insgesamt dieselben dissoziativen Strukturen wie die anderen hier erwähnten Debatten.

Aus der Perspektive der Dissoziationstheorie ist die öffentliche Dynamik mitgeprägt durch Spitzen von Aufregung, die genauso plötzlich wieder abnehmen, wenn eine nächste, akute(re) Krise auftritt. So wurden beispielsweise die Klimawandelproteste durch die Covid-19-Pandemie abgelöst. Während die Klimaproteste die Welt mit »Endzeitszenarien« konfrontierten und auf eine bisweilen als »Klimaterrorismus« diskreditierte Weise die Welt zu einer »Umkehr« zu bewegen versuchten, hat die Covid-19-Pandemie die »Endzeitstimmung« und den damit verbundenen »Überlebensmodus« den Menschen als reale, *erlebte* Erfahrung nähergebracht. Seither scheint die westliche Öffentlichkeit von einer Krise, einer Spitze der Aufregung zur nächsten zu springen. Indem die Politik auf diese durch die Digitalisierung überhaupt erst in ihrer Dynamik ermöglichten Bewegungen reagiert – z.B. DEI-Vorgaben im Kontext von *Wokismus, der LGTBQ+* und der *Black-Lives-Matter*-Bewegung oder der *European Green-Deal* (*Net-Zero*) im Kontext der *Fridays-for-Future*-Bewegung usw. –, wirkt sie einerseits responsiver und zugleich instabiler.

Der anhaltende Belastungszustand in der digitalen wie in der realen Welt kann auf der Ebene der Bürger*innen nur mit Selbstschutzstrategien ausgehalten werden. Dissoziationsstrategien helfen bei der Selektion von Informationen, Bildern und Reizen, halten Dekompensationstendenzen und Ängste im Zaun. Die Nebeneffekte dieser normalisierten Dissoziationsstrategien sind divers. Sie reichen von der Identifikation mit radikalen Positionen (mit der Gefahr von Verschwörungstheorien) bis zur abgeklärten Detachierung und dem Rückzug in subjektive »Schutzräume« und »Bubbles« (*Eskapismus*). Bei beiden Extremen findet eine *Abschottung* im Sinne des selektiven Kappens von Verbindungen, Identifikation und Bezogenheit zum gesellschaftlich als dominant erlebten Kollektiv statt. Beide Strategien usurpieren – mit Rückbezug auf den Begriff von Hartmut Rosa – die *Affizierbarkeit* als Grundlage von *Resonanz* im Verhältnis zu anderen und der Welt. Mit der Beeinträchtigung der Affizierbarkeit durch spezifisch kanalisierte Aufmerksamkeits-, Empathie- und Narrationsprozesse (als Rahmenwerk mentaler Autonomie) werden diese zugunsten der (emotionalen) Entlastung systematisch verzerrt.

Bei der dissoziativen Tendenz der *Radikalisierung* findet beispielsweise eine Abkehr von Mainstream-Medien und die Zuwendung zu alternativen Kanälen statt, die

einschlägig ausgerichtet und gefärbt sind. Mit zunehmender Selbstzirkularität der Erklärungen und gruppendynamischen Verstärkungseffekte kommt es zu einer Distanzierung von gegensätzlichen Meinungen und Auffassungen.

Eine mögliche »Negativspirale« der *Detachierung* als Bewältigungsstrategie zeigt sich gegenüber der Radikalisierung und Aufregung umso gefühlsabgestumpfter, was in einer Abstrahierung, Unempfindlichkeit und Unberührbarkeit gegenüber (fremdem) Leid resultieren kann (Dehumanisierung). Ein generalisierter Verlust der Empathie gegenüber Angelegenheiten, die nicht unmittelbar die eigenen Interessen, den eigenen Alltag oder die eigene Befindlichkeit betreffen, sägt (metaphorisch gesprochen) am Sockel von gemeinschaftlicher Solidarität und demokratischer Sittlichkeit. Zu diesen detachierten Reaktionen gehört auch die zunehmend verbreitete Abschottung vor den alltäglichen Nachrichten und der Rückzug in den eigenen »Wohlfühlradius«, zu einer eng fokussierten Selbstsorge: Satirikerin Stefanie Grob sinniert über das Pro und Kontra des zunehmenden »News-Fastens«. Dieser Trend entstand aufgrund der bedrückenden und belastenden Wirkung durch die Konfrontation mit dem weltpolitischen Tagesgeschehen: »Ich konnte früher nie verstehen, wie sich einige bewusst den News verschließen können. Ich habe einige in meinem Bekanntenkreis, die bewusst keine Zeitung mehr haben, keine Newsportale abrufen oder Tagesschau schauen.« In der »zweiwöchigen Katastrophendiät«, über die sie selbst fantasiert, könnte sie stattdessen ein Wellnessprogramm von »Kopf bis Fuß« durchführen, von Skinnyfication zu Gesichtsyoga, Ayurveda, rhythmischer Bauchatmung mit positiven Selbstbotschaften im Sinne von: »Ich bin froh, dass du achtsamer mit dir umgehst und dir dein Karma nicht mit Meldungen aus aller Welt verkackst« (Grob, o.J.).

Ob »News-Fasten«, »Digital Detox« oder »Brot und Spiele«: In der Tendenz sind in der digitalen Gesellschaft derlei dissoziative Bewältigungsstrategien zum Schutz vor emotionaler Überforderung durch Informations- und Reizüberschwemmung – teilweise funktional, teilweise sozialpathologisch – normalisiert. Zu benennen sind hier jedoch auch aufkeimende Gegentrends, bei denen die Wiederaufnahme von gemeinschaftlichen Tätigkeiten, auch frei von digitaler Reiz-Bespeisung zelebriert wird: Gefolgt von der Wiederaufnahme des englischen Formats des *shared reading* in Bibliotheken (*Miteinander lesen – Shared Reading*, o.J.), bei denen gemeinsam Texte gelesen und diskutiert werden, entstand der Trend von »Silent Reading Raves«, also von Offline-Zirkeln, bei denen sich Menschen zum gemeinsam-einsamen Lesen in öffentlichen Gruppen treffen (Bartolo, 2024).

Die öffentliche Nachverarbeitung von Spitzen der Aufmerksamkeit oder der kollektiven Aufregung wäre aus psychohygienischer Sicht und zwecks einer differenzierten normativen Rekonstruktion der Geschichte wichtig. Die aktive Auseinandersetzung und Reflexion mit den eigenen Bewältigungsstrategien ermöglicht eine – auch normative – Stellungnahme zur persönlichen und gesellschaftlichen Geschichte, die identitäts- und solidaritätsstiftend wirken kann. Ohne diese subjektiven und kollektiven Ver- und Aufarbeitungsprozesse gesellschaftlichen und politischen Geschehens dominiert ein Gefühl der Achterbahn, auf der kollektive Erfahrungen, Schocks und Hypes das Subjekt punktuell erreichen und dissoziativ unverbunden hin und her schleudern. Um der Achterbahn zu entkommen, bleibt als instinktive Schutzstrategie die habitualisierte Unbezogenheit und Empfindungslosigkeit oder eine subjektiv sicherheitsstiftende Polarisierung.

Wer gegenüber dem kategorischen »News-Fasten« einen »gesunden« Verdauungsprozess bevorzugt, hat entsprechend auf die »Ernährung« und auf eine gezielte Mischung von Selbstbeschränkung und Bedürfnisorientierung zu achten. Der Konsum welcher Information, aus welcher verlässlichen Quelle und in welcher Frequenz und Dosierung – diese Fragen bestimmen die Verträglichkeit und letzten Endes auch den Nutzen einer Mischung aus Informiertheit und Bezogenheit zu anderen und zur Welt. Als Voraussetzung für persönliche Meinungsbildung und politische Partizipation scheint eine ausgewogene Mischung davon unverzichtbar.

Die Frage, wie sich die widersprüchlichen Anliegen und Einsichten verbinden lassen, wie sie kooperativ ins Selbstverständnis und das Bewusstsein für die Zeitgeschichte integriert werden, entscheidet darüber, wie nachhaltig Veränderungs- und Lernprozesse sich in Kultur übersetzen. Ohne den reflexiven, bewusst *bezogenen* Prozess des Einwebens werden dissoziative Bewältigungsstrategien wie Abwehr, Detachierung oder Kompartmentalisierung allgemein, insbesondere aber im Umgang mit Krisenthemen manifest. Eine Überwindung dieser dissoziativen Bewältigungsstrategien setzt positive Imagination, Gegenvisionen und Ideale voraus, die sich an den Vorstellungen einer kooperativen, ethischen und »sittlichen« Gemeinschaft orientieren. Die Wiederbelebung der Empathie erfordert tatsächliches, d.h. sichtbares, spürbares zwischenmenschliches Handeln und Kooperieren, das sicherheitsstiftende Erleben von Zugehörigkeit, von Orientierung, Zuversicht und Hoffnung.

6.3.2 Veränderungen von Aufmerksamkeit, Kommunikation und Beziehungen

Wie im Zusammenhang mit mentaler Autonomie angetönt, gehört zu den einschlägigsten Veränderungskomponenten von Kommunikation und Beziehungen die Veränderung der *Aufmerksamkeit* und der *Aufmerksamkeitslenkung*. »You Now Have a Shorter Attention Span Than a Goldfish«, betitelte das TIME Magazine im Mai 2015 einen Artikel und hielt fest:

> The average attention span for the notoriously ill-focused goldfish is nine seconds, but according to a new study from Microsoft Corp., people now generally lose concentration after eight seconds, highlighting the effects of an increasingly digitalized lifestyle on the brain. (McSpadden, 2015)

Eine empirische Langzeitstudie des Max-Planck-Instituts untermauerte diese plakative Annahme mit dem Befund, dass soziale Medien und der ständige Nachrichtenstrom die *kollektive* Aufmerksamkeitsspanne insgesamt beeinträchtigen würden (Lorenz-Spreen et al., 2019). Identifiziert wurde der Effekt einer »sozialen Beschleunigung« anhand einer Mediennutzungsanalyse. Philipp Lorenz-Spreen, Erstautor der Studie, fasst zusammen: »Unsere Daten zeigen, dass die Dauer, in der die Öffentlichkeit Interesse an einzelnen Themen und Inhalten zeigt, immer kürzer wird. Gleichzeitig springt das Interesse immer schneller von einem Thema zum nächsten.« (MPI, 2019)

Während »Daten« als Gold der digitalen Epoche bezeichnet werden, ist aus psychologischer Sicht die Herrschaft über die Aufmerksamkeit und damit der Einfluss auf die mentale Autonomie zum Goldstandard ökonomischer Gewinnschöpfung geworden.

Aufmerksamkeit und Zeit sind knappe Güter in einer Welt, in welcher der digitale Markt so stark angewachsen ist, dass den Konsumenten eine Übersättigung und ein Überangebot von Gütern und Dienstleistungen entgegenschlägt. Wer die – in der »Generation Goldfisch« angeblich besonders kurze – Aufmerksamkeitsspanne beeinflusst, lenkt über den Ein- und Ausschluss von Informationen die Denk- und Handlungsoptionen des Subjekts und beeinflusst damit das individuelle Affektspiel. Online-Shops, Plattformen sozialer Medien und diverse weitere ökonomische und politisch motivierte Akteure und Werbeträger kämpfen um Wertschöpfung. Die Aufmerksamkeit der Nutzenden in der virtuellen Umgebung ist in der Regel fragmentiert und suchend. Daher steigert nicht nur eine dauerhafte, sondern bereits eine kurzfristige Bindung – es reichen wenige Sekunden – die Aussicht auf ökonomischen Gewinn.

Verhaltenssteuerung und Abhängigkeit werden durch psychologisch wirksame Designs erreicht: Push-Benachrichtigungen oder andere Pop-ups, »Likes« und langes Scrollen binden Aufmerksamkeit und lösen, biochemisch betrachtet, befriedigende Dopamin-Ausschüttungen aus. Wer Jugendliche dabei beobachtet, wie sie in Windeseile Post um Post sortieren, den Daumen in alle Richtungen bewegen, den konzentrierten Blick mit gesenktem Kopf auf den Smartphone-Bildschirm gerichtet, kann den Einfluss dieser Vorgänge auf das menschliche Gehirn erahnen. – Beschossen mit pausenlos aufeinanderfolgenden sensorischen Reizen, die visuell, kognitiv und emotional eintreffen, wird weitgehend unbewusst eine Auswahl und Sortierleistung von Informationen vorgenommen, die im Hintergrund wiederum durch Algorithmen weiterverarbeitet werden. Nicht nur im Silicon Valley hat sich im Wettstreit um Aufmerksamkeit das *Human Engineering* perfektioniert, es durchwebt mittlerweile die gesamte digitale Marktsphäre.

In der Schweiz hat sich die Philosophin Susanne Schmetkamp auf die Philosophie der Aufmerksamkeit spezialisiert, um aktuelle Phänomene der Aufmerksamkeit zu reflektieren und ethisch einzuordnen. Im Vordergrund ethischer Bedenken steht hier der Verlust der erwähnten *mentalen Autonomie*. Die philosophische Debatte zur Aufmerksamkeit, die insbesondere im Zusammenhang mit veränderten kognitiven Einflüssen und der gezielten Aufmerksamkeitsadressierung durch neue Strukturen digitaler Technologien (Internet, soziale Medien, KI) im Lebensalltag Auftrieb erhalten hat, lässt sich mit den Überlegungen zur Theorie der Dissoziation vielfach verknüpfen.

Aufmerksamkeit und Manipulation

Ursprünglich verbunden mit Bernhard Waldenfels' Studien (2012) zur Phänomenologie der Aufmerksamkeit und zu den sogenannten Hyperphänomenen hat die *Philosophie der Aufmerksamkeit* durch Susanne Schmetkamp Aufwind erhalten. Schmetkamp (o.J.) setzt sich kritisch mit dem Einfluss digitaler Technologien auf die mentalen Leistungen und insbesondere mit der Frage nach dem Verlust mentaler Autonomie auseinander. Aufmerksamkeit – im doppelten Sinne als Aufmerksam-sein(-Können) und Auf-sich-aufmerksam-Machen – werde neben Zeit und Geld zum entscheidenden Kapital (Bernardy, 2014), das insbesondere im Bereich der digitalen Kommunikation wettbewerbsentscheidend geworden sei:

> Der Topos einer »Ökonomie der Aufmerksamkeit« beschreibt, dass Aufmerksamkeit zu einer unverzichtbaren Ressource geworden ist: Als ein menschliches Vermögen, die vielen Stimuli in unserer Umgebung zu selektionieren: aber auch als eine Art Eigenkapital: als Auf-sich-aufmerksam-machen. (Schmetkamp, o.J., S. 47)

Die Frage, wie die digitalen Medien unsere Aufmerksamkeit beeinflussen, wird zu einer Frage der mentalen Autonomie, wenn die systematische, algorithmische Organisation der Wissensinhalte unsere Wahrnehmung, das Denken und die Selbstbestimmung automatisiert überlagert und manipuliert. Weitgehend unbemerkt werden Wertmaßstäbe, Präferenzen und Informationen vermittelt, die nicht aus den spontanen Bedürfnissen des Subjekts erwachsen, sondern aufgrund wirtschaftlicher oder politischer Fremdinteressen gezielt gespeist werden. Wahrnehmung ist ein von Natur aus begrenzter Prozess: Je stärker die kognitiven Ressourcen für eine Aufgabe gefordert werden, desto weniger Kapazität bleibt dem Gehirn, um Reize zu bemerken, die nicht unmittelbar im Zusammenhang mit dem kognitiven Ziel stehen bzw. im Fokus der Aufmerksamkeit liegen. Aufmerksamkeit kann entsprechend auch bezeichnet werden als »Selektivität von bewusster Verarbeitung« oder »selektive neuronale Aktivierung« (Bösel, 2001). Rainer Bösel fasst zusammen:

> Die neuronalen Strukturen, die Objektdiskrimination ermöglichen, erlauben eine Interaktion von datengetriebenen und endogenen top-down Prozessen, die zu einer selektiven Bereitstellung von Verarbeitungs-Ressourcen führen. Zielgerichtetes Verhalten erfordert manchmal einen Wechsel in der Ressourcen-Bereitstellung und eine Konzentration von mentaler Aktivität. Aufmerksamkeitswechsel kann als ein zweiphasiger Prozess verstanden werden, der aus einer breiten Mobilisierung von Gedächtnis-Ressourcen besteht (angezeigt durch EEG-Theta), gefolgt von einer re-organisierenden Einengung neuronaler Aktivität (angezeigt durch langsames EEG-Alpha). (Bösel, 2001, S. 34)

Diese gehirnorganische Disposition erklärt, weshalb die Beeinflussung der Aufmerksamkeit von Menschen ein hohes Potenzial hat für *Manipulation*. Wenn die »breiten Verarbeitungs-Ressourcen« absorbiert werden, richtet sich auch das Verhalten entsprechend aus. Schmetkamp beschreibt die Gefährdung der Autonomie vor dem Hintergrund einer sozialpathologisch wirksamen Selbst- und Fremdinstrumentalisierung:

> Der *hyperaufmerksame* und der *aufmerksamkeitshungrige* ebenso wie auch der dem eigentlich etwas entgegensetzende *achtsame* Mensch droht im Sinne einer rationalistischen und funktionalistisch-kapitalistischen Logik instrumentalisiert zu werden (oder sich selbst zu instrumentalisieren) und weder im einen noch im anderen Fall tatsächlich *autonom* zu sein. (Schmetkamp, o.J., S. 5)

Um das Spannungsfeld von mentaler Autonomie, Aufmerksamkeit und Manipulation auszuloten, stellt sich die Frage nach dem Begriff der Manipulation. Der Philosoph Alexander Fischer beschreibt *Manipulation* als einen Mechanismus, der durch Erhöhung oder Verminderung der affektiv angebundenen Anziehungskraft eines Zwecks (und so auch einer Handlungsoption) funktioniert. Damit ist Manipulation nicht reduzierbar auf das

undurchschaubare, gerissene Erreichen egoistischer Zwecke durch einen Manipulator und zum Nachteil eines Manipulierten (A. Fischer, 2017, S. 26–27). Vielmehr sind es subtile und aufgrund dieser Subtilität besonders durchdringende und alltagsgegenwärtige Einflussnahmen auf unser Aufmerksamkeitsvermögen und unsere Empathie, die gerade im Zusammenhang mit dem *Human Engineering* des Silicon Valley bedeutsam werden. Hierbei lässt der Manipulator oder ein algorithmischer Parameter jemanden eine Wahl treffen, die dem Manipulierten als freie Wahl erscheint. Die Manipulierbarkeit der menschlichen Aufmerksamkeit passiert sublimer oder mehrdimensionaler als über offensichtliche emotionalisierte Skandalposts, Verunglimpfungen oder wirtschaftliche Anreize in den sozialen Medien. Im Taumel unzähliger Reize und Möglichkeiten ist es einfacher, zu *driften* und halbbewusste Entscheidungen zu treffen – als sich willentlich, bewusst zu entscheiden und die vorübergehende Entscheidungsoffenheit auszuhalten (was Zeit und bewusste Lenkung erfordern würde). Der Neurowissenschaftler Antonio Damasio (2017) subsumiert entsprechend, dass die kapitalistische Goldgrube in der digitalen Gesellschaft nicht unser Verstand oder die Vernunft, sondern unser *unbewusstes Fühlen und Sehnen* ist.

Ähnlich wie Dissoziationen gehören auch Manipulationen zu einer funktionierenden Gesellschaft dazu – die Frage stellt sich jedoch, inwieweit eine Manipulation ethisch vertretbar und mit einer funktionierenden Demokratie vereinbar ist. Da sich Freiheit und Autonomie nicht absolut bestimmen lassen, sondern sich auf einem Spektrum bewegen, können zur Bestimmung des ethischen Wertes Kriterien definiert werden. Über den Grad der mentalen Autonomie bestimmen nach Fischer drei Faktoren: a) Wissen über die Umstände: Inwiefern ist sich eine Person bewusst, unter welchen Bedingungen ihr Wille entsteht? b) Ausweichmöglichkeit: Existiert eine Möglichkeit, diesen Umständen zu entkommen? c) Widerstand gegen Werte, Bedürfnisse oder Wünsche: In der Retrospektive stellt sich die Frage, ob sich die betreffende Person gegen eine bestimmte Einflussnahme gewehrt hätte, wenn sie davon gewusst hätte – und wenn ja, aus welchen Gründen? (A. Fischer, 2017, S. 132–133)

Manipulation ist also dann ethisch problematisch, wenn sie unsere mentale Wahlfreiheit einschränkt und uns dazu bringt, etwas zu tun, was wir nicht ins Selbstbild integrieren können. Das bedeutet, dass die Person vor oder während des Einflussprozesses die Freiheit haben muss, etwas abzulehnen resp. sich anders zu entscheiden. Darüber hinaus wird die nachträgliche Zustimmung vorausgesetzt. Das bedeutet, dass die Person sich bei voller Information nicht aktiv gegen die Manipulation gewehrt hätte und die Entscheidung nachträglich in ihr Selbstbild integrieren kann. Freiheit bleibt gewahrt, wenn eine Person ihre veränderten Handlungsleitungen verstehen, reflektieren und akzeptieren kann (A. Fischer, 2017, S. 132–133).

Eine aktuelle ethische Debatte dreht sich entsprechend der zunehmenden Bedeutung versteckter digitaler Manipulation um das *Recht auf digitale Selbstbestimmung*. Weil ein solches Recht jedoch die Eigentumsrechte an den persönlichen Daten voraussetzt, was – allein schon aufgrund der Reproduzierbarkeit, Teilbarkeit und Verteilbarkeit von Daten – technisch nicht umsetzbar ist, wurde es bislang nicht implementiert. Ein *moralisches Recht* auf mentale Autonomie in der digitalen Gesellschaft lässt sich jedoch durchaus begründen.

Die ethische Frage ist demzufolge nicht mehr, *ob* die mentale Autonomie eingeschränkt, die demokratische Meinungsbildung beeinflusst ist und die psychologische Manipulation durch generative KI stattfindet, sondern *wie* diese Tatbestände *nachreguliert* resp. *kontrolliert* und vom Subjekt bewusster *mitgestaltet* werden können. Yuval Harari bezeichnet als eine der drängendsten politischen Entscheidungen der Gegenwart, dass generative KI, die menschliches Verhalten simuliert, in ihrem unheimlichen Einfluss auf die demokratische Meinungsbildung und aufgrund der massiven undurchschaubaren Entscheidungsbeeinflussung ernst genommen und klarer reguliert werden muss.

> Der Aufstieg einer unergründlichen und andersartigen Intelligenz untergräbt die Demokratie. Wenn immer mehr Entscheidungen, die das Leben der Menschen betreffen, in einer Blackbox getroffen werden, sodass die Wähler sie nicht verstehen und anfechten können, funktioniert Demokratie nicht mehr. (Harari, 2024, S. 459)

Auf der technischen Seite schlägt Harari dafür Überprüfungsalgorithmen vor. Um diese ihrerseits zu überprüfen und durch »Gütesiegel« zu markieren, betont er jedoch, dass weiterhin bürokratische Institutionen nötig sind, um die Sicherheit und Fairness von KI-Systemen zu gewährleisten (Harari, 2024, S. 459–460, 465–466). Im Ideal dieser Vorstellung werden die Fähigkeiten von Menschen und Maschinen so verbunden, dass ein ethisch sicherer, menschzentrierter Einsatz von KI möglich wird. Da jedoch bereits die heute implementierten Technologien wesentliche Faktoren unseres Alltags und damit auch der Meinungsbildung sind, stehen sie in einem schwer zu erfassenden Spannungsfeld dominanter Dynamiken und Risiken. Die Tatsache, dass u.a. die menschlichen Fähigkeiten der selbstbestimmten Aufmerksamkeitslenkung, der kritischen Reflexion und der rationalen Systemkontrolle, die für einen ethischen Umgang und Einsatz von KI vorausgesetzt sind, flächendeckend und fortlaufend durch KI usurpiert werden, lässt Hararis Vorschlag als illusorisch erscheinen.

Wie verschärfen sich die innerpsychischen und sozialen Konflikte um Manipulation und Aufmerksamkeit im Kontext der digitalen Technologien und insbesondere der sozialen Medien?

Schmetkamp (o.J., S. 47) stellt die Frage in den Raum, ob die digitalen Medien ein Pool global und neutral zur Verfügung gestellter Informationen sind, unter denen wir frei und selbstbestimmt wählen können, oder ob wir nicht eher aufgrund von Algorithmen, die bestimmten Interessensgruppen dienen, mit unserer Aufmerksamkeit an bestimmte Inhalte gebunden und dadurch unvergleichlich manipulierbar werden. Da Aufmerksamkeit phänomenologisch durch eine Doppelstruktur von willentlicher Zielgerichtetheit und äußerer Widerfahrnis, von Aktivität und Passivität gekennzeichnet ist, liegt es nach Schmetkamp (o.J., S. 47) am selbstbestimmten Subjekt, je nach Bedürfnis und Ermessen zwischen diesen Polen zu navigieren.

Mit der hochpotenzierten Einflussnahme der Medien und der digitalisierten Lebensverhältnisse auf die personale Aufmerksamkeit und Konzentration entsteht gemäß einer »medienkritischen Standardthese« ein Ungleichgewicht, bei dem die Reaktivität in Form einer »Hyperaufmerksamkeit« konditioniert wird. Gemeint ist damit eine anhal-

tende Sprungbereitschaft und Ablenkbarkeit, kurz: eine Hyperaufmerksamkeit und die latente emotionale Reaktivität (Überwachsamkeit):

> Der Mensch im Zeitalter der Digitalisierung sei nicht mehr oder selten autonom, was seine Aufmerksamkeit und Konzentration betrifft. Ihn kennzeichne eine *Hyperaufmerksamkeit*, die als dauerndes Hin und Her zwischen multiplen Aufgaben und Eindrücken charakterisiert wird, verbunden mit einer hohen Alarmiertheit; sie würde aber gerade nicht kontrolliert eingesetzt. Vielmehr sei der Mensch dabei passives Opfer der verschiedenen Stimuli und könne sich nicht mehr autonom auf *eine* Sache aktiv und selbstbestimmt konzentrieren. (Schmetkamp, o.J., S. 48)

Die Erschöpfung des Subjekts, die mit seiner Überwachsamkeit gegenüber äußeren Reizen konstelliert wird, führt in Schmetkamps Deutung zu einer zunehmenden *Passivität*. Die im Zitat aufgeführten Verhaltenseffekte fügen sich nahtlos ein in den Symptomkatalog von Belastungsstörungen. Insgesamt passen das Attest der Hyperaufmerksamkeit und die Wahrnehmung einer im Vollzug der digitalen Handlungspraxis notwendigerweise eingeschränkten mentalen Autonomie zur These, dass Symptome vegetativer Reaktionen, die kognitive Bewältigung von anhaltender Überstimulation und Stress wie auch die Einschränkung emotionaler und sozialer Verfügbarkeit normalisiert werden. Dissoziative Bewältigungsstrategien zum Schutz vor Reizüberflutung und zur Aufrechterhaltung einer organisierenden Lenkung der Aufmerksamkeit sind im Umgang mit digitalen Medien unverzichtbar.

Die digitale Kommunikation im virtuellen Raum erfordert (oder impliziert) eine Daueraufmerksamkeit und Priorisierung der eigenen Responsivität und Erreichbarkeit. Diese Priorisierung fungiert beispielsweise im Bereich der zwischenmenschlichen Realkommunikation als Ablenkung: Das *face to face* läuft Gefahr, wiederholt von kurzen Abwendungen bzw. Zuwendungen zum *digital device* unterbrochen zu werden. Vor dem Hintergrund der bisherigen Entfremdungsanalysen und aus psychodynamischer Sicht nehmen also gerade Zeit und Raum für diejenigen Momente zwischenleiblichen Erfahrens und Erlebens ab, die durch die Spiegelung der Reaktionen anderer als Anstoß und Korrektiv zur Selbstreflexion dienen würden. Schmetkamp hebt hervor, dass die energetischen und zeitlichen Ressourcen des Subjekts durch die digitale Kommunikation unwillkürlich abgezapft werden:

> Viele sehen vor allem in der digitalen Kommunikation (Social Media, E-Mails, WhatsApp etc.) das alles beherrschende Aufmerksamkeitsregime: durch das dauernde Online- und Erreichbar-Sein und die damit verbundenen multiplen Aufgaben werde unsere Aufmerksamkeit auf eine Weise gefordert, dass diese »Ressource« zu viel für unnötige Aufgaben genutzt und wir demzufolge für die »wichtigeren« Dinge erschöpft werden. (Schmetkamp, o.J., S. 47)

Mit den wichtigeren Dingen scheint hier primär gemeint, dass das Subjekt durch die äußere Aufmerksamkeitslenkung von Freiräumen depriviert ist, die es für seine selbstbestimmten Vorstellungen, Selbstverwirklichung und die Gestaltung spontaner sozialer Beziehungen bräuchte. Aus psychodynamischer Sicht reduzieren sich auch die Momente der Eigenzeit, des Alleinseins, der Selbstvergessenheit als Ursprungserfahrung kreativer

Impulse. Nicht nur die normalisierte, selbstentfremdete energetische und zeitliche Ausbeutung widerspricht der Vorstellung von günstigen Wachstums- und Individuationsbedingungen, sondern insbesondere auch der soziale Rückzug und die Vermeidung von Beziehungskonflikten, die zwischenleiblich weniger leicht zu dissoziieren sind als im virtuellen Interaktionsfeld (mit einem »Klick«). Die unbewussten dissoziativen Selektionsmechanismen unterstützen Vermeidungsstrategien, die als normalisierte Modi der Weltbewältigung – vor dem Hintergrund des personalen Menschenbildes – der Selbst- und Fremdbeziehung wenig zuträglich sind.

Während der Verlust der mentalen Autonomie – aufgrund der Beeinflussbarkeit von Aufmerksamkeit, Empathie und Verhalten, aber auch angesichts der nicht nachvollziehbaren Auswahl und Auslassung von Informationen durch KI – häufig verdeckt oder intransparent stattfindet, werden die sozialpathologischen Erscheinungen dort *spürbar*, wo sie Leid verursachen, d.h., wo wir sie als Zukunftsangst, Suchtverhalten, Stress und Leistungs- oder Selbstoptimierungsdruck erleben.

Der Verlust der mentalen Autonomie wird aus der Sicht von Schmetkamp insbesondere als Rationalitätsverlust problematisiert: »Wer seine Gedanken nicht kontrollieren kann, ist in dem Moment kein rationales Individuum.« (Metzinger, 2016 zitiert in: Schmetkamp, o.J., S. 16) Aus ethischer Sicht problematisch ist, dass mit dem etwaigen Verlust oder der Beschränkung der mentalen Autonomie zugleich das moralische und politische Urteils- und Handlungsvermögen tangiert wird:

> Ähnlich wie wechselseitige Anerkennung ist Aufmerksamkeit nach dieser Lesart nicht nur eine kognitive Ressource, mit der wir ökonomisch haushalten müssen, sondern sie scheint auch eine Bedingung, sich selbst als moralisch und sozial wertvolles Subjekt zu erfahren und andere Subjekte als eben diese zu erkennen und wertzuschätzen. (Schmetkamp, o.J., S. 51)

Über diese ethischen Bedenken hinaus ist aus dissoziationstheoretischer Sicht anzufügen, dass die Instrumentalisierung des menschlichen Geistes über die Aufmerksamkeitslenkung auch mit der Abstumpfung oder dem Verlust mentaler und sozialer Fähigkeiten einhergehen kann. Die zwischenleibliche Wahrnehmung tritt als psychodynamisches Korrektiv in den Hintergrund, Selbst- und Beziehungsregulation verlagern sich in individuellem Ausmaß in die virtuelle Sphäre.

In Anbetracht der erwähnten strukturellen Veränderungen, welche die algorithmisch gesteuerte Digitalisierung mit Bezug auf Information und Wissen, virtuelle Denk- und Erlebnisräume etc. mit sich bringt, muss die mentale Autonomie im Kontext der virtuellen Welt von vornherein als *Teilautonomie* konzipiert werden: So werden mit der weitgehenden Verlagerung des Alltags in den virtuellen Bereich Selbstverwirklichungs-, Beziehungs- und Identitätsprozesse bei Kindern und Jugendlichen zunehmend früh von algorithmisch gesteuerten Spiegelungsprozessen geprägt, die auf der Ebene der Mentalisierung, Empathie und Aufmerksamkeitslenkung auf die Persönlichkeit einwirken. Aus psychoanalytischer Sicht führt der strukturelle Wandel der Informations- und Kommunikationstechnologien gemäß der Frankfurter Sozialpsychologin Vera King (2021) so weit, dass u.a. der frühkindliche Erwerb der Symbolisierungsfähigkeit umfassend neu analysiert und verstanden werden muss.

Als Kernsymptom der vegetativen Reaktion auf anhaltende Überbelastung sticht bei Schmetkamp die *Hyperaufmerksamkeit* (Hypervigilanz) als Gegenpol zum Verweilen und »Dasein« auf. Vor dem Hintergrund des inklusiven Dissoziationsbegriffs fügt sich die Aufmerksamkeitslenkung ins Spektrum dissoziativer Erfahrungen und Fähigkeiten: Die Aufmerksamkeitslenkung vollzieht sich im Sinne des ersten hermeneutischen Kriteriums (*Auswahl/Ausschluss*) immer zu Teilen *unbewusst*; sie ist nicht ausschließlich rational steuerbar. Die Gewichtung dieser unbewussten Komponente legt nahe, dass Schmetkamps hohe Rationalitätserwartung an das Individuum enttäuscht wird. Der Appell an mehr Selbstbestimmung im Umgang mit digitalen Technologien scheint für das Subjekt schwer umsetzbar zu sein, wenn die Dimensionen des sinnlichen Erlebens, des zwischenleiblichen Anstoßes und der gerade auch damit einhergehenden Selbstreflexion fehlen. Damit haben normative Überlegungen der *Affektivität des Menschen* Rechnung zu tragen: Die Berücksichtigung der affektiven Empfänglichkeit – menschliche Eigenschaften wie Fühlen, Empfinden und Intuieren – gehört mit in ein personales Menschenbild. Die Konzeption des Menschen als *animal rationale* scheint so eindimensional wie dasjenige des Menschen als *animal emotionale* (vgl. Kap. 2.3) Der Mensch ist *beides*; und womöglich liegt genau darin, dass er ein affektiv denkendes und schaffendes Wesen ist, seine treffendste Bestimmung. Der Mensch ist ein empfindsames biologisch-natürlich intelligentes Wesen. Aus der Perspektive einer Theorie der Dissoziation müssen dem Gesagten zufolge die kognitivistischen Erklärungs- und Lösungsansätze, die innerhalb der Philosophie der Aufmerksamkeit dominieren, nicht nur durch die *neurobiologische*, sondern insbesondere durch die *psychodynamische* Perspektive erweitert werden.

Abschließend lässt sich festhalten, dass die Gefährdung der mentalen Autonomie zu einer Gefährdung der sozialen Freiheit im Sinne der Normalisierung dissoziativer (traumatischer) Bewältigungsstrategien führt. Die Angst vor der Zukunft oder das Gefühl, der Beschleunigung ausgeliefert zu sein, kann einerseits die Ursache für eine Überanpassung, eine Normalisierung bzw. die Stagnation sozialpathologischer Mechanismen sein; andererseits schlummert darin auch die prozessbedingte Voraussetzung und damit die Chance eines Rückgewinns mentaler Autonomie. Damit stellt sich die Frage nach den psychologischen Voraussetzungen der *Selbstbeschränkung* und *Selbstdisziplin*, die in Anbetracht der erwähnten Ängste Bedingungen für einen bewussteren Umgang mit dem eigenen Aufmerksamkeitsverhalten, für mentale Autonomie und die Gestaltung der Informations- und Reizselektion in der digitalen Gesellschaft sind.

Selbstbeschränkung und Selbstdisziplin

Als drängende Herausforderung mit dem Ziel der Förderung des »guten Lebens« und der mentalen Gesundheit in der digitalen Gesellschaft steht aus sozialkritischer Sicht die normative Abstandnahme von kollektiven Normalisierungen weitverbreiteter Belastungsstörungssymptome. So stuft auch der Neurobiologe Lutz Jäncke Symptome wie Dauerstress, Überwachsamkeit (*hyperarousal*), selektive, reizorientierte Aufmerksamkeitslenkung oder das Gefühl von Dauerstress als »kulturgefährdend« ein (Jäncke, 2021, S. 35f.). Das menschliche Gehirn sei auf die seit der Einführung des iPhone 2007 rasenden Entwicklungen und Veränderungen in den Informations- und Kommunikationstechnologien nicht vorbereitet. Aus evolutionärer Sicht ist der menschliche Organismus wesentlich an zwischenleibliches Erleben angepasst; demnach wurde im

Verlauf der Menschheitsgeschichte zwischenleibliches Verstehen und Koordinieren perfektioniert und dadurch Kultur geschaffen:

> Mit den neuen Kommunikationswerkzeugen (Smartphones) hat sich auch unser Kommunikationsverhalten massiv verändert. Wir kommunizieren via Messenger, WhatsApp, Facebook, E-Mail, Instagram oder andere Internetkanäle. Dabei treten wir in Kontakt mit Menschen, die wir nicht sehen, zumindest nicht im Moment des Kommunikationsaktes. Im Grunde sind unsere Gesprächspartner Avatare, also digitale Wesen, denen wir lediglich imaginativ reale Personen zuordnen können. Kurzum, die Kommunikation wird zunehmend unbiologischer. Der direkte Augen- und Gesichtskontakt fällt weg, was zur Folge hat, dass wir die über Hunderttausende von Jahren perfektionierten nonverbalen Kommunikationsmechanismen nicht mehr nutzen. Das führt dann zu einer enthemmten und fragmentarischen Kommunikation über die digitalen Kanäle, mit der wir dann ineffizient und oft fehlerhaft interagieren. Hinzu kommen eine zunehmende Vereinfachung und Verfälschung der verbalen Signale durch den Gebrauch von Dialekten sowie unbeholfener und grammatikalisch fehlerhafter Sprache. (Jäncke, 2021, S. 39–40)

Aus spezifisch neurobiologischer Sicht bestehe das Risiko, dass der Frontallappen verkümmere, wenn die alten Fähigkeiten nicht mehr gebraucht werden. Hyperarousal und Belohnungsreize konditionieren den Organismus weg von sinnlich-leiblicher Kooperation, von den Fähigkeiten, die den Menschen seit seiner Entstehung ausmachen (ETH Treffpunkt Science City, 2023). Konvergent mit dem Symptomkreis der Belastungsstörungen, die anhand von Störungen der Impulskontrolle, des Erregungsniveaus und des veränderten Sozialverhaltens miterkennbar sind, sieht Jäncke in diesen Bereichen eine systematisch durch die Nutzung digitaler Kommunikations- und Informationstechnologien verstärkte Vulnerabilität. Aufgrund der Plastizität des Gehirns verändere sich der Frontallappen je nach Gebrauch und Nichtgebrauch der dort wirksamen Nervenzellnetzwerke:

> Werden diese Nervenzellnetzwerke nicht häufig genug genutzt, schwächen sich diese Netzwerkverbindungen. Damit geht auch eine Verschlechterung der Leistung in den durch diese Netzwerke kontrollierten Funktionen einher. Je weniger wir Selbstdisziplin, Aufmerksamkeits-, Emotions- und Motivationskontrolle nutzen, desto weniger gut können wir diese Funktionen verwenden. Man kann diesen Zusammenhang mit der Metapher »Use it or lose it« ausdrücken. (Jäncke, 2021, S. 63)

Versuche zur »Rückeroberung« der mentalen Autonomie setzen voraus, dass der Einfluss der Technologienutzung auf unsere Kognitionen, Emotionen und leiblichen Sensoren – und davon ausgehend auf unser (Beziehungs-)Verhalten – durch Forschung und Aufklärung bewusster wird. Die Einsicht oder bewusste Wahrnehmung der Selbstentfremdungsanzeichen setzt oft leibliches Erfahren und Erleben voraus. Zunehmender Leidensdruck und entsprechende Selbstkritik an der eigenen Smartphone-Nutzung (Bildschirmzeit etc.) sind häufig, die Überwindung zur nachhaltigen Verhaltensänderung selten. So beschreibt beispielsweise eine Gymnasiastin in therapeutischer Behandlung für eine depressive Erschöpfungsreaktion, in einer Mischung

aus Erstaunen und Selbstverständlichkeit: »Wir haben in der Schule ein Projekt zum Umgang mit Stress gemacht. Für zwei Wochen haben wir ein Experiment gemacht. Wir haben das Smartphone nicht mehr ins Bett genommen und abgemacht, dass wir nur zu bestimmten Tageszeiten das Smartphone checken. Ich konnte viel besser schlafen. Jetzt versuche ich, auch nach dem Experiment besser darauf zu achten.« Bereits vier Wochen später hatte der Rückfall ins bisherige Gewohnheitsmuster stattgefunden. – Wodurch lässt sich nachhaltige Selbstregulation erreichen?

Um den Verlust der »Ruhe«, den eigenen Dauerstress, die Rastlosigkeit und körperliche Symptome wie Schlafprobleme zu ent-normalisieren, ist die *erlebte Erfahrung der ganzheitlichen Entlastung*, die sich z.B. (mit Ausnahme von Entzugssymptomen von Suchtpatient*innen) beim Detoxing von Smartphones und sozialen Medien einstellt, ein zentraler Aspekt. Ein weiterer, zunehmend diskutierter Aspekt betrifft die *Selbstbeschränkung* und die *Selbstdisziplin*. Beide Fähigkeiten gehören ins bereits besprochene Feld der Selbst- und Affektregulation.

Die seit 2024 europaweit vermehrt verhängten Smartphone-Verbote auf den Schulhöfen (vgl. Kap. 7.3) und die restriktiveren Nutzungsempfehlungen für Kinder und Jugendliche sind eine direkte Folge der Erkenntnis, dass die Willenskraft oder der Leidensdruck einer peripheren Gruppe von Schüler*innen allein nicht ausreicht, um den Smartphone-Konsum zu reduzieren. Die Bilder der Kinder und Jugendlichen, die während der Pausen mit gesenktem Kopf auf ihre Geräte schauen, die Abnahme von Spielen und Gesprächen und die Zunahme von mentalen Belastungen und sozialen Verhaltensproblemen führten zu Pilotversuchen von Smartphone-Verboten in Schulen, insbesondere in Frankreich. Gespräche, Spiel, Lachen und sozialer Austausch nahmen – nach einer Phase der Verunsicherung und des Protests – schnell wieder zu, nachdem die Verfügbarkeit der digitalen Objekte eingeschränkt wurde. Damit dieser mittelfristige Anstieg der Begegnungsqualität erfahrbar wird, müssen jedoch zuerst negative Gefühle der Frustration, der Umorientierung und des Kontrollverlusts über die Verfügbarkeit des Smartphones ausgehalten werden.

Gerade bei Minderjährigen entspricht die kognitive Selbststeuerung im Umgang mit sozialen Medien einer Überforderung, es braucht die Regulierung durch Bezugspersonen. Trotz robuster Evidenz ist die Erkenntnis, dass die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung entscheidend ist, damit die Jugendlichen ihre Bedürfnisse von Sicherheit und Autonomie ausbalancieren können, noch kaum in die Forschung zum *digital parenting* eingeflossen. Im Zentrum dieser Forschung stehen verschiedene Erziehungsmethoden und weniger die zwischenmenschliche Kommunikation oder auch die Vorbildfunktion (Modecki et al., 2022, S. 1675) (vgl. Kap. 7).

Diesbezüglich erinnere ich mich an die Bemerkung eines 9 Jahre alten Patienten, der mir mit einem tiefen Stoßseufzer gestand, dass er froh sei, dass die Eltern ihm verbieten würden, in der *Fortnight*-Gamerunde seiner Klassenkameraden mitzumachen. Er hätte sonst schwer nein sagen können, aber eigentlich sei es ihm »viel zu hektisch«. Jetzt fänden die Jungs seine Eltern uncool, aber er habe seine Ruhe. – Die in diesem Alter selten so bewusst und klar geäußerte Erfahrung, dass die elterliche Regulation (oft nach dem Abflauen des ersten Protests) nicht als Strafe, sondern als Entlastung erlebt wird, ist den Eltern selbst – im eigenen Gewissenskonflikt zwischen den Motiven, nicht zum Ausschluss des Kindes beizutragen (Zugehörigkeit, Anschluss halten) und es gleichzei-

tig vor schädlichem Konsum zu schützen nach meinen wiederholten Erfahrungen aus Elterngesprächen – erstaunlich wenig bewusst.

Auch innerhalb der Klassenführung in den Schulen ist der Bedarf an bezogener Lenkung im sinnvollen Umgang mit digitalen Geräten und Inhalten entscheidend. Ausgehend von Befunden aus der Didaktik muss die Heterogenität der Schüler*innen immer mit in Betracht gezogen werden. In der Hochschuldidaktik lautet die Daumenregel, dass jeweils ein Drittel der Studierenden intrinsisch motiviert, also tatsächlich an der Materie interessiert sind. Ein weiteres Drittel besucht Lehrinhalte orientiert an instrumentellen Zielen (»Credits-Hunter«, z.B. sichere Klausurvorbereitung, passgenaue Anpassung an berufliche Profile etc.), mit Blick auf mögliche Vorteile, die durch spezifischen Wissenserwerb im späteren Berufsleben erwartet werden können. Ein weiteres Drittel gilt als unentschieden, pendelt zwischen einer Servicementalität und der Ansprechbarkeit für spannende Fragen, ist also im besten Fall inhaltlich abholbar oder bleibt passiv (Euler, 2016). – Die Beeinflussbarkeit der Haltung gegenüber digitalen Medien, Lerninhalten und dem Bezug zur eigenen normativen Orientierung und Persönlichkeitsentwicklung beginnt bereits in der Primarschule, in der die Entwicklung des Denkens gegenüber dem Wiedergeben von Gedachtem, Nachdenken vor Nachreden, Querdenken vor Überanpassung, das Erkunden von unbekanntem Terrain gegenüber der Erreichung der besten Noten, das Erleben von qualitativen Unterschieden digitaler und analoger Beziehungspflege und Interaktion erfahren und geformt wird.

Aus der Sicht einer psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft sind Oasen der (technologiefreien) Langeweile, des »Seele-baumeln-Lassens« und des Für-sich-Seins unverzichtbare Ressourcen für die mentale Gesundheit. Die aktive Schaffung und Aufrechterhaltung von Zwischenräumen im Alltag, das Wiedererlernen des Genusses, »innezuhalten«, wirken als Gegenpole zur Hypervigilanz ausgleichend. Gerade im Kontext der Digitalisierung im Alltag und in den Schulen setzt ein gesunder Umgang die aktive Gestaltung von entsprechenden Freiheits- und Erfahrungsräumen voraus. Selbst- und Bedürfniswahrnehmung, Kreativität und Entschleunigung werden im Unterschied zur leeren Erschöpfung am Ende eines daueraufmerksamen Tages differenzierbar. So hängt die (mentale) Selbstbestimmungsfähigkeit einer Person aus psychodynamischer Sicht nicht nur von der rationalen Steuerbarkeit bzw. dem Anheimfallen der Person an Automatismen ab, sondern ebenso wesentlich von komplexen emotionalen und verkörperlichten Repräsentationen und Bewältigungsstrategien, von der Beziehungsqualität zu sich selbst, anderen und der Welt. Der Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung und Selbstbeschränkung kommt sowohl als Erziehungsziel wie auch als Habitus eine zunehmende Bedeutung zu.

Digitales Teilen: Sharing und Sharenting

Die Sozialpsychologin und Psychoanalytikerin Vera King hebt in ihren forschungsgestützten Beobachtungen zur veränderten Aufmerksamkeit in der digitalen Gesellschaft insbesondere die zentrale Bedeutung des Teilens (*sharing*) hervor. Sie beschreibt »Auffordern, Informieren und Teilen« als »Topoi und Kommunikationsformen« in digitalen Medien und sozialen Netzwerken (King, 2018, S. 641). Einerseits würden die digitalen Medien ideale Bedingungen und Plattformen bieten, um diese anthropologisch und kul-

turell relevanten Formen des zwischenmenschlichen Austausches zu pflegen. Andererseits entstünde ein tiefgehender Wandel der »Kulturen der Aufmerksamkeit«.

Mit der *Teilung* der Aufmerksamkeit im Kontext der digital mediierten Interaktion gehen beispielsweise veränderte Formen des Teilens von Inhalten einher. Die ursprüngliche Bedeutung des Teilens für zwischenmenschliche Beziehungen bestehe in der durch das Teilen ausgedrückten Bezogenheit, Zuwendung, dem Schaffen einer Grundlage für kooperative Zusammenarbeit, Kommunikation, Denken und kulturelle Tradierung: »Digitale Medien stellen potenzielle Rahmen für Kulturen der Aufmerksamkeit dar: für geteilte Aufmerksamkeit im Sinne kommunikativer Akte, für das Teilen von Erfahrung, für Bezogenheit auf andere.« (King, 2018, S. 8) Dieser wechselseitige und sozial motivierende Aspekt des Teilens verliert im Kontext des digitalen »Sharings« jedoch an Bedeutung, er wird überlagert von Dynamiken u.a. des Wettbewerbs:

> Digitale Medien stellen potenzielle Rahmen für Kulturen der Aufmerksamkeit dar: für geteilte Aufmerksamkeit im Sinne kommunikativer Akte, für das Teilen von Erfahrung, für Bezogenheit auf Andere. Sie ermöglichen oder befördern, unter entsprechenden Bedingungen in Kultur und Ökonomie (Hardt, Cramer-Düncher & Ochs 2009), aber auch neue Varianten des Lenkens oder von Waldenfels sogenannten Fabrizierens von Aufmerksamkeit (Waldenfels 2016, S. 41). In dem Maße etwa, wie ökonomische Dynamiken des Wettbewerbs auch bis in einzelne Verästelungen der Lebensführung, der Beziehungen oder der Körperpraktiken wirksam sind (vgl. King, Gerisch & Rosa 2018), setzen nicht nur Werbung und Marketing auf manipulative Formen der Aufmerksamkeitslenkung. Sie werden normaler Bestandteil institutioneller und individueller Adressierungen und Selbstdarstellungen – im Sinne einer Wettbewerbs- und Marktlogik, die immerfort um Kunden konkurriert. (King, 2018, S. 648)

King hebt also hervor, dass das Teilen im Kontext digitaler Medien und sozialer Netzwerke nicht mehr als abgrenzbare Beziehungsinteraktion betrachtet werden kann, sondern als ein durch unterschiedliche sichtbare und unsichtbare Einflussfaktoren (Marketing, ökonomischer Wettbewerb etc.) verzerrter und komplexer Akt des Austausches, in dem die ursprüngliche Absicht und Qualität des zwischenleiblichen Teilens marginalisiert wird oder verschwindet. Um diesen fragmentierenden Verlust zu ertragen, muss das Subjekt notwendigerweise erneut auf dissoziative Bewältigungsstrategien zugreifen, um die virtuelle Erfahrung des Teilens als »genügend gut« zu rationalisieren und die Gefühle des emotionalen Mangels zu unterdrücken. Zu den dissoziierenden Konfliktvermeidungsstrategien gehört nach King, dass *das Gefühl der Getrenntheit jederzeit vermieden werden kann*. Gleichzeitig werde Verbundenes als getrennt erlebt, Getrenntes als verbunden (Beziehung ohne leibliche Anwesenheit).

Die Kehrseite zu den verbindenden und ermöglichenden Aspekten der Digitalisierung besteht also im Entzug der Aufmerksamkeit für die leibliche, ganzheitliche Befindlichkeit des Anderen. Bei einer Verschiebung der sozialen Interaktion in die virtuelle Sphäre geht die Zwischenleiblichkeit verloren. In psychodynamischer Terminologie resultiert das in der Unmöglichkeit, ein unvermitteltes Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen erleben zu können und dieses als Grundlage der zwischenmenschlichen Beziehungsgestaltung zu nutzen. In einem »hybriden« Beziehungskontext, bei

dem die Person sich in einem Gespräch gleichzeitig der zwischenleiblichen Kommunikation mit dem Gegenüber verfügbar zeigt, wie sie mit der Teilaufmerksamkeit z.B. beim Smartphone verbleibt, werden die kommunikativen Beziehungssignale tendenziell vernebelt, weil sich die Reaktion auf verschiedene parallele Aufmerksamkeitssphären beziehen lässt. Bei drohendem Stress und Konflikt kann die Ebene gewechselt werden, das anthropologisch wichtige Teilen (*sharing, social referencing, joint attention*) verlagert sich weg vom gemeinsamen Erleben zu einem Teilen von Informationen, das wiederum durch unterschiedliche Einflussfaktoren, die über den Beziehungsakt hinausgehen, mitbeeinflusst wird.

Das potenzielle Teilverfügbarsein oder Teilaufmerksamsein für das Gegenüber verändert die unmittelbaren Beziehungsweisen in Familien, Freundschaften und Intimbeziehungen. Sie werden auch zum Kontext, in dem Säuglinge und Kleinkinder aufwachsen und ihre Symbolisierungs- und Beziehungsfähigkeiten erwerben. Insbesondere Kinder konkurrenzieren beispielsweise mit dem Smartphone um die Aufmerksamkeit der Eltern: »Das Ringen um Aufmerksamkeit wird zur ambivalenten Bindungskraft.« (King, 2021) Diese veränderten Formen der Aufmerksamkeit sind als soziale Phänomene von gesellschaftlicher Relevanz, auch weil sie unmittelbar an der Schlüsselstelle der Empathie-Fähigkeit ansetzen (vgl. Kap. 7.2).

Neben dem Teilen eigener Informationen und Daten spielt auch das Teilen von Informationen und Daten Dritter eine nicht unwesentliche Rolle. So verweist die Anthropologin Veronica Barassi mit dem Begriff *Sharenting* auf einen weiteren, nicht nur aus psychologischer, sondern aus menschenrechtlicher Sicht problematischen Aspekt sozialer Medien, der insbesondere Eltern-Kind-Beziehungen und Familien betrifft. Der Begriff wurde von Reportern des *Wall Street Journals* eingeführt und beschreibt das »oversharing« von Informationen über das Leben der Kinder durch ihre Eltern (Barassi, 2020, S. 114).

Barassi diskutiert *Sharenting* hinsichtlich der ethischen Frage des Rechts auf Privatheit von Kindern. Um die hochkomplexe Natur der Online-Präsenz von Kindern zu illustrieren, bringt sie verschiedene Beispiele: Zum einen wird das fiktive Szenario eines Mädchens diskutiert, das vor Gericht gegen die scham- und grenzenlose Preisgabe von Kindheitsfotos und Daten durch seine Eltern prozessiert. Aufgezeigt wird der Realisationsprozess eines Kindes, dem bewusst wird, dass sein digitaler Fußabdruck bereits während der Schwangerschaft der Mutter begann, dass ohne sein Wissen und ohne Zustimmung persönliche Bilder und Daten teilweise unlimitiert öffentlich verfügbar sind.

Die Gefühle der Fremdbestimmtheit, der Instrumentalisierung (zum Zweck elterlicher Selbstdarstellung), der Ausgeliefertheit und Schutzlosigkeit, der Scham und Ohnmacht sind der Dissoziationstheorie aus dem Symptomfeld der Belastungsstörungen gut bekannt. Solche Gefühle können zu verschiedenen mehr oder weniger dissoziativen Bewältigungsstrategien führen: zu Ausblendung/Normalisierung, zu Detachierung/Abwehr oder zur Wahrnehmung der Verletzung und entsprechender Gegenwehr, oder zum Ziel der Prävention.

Zum anderen beschreibt Barassi den Fall eines jüdischen Vaters, der sich auf Twitter gegen eine ethnisch diskriminierende Äußerung gegenüber einer jüdischen Schule wehrte. Er weist darauf hin, dass auch seine Kinder diese Schule besuchen könnten, und erntete daraufhin einen antisemitischen Shitstorm, bei dem u.a. auch die Adresse und das Foto des Wohnhauses der Familie per Doxing freigegeben wurden (Barassi,

2020, S. 114). – Die Angst vor einer Gefährdung der Kinder im tatsächlichen Leben, aber auch die langfristigen Folgen der Datensammlung durch soziale Medien und des Profilings von Kindern eröffnen ein breites, aktuell sukzessive nachreguliertes, aber noch weitgehend klärungsbedürftiges Feld der Privatheitsrechte und des Datenschutzes von Kindern.

Neben den psychologischen Risiken, Sorgen und Ängsten, die gemäß der JAMES-Studie 2022 der Universität Fribourg u.a. 35 Prozent der 12 bis 19 Jahre alten Mädchen betreffen, zählen zu den Risiken der Online-Präsenz die Nutzung persönlicher Daten für Mobbing, die unangemessene Weitergabe und Bearbeitung von Fotos wie auch Cybergrooming (*Sharenting*, o.J.). Darüber hinaus eröffnet sich ein Feld der Online-Kriminalität: Mit der Menge geteilter Daten steigt die Vulnerabilität. Fälle, bei denen Facebook-Fotos von Kindern zweckentfremdet in Kinderpornografie-Portalen auftauchten, gehören in die Kategorie der Cyberkriminalität; ebenso das gezielte Targeting von Kindern (beispielsweise Drogen, Ana- und Mia-Foren) oder sexueller Missbrauch (Grässli, 2023; BSI, o.J.; Stracke et al., 2008). Die medienwirksame Anhörung des US-Senats gegen die CEOs von *Meta* etc. war eine Reaktion auf das zunehmende Bewusstsein für die gesundheitlichen Risiken und die Gefährdung von Kindern und Jugendlichen (Paul, 2024). Gerade auch mit der öffentlichen Nutzung der *virtuellen Realität* eröffnet sich den Nutzenden nicht nur eine faszinierende Erlebnisdimension, sondern ebenso ein Feld potenziellen Missbrauchs resp. Kriminalität: Wie soll ein Übergriff, der zwar »nur« dem eigenen Avatar im Metaverse widerfährt, aber *real miterlebt* wird, psychologisch eingeordnet und legal geahndet werden? (Vgl. Kap. 7.2)

Virtualität und neue Formen der Empathie

Nach Thomas Fuchs entwickeln sich im Kontext der Virtualität und der Verlagerung von Beziehungsinteraktionen auf digitale Medien und soziale Netzwerke unterschiedliche Formen der Empathie, welche die *primäre zwischenleibliche Empathie* überlagern (vgl. Kap. 4.3.2). Von dieser grenzt er die *erweiterte Empathie* ab, die sich auf die imaginative Repräsentation resp. die innere Vorstellung des anderen bezieht, als *fiktionale, virtuelle Empathie* (Fuchs, 2014, S. 152). Da sich die Empathie auch auf fiktionale Charaktere (Romanfiguren, Avatare, soziale Roboter etc.) ausdehnen lässt, wird die primäre zwischenleibliche Empathie – und damit verbunden auch die erweiterte Empathie – mit fortschreitender Verlagerung der sozialen Interaktion in die virtuelle Sphäre zunehmend durch eine fiktionale, virtuelle Empathie ersetzt. Virtuelle Kommunikationsweisen verändern neben dem Empathie-Empfinden auch das zwischenmenschliche Miteinander: Die anderen werden nicht im direkten physischen Kontakt erlebt, sondern durch die digitale Virtualisierung distanzierter, d.h. weniger authentisch und emotional spürbar vermittelt. Fuchs vertritt die Annahme, dass die virtuelle Kommunikation und Interaktion langfristig zu einer Schwächung des (zwischenleiblichen) Empathievermögens und damit des bezogenen Miteinanders führen. Die fiktionale, virtuelle Empathie ist qualitativ von der primären zwischenleiblichen Empathie sehr verschieden, weil das Korrektiv der eigenen Wahrnehmung im Angesicht des realen Gegenübers fehlt (Fuchs, 2013a). Aus psychodynamischer Sicht lässt sich erneut festhalten, dass in der fiktionalen, virtuellen Erfahrung ein unvermitteltes Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen verhindert wird: In der frühkindlichen Affektregulation werden die Feinabstimmungen des bezogenen

Miteinanders erlernt und anhaltend verbessert. Dies geschieht im Hin-und-her-Spiegeln, in einem konstanten Pendeln zwischen gelungener und misslungener Beziehungsinteraktion mit den Bezugspersonen. Diese wechselseitige Spiegelung findet nicht nur verbal, sondern vor allem nonverbal über Mikro-Gesichtsausdrücke und die unbewusste Körpersprache der Bezugspersonen statt (Fuchs, 2014, S. 164). Auf dieser Grundlage differenziert sich das ursprüngliche Empathievermögen, das es ermöglicht, an kleinsten Regungen Zuwendung, Irritation oder auch Manipulation zu identifizieren. Diese anthropologisch über Hunderttausende von Jahren verfeinerte Grundlage der Kooperationsfähigkeit kann Vertrauen und Sicherheit, aber auch Verunsicherung und Misstrauen auslösen. Erschwerend zur Distanz kommt hinzu, dass sich fiktionale, virtuelle Empathie technisch gezielt evozieren lässt und dadurch gegenüber der primären zwischenleiblichen Empathie anfälliger resp. manipulier- und berechenbarer ist.

Eine weitere Auswirkung digitaler Kommunikation und virtueller Interaktion auf das menschliche Verhalten zeigt sich am Beispiel *digitaler Profile*: Aufgrund des Fehlens unmittelbarer Beobachtung oder eines Feedbacks durch die anderen neigen Anwender*innen dazu, sich in der virtuellen Welt ungefiltert und idealisiert darzustellen. Die Möglichkeiten der Bildbearbeitung eröffnen unzählige Möglichkeiten selbstoptimierter Darstellungen. Auch hier droht nach Fuchs der Verlust der Authentizität, weil der virtuelle Andere einem oftmals in verzerrter Darstellung begegnet. Langfristig tragen das Wissen und die Erfahrung dieser normalisierten Verzerrung ebenfalls zu Einbußen in der Fähigkeit, Empathie zu empfinden, bei. Neben der Abstumpfung wird insbesondere der »normalisierte« Vorbehalt oder Verdacht gesteigert, dass in digitalen Profilen eine Verzerrung mit im Spiel sein könnte, die responsive Zurückhaltung, Misstrauen oder Ungewissheit bei der Interpretation digitaler Profile begünstigt.

Die Entmaterialisierung als Merkmal sowohl der (sozialen) Medien als auch der virtuellen Welten charakterisiert Fuchs differenzierter über a) den Aspekt der *Phantomisierung* und b) die *entkörperte, virtuelle Kommunikation*. Im Fall der *Phantomisierung* verschwimmen die Grenzen zwischen Bild, Illusion und Realität, was die Wahrnehmung des Gegenübers, seines »Profils« verändert. Dabei verschwindet nicht nur die Unterscheidung von Original und Kopie: Durch die Überlagerung von Realität und Fiktion entsteht eine Art »Phantom«, ein Abbild, das sich als reale Entität tarnt, obwohl es sich lediglich um eine Simulation handelt (Fuchs, 2014, S. 166). Dieser Effekt, der in der analogen Welt z.B. auch in der klassischen Fotografie oder im Fernsehen angelegt ist, wird durch Computermedien verstärkt, die die Nutzenden durch interaktive und sensomotorische Elemente stärker in die virtuelle Welt einbinden. Ein extremes Beispiel dafür ist die Virtual Reality (VR): Die Nutzenden wechseln von der Rolle eines passiv Zuschauenden in diejenige eines aktiv Teilnehmenden. Man bewegt sich in seinem Erleben selbst als »Phantom« durch den digitalen Raum und identifiziert sich mit anderen »Phantomen« resp. Avataren. Diese intensive Interaktion schafft gemäß Fuchs eine »Inkorporation« des virtuellen Raums, die das körperliche Erlebnis fast vollständig ersetzt. Obwohl dieser Ersatz auf einen ersten Blick im Widerspruch zum Phänomen der Entkörperlichung zu stehen scheint, führt Fuchs aus, dass diese computervermittelte Interaktion lediglich eine *Illusion der Körperlichkeit* schafft, welche die tatsächlichen körperlichen Bedürfnisse und Grenzen verdrängt. In diesen Medienerlebnissen wird der Körper oft ignoriert oder als funktional reduzierter »Organismus« wahrgenommen, was in einer immersi-

ven, nahezu »allmächtigen« Selbsterfahrung resultieren kann (Fuchs, 2014, S. 166). Dieses Erlebnis kann als Inbegriff der *entkörperten, virtuellen Kommunikation* betrachtet werden, in der die zwischenmenschliche Interaktion durch das Zurücktreten der physischen Präsenz stark beeinträchtigt ist (Fuchs, 2014, S. 165). Die Entkörperung (Entleiblichung, *disembodiment*) beinhaltet also eine »Phantom-Präsenz« des anderen, wie auch wechselseitige »Phantom-Emotionalität« und »Phantom-Intimität«. Diese entstehen dadurch, dass Menschen über soziale Medien und in der virtuellen Welt vor allem durch Bilder und Symbole interagieren, digitale Spuren hinterlassen, automatisierte Mitteilungen hinterlassen und zeitversetzt kommunizieren können. Gleichzeitig ist hierfür nicht mehr dieselbe zwischenleibliche Einstimmungsfähigkeit vorausgesetzt. Diese räumlich-zeitliche Fragmentierung der Interaktion führt gemäß Fuchs (2014, S. 167) dazu, dass das virtuelle Gegenüber als Ansammlung von Informationen und Projektionen, nicht als »leibhaftiger Mensch« erscheint.

Als Resultat wird die menschliche Kernkompetenz der *Kooperation*, die sich im Laufe der kulturellen Evolution zunehmend optimiert hat, in ihren Grundfesten beeinträchtigt. Als innerpsychischer Rektor der Wahrnehmung, als Anhaltspunkt für die eigene Sicherheit in der Gegenwart des Anderen und als Anreiz für wechselseitige Anerkennung tritt die im Bereich des Zwischenmenschlichen wichtigste Fähigkeit zur Empathie in den Hintergrund, insofern sie durch Reize, *Likes* und die Fragmentierung der Aufmerksamkeit im digitalen Interaktionsfeld zum Spielball verschiedener Akteure, Interessen, algorithmischer Programmierungen und Kontingenzen wird. Die *Empathiefähigkeit mit ihrer emotional offenen Bindungsfunktion tritt ihre Vormachtstellung in der sozialen Verhaltensnavigation an die Dissoziationsfähigkeit ab, die in ihrer empfindungslosen Unterbindungsfunktion für Stabilisierung sorgt.* Insgesamt führt diese Tendenz nach Fuchs zu Netzwerken schwacher Bindungen, die kaum Aufwand zur Pflege erfordern, die aber die Qualität verwurzelter, empathischer Beziehungen beeinträchtigen können.

Im Rückblick auf die in Kapitel 3 beschriebenen Voraussetzungen einer gesunden psychischen Entwicklung und einer ausreichenden Mentalisierungsfähigkeit und Ich-Stärke als Grundlage für ethisches Verhalten, aber auch im Rückblick auf die in Kapitel 4.3.2 beschriebenen Anfälligkeiten des Einzelnen für Gruppendynamiken und auf die Voraussetzung zur Durchsetzung von Ideologien, ist die von Fuchs hervorgehobene Verschiebung oder Verdrängung des empathischen durch ein dissoziatives Vermögen besonders relevant, weil dissoziative Mechanismen im digitalen resp. virtuellen Kontext ein potenzielles Einfallstor für Sozialpathologien darstellen. Vor diesem Hintergrund drängt sich die Frage auf, inwiefern sich klassische Gruppendynamiken mit virtuell konstellierten Gruppendynamiken vergleichen lassen.

»Identity bubbles« und Echokammern, Populismus und Verschwörungstheorien

Die Schwelle zur Verlagerung sozialer Interaktionen in die virtuelle Sphäre ist tief: Die Teilnahme erfordert geringes Know-how und wird durch die Aussicht auf positive Anreize wie soziale Integration motiviert. Attraktive visuelle Formate (beispielsweise in einer geteilten Metaverse-Szenerie oder Gaming-Community) und *identity bubbles* verstärken emotionale Anreize und versprechen Zugehörigkeit. Als *identity bubble* bezeichnet man eine soziale oder digitale Blase, einen Aufenthaltsraum für Gleichgesinnte, in dem die Einzelnen sich in ihren Meinungen und Überzeugungen verstanden und bestätigt füh-

len. Zur Stabilisierung (2. HK) der Einheit und des Sicherheitsgefühls werden kontrastierende Perspektiven oder korrektive Meinungen tendenziell dissoziiert bzw. ausgeschlossen (1. HK). Entsprechend ist in der Informationsethik von der Bildung von »Echokammern« die Rede, also dem Effekt, dass sich die geteilten Meinungen und Überzeugungen wechselseitig wie ein Echo verstärken, während alternative Sichtweisen entmächtigt werden (Kaakinen et al., 2018). Aus ethischer Sicht problematisch ist die Tatsache, dass die sozialen Medien und Algorithmen Filterleistungen verstärken, die diese Effekte und damit die Formation von *identity bubbles* fördern.

Die in einer *identity bubble* meist zu erwartende Vorbedingung einer gemeinsamen Ausrichtung oder moralischen Tendenz, die geteilten Präferenzen von Interessen und Inhalten entlasten die Teilnehmenden einerseits mental von anhaltender mentaler Sortierarbeit, driftender Suche und Anstrengung. Der Aufmerksamkeitsfokus kann auf gewählte virtuelle Räume eingeschränkt werden, die Übersichtlichkeit nimmt zu. Andererseits scheint auch hier das oben erwähnte Symbol der Marcuse'schen »Glaskuppel« treffend: Die Kuppel stellt durch die Schaffung und Befriedigung von Bedürfnissen eine Komfortzone her, in der gewisse kritische Denkleistungen vorweg zugunsten von Zugehörigkeit und Konfliktvermeidung (gemeint sind hier insbesondere auch innerpsychische Konflikte) dissoziiert werden.

Hinsichtlich der *Aufmerksamkeitsdynamik* unterscheiden sich nach Kaakinen et al. Gruppenphänomene im virtuellen Raum strukturell nicht wesentlich von solchen in der Offline-Realität. Sozialpsychologische Forschungen zeigen, dass sich Gruppen sowohl online wie auch offline sehr schnell und auf enger inhaltlicher Basis formieren können und dass diese Identifikation rapide zur Priorisierung der eigenen Ingroup gegenüber Outgroups führen kann (Kaakinen et al., 2018, S. 2). Unterschiede zwischen der Offline- und der Online-Gruppendynamik zeigen sich insbesondere bei der Konfliktbewältigung und der Beziehungsgestaltung: Im Kontext von Online-Gruppen, deren Mitglieder sich im Alltag nicht zwischenleiblich begegnen, fällt die Nutzung dissoziativer Beziehungsstrategien leichter. Austritt und Ausschluss aus einer Online-Community sind allein schon technisch einfacher zu vollziehen, ebenfalls das Blockieren von Kontakten, mit denen es zu Konflikten gekommen ist. Überhaupt senkt die physische Distanz virtueller Interaktionspartner*innen die Hemmschwelle für unempathisches und unbezogenes (Re-)Agieren: Der Andere ist nicht sichtbar, dadurch leicht objektivierbar, insbesondere dann, wenn die Mehrheit der Gruppe die Reaktion unterstützt. Der Austragung von Konflikten in einem Forum, einem Chat oder mittels Textnachrichten können sich Mitglieder durch Kontaktabbruch einfach entziehen, Querschläger können ebenfalls relativ einfach aus dem Dialog der Gruppe ausgeschlossen werden. Während offene oder nicht bewältigte Konflikte selbstverständlich auch in der Offline-Realität bestehen, bietet die virtuelle Realität den Mitgliedern solcher Gruppen unzählige Möglichkeiten, sich nicht nur einer »Auge in Auge«-Konfrontation, sondern auch dem Innehalten und der vertieften Selbstreflexion, den Gefühlen des Verletztseins oder Verletzthabens zu entziehen und sich mit dem nächsten Interaktionsfeld abzulenken.

Zusätzlich zu den Verschiebungen der *Sozialkompetenzen* und der *Konfliktfähigkeit* verändern sich mit zunehmender Ausrichtung an digitalen Medien und sozialen Netzwerken auch allgemein die *Medienkompetenzen*. Die verstärkte Orientierung an Online-Communitys führt zu einem veränderten Umgang mit Information: In den sozialen Medien

müssen Inhalte effizient analysiert werden, die Geschwindigkeit der Interaktion erfordert rasche Kommunikationsentscheide. In dieser Situation entsteht die Tendenz, sich zunehmend auf die Meinungen und Beurteilungen anderer Gruppenmitglieder zu verlassen, ohne dass man sich selber vorgängig und hinreichend mit dem Inhalt auseinandersetzt. Die Empfänglichkeit für solche (gerade auch Ad-Hominem-)«Selektionshilfen« bringt – vergleichbar mit Gruppendynamiken und Massenphänomenen in der Offline-Realität – die Gefahr der Verzerrung und »Popularisierung« mit sich. Entsprechend bezeichnen Kaakinen et al. die unterschiedlichen Online-Netzwerke als *identity bubbles*, die zu sozialpsychologisch relevanten Größen geworden sind.

> Social media and technology enable high selectivity over consumed information. Thus, social media is likely to enhance motivated reasoning, exposure to like-minded information, and the tendency to ignore attitude-threatening information. In addition, motivated reasoning can be accentuated by online platforms' algorithmic filtering, which adjusts the social media environment according to users' former interests and preferences (Pariser, 2011). Social media provides users practically unlimited information and the ability to make decisions very rapidly. In these circumstances, people tend to trust other people's opinions and evaluations of information credibility (Flanagin, 2017; Hocevar, Flanagin, & Metzger, 2014; Metzger, Flanagin, & Medders, 2010). (Kaakinen et al., 2018, S. 5)

Erschwerend kommt hinzu, dass sich inzwischen nicht nur Menschen mit ihren Meinungen auf solchen Plattformen austauschen, sondern sich auch Bots in die Diskussionen einmischen können. – Einmal abgesehen von solchen Sonderfällen, muss im Zusammenhang mit sozialen Medien ganz allgemein der *selektive Umgang mit Informationen* als grundlegende dissoziative Strategie erwähnt werden: In Anbetracht des nie abreißenden Informationsflusses zu globalen Entwicklungen, zu Missständen, Skandalen und menschlichem Leid müssen belastende Inhalte fortan detachiert und überblendet werden. Insofern ist die Ausrichtung an einer dominanten Gruppenmeinung resp. die Vorauswahl von Informationen, die von der jeweiligen *identity bubble* oder selektiv gewählten Informationsportalen gefestigt wird, als kognitiver Entlastungsakt nachvollziehbar. Während der selektive Umgang mit Informationen zur schieren Bewältigung der Informationsvielfalt also geradezu unausweichlich geworden ist, basiert er jedoch oftmals auf irrationalen und spontanen Auswahlentscheidungen. Daher muss die Tendenz zur unüberlegten Anpassung an Mehrheitsmeinungen und zur Abkehr von vertieften Reflexions- und Diskussionsprozessen immer wieder bewusst gemacht und reflektiert werden.

Die politische Macht von *identity bubbles* – aber auch von trendigen Podcasts und Informationsformaten – basiert auf Verstärkereffekten. Schafft es ein politischer Akteur, eine *identity bubble* resp. deren Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen, verspricht dies nicht nur vereinzelte Stimmen, sondern die Stimmen einer ganzen Community. Dieser Effekt wurde beispielsweise im Zusammenhang mit der Wiederwahl Donald Trumps zum Präsidenten der USA diskutiert, bei der die Teilnahme des Präsidentschaftskandidaten an Podcasts zu einem unerwarteten Stimmengewinn in eine Kohorte jüngerer Wähler*innen führte, die vorher tendenziell als Sympathisanten der Gegenpartei eingeschätzt wurden (Brickner-Wood, 2024). – An dieser Stelle muss auch auf eine Gegenbe-

wegung auf die Bildung von *identity bubbles* hingewiesen werden: So kommt es vor, dass sich Menschen als »Trolle« einen Sport daraus machen, in bestehende Echokammern einzudringen und diese möglichst aufzumischen, indem sie mit kontroversen Meinungen resp. expliziten Provokationen auffallen und als Störenfriede absichtlich eine Dissonanz in die Harmonie der Bubble einführen. Solche irritierenden Kommentare gefährden die dissoziative, potenziell stagnierende Stabilität der Echokammer und können als Reaktion entsprechend heftige Abwehrreaktionen der Community auf sich ziehen.

Den sozialpsychologischen Befunden zur zunehmenden gesellschaftlichen Segregation und der willkürlichen Werte-Orientierung im Kontext der *identity bubbles* – insbesondere von Jugendlichen, die sich vermehrt an Online-Communitys und sozialen Medien ausrichten – entspricht auch eine spezifische Form der Entfremdung, die Hartmut Rosa beschreibt: Diese »neue Dimension der Entfremdung« führe zum *Verlust der Selbstbestimmung*, zu Handlungsmustern und Erfahrungsweisen, die nicht mehr durch subjektive Wertvorstellungen oder Wünsche bestimmt werden, sondern »den handelnden Subjekten als etwas Fremdes, Äußerliches gegenübertreten« (Rosa, 2016a, S. 145–146). Zugleich fehle ein geistiger oder spiritueller Horizont, der diese Selbstverdinglichung in einem größeren Zusammenhang sinnstiftend rechtfertigen oder eine Versöhnung in Aussicht stellen könnte. Rosa sieht entsprechend als zweites Merkmal einer neuen Form der Entfremdung die Loslösung und *Vereinzelung des Subjekts* als einer sinnsuchenden Entität.

Insbesondere vor dem Hintergrund der Leistungserwartungen und des Wettbewerbs – und gefangen in einem eigentümlichen Pendeln zwischen den Motiven, einerseits die Beschleunigung überleben zu müssen und andererseits die Beschleunigung möglichst effizient nutzen und steigern zu können – definiert das Subjekt seinen Selbstwert zunehmend über die eigene Bewährung in einem einseitig ausgerichteten Mindset. Durch die kollektive Vorstellung der Erreichbarkeit von Erfolgszielen und der Verfügbarmachung der Welt verbleibt die Verantwortung für das individuelle Scheitern und Leiden beim Subjekt selbst. Es gibt keine Schicksalsmacht, an die das eigene Unglück delegiert werden könnte: *Das Subjekt erlebt sich als unzulänglich, wenn es am kollektiven Anpassungsdruck scheitert – ohne diesen Anpassungsdruck selbst in Frage zu stellen*. Psychisch entlastende Maßnahmen oder Strategien, die über die konformistischen Achtsamkeitspraktiken hinausgehen (z.B. das Erleben von mobiltelefonfreien Tagen), werden als unaushaltbar erlebt. Neben der Angst, etwas zu verpassen, setzen kaum noch Gefühle genuiner Genugtuung ein (beispielsweise das Gefühl des Alleinsein-Dürfens). Stattdessen erlebt man Schuld- oder Minderwertigkeitsgefühle, die grundsätzlich bewusst gemacht und bewältigt werden müssen. Durch die Anpassung an den Beschleunigungsdruck dissoziiert sich das Subjekt so weit von seinen genuin genugtuenden Bedürfnissen nach Privatheit, Selbstvergessenheit und Ruhe, dass es sich als fremd erlebt, wenn es diese einfordert.

Die Struktur und Charakteristik der sozialen Medien und der einzelnen *identity bubbles* können einerseits schnelle und intuitive Handlungs- und Kommunikationsentscheide verstärken, während sie andererseits die langsamen und rationalen Überlegungsprozesse und Abwägungen in den Hintergrund drängen (Kaakinen et al., 2018, S. 20). Aufgrund der Tatsache, dass intuitives und anreizgesteuertes Denken zu verschiedenen spontanen Wahrnehmungsverzerrungen und Denkfehlern tendiert,

ist diese Habitualisierung an oberflächliche und durch eine spezifische Majorität der *identity bubble* gesteuerte Dynamik aus ethischer und entwicklungspsychologischer, insbesondere jedoch aus sozialpsychologischer Sicht problematisch. Obwohl soziale Netzwerke und Gruppenzugehörigkeiten die Weltsicht der Mitglieder nicht notwendigerweise einengen, können sie einseitige und antagonistische Dynamiken zwischen den Online-Gruppen fördern und die Realitätswahrnehmung und Empathie-Abstumpfung (Dehumanisierung) der Mitglieder nachhaltig beeinflussen (Kaakinen et al., 2018, S. 20).

Die medial oft vertretene These, dass die digitale Gesellschaft Polarisierungen begünstigt, haben Steffen Mau et al. (2023) mit empirischen soziologischen Studien zumindest für die deutsche Gesellschaft in Frage gestellt. Zugleich zeigt Mau, gestützt auf soziologische Umfragen, dass weniger die Gesamtgesellschaft als vielmehr der akademische Mittelstand für Polarisierung anfällig ist. Für eine im klassischen psychoanalytischen Sinn als Spaltung vorhandene »Dissoziationstendenz« in der digitalen Gesellschaft scheint es gemäß der Studienergebnisse aus Deutschland also keine Evidenz zu geben. Mit Blick auf die wachsende Popularität der AfD und den Regierungswechsel in Deutschland im Februar 2025 bleibt die Gültigkeit dieses Befunds umstritten (*Ergebnisse der AfD bei den Landtagswahlen bis 2024*, o.J.). – In den USA zeigt sich ein deutlicheres Bild: Polarisierung und Popularisierung haben gemäß Statistiken sowohl zwischen den Parteianhänger*innen wie auch in der medialen Berichterstattung zugenommen (*USA – Polarisierung zwischen Demokraten und Republikanern*, o.J.).

Aus der Sicht der Dissoziationstheorie kommt in der Frage nach dem Populismus auch ein sozialpsychologischer Aspekt zum Tragen, der in der *Psychologie der Verschwörungstheorien* besonders relevant ist: Die dissoziative Fokussierung auf und das Festhalten an Verschwörungstheorien hat die Funktion, Unsicherheit, Angst vor Kontrollverlust und Ohnmacht zu bewältigen. Verschwörungstheorien stellen – so verschworen und unentwirrbar verworren sie daherkommen – Fassungs- und Erklärungsversuche dar. Ängsten und Unsicherheiten wird eine Deutung entgegengesetzt, die Kontrolle oder Durchblick verkörpert. Dabei führt der »Besitz einer überlegenen Wahrheit« zur narzisstischen Aufwertung des »Besonderen«. Imhoff (2023a) geht davon aus, dass es – gleichsam im Sinne psychischer Stabilisierung – prinzipiell einfacher ist, Zukunftsängste auf das »planvolle Handeln geheim agierender Mächte« zu projizieren, als sich machtlos dem Zufall und der absoluten Ungewissheit auszuliefern:

> Dies gibt Anhänger*innen unter Umständen auch das Gefühl, Kontrolle über das eigene Leben und die Welt zu haben: VerschwörerInnen kann man das Handwerk legen, dem Zufall, Naturkatastrophen oder einem noch nicht verstandenen Virus sehr viel schwerer. (Imhoff, 2023b)

Die in der Öffentlichkeit lange breit geteilte Dissoziation populistischer Risiken und damit einhergehend die Verzagtheit sowie die Frage, welche glaubhaften Gegenkräfte in einer Gesellschaft vorhanden sind, die der anpassungsorientierten kollektiven Ohnmacht und Überforderung entgegentreten können, scheint im digitalen Zeitalter besonders mächtig und relevant. So könnten verschiedene politische Ereignisse, die im Westen als Ausdruck einer gewaltigen Umbruchstimmung wahrgenommen und je nach Betrachtungsweise als verhängnisvoller Rückschritt oder zukunftsweisender Aufbruch

gewertet werden, der erst unzureichend und annähernd geleisteten (sozialphilosophischen) Kritik an der digitalen Gesellschaft Aufschwung geben. Es handelt sich dabei um eine Kritik an der digitalen Medienstruktur und -kultur und damit auch an der einseitig instrumentalisierten Förderung digitaler Technologien.

Wahrnehmung der Welt »in Tranchen« – Identität, Sinnfindung und Indifferenz

Im Kontext der Digitalisierung hat sich das Feld sozialpsychologischer Studien auf das menschliche Verhalten im virtuellen Raum erweitert. Hier relevant sind insbesondere diejenigen Befunde, welche die *Identitätsformation und Identifikationsprozesse* der jüngeren Generationskohorten untersuchen, die von Beginn ihres Lebens an mit den digitalen Technologien im Alltag vertraut sind. Bereits für den Säugling gehört das Smartphone – nicht notwendigerweise schon als Selbstberuhigungsobjekt, zumindest jedoch als Drittes, das innerfamiliär präsent ist und die Aufmerksamkeitslenkung von Familienmitgliedern notwendigerweise verändert – zur Erfahrung der Lebenswelt. Wie in Kapitel 7 näher behandelt wird, finden im Zuge der Digitalisierung spätere Identitätsfindungsprozesse, Beziehungsgeschehen und Gruppenbildungen nicht mehr ausschließlich – wie im analogen Zeitalter – im Spannungsfeld von Subjekt und Umwelt, von innerer und äußerer Realität statt. Sie sind zunehmend auch in der Schnittfläche virtueller, innerpsychischer und äußerer, leiblich und zwischenleiblich erfahrener Realität zu verorten. Diese Lebensrealität führt bei den jüngeren Generationen zu einer bisher – trotz Erzählungen, Büchern, Radio und Fernsehen – nie dagewesenen »tranchierten« Wahrnehmung der Welt.

Mit Blick auf psychodynamische Abwehrreaktionen sind dissoziative Schutzmechanismen u.a. deshalb nötig, weil die Komplexität und die Dissonanzen der Wahrnehmung einzelner »Welttranchen« unsere kognitive Fassungsgrenze übersteigen. Ohne Dissoziationen wären fremde Ansichten mit den eigenen, im selektiven Tunnelblick stabilisierten Meinungen oft unvereinbar. Es kursiert einerseits gerade aufgrund des Internets eine enorme Pluralität von Meinungen und (auch kontrastierender) Expertenmeinungen. Andererseits ist die Realität, sind z.B. Konflikt- oder Gerechtigkeitsfragen oft auch nicht als bloß richtig oder falsch entscheidbar, die Subjektivität unterschiedlicher Perspektiven lässt sich per se nicht gänzlich eliminieren. Gerade in Anbetracht einer derart tranchierten Welt bzw. eines tranchierten Weltwissens droht die bewusste Wahrnehmung der faktischen Autonomie- und Kontrollverluste anhaltend Ängste und Unbehagen auszulösen. Obwohl – rational betrachtet – der Verzicht auf die ins Alltagsleben integrierte digitale Partizipation aus Gründen psychischer Gesundheit oft angezeigt wäre (*digital detox*), scheitert man oft schlichtweg an der praktischen Durchsetzung. Dies hängt nicht allein mit der oben erwähnten Willensstärke, sondern auch damit zusammen, dass die Partizipation im virtuellen Raum in schwer veränderbare Alltagsroutinen eingebettet und emotional entsprechend unbequem resp. energetisch aufwendig ist.

Die dissoziativen Schutzmechanismen vor einer Überflutung mit digitalen, oft belastenden oder überreizenden Informationen sind, wie in Kapitel 4 gezeigt, nicht per se pathologisch. Sie bewahren uns in erster Linie vor Überforderung und ermöglichen es uns, im kleinen Radius handlungsfähig und bezogen zu bleiben. Um das eigene Leben als sinnerfüllt zu erleben, ist gemäß der psychologischen Sinnforschung eine (meist unbewusste) Bewertung des eigenen Lebens als kohärent, bedeutsam, orientiert

und zugehörig vorausgesetzt (Schnell, 2020, S. 9). Demgegenüber äußert sich eine Sinnleere, die beispielsweise als »Sinnkrise« zum Ausdruck kommen kann, in leidvollen Gefühlen der Sinn- und Orientierungslosigkeit, der Leere und Fragwürdigkeit des Selbst- und Weltverständnisses (Schnell, 2020, S. 11). Während Sinnkrisen in psychologischer Optik oftmals den leidvollen Auftakt zu befreienden Entwicklungen darstellen können, werden sie dennoch nach Möglichkeit mit unbewussten Abwehrstrategien vermieden, was zu einer Stagnation führen kann. Gerade in den »superdiversifizierten« und »funktional differenzierten« westlichen Gesellschaften gehört das Streben nach Kohärenz (z.B. in einem Möglichkeitsfeld der sexuellen Orientierung und Beziehungen, das nicht mehr nur zwischen hetero- und homosexuell unterscheidet, sondern zwischen kurzfristigen und langfristigen, legalisierten und nicht-legalisierten, monogamen und polygamen Beziehungen), nach einer moralischen oder religiösen Wertorientierung, nach politischer bzw. sozialer Zugehörigkeit und Partizipation, nach dem Gefühl, in den eigenen Handlungen wirksam zu sein und Resonanz zu erleben, zu einem anhaltenden persönlichen *Ringen um Identität* (Schnell, 2020, S. 9–12) Dieses Ringen um Kohärenz, Orientierung, Zugehörigkeit und allgemein um Bedeutsamkeit dient gerade auch im Kontext der digitalen Gesellschaft dazu, *Sinnkrisen abzuwenden*. Die virtuelle Sphäre stellt damit – neben physisch konstituierten Vereinen, Verbänden, Clubs, Interessensgemeinschaften usw. – einen Ort dar, in dem Kohärenz, Orientierung, Zugehörigkeit und Bedeutsamkeit (z.B. in einer *identity bubble*) »konstruiert« und erlebt werden können. Gleichzeitig kann das virtuelle Erleben im Verhältnis zur inneren, leiblichen und zwischenleiblichen Lebenswelt entfremdende Erfahrungen hervorbringen. Abhängig von der bewussten Navigation zwischen den tranchierten Lebensbereichen kann ein kohärentes Zusammenspiel oder ein dissoziativ gespaltenes Daseinsgefühl resultieren. Vor diesem Hintergrund scheinen im Umgang mit der Virtualität das Verhältnis und die Grenze zwischen einer nicht-pathologischen Detachierung und der sozialpathologisch normalisierten Detachierung immer wieder neu evaluiert und erwogen werden zu müssen. Mithilfe des hermeneutischen Instrumentariums der Dissoziationstheorie – namentlich den vier hermeneutischen Kriterien – lassen sich normativ gesunde bzw. funktionale von (sozial-)pathologischen bzw. dysfunktionalen dissoziativen Zuständen oder Mechanismen unterscheiden. Letztere führen zur Selbst- und Weltentfremdung und lassen sich auf der subjektiven Ebene anhand von Entwicklungsblockaden, mentalen Krankheitserscheinungen oder der Normalisierung von Dauerstress und Ohnmachtsgefühlen identifizieren.

Wichtig scheint hier der Hinweis, dass die Unsicherheit, das insgesamt wildwüchsige Feld der Cyberkriminalität wie auch die Gefährdung von Datenschutz und Privatheit nicht von allen Menschen aus Angst, Verunsicherung und Überforderung dissoziiert werden. Neben derjenigen Kohorte, die eine bewusste Kritik der aktuellen Phänomene aus Ängsten und unbewusstem Stress vermeidet, ist auch eine über die letzten Jahrzehnte in ihrer Größe variierende Kohorte zu finden, die gemäß der Sinnforscherin Tatjana Schnell ebenfalls mit ins Blickfeld gehört: Die Kohorte der »existenziell Indifferenten« (Schnell, 2020, Kapitel 9). Bei diesen *Indifferenten* handelte es sich um einen schwankenden Anteil der Bevölkerung, der sich emotional nicht sonderlich involviert resp. sich kaum eigenständig kritisch mit der eigenen Umwelt auseinandersetzt. Ausgehend von der These des Werteverlusts in den westlichen Gesellschaften, die 1964 vom

Psychologen Abraham Maslow formuliert, seither breit angenommen, aber empirisch nie nachgewiesen wurde, entwickelte Schnell ein Modell zur Messung von *Sinnerfüllung und Sinnkrisen*. Dieses erlaube es, einen Zustand niedriger Sinnerfüllung bei gleichzeitig nicht oder kaum vorhandener Sinnkrise auszuloten (Schnell, 2020, S. 132–133). Dieser spezifische Zusammenhang trifft auf die besagte Kohorte »existenziell indifferenter« Menschen zu, die in ihrem Leben zwar keinen Sinn erkennen, damit aber auch kein Problem zu haben scheinen. Im Vordergrund steht dann gemäß Schnell, »einfach zu leben oder Erwartungen zu erfüllen«:

> Menschen mit existenziell indifferenter Haltung sind wenig involviert und engagiert – weder bezogen auf sich selbst noch auf andere noch auf das größere Ganze. Sie sind also nicht egoistisch. Sie verweigern sich auch nicht bewusst. Vielmehr wollen sie Ansprüchen gerecht werden, wollen tun, was man halt so tut, und dabei so gut wie möglich zurechtkommen. Sie haben kein Interesse daran, über sich selbst nachzudenken, sich mit den eigenen Stärken und Schwächen auseinanderzusetzen, Werte zu bestimmen, sich Ziele zu setzen. Ihre persönliche Verantwortung für den Verlauf ihres Lebens schätzen sie als eher gering ein, dafür vertrauen sie stärker auf Wissenschaft und Technik. (Schnell & Trotier, 2024, S. 199)

Schnells Untersuchung bezieht sich u.a. auf eine großangelegte Erhebung mit Jugendlichen und Adoleszenten der Generation Y (2010–2014) in Deutschland, Österreich, Dänemark, Frankreich, Ecuador, Bulgarien und Brasilien. In dem Sinn, wie die gesellschaftlichen Entwicklungen zwischen Modernisierung und Individualisierung, Überforderung und Regression, Entgrenzung und Segregation pendeln, entwickeln sich gemäß Schnell (2020, S. 140) in der Generation Y auch mindestens zwei polare Herangehensweisen an die Welt. Auf der einen Seite handelt es sich um Herangehensweisen, »die die bestehenden anspruchsvollen Strukturen selbstbewusst und risikobereit nutzen können«. In diesem Sinn sei die Generation Y im Allgemeinen durch einen hohen Bildungsstand, durch Technologie-Affinität und Wertebewusstheit gekennzeichnet; sie bemühe sich auch weniger um Status und Karriere als um sinnvolles Handeln und einen balancierten Lebensentwurf. Dieser allgemeinen Kohorte steht nun aber laut Schnell ein Typus gegenüber, dessen Vertreter »sich zurückziehen und ihren Anspruch auf Mitgestaltung und Teilnahme aufgeben (wie die existenziell Indifferenten)« (Schnell, 2020, S. 140).

Wenn ein hohes Wohlstandslevel, das die Befriedigung der Grundbedürfnisse garantiere, mit hoher Konkurrenz und Leistungsdruck zusammenfalle, wenn die Leistungsförderung in der Erziehung einen zu dominanten, d.h. nicht durch andere Werte gemäßigten Stellenwert einnehme, seien in der Jugend- und Adoleszenzforschung parallel besonders verstärkte Rückzugstendenzen zu erkennen. Als Ausdruck des zunehmenden sozialen Rückzugs ist das japanische *Hikikomori* bekannt geworden: Als »Hikikomori« werden in Japan Menschen bezeichnet, die ihr Zuhause nie oder kaum verlassen, bei den Eltern wohnen und sich selbst von der Außenwelt isolieren. Als Gründe für den Rückzug gelten der hohe Leistungsdruck in der Gesellschaft wie auch eine enge familiäre Bindung, die das »Aussteigerleben im Kinderzimmer« überhaupt ermöglichen (Schnell & Trotier, 2024, S. 197). In anderen Teilen der Welt wurden vergleichbare Erscheinungen identifiziert. In Hongkong spricht man von der »Hidden Youth«, in den USA setzte

sich der Begriff der »Adultolescence« durch (körperlich zwar erwachsen, im Verhalten jedoch jugendlich), in Spanien derjenige der »Ni-ni«, übersetzt also der »Weder-Nochs«, in Großbritannien ist von den »Neets« die Rede, d.h. von Menschen, die »not in education, employment oder training« sind (Schnell & Trotier, 2024, S. 198).

Gemäß Schnells Studien ist der Anteil der Menschen, die sich in einer Phase der existenziellen Indifferenz befinden, in den letzten Jahren zurückgegangen. Demnach sind noch rund 20 Prozent der 18- bis 29-Jährigen als »existenziell indifferent« zu bezeichnen – gegenüber 35 Prozent vor rund zwanzig Jahren (Schnell & Trotier, 2024, S. 206). Während Schnell diesen Trend als grundsätzlich positiv einordnet, bringt sie ihn jedoch auch in Zusammenhang mit der zunehmenden »existenziellen Mobilisierung« u.a. in Deutschland, mit zunehmend polarisierten Stellungnahmen und rauen, Ängste und Emotionen schürenden Debatten (Schnell & Trotier, 2024, S. 207). Sollte sich dieser von Schnell dargelegte Zusammenhang verhärten, könnte eine Untersuchung der Verschiebung dissoziativer Bewältigungsstrategien die Frage behandeln, ob der *Trend zur Detachierung* in einen *Trend zur Radikalisierung* und (aggressiven) Abwehr umschlägt resp. sich wandelt.

Aus der Sicht der Sinnforschung sind im Umgang mit digitalen Praktiken und Erfahrungen folglich mindestens zwei Kohorten zu unterscheiden, deren Entwicklung den Verlauf unterschiedlicher dissoziativer, sozialpathologischer Bewältigungsstrategien in der digitalen Gesellschaft spiegelt: Zum einen gibt es die Kinder und Jugendlichen, die aufgrund bestehender Sensibilität, Unsicherheit und Überforderung zum passiven Teilnehmen an virtuellen (Gruppen-)Praktiken tendieren, z.B. in den sozialen Medien oder in Gaming-Communitys. Diese Tendenz wird auch dann aufrechterhalten, wenn die Praktiken und Erfahrungen ihre sozioemotionalen Bedürfnisse nicht in der Tiefe befriedigen können und die Person sich im eigenen Mitlaufen als nicht kohärent und als zunehmend erschöpft, ohnmächtig und taub erfährt – und so mittelfristig in eine Sinnkrise gerät. Gemäß den bisherigen entfremdungstheoretischen Überlegungen handelt es sich dabei um die Gruppe von Kindern und Jugendlichen, deren latenter Leidensdruck, unterschwellige Ambivalenz oder Wahrnehmung der fehlenden Kohärenz mit den eigenen Bedürfnissen mittelfristig den emotionalen und sozialen Leidensdruck verstärken und die eine hohe Vulnerabilität für mentale Krankheiten entwickeln. Diese Kinder und Jugendlichen gehören tendenziell zu den Menschen, die nach *Sinnerfüllung* streben. – Zum anderen gibt es die von Schnell hervorgehobene Kohorte, die sich mit einer allgemeinen Sinnleere zu arrangieren scheint und deren Markenzeichen die existenzielle, sinnbezogene *Indifferenz* ist. Diese Kohorte ist weniger prägnant einzuschätzen. Ausgehend von Schnell kann zumindest ein Teil dieser Gruppe jedoch tendenziell »existenziell mobilisiert«, allenfalls auch politisch instrumentalisiert werden. Die Haltung der existenziellen Indifferenz scheint insbesondere im Hinblick auf die Analyse kollektiver Phänomene bedeutsam. Solange eine indifferente Haltung dazu beiträgt, dass Wohlstand und Lebensstandard gehalten werden können, bleibt das kritische Denken im Hintergrund: Auf der kollektiven Ebene nimmt man an der lukrativen und effizienzsteigernden Progression der digitalen Technologien so lange teil, bis machtpolitische Konflikte aufbrechen und sich ein Widerstand entgegenstellt. Auch hier bricht die stagnierende Dissoziation erst auf, wenn es zu unausweichlichen Friktionen kommt, z.B. zu politischem Versagen, zu Machtverschiebungen oder Krieg.

An dieser Stelle wird die Verbindung von Subjekttheorie und politischer Theorie aus psychologischer und sozialpsychologischer Sicht deutlich: Auf der Subjektebene brechen die Fragen nach normativen Wertorientierungen, nach sinnerfüllter Existenz in der digitalen Gesellschaft und nach einer gerechten politischen Ordnung bei psychischem Leiden auf; auf der kollektiven Ebene geschieht dies im Bedrohungszustand, angesichts von politischen oder umweltbezogenen Umwälzungen oder Unsicherheiten.

6.6.3 Neue Menschenrechtsfragen in der digitalen Epoche

Die Entstehung neuer und die Verschärfung bestehender Menschenrechtsfragen im Kontext der digitalen Epoche lassen sich über a) den Aspekt struktureller Veränderungen und b) über den Aspekt normativer Verschiebungen – etwa des westlich-liberalen Freiheitsverständnisses – analysieren.

Orientieren wir uns zunächst a) an den strukturellen Veränderungen von gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Prozessen, wie sie in der Digitalen Ethik von Autoren wie Keber et al. identifiziert werden. Diese Autoren schlagen vor, dass fünf »Metaprozesse der Globalisierung« als Voraussetzungen der ethischen Reflexion zu betrachten sind. Diese Metaprozesse sind (1) die Globalisierung, (2) die Ökonomisierung, (3) die Digitalisierung, (4) die Medialisierung und (5) die Entfremdung (Keber et al., 2019, S. 223–224). Mit der *Globalisierung* ist die langanhaltende Bildung globaler Märkte, Machtblöcke und Imperien gemeint, gekennzeichnet von der globalen Verbreitung von Marktmodellen und Ideen durch das Internet. Die Vernetzung bezieht sich unter dem Paradigma der *Ökonomisierung* auf die Prinzipien des Wettbewerbs und der Effizienz im privaten und öffentlichen Bereich. Soziale Medien ermöglichen Verhaltensvorhersagen und individualisierten Werbekontakt. Kommunikation und Vernetzung werden zu Produkten umgeformt. Mit der *Digitalisierung* können datenbasierte Produkte in sehr kurzer Zeit vervielfältigt werden, Beschleunigungsmechanismen nehmen überhand. Hinsichtlich der *Medialisierung* gilt, dass die Wahrnehmung der Öffentlichkeit und des Politischen zunehmend über das Mediale u.a. die Netzöffentlichkeit geprägt wird. Die liberale Trennung von öffentlich und privat löst sich zunehmend auf. Die Entfremdungserscheinungen, die die historischen Phasen der Entfremdungskritik durchlaufen und sich zunehmend radikalisieren, manifestieren sich in der Rollenänderung des Individuums: Es wandelt sich vom Bürger zum Konsumenten (Keber et al., 2019, S. 223–224).

Entfremdungserfahrungen mit Bezug auf Produktionsverhältnisse und strukturelle ökonomische Ungleichheiten sind gegenwärtig in globale, weitgehend digital gesteuerte und allgemein undurchsichtige, schwer nachvollziehbare Prozesse eingebettet. Der Empfänger der Entfremdungskritik liegt daher auf verschiedenen, nicht immer leicht zu identifizierenden Schnittstellen. Mit den aktuellen technologischen Errungenschaften und der Machtakkumulation einiger globaler Tech-Unternehmen hat sich in exponentieller Geschwindigkeit ein unüberschaubares, schwer abgrenzbares virtuelles Spielfeld für Entfremdungs- und Missachtungserfahrungen eröffnet, das sich unaufhaltsam weiter auszubreiten scheint. Die damit einhergehenden Spillover-Effekte zeigen sich im persönlichen Leben ebenso wie in der Marktwirtschaft.

Darüber hinaus klafft zwischen den hochtechnologisierten Industrienationen und den Entwicklungs- oder aufstrebenden Schwellenländern ein Graben hinsichtlich der Finanzierung und Implementierung digitaler Technologien – wie auch hinsichtlich des für diese Technologien notwendigen Abbaus natürlicher Ressourcen und deren ökologischer Auswirkungen. Die ethische Frage, was unter einem guten Leben resp. einer guten und gerechten Gesellschaft im Zeitalter der Digitalisierung vorzustellen ist, kann im Grunde erst dann gestellt werden, wenn geklärt ist, in welchen Bereichen die eindimensional fortschreitende Digitalisierung im Interesse von Mensch, Gesellschaft und Weltgeschehen ist und in welchen Bereichen sie diesen Interessen schadet.

Verglichen mit autoritären Entwicklungen wie etwa dem *Social Credit System* in China oder mit der Normalisierung von *Golden Profiles* und des damit einhergehenden Privatheitsverlusts der »gläsernen Kundschaft«, ist das Phänomen der »Verdinglichung« in seinen Auswirkungen *strukturell* und global zwar nicht grundsätzlich verschieden, jedoch aufgrund der zugrundeliegenden technischen Komplexität nur aus einer spezialisierten und kulturell sensitiven Perspektive analysierbar. Menschenrechtsfragen ergeben sich u.a. in den Bereichen Überwachung, Datafizierung und Diskriminierung durch die algorithmische Vorstrukturierung des Entscheidungs- und Handlungsspielraums.

Während ethisch relevante Metaprozesse in soziologische und sozialphilosophische Analysen integriert werden müssen, können sie an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden. Verwiesen werden kann auf die Forschung und Darstellung neuer und verschärfter Menschenrechtsfragen im Kontext der Digitalisierung durch den Sozialethiker Peter Kirchschläger (Kirchschläger, 2024 und 2025).

Ausgehend von der Forschungsfrage nach den *Entfremdungserscheinungen in der digitalen Gesellschaft*, andererseits aus dem Anspruch einer *Ethik der digitalen Gesellschaft*, die in Anbetracht der dissoziativen Bewältigungsmechanismen und ihrer Folgeerscheinungen einen kritisch gestaltenden Zugang zur digitalen Gesellschaft anstrebt, interessiert b) die schleichende, jedoch nicht weniger weitreichende Veränderung des westlich-liberalen Freiheitsverständnisses. In Anlehnung an klassische Gedankenexperimente des westlich-liberaldemokratischen Gesellschaftsvertrags, wie sie in der politischen Philosophie bekannt sind, wird die Rede vom digitalen Gesellschaftsvertrag wiederaufgenommen (Le et al., 2023).

Im klassischen philosophischen Gedankenexperiment des Gesellschaftsvertrags schließen sich freie und gleiche Individuen freiwillig zu einer politischen Gemeinschaft zusammen, um ihre natürlichen Rechte auf Leben, Freiheit und Eigentum besser zu sichern. Sie übertragen dafür einen Teil ihrer Vollzugsgewalt auf eine Regierung, die durch Mehrheitswillen legitimiert, rechtlich begrenzt und bei Machtmissbrauch widerrufbar ist. Freiheit wird grosso modo verstanden als selbstbestimmtes Handeln (Autonomie), bezogen auf die Fähigkeit des Menschen zu rational einsichtigen (vernunftgeleiteten) Entscheidungen und auf das Bedürfnis nach Abwesenheit von Zwang durch den Staat. Menschenrechte im klassischen Sinne schützen diese Freiheit vor offenen Angriffen, meist durch den Staat. Mit Immanuel Kant erhält der Bürger Freiheit und Rechtsschutz durch den Staat, sofern und weil er sich gemeinsam mit allen anderen dem Gesetz der eigenen Vernunft unterstellt (*Metaphysik der Sitten*, 1797/2021). John Stuart Mill fokussiert auf das Prinzip der Nicht-Schädigung: Der Bürger erhält Freiheiten, solange er anderen damit nicht schadet; Macht ist dann legitim, wenn sie

Schaden verhindert (*On Liberty*, 1859/2009). Mit den geopolitischen, insbesondere der akteursspezifischen Machtverschiebung in der digitalen Epoche verschiebt sich Macht maßgeblich hin zu den multinationalen Technologiekonzernen. Menschenrechte oder Freiheiten werden durch diese selten mittels von Zwang *genommen*, jedoch freiwillig vom Subjekt *eingetauscht* gegen Angebote und Vorteile digitaler Technologien.

Ein Beispiel dafür liefert das sogenannte *Privacy Paradox*. Der Begriff charakterisiert den weitverbreiteten Anspruch nach Privatheit, der in der Praxis jedoch durch systematische Vernachlässigung des Selbstschutzes, durch gewohnheitsgeleitete Klick-Zustimmung zu Datenschutzrichtlinien und Duldung ihrer potenziellen Verletzung etc. unkritisch vernachlässigt wird. Als notwendiges Übel, das mit der uneingeschränkten Nutzung der digitalen Geräte und Plattformen einhergeht, sind die unsichtbaren Gegebenheiten der Überwachung, Kontrolle, Datafizierung und des Verlusts der Privatheit zutiefst mit unserer ungehinderten Lebensführung im Navigationsfeld der analogen und digitalen Welt verstrickt.

Digitale Technologien versprechen Effizienz (Navigation, Empfehlungen, Automatisierung), Komfort (personalisierte Inhalte, Selektion, Vereinfachung) und Sicherheit (Überwachung, Prävention). Der Preis ist oft freiwillig, über die Zustimmung zu AGBs oder die Preisgabe persönlicher Daten. Der digitale Gesellschaftsvertrag verspricht Komfort gegen Kontrolle. In Anlehnung an die Begrifflichkeit von Byung-Chul Han (*Die Müdigkeitsgesellschaft*, 2010), der seine Kritik am neoliberalen Leistungssubjekt, das sich selbst ausbeutet und Freiheit als Pflicht zur Selbstoptimierung deutet, auf kollektiv verstärkte Sozialpathologien wie Leistungsdruck und Bequemlichkeit stützt, oder auf Rainer Paris (*Bequemlichkeit und Gewohnheit*, 2023), der Bequemlichkeit als grundlegendes, unterschätztes Prinzip menschlichen Handelns und der sozialen Reproduktion bezeichnet, wird Freiheit in der digitalen Gesellschaft also weniger durch Zwang als durch die Verlockung zur Bequemlichkeit gefährdet. Gerade deshalb stellt sie eine neue, subtile Herausforderung für die Menschenrechte dar.

Während digitale Systeme mit positiven Effekten wie der Erweiterung von realen Handlungsmöglichkeiten einhergehen und dadurch emanzipatorisch wirken können, ist diese Entwicklung des Freiheitsverständnisses dennoch aus philosophischer Sicht kritisch zu beleuchten. Zum einen stellt sich die Frage nach der Illusion freiwilliger Entscheidungen. Die komplexen Systeme der generativen Künstlichen Intelligenz sind nicht verstehbar. Die Entscheidungen der Nutzenden erfolgen entsprechend unter asymmetrischen Wissensvoraussetzungen. Für die soziale Teilhabe ist die Beteiligung an der digitalen Nutzung vorausgesetzt: Insofern ist die Zustimmung zwar formal freiwillig, jedoch materiell erzwungen durch die soziale Realität. Im kantianischen Sinne kann Freiheit, die nicht auf informierter Selbstgesetzgebung basiert, nicht als Autonomie bezeichnet werden. Während Kontrolle kumulativ ist, ist Bequemlichkeit kurzfristig. Freiheitsverluste jedoch wirken langfristig und sind oft irreversibel. Auch die kantianische Vorstellung, dass der Mensch niemals nur als Mittel, sondern immer auch als Zweck an sich verstanden werden solle, steht in direktem Widerspruch damit, Individuen auf Datensätze zu reduzieren und Effizienz vor Menschenwürde zu priorisieren.

Ein weiteres Spannungsfeld ergibt sich zwischen Bequemlichkeit und Verantwortungsübernahme. Dass Macht stärker durch Normalisierung als durch Verbote wirkt,

ist seit Michel Foucaults *Überwachen und Strafen* (1976/2020) zum Common Sense geworden. Digitale Systeme lenken Verhalten durch Defaults, Rankings und Nudging, wodurch Bequemlichkeit zum Disziplinierungsinstrument wird. Was leicht ist, wird getan; was kompliziert ist, wird vermieden. Freiheit erodiert entsprechend schleichend. Erlaubt man sich, den Streifzug zu ideengeschichtlich relevanten Vertreter*innen der Menschenrechte noch etwas zu erweitern, dann warnt Hannah Arendt in *Eichmann in Jerusalem* (1963/2022) vor Gedankenlosigkeit als politischer Gefahr. Wenn Systeme »für uns denken«, verlieren wir ihrer Ansicht nach demokratische Urteilskraft und Verantwortung, nicht durch Diktatur oder Dummheit, sondern durch Komfort und das Unterlassen des inneren Dialogs. Zuletzt unterscheidet Isaiah Berlin in *Two Concepts of Liberty* (1958) negative Freiheit als Freiheit von Zwang und positive Freiheit als Freiheit zu Selbstverwirklichung. Die Digitalisierung bedroht beide Freiheiten subtil: Algorithmen schaffen einen vorstrukturierten Möglichkeitsraum für subjektive Entscheidungen, was einer Begrenzung von Freiheit durch mangelnde Alternativen gleichkommt.

Die Teilnahme an der Digitalisierung geschieht damit auf Kosten einer Vielzahl einst für unumstößlich gedachter Werte und Einsichten des westlich-liberalen Individualismus, die zunehmend dissoziiert, oft nur noch pro forma anerkannt oder gar neu definiert werden (müssen). Sofern die Dissoziation des Freiheitsverlusts für das Subjekt keine unmittelbar erkennbaren, leidverursachenden Wirkungen nach sich zieht, bleibt die Motivation zur Veränderung des freiwilligen Tausches von Freiheiten gegenüber von digitalen Vorteilen gering. Besonders anspruchsvoll sind diesbezüglich die bereits eingeführten Debatten zur Selbstbestimmung, insbesondere die oben mit Bezug auf Schmetkamp erwähnte *mentale Autonomie* und Privatheit. Wie Luciano Floridi treffend hervorhebt, besteht die epochale Herausforderung nicht in der technologischen Innovation, sondern in der Steuerung (*Governance*) des Digitalen (World Summit AI, 2018).

Besonders kritisch ist hierfür erneut die Frage nach dem *Menschenbild*, das dem Freiheitsbegriff und den Menschenrechten normativ zugrunde gelegt werden soll. Zur Einbettung des Exkurses zu den Menschenrechten in das Gesamtkonzept dieser Arbeit wird auf die Diskussion konfligierender Menschenbilder in Kapitel 3 verwiesen. Wie an jener Stelle erläutert, existiert aus heutiger Sicht eine starke Spannung zwischen unterschiedlichen ethischen und moralischen Vorstellungen, z.B. humanistischen vs. transhumanistischen. Dieser Spannung liegt insbesondere der zeitgenössische Umstand zugrunde, dass durch den Verlust großer Wissenschaftstheorien die Formulierung universeller Standards grundsätzlich erschwert ist. Die populäre Verschiebung von essentialistischen Wertsetzungen hin zu organisationstheoretischen, prozessorientierten Normen wie Transparenz, Effizienz oder Accountability in der Ethik kann – gerade im Diskurs um die Menschenrechte – die kontroverse, kulturell sensitiv zu adressierende Diskussion über Menschenwürde, Freiheit, Autonomie, Gleichberechtigung und Solidarität nicht ersetzen. Die Spannung erhöht sich vor dem herausfordernden Hintergrund digitaler Technologien, die unmittelbar auf das Selbst- und Weltverständnis wie auch auf die Infosphäre Einfluss nehmen, zusätzlich.

Bevor exemplarisch die menschenrechtlichen Aspekte *Privatheit*, *Datenschutz* und *Nicht-Diskriminierung* vertieft werden, soll ein Licht auf den Wandel der Lebenswelt geworfen werden, dem unser Wissen und seine Genese im Zuge der Digitalisierung unterliegt.

Ringen um Wissen: Historisch fundiertes Referenz- vs. algorithmisches Auswahlwissen

Wie in Kapitel 6.3.1 zu den Veränderungen der Wissenskultur eingeführt, entsteht im Kontext der generativen künstlichen Intelligenz ein fluider, sich an subjektive (Such-)Parameter anpassender »Wissenspool«, der als Resultat der Selektion immer einer bestimmten Auswahl von Wissen – von Harari »Informationsnetzwerke« genannt – entspricht. Dieses *Auswahlwissen* muss ständig in ein Verhältnis gebracht werden einerseits zu einem tradierten und insofern gesicherten, an »Wahrheitsparadigmen« orientierten wissenschaftlichen Wissen, das man auch als *Referenzwissen* bezeichnen kann. Andererseits ist das Auswahlwissen ständig auf unterschiedliche Weltbilder und kulturelle Normen zu reflektieren. Die Grenzen zwischen den selektiven digitalen Informationsnetzwerken, d.h. dem Auswahlwissen und tradiert gesicherten Referenzwissen, sind längst verschwommen. In der Praxis entsteht als Folge ein Mischverhältnis von Informationen aus unterschiedlichen Quellen; das Selbst- und Weltverhältnis entsteht aus einem *pick-and-mix*-Approach. Sofern die Verhältnisbestimmung zwischen Informationsquellen immer den Nutzenden obliegt, stellt sie gezwungenermaßen eine Überforderung dar, was zunehmend zu besorgten Rufen und der Forderung nach allgemeiner Regulierung führt (Harari, 2024, S. 540ff.). Harari, der mit langem historischem Atem die KI-Revolution mit anderen Kulturrevolutionen zu vergleichen weiß, stellt im Epilog seines Buches »Nexus« (2024) die Macht der Informationsnetzwerke und ihres Auswahlwissens als gigantischen Risikofaktor heraus:

> Kehren wir nun zu der Frage zurück, die ich zu Beginn dieses Buches gestellt habe: Wenn wir so weise sind, warum sind wir dann so selbstzerstörerisch? Wir sind gleichzeitig die klügsten und die dümmsten Tiere der Welt. Wir sind so klug, dass wir Atomraketen und superintelligente Algorithmen hervorbringen. Und wir sind so dumm, dass wir mit der Produktion dieser Dinge weitermachen, obwohl wir nicht sicher sind, ob wir sie beherrschen können, und obwohl wir uns selbst vernichten könnten, wenn uns dies nicht gelingt. Warum tun wir das? Zwingt uns etwas in unserer Natur dazu, den Weg zur Selbstzerstörung zu gehen?
> In diesem Buch behaupte ich, dass der Fehler nicht in unserer Natur begründet ist, sondern in unseren Informationsnetzwerken. Weil ihnen Ordnung wichtiger ist als Wahrheit, haben die menschlichen Informationsnetzwerke oft viel Macht, aber wenig Weisheit hervorgebracht. (Harari, 2024, S. 548–549)

Tatsächlich ringt die in dieser Arbeit konzipierte *Ethik der digitalen Gesellschaft* mit einem großen Spektrum von Auswahlwissen und damit mit der Relativität moralischer Präferenzen. Vor diesem selektiv-konstruktivistischen Hintergrund von Sinn, Wert, Moral und Ethik scheint sich die Frage unentwegt neu zu stellen, welches spezifische Auswahlwissen im jeweiligen Fall Geltung haben soll. Ist dieser scheinbar ausweglosen Schwierigkeit beizukommen? Wird die Schwierigkeit gelöst, wenn das moralische Urteilen an künstlich intelligente Informationsnetzwerke delegiert wird?

Die insbesondere kulturelle Relativität von Grundwerten drückt sich anschaulich durch die Koexistenz der jüdisch-christlich geprägten *Allgemeinen Menschenrechtserklärung* und der islamisch geprägten *Arabischen Menschenrechtserklärung* aus. Für die digitale

Unternehmenswelt ist der sich hier exemplarisch abbildende Wertepluralismus z.B. mit Bezug auf die Frage relevant, mit welchen moralischen Parametern Maschinen programmiert werden sollen. Konkret fassbar wird das Fehlen eines globalen moralischen Konsenses am Beispiel einer 2016 großangelegten MIT-Studie zu autonomen Fahrzeugen. Seit der Aufschaltung eines Online-Tools mit Open Access, das eine adaptierte Version des moralphilosophischen »Trolley-Problems« darstellt, sammelten die beteiligten Universitäten über 4 Millionen Daten von Teilnehmenden aus über 200 Ländern (http://moralmachine.mit.edu/). Das Experiment verlangt von den Teilnehmenden, moralische Entscheidungen in suggerierten Unfallszenarios zu treffen. Die Entscheidung besteht darin, welche an einem Unfall beteiligten Personen geopfert werden sollen, um andere Personen zu retten. Im Hinblick darauf, dass aktuell selbstfahrende Autos auf dem globalen Markt moralisch programmiert werden müssen, um derlei Entscheidungen in einer bestmöglichen Annäherung an das moralische Entscheidungsverhalten von Menschen zu treffen, scheinen die geteilten moralischen Werte besonders relevant. Die Auswertungen des Experiments zeigten, dass die Schnittmenge geteilter Werte schmal ist: Tendenziell sollen Menschen vor Tieren gerettet werden, jüngere Menschen vorrangig vor älteren – deutlich weniger ausgeprägt ist diese Tendenz in östlichen Ländern – und nach Möglichkeit eine größere vor einer geringeren Anzahl Menschen (Awad et al., 2018, S. 4). Die zumindest in westlichen Ländern geteilte Präferenz, dass jüngere Menschen (vor allem Neugeborene, Kleinkinder und Schwangere) gegenüber älteren Menschen priorisiert werden, entspricht beispielsweise einer Altersdiskriminierung, wie sie in Deutschland das *Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz* für verschiedene Lebensbereiche verbietet. Bei der Frage, ob Passanten oder Passagiere vorrangig gerettet werden sollten, ergeben sich bereits keine eindeutigen Präferenzen mehr (Köbis et al., 2021; Rahwan et al., 2019). Werden Kriterien wie Alter, Geschlecht, Einkommen, politische und religiöse Ansichten in die Auswertung des Experiments integriert, zeigen sich Wertekonflikte zwischen drei kulturellen Clustern. Darüber hinaus sind systematische Unterschiede zwischen individualistischen und kollektivistischen Kulturen zu erkennen (Awad et al., 2018, S. 8). – Diese Beispiele und Beobachtungen weisen auf die allgemeine Komplexität des Themas hin. Inhaltlich besteht diese Komplexität primär in Unterschieden zwischen verschiedenen Kulturformen, entsprechend unterschiedlichen Moralvorstellungen und deren rechtlichen Implementierungen. Aus praktischer Sicht stellt sich die Frage, wie auf einer solchen Grundlage die Programmierung aktueller und zukünftiger (teil-)autonomer Technologien vorzunehmen ist. Sollte beispielsweise die algorithmische Programmierung der global vermarkteten autonomen Fahrzeuge an das jeweils kulturell vorherrschende Wertecluster angepasst werden? Dadurch, dass Maschinen autonom über Leben und Tod entscheiden können sollen, sind wir gegenwärtig gemäß Rahwan et al. mit einer epochalen Neuheit konfrontiert (Awad et al., 2018). Diese Faktizität hat sich bereits im alltäglichen Bereich der teilautonom fahrenden Autos oder der Kriegstechnologie niedergeschlagen; jenseits des erwähnten Trolley-Problems im Verkehr und der Kriegstechnik denke man etwa auch an die zunehmend von KI-Tools durchwobene Medizin, die je länger, je mehr Entscheidungen über Leben und Tod fällen wird. Sollen die Entwickler, die Tech-Unternehmen, die jeweiligen nationalstaatlichen Gesetzgebungen oder die einzelnen Konsumenten resp. Patienten darüber entscheiden, welche moralischen Programmierungen KI-Technologien zugrunde gelegt werden?

Menschen- vs. Maschinenwissen und die Frage nach dem Status der Maschine

Jenseits des erwähnten, die Ethik schon lange umtreibenden Phänomens der kulturellen Relativität moralischer Normen und der Frage, wie mit dieser Relativität im Zeitalter der Globalisierung und Digitalisierung umzugehen ist (Implementierungsproblematik), drängt sich mit Blick auf die zukünftige Entwicklung der generativen künstlichen Intelligenz eine weitere, moralphilosophische Grundfrage auf: die Frage nach dem *moralischen Status von Maschinen*, die den Menschen in seinen Fähigkeiten übertrumpfen (Superintelligenz) oder Kriterien der *personhood* erfüllen. Muss in Zukunft künstlich intelligenten Maschinen beispielsweise Empfindungs- und Bewusstseinsfähigkeit zugesprochen werden, sodass sie explizit als bewusste und moralische Agenten zu behandeln sind? Zielführend scheint die Entwicklung normativer Kriterien im Umgang mit superintelligenten Maschinen und die Diskussion veränderter Verantwortungsverhältnisse.[3] In Zeiten, in denen KI zunehmend kognitive Arbeit mit sozialen Dimensionen verrichtet und damit

3 Die Entwicklung und Erfindungen in den Bereichen Robotik und Automatisierung sind weiterhin offen. Bislang waren wir noch überwiegend mit der domänenspezifischen Künstlichen Intelligenz konfrontiert: »Aktuelle KI-Algorithmen mit menschenähnlicher oder menschenüberlegener Leistung zeichnen sich durch eine bewusst programmierte Kompetenz nur in einer einzigen, eingeschränkten Domäne aus« (Bostrom & Yudkowsky, 2014, S. 318). Die menschliche Intelligenz ist im Vergleich zur nichthominiden Intelligenz »wesentlich allgemeiner anwendbar« (Bostrom & Yudkowsky, 2014, S. 318). Allerdings ist es genau das Ziel weiterer technologischer Erfindungen, Maschinen mit allgemeiner künstlicher Intelligenz zu konstruieren, d.h., diese Systeme »können sicher über Tausende von Kontexten hinweg operieren« (Bostrom & Yudkowsky, 2014, S. 319). Derartige Szenarien führen zu weiteren ethischen Fragen bezüglich des moralischen Status von Maschinen. Wie Bostrom und Yudkowsky betonen, könnte man, basierend auf dem Prinzip der Ontogenie-Nichtdiskriminierung, argumentieren: »Wenn zwei Wesen die gleiche Funktionalität und die gleiche Bewußtseinserfahrung haben und sich nur darin unterscheiden, wie sie entstanden sind, dann haben sie den gleichen moralischen Status.« (Bostrom & Yudkowsky, 2014, S. 323) In der Ethik gilt die Naturrechtstradition, die sich auf eine spezifische und unveräußerliche Würde und Natur des Menschen bezieht, als überholt. Weitgehend akzeptiert sind Charakterisierungen von Menschen, die Kriterien für die Zuweisung des moralischen Status (Personalität) und der Menschenrechte liefern. Unterschiedliche moralphilosophische Konzeptualisierungen von Persönlichkeit umfassen Kriterien wie Empfindungsvermögen oder Weisheit oder normative Handlungsfähigkeit (*normative agency*) (Griffin, 2008, S. 45–47). Solange Empfindungsfähigkeit als »die Fähigkeit zu phänomenaler Erfahrung oder Qualia, wie die Fähigkeit, Schmerz und Leiden zu empfinden«, und Weisheit, verstanden als »eine Reihe von Fähigkeiten, die mit höherer Intelligenz verbunden sind, wie etwa Selbstbewusstsein und ein auf Vernunft ansprechender Agent zu sein« (Bostrom & Yudkowsky, 2014, S. 321f.), die einzigen Kriterien sind, die für die Zuweisung des moralischen Status erforderlich sind, sei es vernünftig, für den moralischen Status von Maschinen zu argumentieren. (Laukyte, 2017). Sobald jedoch weitere intrinsische Qualitäten und Fähigkeiten wie normatives Handeln, verstanden als »Fähigkeit, eine Konzeption eines lebenswerten Lebens zu wählen und zu verfolgen« (Griffin, 2008, S. 45), für einen Personenstatus erforderlich sind, wird die Zuschreibung angefochten. Es ist nicht nur schwer, den moralischen Statusvorbehalt für den Menschen zu beanspruchen, sondern auch unsicher, welche Aufgaben oder Funktionen besser dem Menschen vorbehalten bleiben sollten, um möglichen sozialen oder anderen Schaden zu vermeiden. – Angesichts der zukünftig absehbaren technologischen Erfindungen und ihrer Macht über uns erscheint es unumstritten, dass Zukunftsszenarien der Künstlichen Allgemeinen Intelligenz (AGI) und der Superintelligenz daher einer vorherigen normativen Bewertung bedürfen.

soziale Anforderungen »erbt«, scheint diese Ausrichtung angezeigt – nicht zuletzt deshalb, da auch KI bestimmte Gruppen von Menschen benachteiligen resp. diskriminieren kann. Daher wird der normative Anspruch formuliert, dass Algorithmen normative Kriterien wie Transparenz, Vorhersagbarkeit für die Regierenden und Robustheit gegen Manipulation erfüllen müssen (Bostrom & Yudkowsky, 2014, S. 317). In Anbetracht dieser und weiterer, die Zukunft verändernder Szenarien wirkt die noch immer offene ethische Frage nach dem Einfluss generativer KI, sozialer Robotik und Automatisierung auf die menschliche Psyche bereits als »überholt«. Meines Erachtens sollte jedoch diese Einschätzung, gerade mit Blick auf die entwicklungspsychologische Forschungsliteratur und die Befunde zur psychischen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen, hartnäckig in Frage gestellt werden (vgl. Kap. 7).

Im Report »Taking AI Welfare Seriously« (Birch et al., 2024) widmet sich eine Forschergruppe rund um *Eleos AI* Fragen nach dem ethischen Status von KI. Im Sinne einer hypothetischen Annahme gehen die Autoren davon aus, dass die Entwicklung der generativen KI ca. 2035 so weit fortgeschritten sein könnte, dass ihr Eigenschaften wie Empfindung, Bewusstsein, Moral etc. attestiert werden. Als Konsequenz davon weist der Philosoph Jonathan Birch, Mitautor des genannten Reports, darauf hin, dass es mit Bezug auf die Frage nach dem moralischen Status von Maschinen zukünftig verschiedene »Glaubensfraktionen« geben wird. In der Bildung solcher Glaubensfraktionen sieht er ein großes Potenzial für soziale und ideologische Spaltungen (Booth, 2024). Birch schätzt die unterschiedlichen, unvereinbaren Auffassungen darüber, ob KI personale Eigenschaften zugesprochen werden können oder nicht, als weltpolitisch ausgeprägtes Risiko ein. – Mit der Frage nach einer potenziellen Autonomie künstlich intelligenter Systeme, deren ethischer Status – analog zu Tierrecht, Tierschutz, Tierethik usw. – in Zukunft womöglich eigenständig geregelt und formuliert werden muss, eröffnet sich ein tiefgreifender Konflikt der Wissenskultur und der Bedeutung von »Wissen« überhaupt: Im Fall autonomer KI-Systeme steht auf der einen Seite ein insgesamt intransparenter Wissensoutput, d.h. ein in seiner Genese unbekanntes (Auswahl-)Wissen von KI-Blackboxes, die auf der Basis riesiger Datensätze künstliche Normen generieren. Auf der anderen Seite steht ein auf Erfahrung basierender, historisch und wissenschaftlich gesicherter Fundus menschlichen Referenzwissens, von dem heute gängige normative Standards wie beispielsweise die Menschenrechte abgeleitet sind. Diese Situation scheint das von Birch erwähnte Konfliktpotenzial zu bergen: Während die erfolgreiche zwischenmenschliche Kommunikation, politische Vereinbarungen und ein evidenzbasierter Wissenskanon im Sinne menschlichen Referenzwissens auf das Kriterium der »Wahrhaftigkeit« angewiesen sind, schafft autonome KI Inhalte und Bewertungen, die von diesem Anspruch unter Umständen losgelöst sind. Beim generierten Wissensoutput handelt es sich um einen sprachlich und logisch schlüssig zusammengesetzten Cluster aus digital vorhandenen Informationsbausteinen (wahr oder falsch), die als Datenbasis für den Recyclingprozess zur Verfügung stehen. Dieses »*Maschinenwissen*« kann – von sich aus oder in der Wahrnehmung der Menschen – den Anspruch erheben, das »*Menschenwissen*« als altes Referenzwissen abzulösen.

Da die angewandte Ethik einen Konsens über moralische Standards voraussetzt, relativieren konfligierende moralische Standards den Geltungsbereich und die Kraft dieser Normen. Das Ringen zwischen verschiedenen, gleichsam paradigmatischen Varianten

von Auswahlwissen, der Wettbewerb um die Wissens- und Wertehoheit *unter den Menschen* und ihren unterschiedlichen Kulturen würde in einem solchen Szenario abgelöst resp. ergänzt durch eine neue Dimension des »Wissensduells«, namentlich durch das Ringen zwischen Menschen- und Maschinenwissen. Der Wettbewerb um den *Referenzstatus* gründete in unterschiedlichen Bewertungen der beiden Wissensformen und damit immer auch in der Frage des erkenntnistheoretischen wie moralischen Status des Menschen vs. der Maschine. In Anbetracht eines solchen Wissenswettbewerbs wird vielleicht auch Hararis Aussage verständlich, dass »menschliche Informationsnetzwerke oft viel Macht, aber wenig Weisheit hervorgebracht« hätten (Harari, 2024, S. 548–549). Wird es schließlich nicht-menschliches Referenzwissen sein, dem wir das Attribut der Weisheit verleihen? Dieser Gedanken mündet in die Frage, ob Maschinen *weise* sein können.

Als anschauliches Beispiel kann eine Präsentation von Francesco Ferra, *Google Sales Engineering Manager*, anlässlich der HSG Alumni Präsentation vom 5. Dezember 2024 dienen. Vorgestellt wurden in Form eines Videos die Fertigkeiten, über die Google-KI-Systeme bereits im Jahr 2024 verfügten. Dabei erfasste und kommentierte ein sensorisch über Videoaufnahmen gespeistes KI-System eine Umgebung: Während mit dem mobilen Device durch ein Büro gewandert wurde, wurde die KI zu ihren Erkenntnissen befragt. Sie identifizierte blitzschnell die Programmiercodes auf den Desktops der herumstehenden Computer, erkannte »mit Blick durch das Fenster« die Silhouette von *King's Cross* in London und erinnerte sich auch noch daran, an welchem Ort in den Büroräumlichkeiten die Brille liegengelassen worden war. – Unter dem beeindruckten Raunen des Publikums gingen dringende Anschlussfragen nach der Zuverlässigkeit der Inhalte, dem Einfluss auf das kritische Denken der Nutzenden und die Nachhaltigkeit solcher Technologien unter. Auch in diesem Beispiel hängt der Nutzen und der Wert der Technologie von der Wissenskultur und den Basiskompetenzen der Nutzenden ab – die menschliche Kontrolle und »Wahrheitsprüfung« des maschinellen Outputs bleiben dafür essenziell.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie viel »analoge« Bildung und »sicheres« Referenzwissen die folgenden Generationen benötigen, um beispielsweise weiterhin sicher beurteilen zu können, ob es sich beim Gebäude vor dem Fenster tatsächlich um die echte *King's Cross Station* handelt oder doch eher um einen – vielleicht zum Verwechseln ähnlichen – Bahnhof an einem anderen Ort der Welt … oder nur um ein Miniaturmodell resp. ein Bild des weltberühmten Bahnhofs. Das Beispiel veranschaulicht, wie leichtsinniges Vertrauen und unkritische Wahrheitsannahmen mit Bezug auf Wissensoutputs von »Big Mama«-Sprachmodellen in ein fragwürdiges oder gar falsches Bewusstsein abgleiten können.

Eingedenk der Ausführungen zur neurobiologischen Intersubjektivitätsforschung und zu Thomas Fuchs' Ansatz des »Gehirns als Beziehungsorgan« gilt es an dieser Stelle, die Bedeutung der *Mentalisierungsfähigkeiten* und des *Embodiments* für die Verhaltensforschung und Ethik nochmals in Erinnerung zu rufen: Als Fähigkeit, mentale Zustände beim Gegenüber zu identifizieren und diese Zuschreibungen als Beziehungsinformation zu verwenden, ist die Mentalisierungsfähigkeit nicht nur für die Psychotherapieforschung und für die Erforschung des Vermögens, moralisch zu urteilen und zu handeln, besonders wichtig. *Sie ist gerade auch als Grundlage und als Herausforderung für die Simulation menschlichen Erlebens durch Technologien der künstlichen Intelligenz richtungsweisend.*

Wenn »Maschinen« zukünftig z.B. als Companion-Systeme mit Menschen interagieren sollen, setzt dies voraus, dass die Fähigkeit, »sich mentale Zustände im eigenen Selbst und in anderen Menschen vorzustellen«, simuliert werden kann (J. Lange & Frommer, 2011, S. 2). Als Grundlage für die Interpretation des eigenen Verhaltens und desjenigen des Gegenübers ermöglicht die Mentalisierungsfähigkeit, dass wir anderen Menschen Überzeugungen, Gefühle, Wünsche, Kenntnisse und Absichten zusprechen bzw. unterstellen (J. Lange & Frommer, 2011, S. 2) – und dass wir raum-zeitliche Vorstellungen vom situativen und dem Beziehungskontext entwickeln. Die Mentalisierungsfähigkeit kann jedoch nicht als rein *kognitive Funktion* verstanden werden; sie basiert im Sinne menschlichen Referenzwissens wesentlich auf den *zwischenleiblichen Interaktionen und Erfahrungen*. Diese sind individuell verkörperlicht (*embodied*) und stehen in direkter Wechselwirkung mit unserem Empfinden, Urteilen und Handeln. In diesem Sinn schiene es sinnvoll, Companion-Systeme vor ihrer Verwendung oder Markteinführung einem psychodynamischen Turing-Test zu unterziehen: Aufgrund der hohen Komplexität und Subjektivität des menschlichen Erlebens und Handelns existiert bislang keine allgemeine KI, die in der Lage wäre, (verkörpertes) menschliches Empfinden und Verhalten in toto abzubilden und zu simulieren. Verschiedene Anwendungen künstlicher Intelligenz können jedoch spezifische kognitive Leistungen simulieren – z.B. Bilder klassifizieren, Gesichter erkennen oder in Diskussionen argumentieren (Busch et al., o.J., S. 27).

Unabhängig von der prinzipiellen Frage, ob eine (selbst-)bewusste künstliche Intelligenz mit (quasi-)menschlichem Status je geschaffen werden kann, stellt sich aus humanistischer Sicht die Frage nach dem Sinn und den Auswirkungen von Technologien, die menschliche Kompetenzen und Fähigkeiten simulieren oder gezielt und selektiv verbessern. Von den Auswirkungen scheinen primär Beziehungen und Communitys in den virtuellen Räumen (insbesondere der sozialen Medien) und *personas* betroffen zu sein. Entscheidend für die normative Beurteilung aktueller und zukünftiger Digitalisierungsprozesse ist die *Gesamtauswirkung* auf das Erleben, die Gesundheit und die Entwicklung des Subjekts, auf die sozialen Beziehungen und auf den gesellschaftlichen Wandel.

Zusätzlich zu den spezifischen, hinsichtlich der Wissensvoraussetzungen (*digital literacy*) vielfältigen Anforderungen an ethische Analysen und Regulationsvorschläge bestehen systematische und prozedural schwer einzudämmende Verzerrungen, die die Durchsetzung ethischer Standards erschweren. Innerhalb der angewandten Ethik ist so ein Graubereich entstanden, der im Spielraum »moralischer Verhältnismäßigkeit« das Risiko eines Dammbruches birgt. In diesem Sinn identifiziert Kirchschläger zwei verbreitete »Standardfehler« im Expertendiskurs: Zum einen herrsche die Auffassung vor, dass ethische Gefahren durch ethische Chancen der Technologien aufgewogen werden.[1136] Diese Tendenz zum »onboarding« der praktischen Philosophie in den Diensten der Tech-Unternehmen und als Trendanpassung wird auch von Feige (2024, S. 69) kritisiert. Zum anderen werden gemäß Kirchschläger Menschenrechtsverletzungen toleriert, wenn von Datensystemen große Vorteile erwartet werden. Weil aber jede einzelne Menschenrechtsverletzung ethisch inakzeptabel ist, sind aus ethischer Sicht auch solche Vorteil-Nachteil-, Kosten-Nutzen- bzw. Nutzen-Risiko-Abwägungen illegitim (Kirchschläger, 2025, S. 223). Abwägungen dieser Art scheinen gerade deshalb besonders delikat, da sie den immanent absoluten und insofern unverhandelbaren

moralischen Anspruch von Menschenrechten unterminieren und ethische Risiken dadurch zusätzlich verstärken. Auch Mahieu et al. konstatieren unter dem einschlägigen Titel »From dignity to security protocols« (2018) die Dominanz betont instrumenteller Fragstellungen in der Ethik der künstlichen Intelligenz. Diese würden auch den instrumentellen Umgang mit Menschenrechten mitbedingen. Es scheint, dass sich die hohe Gewichtung der instrumentellen Rationalität im ethischen Diskurs in vielerlei Hinsicht als Nebeneffekt neuer technologischer Entwicklungen geradezu aufdrängt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die zunehmende Delegierung menschlicher Aufgaben an und insbesondere die Auslagerung (Outsourcing) menschlicher Fähigkeiten auf »Maschinen« und soziale Roboter einen wegweisenden Wertewandel mit sich bringt, der das gesellschaftliche und auch das moralphilosophische Bewusstsein nachhaltig verändert. Wie erwähnt, pendeln Zukunftsszenarien zwischen Erlösungs- und Untergangsfantasien – zwischen Idealen wie Befreiung, Selbstoptimierung und Transhumanismus auf der einen Seite und durch kollektive Sorge getragenen Vorstellungen eines von sich selbst entfremdeten, funktionalisierten und durch Technik infantilisierten Menschen in einer beschleunigten (King et al., 2019; Rosa, 2016a) und zunehmend »beziehungslosen«[4] Gesellschaft auf der anderen. Die subjektiven Bedürfnisse und gesamtgesellschaftlichen Bestrebungen lassen sich allerdings auf keine dieser beiden Extrempositionen reduzieren. Sie erinnern vielmehr an die ethische Bedeutsamkeit eines bewussten Umgangs und (Mit-)Gestaltens gesellschaftlicher Prozesse, die sich angesichts neuer Technologien grundsätzlich verändern können. Der Einfluss personalisierter Computer, des Internets als Parallelhabitat zur Lebenswelt und der Mediatisierung verändern das generationelle Verständnis, das menschliche Selbst- und Weltverständnis wie auch unsere Beziehungsformen. Genuin zwischenmenschliche Beziehungen werden konkurriert durch die Möglichkeit multipler virtueller Kontakte, die sich an- und abstellen lassen. Die Ausrichtung auf möglichst viel positives Feedback verzerrt die Selbstdarstellung und -reflexion. Nicht-rationale menschliche Fähigkeiten und Bedürfnisse, die für die Subjektwerdung und das Gefühl eines guten Lebens notwendig sind (Beziehungen, Spontanität, Irrationalität, Kreativität etc.), scheinen dabei tendenziell ausgeblendet zu werden. – Im Kontext dieser Arbeit orientiert sich auch die folgende Diskussion zu den Rechten auf *Privatheit* und *Datenschutz* an einem personalen Menschenbild, wie es in Kapitel 3 erörtert wurde, und an den davon weitestgehend abgeleiteten Formulierungen der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948.

Privatheit und Datenschutz

Zu den Menschenrechtsfragen in der digitalen Epoche gehören angesichts komplexer technologischer Dimensionen nicht allein der Schutz der *Privatheit*, sondern in Anbetracht des exponentiell ansteigenden Datenvolumens (Big Data) insbesondere der *Datenschutz* – d.h. die Regulierung des Zugangs zu Daten, die Überwachung z.B. vonseiten des Staates und die Regulierung des Marktvorteils, der Unternehmen aus der Datenspeicherung und -analyse erwächst etc. Dabei sind aus ethischer Sicht nicht nur die national variierenden Regulationsmaßnahmen des virtuellen Informationszugangs (Zensuren),

4 Jaeggi (2016) definiert entsprechend Entfremdung als »Beziehung der Beziehungslosigkeit«.

sondern nicht minder die systematische Abstumpfung der *mentalen Autonomie* der Nutzenden relevant.

Üblicherweise wird der *Datenschutz* unter das Grundrecht auf *Schutz des Privatlebens* gestellt, wie es im *Artikel 12* der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte formuliert ist: »Niemand darf willkürlichen Eingriffen in sein Privatleben, seine Familie, sein Heim oder seinen Briefwechsel noch Angriffen auf seine Ehre und seinen Beruf ausgesetzt werden. Jeder Mensch hat Anspruch auf rechtlichen Schutz gegen derartige Eingriffe oder Anschläge.« Diese Bestimmung soll die Privatsphäre des Menschen in verschiedenen Bereichen schützen. Einschränkungen dürfen nicht willkürlich sein, sondern sie müssen auf einem Gesetz beruhen, das selbst nicht ungerecht ist. Zur Privatheit gehören nach heutiger Auffassung die Identität (u.a. Name, Kleidung, Frisur, Gefühle und Gedanken), die Integrität (was z.B. eine medizinische Behandlung gegen den Willen eines Patienten ausschließt), die Intimität (Schutz des eigenen Bildes vor Veröffentlichung oder Schutz vor der Weitergabe persönlicher Daten, Geheimhaltung privater Eigenschaften und Handlungen), die Kommunikation (z.B. die Aufnahme und Entwicklung von Beziehungen zu anderen) und die Sexualität (sofern gelebt und gepflegt im Rahmen legaler Einschränkungen wie der Minderjährigkeit). Der *Artikel 12* beinhaltet auch den staatlichen Schutz vor rechtswidrigen Angriffen auf die Person, beispielsweise Ehrverletzungen oder Rufschädigungen. Auch wenn es aus heutiger Sicht antiquiert anmutet, von einem »Briefwechsel« zu lesen, wird darunter nicht nur der analoge schriftliche Briefverkehr verstanden; dazu zählen heute auch Telefonie, Fax- und alle Formen von Text- und Sprachnachrichten einschließlich Chat- und E-Mail-Kommunikation. So ist selbst dem Staat das Öffnen von Briefen oder das Abhören von Gesprächen nur bei ausreichendem Verdacht auf strafbare Handlungen oder auf gesetzlicher Grundlage erlaubt.

Im Verhältnis zu diesen Einschränkungen geht *soziale Reziprozität* beispielsweise zur Vertiefung von Beziehungen im virtuellen Raum jeweils damit einher, dass aus privaten Informationen auf intransparente Weise ein Datenprofil mithilfe künstlicher Intelligenz verfeinert wird. Die Vogelfreiheit im virtuellen Raum ist von der sozialen Freiheit insofern verschieden, als nur beschränkte legale Regulierung und Privatheitsgarantien vorhanden sind. »Demokratische Sittlichkeit« in Form kultureller Gemeinsamkeiten, sozialer Konventionen, Anerkennungsformen und Rechtsschutz kann in der Sphäre der digitalen Virtualität nicht garantiert bzw. nur sehr beschränkt staatlich eingefordert werden.

In Anbetracht von Privatheitsverlust, Datenschutzverletzungen und Herausforderungen durch KI-Entwicklungen verabschiedete der Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen am 7. Oktober 2021 eine Resolution über das »Recht auf Privatheit im digitalen Zeitalter«. Darin wurde u.a. ein Moratorium beim Verkauf und bei der Verwendung von KI-Systemen gefordert, die ein ernsthaftes Risiko für die Menschenrechte darstellen:

> This report […] stresses the urgent need for a moratorium on the sale and use of AI systems that pose a serious risk to human rights until adequate safeguards are put in place. It also calls for AI applications that cannot be used in compliance with international human rights law to be banned. (OHCHR, 2022)

Rund ein Jahr später – kurz vor der Veröffentlichung von ChatGPT – hielt ein UN-Report fest, dass die rapiden technologischen Anwendungen zu anhaltenden und bedrohlichen Privatheitserosionen beitragen und dass eine große Bandbreite von Risiken, die es außerhalb des Berichts zu erwägen gäbe, nicht ausreichend erforscht, besprochen und reguliert würde:

> The present report provides a snapshot of several key areas in which the right to privacy in the digital realm is currently being threatened. The rapid adoption of digital technologies raises a range of additional challenges that are not covered in this report but would be worthy of further attention. For example, covert mass surveillance, discussed in previous reports of the High Commissioner, remains a serious problem. Equally, the human rights implications of digital identity systems and the various use cases of biometrics are little understood, despite their worldwide roll-out. Pervasive tracking of Internet users by countless companies, such as advertisers, financial institutions and data brokers, require far more attention in international human rights forums. The coronavirus disease (COVID-19) pandemic and the dizzying array of digital responses to it could be the subject of a report unto itself. The ways privacy violations and abuses affect marginalized people and people in vulnerable position must be more deeply explored and understood. Emerging phenomena, such as the push for widespread adoption of blockchain, expanded and virtual reality technologies and the development of increasingly powerful neurotechnology, should be followed very closely. (OHCHR, 2022)

Mit der digitalen Kommunikation, dem Einfluss multipler Machtakteure und Großunternehmen, IT-Spezialisten unterschiedlichster Couleur etc. wurde der Schutz der Privatheit in der virtuellen Sphäre zu einem Lippenbekenntnis – einem von der Realität buchstäblich losgelösten Ideal, das technologisch nicht mehr gewährleistet werden kann, auch nicht vom Staat. Bei der Lektüre des UN-Reports erhält man den Eindruck, als würde der »KI-Schnellzug« ungebremst weiterrasen und als sei man dazu verdammt, aus menschenrechtlicher Sicht einfach noch das »Bestmögliche« aus dieser unaufhaltbaren Entwicklung zu machen.

Das (implizite) kollektive Wissen der Unaufhaltbarkeit des technologischen Fortschritts und die damit einhergehende Stimmung mag eine Mitursache für das weiter oben erwähnte *Privacy Paradox* sein, das hinsichtlich des Nutzerverhaltens besonders bedeutsam ist: Obwohl die meisten Menschen explizit einen Anspruch an Privatheit und Datenschutz haben, erweist sich ihr Umgang mit persönlichen Daten im virtuellen Bereich als unbedarft bis fahrlässig. Oft beruhigt man sich mit der Suggestion, dass alle gleichermaßen von der Situation betroffen seien und man sich diesen Mechanismen ohnehin nicht entziehen könne. Dabei wird vom eigentlichen Risiko und den potenziellen Gefahren des eigenen Verhaltens dissoziiert. In diesem Sinn kann das *Privacy Paradox* als Symptom dissoziativer Bewältigungsstrategien gewertet und auf der Grundlage der Dissoziationstheorie erklärt werden: Es scheint zu trivial, den mangelnden Selbstschutz im Umgang mit persönlichen Daten mit gewöhnlicher »Nachlässigkeit« erklären zu wollen; vielmehr ist er vermutlich als Überforderungsreaktion im Umgang mit einer großen Anzahl unbekannter, hochkomplexer und undurchschaubarer Aspekte der digitalen Kommunikation zu deuten. Die ständige Konfrontation mit Datenschutz-

bestimmungen, die Auswahl von Cookies, die damit einhergehende Unsicherheit und der Gewissenskonflikt sind nur (symptomatische) Beispiele für dieses Phänomen. Aus dissoziationstheoretischer Sicht lässt sich somit die Annahme formulieren, dass die generelle Überforderung durch die permanente Konfrontation mit potenziellem Privatheitsverlust und allgemeiner Datenschutzunsicherheit, gepaart mit sehr beschränktem Handlungsspielraum bei allfälligem Datenmissbrauch durch unbekannte Akteure, zu einer *sozialpathologischen Normalisierung des Ohnmachtsgefühls* führt, die dazu dient, funktionsfähig zu bleiben und – wenn auch unter nicht-idealen Bedingungen – auf dem digitalen Ozean weiter zu surfen. Bereits 2011 identifizierte der GDI-Report zu den *Privacy Trends* andere (psychologische) Abwehrstrategien: Damals sagten Zukunftshypothesen beispielsweise den Trend von *Big Brother* zu *Big Mother* voraus und machten damit auf eine Einstellungsänderung aufmerksam, dass die virtuelle Sphäre zukünftig grundsätzlich als nährende, alles verfügbarmachende konnotiert wird, wodurch die Angst vor Überwachung (dissoziativ, aus Bequemlichkeit) in den Hintergrund tritt (*Trend Updates*, o.J.).

Dem paradoxen Umgang mit Daten, dem expliziten Anspruch an Datenschutz und dem hilflos anmutenden Wunsch nach Privatheit wird in der Ethik beispielsweise mit dem Ruf nach »Privatheitskompetenz« begegnet. Gemeint ist damit ein Kompetenzbündel aus ethischer Reflexionskompetenz, struktureller Kompetenz, Werthaltung, Risikokompetenz, Handlungskompetenz sowie ökonomischer und politischer Kompetenz (Keber et al., 2019, S. 43). Die eben paradoxe Schwierigkeit besteht vermutlich darin, dass nicht nur die systematische Anwendung dieser Kompetenzen, sondern gerade auch deren Erwerb seitens des Individuums Eigenschaften bzw. seine Bereitschaft zu Präsenz, Aufmerksamkeit und Rationalität voraussetzt – welche Voraussetzungen im Zuge der Normalisierung des Ohnmachtsgefühls dissoziiert werden. So sind die grassierenden Menschenrechtsverletzungen in den Bereichen *Privatheit* und *Datenschutz* in der digitalen Gesellschaft einerseits weitgehend bekannt, andererseits scheinen sie bereits weitgehend normalisiert zu sein. Zeitdiagnostisch lässt sich die Annahme vertreten, dass die Teilnahme an und die Aufrechterhaltung digitaler Dienstleistungen und digitaler Kommunikation auf der Waagschale des kollektiven Bewusstseins schwerer wiegen als der Schutz von Privatheit resp. der Datenschutz.

Angesichts der Vorteile der Verfügbarkeit, der Effizienz und Bequemlichkeit, vor allem aber auch des unmittelbar auf die Handlungsfähigkeit und Denkfähigkeit einwirkenden Stresses, des Anpassungsdrucks und des erwähnten Ohnmachtsgefühls nehmen wir die Optionen des Innehaltens, Verlangsamens oder des Protests als vergleichbar irrational und »fern« wahr – wie die Insassen der Glaskuppel im Beispiel von Marcuse. Trotz dieser stark ausgeprägten Stimmung des Anpassungsdrucks an die digitalen Technologien, der zur Tabuisierung der Kritik an der eindimensionalen Digitalisierungsförderung wesentlich beigetragen hat, ergeben sich zunehmend *Widerstandstendenzen*. Diese werden gerade auch dadurch ausgelöst, dass die negativen Auswirkungen auf die mentale Gesundheit von Kindern und Jugendlichen zu deutlich sichtbar geworden sind, als dass sie langfristig ignoriert bzw. kollektiv dissoziiert werden könnten. Die seit 2023 gestiegene öffentliche Sensibilität für »schädigende« Einflüsse spiegelt sich in einem Domino-Effekt zunehmend restriktiver Empfehlungen zur Nutzung sozialer Medien. Ausgehend von Frankreich, den Niederlanden und Großbritannien ist beispielsweise die Re-

de von Smartphone-Verboten europaweit salonfähig geworden (Kassam, 2024). Jenseits der Formulierungen zu Privatheit und Datenschutz im *Artikel 12* der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte stellt sich die Frage, wie der Datenschutz beschaffen sein muss, damit die individuelle und sozialpolitische Funktion der Privatheit gewahrt wird.

Privatheit gilt als zentraler Bestandteil von Sicherheit, weil sie Vertraulichkeit, Integrität und sicheren Zugang zu ansonsten geheimen Daten gewährleisten kann (Weippl & Schrittwieser, 2024, S. 399). Dieses Sicherheitsgefühl ist – nicht nur in der Individual-, sondern auch in der Sozialpsychologie – Voraussetzung für wechselseitiges Vertrauen, loyale Bindungen und Compliance. Um diese Privatheit im Datenschutz (wieder) zu gewährleisten, gibt es kollektive und politische Bestrebungen, die verschiedene Schutzmaßnahmen im Blick haben. Der Informatiker Edgar Weippl unterscheidet zwischen *administrativen*, *technischen* und *physischen* Maßnahmen. Eine Kombination solcher Maßnahmen kann gemäß Weippl präventiv Privatheitsverletzungen vereiteln, diese aufspüren oder zur Wiederherstellung beitragen (Weippl & Schrittwieser, 2024, S. 400). Zu den verschiedenen Maßnahmen gehören im Bereich der digitalen Technologien etwa Authentifikationssysteme, die Verschlüsselung, die Zugangskontrolle oder die Kompartmentalisierung von Informationen (Weippl & Schrittwieser, 2024, S. 401). Unter »Kompartmentalisierung« wird im Bereich der Cybersecurity eine mehrlagige »Tiefenverteidigung« (*defense-in-depths*) verstanden, bei der ein Zusammenwirken von administrativen, technischen und physischen Maßnahmen zum Schutz vor Cyberangriffen oder sonstiger Schadensverursachung eingesetzt wird (Weippl & Schrittwieser, 2024, S. 402). »Tiefenverteidigung« bedeutet also ein komplexes Maßnahmenbündel zum Schutz persönlicher Daten vor nicht-autorisiertem Zugang oder vor deren Preisgabe (Weippl & Schrittwieser, 2024, S. 403).

Kompartmentalisierung als Strategie im Bereich der Cybersecurity weist gewisse Parallelen zur psychischen Bewältigungsstrategie der Kompartmentalisierung auf: In beiden Fällen geht es um die Auswahl und den »Ausschluss« bzw. die Abgrenzung einzelner Sicherheitszonen, damit die Gesamtstabilität des Systems nicht gefährdet wird. Während Kompartmentalisierung im innerpsychischen Bereich z.B. die Abspaltung traumatischer Erfahrungen vornimmt, um in großen Teilen der Gesamtpsyche und des Verhaltens Funktionalität und Stabilität zu gewährleisten, bedeutet sie im Bereich der technischen Systemregulation ebenfalls eine Abwehrfunktion. Hierbei werden verschiedene Schutzschichten oder -zonen erstellt, um die zugrundeliegenden Informationssysteme, Netzwerke und Assets vor möglichen Einbrüchen zu bewahren. Das Leitprinzip dieser Sicherheitsstrategie lautet, dass potenziell jede Sicherheitsmaßnahme einzeln durchbrochen werden muss und entsprechend eine mehrschichtige Verteidigung ein robusteres und resilienteres System gewährleistet. Durch die mehrschichtige »Dissoziationsstrategie« können Angriffe zumindest verzögert werden, was mehr Zeit für das Ergreifen von Gegenmaßnahmen schafft (Weippl & Schrittwieser, 2024, S. 401). Wie bei den traumainduzierten Dissoziationsstrategien auf der innerpsychischen Ebene gilt auch hier die Erwartungshaltung des Misstrauens und der Überwachsamkeit: »Die anderen Akteure und die Welt sind bedrohlich, man muss mit dem Schlimmsten rechnen, jederzeit zum Abbruch und zur Gegenwehr bereit sein«. Entsprechend spricht man von einer »Zero Trust«-Strategie (florianlaumer, 2024). Ei-

ne tiefenpsychologische Ethik der digitalen Gesellschaft zieht derlei Verflechtungen individueller und kollektiver Einstellungen und Auffassungen mit in Betracht.

Mit dem erst jüngst verstärkten weltpolitischen Gefahrenbewusstsein hinsichtlich der möglichen Auswirkungen von generativer KI hat eine Nachregulation eingesetzt, die mit dem kollektiven Verlust von Privatheit und Datenschutz im Internet weitgehend reaktiv und entsprechend symptomatisch umgeht. Die Notwendigkeit der anhaltenden ethisch-rechtlichen Nachregulierung bereits eingesetzter Technologien, deren ethisch problematische Implikationen sich oft erst nachträglich zeigen und die zugleich unaufhaltsam weiterentwickelt werden, was eine entsprechend kontinuierliche Regulation nach sich zieht, kann früher oder später auch das politische Vertrauen in die Regierungen untergraben. Bürgerinnen und Bürgern wird wiederholt der Eindruck vermittelt, dass die traditionellen staatlichen Regierungen mit dem technischen Fortschritt nicht mithalten können und im Umgang mit der digitalen Lebenswelt an Autorität, Glaubwürdigkeit und Sicherheit einbüßen. Der Medien- und Kommunikationswissenschaftler Luke Tredinnick (2008, S. 97f.) sieht die Einbußen der traditionellen Autoritäten in einem engen Zusammenhang mit dem Aufbrechen von Informations-, Wissens- und Wahrheitsgewissheiten in der digitalen Gesellschaft. Dazu passt der Querverweis auf Hararis Befund des »Silicon Curtain«. Diesem stellt er die offene Frage gegenüber, ob es im Verlauf der digitalen Epoche zu einem globalen (digitalen) Imperium oder aber zu einer globalen Spaltung kommt (Fry, 2018, S. 63).

Big Data, Algorithmen und neue Formen der Diskriminierung

Wenn Daten in unserer Zeit »das neue Gold« sind, wie u.a. Hanna Fry konstatiert, »dann leben wir seit einiger Zeit im Wilden Westen« (Fry, 2018, S. 63). Die Mathematikerin leistet eine aufklärungsorientierte Analyse der Frage, ob und wann ein Algorithmus der Gesellschaft nützt und wann Algorithmen zu Schaden beitragen. In diesem Sinn trägt sie zu einer Digitalen Ethik bei. Ein Algorithmus ist hier ein computationaler Mechanismus, der eingesetzt wird, um aus der exponentiell ansteigenden Big Data durch ihre Sortierung und Analyse einen Nutzen zu ziehen. Dadurch werden aus »Rohdaten« wertvolle Informationen für beispielsweise politische und wirtschaftliche Akteure (Unternehmen, Regierungen etc.) gewonnen. Die Funktionsweise von Algorithmen ermöglicht personalisierte Werbung, Vorhersagen, Risikoeinschätzungen, Prozessoptimierungen. Dadurch sind sie gerade auch in der (digitalen) Wirtschaft ausgesprochen lukrativ. Frys Vergleich mit dem Goldrausch in den USA des 19. Jahrhunderts, der damals die Aussicht auf industrielles Wachstum und Reichtum beförderte, weist auf das transformative, ermächtigende Potenzial von Daten in Kombination mit Algorithmen hin. Sinnbildlich entsprechen die Daten dem zu waschenden und zu siebenden Rohmaterial; den Algorithmus könnte man mit dem immer effizienter werdenden Prozess des Herauswaschens spezifischer Datensets vergleichen. Der Zugang resp. Besitz und die Kontrolle über Big Data auf der einen und die effizientesten Filter und Algorithmen auf der anderen Seite entscheiden marktwirtschaftlich, aber auch in Bezug auf psychologisches und politisches Manipulationspotenzial über den Erfolg.

Fry beschreibt die aktuellen Szenarien im Narrativ von Informationsnetzwerk-»Gläubigen«, dass Algorithmen als neue Autorität betrachtet werden, deren Macht nicht in Frage gestellt wird. Während einerseits eine weltweite Nachregulierung des »Wilden

Westens« an Big Data eingesetzt hat, sind gesellschaftliche, kulturelle, politische und finanzielle Risiken im Kontext der Entstehung einer digitalen Weltordnung auch gemäß Fry noch weitgehend unterschätzt und unterreguliert.[5]

Auf die Forschung von Veronica Barassi wurde bereits hingewiesen. Die Anthropologin problematisiert im Rahmen der Big-Data-Debatte die vorgeburtliche Datafizierung und das Profiling von Kindern aus menschenrechtlicher Sicht (Barassi, 2020). Insbesondere analysiert sie die Auswirkungen der Datenerfassung auf die zukünftigen Bürgerrechte von Kindern und Jugendlichen und fordert mehr ethische Reflexion und Kritik, Transparenz und strengere Regulierungen im Umgang mit den entsprechenden persönlichen Daten. Durch Schwangerschafts-Apps und soziale Medien, aber auch durch das Teilen medizinischer Daten wird bereits vorgeburtlich ein digitaler Fußabdruck generiert. Dieser digitale Fußabdruck wird von Technologieunternehmen und Plattformen kommerzialisiert. Die Verwertung der Daten für ein biografisch früh angesetztes Profiling geschieht ohne Zustimmung und Kontrolle des Kindes und häufig im Kontext fehlender Information resp. mangelnden Bewusstseins seitens der Eltern resp. Erziehungsberechtigten. Barassi zeigt aus anthropologischer Sicht, dass neben den menschenrechtlichen Gesichtspunkten die algorithmische Erfassung der gesamtmenschlichen Zusammenhänge notwendigerweise defizitär bleiben muss, da sie die individuelle und kollektive Unberechenbarkeit des menschlichen Verhaltens, »the human error«, letztlich nicht verlässlich systematisieren kann (Barassi, 2020, S. 151, 171).

Die unausweichliche Fehlbarkeit von Algorithmen begründet Barassi demnach mit Bezug auf drei Problemfelder: Algorithmen stützen sich auf inakkurate und dekontextualisierte Datensätze, sie sind weitgehend unerklärbar, entsprechend nicht verlässlich und sie unterliegen immer reproduzierten Verzerrungen. Der weiter oben festgestellte Mangel einer wissenschaftlichen »Gesamttheorie«, wie sie beispielsweise eine psychodynamisch informierte Ethik leisten könnte, das Fehlen grundlegend »verstehender Erklärungen« (Wright, 1994, S. 141) geht also einher mit Risiken der instrumentellen Nutzung und der selektiven, von normativen Maßstäben entkoppelten Kombination von Ergebnissen und Expertisen. Hinzu kommt, dass im Zuge der Nachregulierung und Maßnahmenbildung zur Sicherung der Privatheit und des Datenschutzes eine neue Form der Zweiklassengesellschaft zu entstehen scheint: Die aufwendigen Maßnahmen, die für die Wiederherstellung und Gewährleistung von Privatheit und Datenschutz im virtuellen Bereich vorausgesetzt wären, kann sich aus rein ökonomischen Gründen lediglich ein Bruchteil der Weltbevölkerung leisten. Im Zuge dieser Verschiebung der ökonomischen und politischen Machtverhältnisse gehen mit der Datafizierung notgedrungen auch *neue Formen der Diskriminierung* einher. Dieser Umstand veranlasst Barassi zur Forderung nach neuen resp. erweiterten, auf die Datennutzung bezogenen Kinder- und Menschenrechten. – Über diese rechtlichen und völkerrechtlichen Dimensionen hinaus stellt der Umgang mit der durch Algorithmen verursachten (sozialen) Ungerechtigkeit gerade auch für die *Ethik der digitalen Gesellschaft* eine zentrale Herausforderung dar.

---

5 Fry (2018, S. 46f.) zeigt das u.a. am Beispiel des *Cambridge-Analytica*-Skandals, bei dem Persönlichkeitsprofile und Likes algorithmisch verknüpft, inoffiziell vermarktet und mutmaßlich Nutzende anhand gezielter Fake News und Werbungen politisch und hinsichtlich ihrer ökonomischen Entscheide gezielt manipuliert wurden.

Hinsichtlich der Veränderungen im Arbeitssektor ließe sich diesbezüglich eine eigenständige Abhandlung über die Paradoxien der Regulierungsmaßnahmen ergänzen. Die Umsetzung normativer Regulierungsforderungen zum Schutz der Nutzenden vor unzumutbaren Videoinhalten und Posts sowie deren Umsetzung durch die Unternehmenspolitik von *Meta* ist nur ein Beispiel für die Komplexität von Ausbeutungsprozessen. Für die Filtrierung von Inhalten nach ethischen Standards setzen Plattformen wie *Meta* sogenannte Inhaltsmoderatoren (Content Moderators) und Datenkommentator*innen (Data Annotators) ein. Diese sind dafür verantwortlich, toxische Posts, Gewaltvideos und Inhalte, die nicht den Richtlinien des Unternehmens entsprechen, zu selektionieren. Die Mitarbeitenden schauen täglich eine hohe Anzahl psychisch belastenden Materials durch. Die Tätigkeit ist meist ausgelagert in Länder wie Uganda oder Kenia, in denen der Arbeitnehmer*innenschutz noch nicht gleichermaßen reguliert wird. Sie dient dazu, die algorithmischen Auswahlverfahren zu optimieren und die User*innen vor schädlichen Inhalten zu schützen (Muldoon et al., 2024, S. 1–2).

Der fragmentarischen und teilweise wie eine Doppelmoral anmutenden (Nach-)Regulierung technologischer Errungenschaften setzen politische Verträge wie der *EU Data Act*, verabschiedet im Januar 2024, zunehmend konsensuale Vereinbarungen entgegen: Der Abgrund der Nicht- oder Nach-Regulierung im Bereich der KI wird kollektiv zunehmend sichtbarer und in der westlich-liberaldemokratischen Politik bewusster adressiert. Da generative künstliche Intelligenz in ihrer Form von Chatbots der Öffentlichkeit als Exempel zur Probe und im Interesse einer maximalen Gewinnoptimierung mit mangelnder ethisch verbindlicher Regulierung zur Verfügung gestellt wurde, wird das Ausmaß der ethischen, sozialen und kulturellen Auswirkungen erst schrittweise erkennbar. Die Einflüsse solcher Entwicklungen auf die psychische Konstitution und die Lebensverhältnisse werden von der Forschung zwar stetig, oftmals jedoch aus inhärenten Gründen – nicht zuletzt aufgrund des Bedarfs an Langzeitstudien – verzögert erfasst.

Kapitel 7 widmet sich der Diskussion spezifischer Entfremdungserscheinungen der digitalen Gesellschaft. Es verbindet die kritisch-theoretische Entfremdungsdebatte und die hier vorgestellte Theorie der Dissoziation mit zeitgenössischen Befunden und Phänomenen. Die signifikante Zunahme psychischer Störungen bei Kindern und Jugendlichen in den Anfängen des 21. Jahrhunderts wie auch die Kulturanalysen u.a. von Gabor Maté weisen darauf hin, dass wir in den westlichen Gesellschaften zu einer Normalisierung des – aus klinischer Sicht grenzwertig hohen, traumaassoziierten – Pegels von Dauerstress und Wachsamkeit in der Arbeitswelt und oft auch in unserer Privatsphäre wie im Familienklima tendieren. Die beschriebene Tendenz, dass die Welt zunehmend in unverbundenen »Tranchen« wahrgenommen wird, macht sich bemerkbar. Ein solcher tranchierter bzw. kompartmentalisierter Weltzugang schützt zwar vor emotionaler Überforderung und Belastung, dämpft jedoch unbewusst die Bereitschaft, sich emotional (auf andere oder sich selbst) einzustimmen (*attunement*), sich (von anderen) erreichen zu lassen (Affizierbarkeit) und bezogene, resonante und konfliktresiliente Beziehungen zu erleben, (aus) zu halten und zu gestalten. Diese Entwicklung wird vor dem Hintergrund der ausführlichen Entfremdungsanalysen zu »Burnout« und »Depression« aus der kritischen Theorieforschung als sozialpathologische Entwicklung identifiziert.

Die Leitfrage auf der Spur aktueller Entfremdungsphänomene lautet: Welche für die psychische Gesundheit und Selbstverwirklichung dysfunktionalen Bewältigungsstrate-

gien und Praktiken werden gesellschaftlich normalisiert und können entsprechend als sozialpathologisch bezeichnet werden? – Die Auseinandersetzung in Kapitel 7 leitet über zu dem im Schlusskapitel 8 formulierten Entwurf einer psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft.

7. Kindheit und Jugend in der digitalen Epoche – zwischen Wachstum und (sozial-)pathologischen Risiken

Als Wegweiser für zeitgenössische Entfremdungsanalysen scheint die Frage nach dem Einfluss digitaler Technologien auf die mentale Gesundheit von Kindern und Jugendlichen besonders aufschlussreich zu sein. (1) Einerseits stellt sich diese Frage vor dem Hintergrund der besagten Bedeutung frühkindlicher und kindlicher Selbst-, Beziehungs- und Welterfahrungen, wie sie insbesondere auf der Basis der Neurologie, aber auch der Anerkennungstheorie und mit Blick auf eine Theorie der Dissoziation angenommen wird. Ausgehend davon, dass sich Kindheitserfahrungen und Eltern-Kind-Beziehungen in der digitalen Epoche deutlich verändert haben, scheint dieser Wandel für das Verständnis aktueller Entfremdungsphänomene und sozialpathologischer Risiken besonders bedeutsam zu sein. (2) Andererseits fordert uns die allgemeine Zunahme psychischer Krankheiten bei Kindern und Jugendlichen in digitalisierten Gesellschaften zur Diskussion aktueller Entfremdungserscheinungen auf. Im Folgenden werden diese beiden Aspekte näher betrachtet.

7.1 Kindheitserfahrungen und Eltern-Kind-Beziehung in der digitalen Epoche

Ausgehend von der modernen Bindungstheorie wird die Annahme der Dissoziationstheorie untermauert, dass (früh normalisierte) dissoziative Bewältigungsstrategien langfristig negative Auswirkungen auf die mentale Gesundheit haben können. Das sich entwickelnde *Gehirn* rückt in den Fokus: Im Kontext der lebenslangen Neuroplastizität des Gehirns wurde in der neuromedizinischen Intersubjektivitätsforschung beispielsweise aufgezeigt, dass junge Erwachsene, die in ihrer Kindheit Missbrauch erfahren haben, öfter an Depressionen, Abhängigkeit und Posttraumatischen Belastungsstörungen leiden (Siegel & Payne Bryson, 2023, S. 75). Die Gehirne weisen je nach Kindheitserfahrungen spezifische Veränderungen auf.

> Erfahrungen führen zu Veränderungen in der Architektur unseres Gehirns. In der Praxis sollten wir also die Neuroplastizität im Hinterkopf behalten, wenn wir Entscheidungen darüber treffen, wie wir mit Kindern interagieren und womit sie Zeit verbringen. Wir sollten berücksichtigen, welche neuronalen Verbindungen gebildet werden und wie sich diese in Zukunft manifestieren können. (Siegel & Payne Bryson, 2023, S. 78)

Die Art der Beziehungsinteraktion und der Kommunikation beeinflusst die neuronalen Netzwerke (Synapsen) im Gehirn. Siegel zitiert die Hebb'sche Lernregel: »neurons that fire together wire together« (»Neurone, die gemeinsam feuern, verdrahten sich miteinander«) (Siegel & Payne Bryson, 2023, S. 76). Diese Vernetzungsprozesse sind entscheidend für die – positive und negative – Konditionierung von Verhalten, für die Entwicklung von Beziehungs- und Konfliktmustern, Selbstmanagement und Lernerfahrungen. Neben der Neuroplastizität spielt gerade bei der Entwicklung dissoziativer Bewältigungsstrategien die Unterscheidung und Kommunikation zwischen den höheren und den niedrigen, impulsiveren Teilen des Gehirns eine Rolle (Siegel & Payne Bryson, 2023, S. 81).

> Weil das Gehirn so komplex ist, können wir bei unseren Kindern, wenn sie aufgewühlt sind oder sich auf eine Art verhalten, die wir nicht mögen, unterschiedliche »Teile« des Gehirns ansprechen, unterschiedliche Regionen und Funktionsweisen des Gehirns, wobei unterschiedliche elterliche Reaktionen unterschiedliche Schaltkreise aktivieren. (Siegel & Payne Bryson, 2023, S. 80)

Die höheren Gehirnregionen sind für das Denken und für »gute« Entscheidungen zuständig; entsprechend sind sie empfänglich für eine kooperative Lösungsfindung. Unter Stress oder wenn das Kind beispielsweise mit Drohungen, beängstigenden nonverbalen Ausdrücken in Tonfall, Körperhaltung oder Mimik der Bezugspersonen konfrontiert ist, werden reaktive, defensive Schaltkreise im unteren »Reptiliengehirn« (Stammhirn) des Kindes aktiviert. Auf der Beziehungsebene ist damit eine emotionale Eskalation häufig vorprogrammiert, weil die reaktiven Bewältigungsstrategien und aufgewühlten Gefühle nicht mehr ausreichend durch die oberen Gehirnstrategien abgefangen werden können (Siegel & Payne Bryson, 2023, S. 80–81). Je nach Frequenz, Gewöhnung und Umlenkung entwickeln sich bei einer unzureichenden Affektregulation im schlechtesten Fall desorganisierte, dissoziativ vermeidende oder ambivalente Bindungsmuster.

Falls defensiv-aggressive Bewältigungsstrategien beispielsweise aus Überforderung im Erziehungsverhalten überhandnehmen, erhöht dies die psychische Vulnerabilität und Wahrscheinlichkeit der Entstehung dissoziativer Bewältigungsstrategien und Symptome. Schore beschreibt am Beispiel der »defensiven Dissoziation« einer Mutter, die selbst mit traumatischen Strukturen und Emotionen belastet ist, wie diese sich emotional davor schützen muss, den Stress und Schmerz ihres Kindes an sich heranzulassen. Instinktiv reagiert sie auf die emotionale Not des Kindes mit einem emotionalen Shutdown, um die eigenen unbewältigten Ängste und Erfahrungen nicht hochkommen zu lassen. Sie schaut dem schreienden Kind z.B. instinktiv nicht ins Gesicht, kann es nicht aushalten, vom dysregulierten Zustand des Kindes betroffen zu werden. Der emotionale Rückzug der Mutter, kombiniert mit anderen traumatischen Stressreaktionen (wie

situative Übergriffigkeit, Unberechenbarkeit im Hyperarousal oder vernachlässigend detachiertes Hypoarousal), führt im Kind zur Erfahrungsrepräsentation, dass in der Not keine Linderung durch die Bezugspersonen, keine beruhigende, sicherheitsstiftende und regulierende Begleitung erwartet werden kann (A. N. Schore, 2019b, S. 46). Unter anderem bedeutet dies auch, dass die aufgewühlten, großen Gefühle des Kindes in der Beziehung zu den Bezugspersonen mehr Stress und negative Verstärkung als Trost und Regulierung bzw. gesunde Stabilisierung bewirken. Erlebt das Kind nicht regelmäßig Konflikt- und Emotionsregulationen mit den Bezugspersonen, die »gut genug« sind, um eine verlässliche neuronale Vernetzung herzustellen, entwickelt es eine Tendenz, solche Situationen vorschnell reaktiv, d.h. defensiv-aggressiv bzw. dissoziativ zu bewältigen.

Zusammengefasst lässt sich mit Bezug auf die neurologische Grundlage menschlicher Entwicklung festhalten, dass die Neuroplastizität im Kindheitsalter Konsequenzen für das *Erziehungsverhalten* der Eltern hat (Siegel & Payne Bryson, 2023, S. 75). Böhm (2015) subsumiert, dass die elterliche Zuwendung »ein biologischer Schutzfaktor für die Gehirne kleiner Kinder« sei. Siegel und Payne Bryson (2023, Kapitel Einleitung) stellen fest, dass das Wissen über das kindliche Gehirn – im Vergleich z.B. zum kollektiv breit geteilten Wissen zur gesunden Ernährung – gemeinhin noch wenig in die Aufklärung der Eltern eingeflossen ist. Von der Neuroplastizität des Gehirns lässt sich jedoch nicht nur die Forderung einer achtsamen Erziehung ableiten; umgekehrt impliziert sie auch das gleichsam *therapeutische Potenzial*, dass vermeintlich festgefahrene, stagnierte Beziehungsmuster und -erfahrungen umgelenkt und korrigiert werden können. In diesem Sinn bildet die Neuroplastizität die organische Grundlage für die therapeutisch unabdingbare prinzipielle *Prozesshaftigkeit* und *Offenheit* (HK 4) dissoziativer Phänomene.

Inwiefern spielen die erwähnten neurologischen bzw. entwicklungspsychologischen Grundvoraussetzungen eine Rolle für das Studium von Entfremdungserscheinungen in der digitalen Gesellschaft? Die geschilderte allgemeinmenschliche Grundkonstellation verschiedener Bindungs- und psychischer Bewältigungsmuster, die in der digitalen Gesellschaft so aktuell ist wie in früheren Epochen, wird durch die weitgehende Verschiebung der zwischenleiblichen Beziehungsinteraktion in die virtuelle Kommunikationssphäre und die damit einhergehende Entmaterialisierung stark herausgefordert. Betroffen sind allgemeine zwischenmenschliche Phänomene wie das Austragen von Identitätsprozessen, Konflikte zwischen Peers, Eltern und Bezugspersonen sowie andere Gruppendynamiken – aber auch alltägliche Prozesse wie das Lernen, das in der digital geprägten Lebenswelt vermehrt am Bildschirm stattfindet.

Ausgehend von der Bindungstheorie ist es daher für das Erlangen eines gesunden, funktionalen Umgangs mit Smartphones, sozialen Medien und virtueller Realität besonders entscheidend, dass – abgesehen von in Kapitel 6.3.1 erwähnten gezielt manipulativen, teilweise süchtig machenden technologischen Designs – nicht die digitale Welt an sich für einen dysfunktionalen Umgang haftbar gemacht werden kann. *Vielmehr beeinflussen das früh erworbene und lebenslang weitergeformte Beziehungs- und Selbstregulationsvermögen, Vorbilder und Anreizstrukturen, welche Rolle die digitalen Technologien in der Individualentwicklung eines Menschen – in der Familie, in der Schule und in der Freizeit – spielen, wie also Kinder und Jugendliche ihr Verhältnis dazu gestalten.* Jugendliche und Adoleszente, die in der digitalen Gesellschaft gerade im Umgang mit der virtuellen Realität auf Feedback und Regulierung angewiesen und zunehmend mit erhöhtem Umgebungsstress, gesellschaft-

licher Beschleunigung, Leistungsanforderungen und Selbstoptimierungsansprüchen – also mit erheblichen Spannungen und Irritationen (HK 2) – konfrontiert sind, fallen oft auf in ihrer früheren Entwicklung erworbene funktionale (stabilisierende) oder dysfunktionale (stagnierende) Beziehungsstrategien (HK 1/3) zurück, die sie im Lebensverlauf aufrechterhalten, überwinden und erweitern können (HK 4).

Zur erworbenen Entwicklungsgrundlage, die für psychische Resilienz und Adaption zentral ist, gehört insbesondere die *Mentalisierungsfähigkeit*. Diese entwickelt sich insbesondere aus der (unmittelbaren) zwischenleiblichen, mimisch und körpersprachlich vermittelten nonverbalen Kommunikation: Gefühle und Erleben spiegeln sich in unserem nonverbalen Verhalten besonders deutlich. Die digitalen Informations- und Kommunikationstechnologien verändern das Feld natürlicher intersubjektiver Mentalisierung mehr als frühere Technologien wie Schriftverkehr oder Telefonie. Dies insbesondere durch neue, vor allem auch durch bildhafte Repräsentationen (Visualisierungen, Emojis, Avatare etc.) vermittelte Beziehungsausdrücke. So wird das Feld der Mentalisierung – zusammen mit der Reaktivität des Gehirns und der Emotions- bzw. Stressregulation – zum neuralgischen Punkt einer gesunden Umgangsweise mit digitalen Technologien. Entsprechend beginnt der nachhaltigste Schutz vor psychischen Störungen im Lebensverlauf mit einem sorgsamen, bezogenen und resilienzfördernden »Breeding« von Säuglingen und Kleinkind, gefolgt von einer gleichermaßen bezogenen, konfliktfähigen Begleitung bis in die Jugend und Adoleszenz. Das hierbei hochkomplexe und immer nur am individuellen Fall erkennbare Zusammenspiel des verkörperten Gehirns, der genetischen Reifung, der innerpsychischen Beziehungs- und Welterfahrung (Umwelt, Natur, Technologien etc.) wurde bereits im Kapitel 3 erörtert.

Die strukturellen Veränderungen der Kindheitserfahrungen, der Eltern-Kind-Beziehung und der Beziehung zwischen Kindern in der digitalen Epoche eröffnen ein erst angepflügtes Forschungsfeld (Toran et al., 2024, S. 1). Wissenschaftlich erforscht wird u.a. der Einfluss der elterlichen Smartphone- und Technologienutzung auf die Entwicklung von Säuglingen und Kleinkindern, die Auswirkungen auf deren Sozialverhalten und die Entwicklung von Ängsten und Depressionen.[1] Kritisiert wurde, dass sich die empirische Forschung rund um das »digital parenting« tendenziell einseitig auf die veränderten Erziehungsstrategien und Regulationspraktiken im Umgang mit digitalen Medien konzentrierte, während der komplexere relationale Untergrund bisher eher im Hintergrund geblieben ist (Modecki et al., 2022, S. 1675–1676). Mehr Aufmerksamkeit scheint aus psychodynamischer Sicht die Frage einzufordern, wie die Eltern-Kind-Beziehung verändert wird.

> Despite robust evidence, this developmental understanding that parent-child relationship quality is crucial to balancing adolescents' needs for safety and autonomy has not yet permeated the science of digital parenting. (Modecki et al., 2022, S. 1675)

Eine ausreichend gute Qualität der Eltern-Kind-Beziehung und der bewusste Umgang mit veränderten Interaktionsweisen, so das Argument, sind entscheidende (Resili-

1 Maute et al., 2018; von Wyl, 2021; Brandon & Coyne, 2016; Kushlev et al., 2017; Kildare & Middlemiss, 2017; Radesky et al., 2015 etc.

enz-)Faktoren zugunsten der Entwicklung eines gesunden Umgangs mit digitalen Medien und Technologien (Koch et al., 2024; Toran et al., 2024). Dafür spricht u.a. die empirisch erhärtete These, dass nicht das Smartphone an sich – wie auch nicht die digitale Welt als solche – die Ursache für Schwierigkeiten in der Eltern-Kind-Interaktion ist, sondern dass häufig eine latente Unempfänglichkeit (*unresponsiveness*) der Eltern durch den Smartphone-Gebrauch in der Beziehung zum Kind akzentuiert zum Ausdruck kommt (Knitter & Zemp, 2020, S. 35).

Weitere psychologische Studien im Kontext der Digitalisierung finden sich zu spezifischen Störungsbildern und Zusammenhängen, beispielsweise zur Prävalenz der Depression im Verhältnis zur Nutzung sozialer Medien, zum Einfluss von gewalttätigen Videospielen auf aggressives Verhalten (Huesmann et al., 2003; Lemmens et al., 2011; Calvert et al., 2017) oder zur Zunahme der Computerspielsucht (Wölfling & Müller, 2009).

Erschwerend für die Forschung zum »digital parenting« als Beziehungs- und Erziehungskonzept ist, dass dieses sich empirisch nur sehr schwer bzw. reduktiv konzeptualisieren lässt. Gleichzeitig sind qualitative Studien zum Thema oft auf spezifische Kohorten ausgerichtet, bestehen aus Interviews oder Anwenderstudien. Entsprechend lassen sich die Erkenntnisse nur bedingt verallgemeinern. Die sozioökonomische Heterogenität des Umgangs mit sozialen Medien und digitalen Technologien in unterschiedlichen Herkunftsfamilien und vor allem der wechselseitige Einfluss der elterlichen und kindlichen Umgangsweise mit den Technologien sind für repräsentative Studien nicht vernachlässigbar (Modecki et al., 2022, S. 1673).

Darüber hinaus setzt eine repräsentative Erforschung voraus, dass die Unterschiede zwischen älteren und neueren Technologien (Telefonie, Fernsehen, Internet, soziale Medien, Smartphone, Tablet, Online-Gaming, Smart Speakers etc.) in den Studiendesigns ausreichend anerkannt und integriert werden. Kathryn L. Modecki et al. (2022, S. 1675–1676) kritisieren, dass ältere Studiendesigns und Typologien, z.B. aus der Verhaltensforschung zum Fernsehen, zu wenig differenziert auf neuere Technologien adaptiert würden.

Damit einher geht auch, dass oft nicht nur die negativen, sondern auch spezifische *positive Effekte* der Nutzung von Smartphones und der sozialen Medien nicht ausreichend gewichtet werden: Smartphones können die Kommunikation mit Gleichaltrigen fördern, bieten Möglichkeiten zur Teilnahme an sozialen Netzwerken, eröffnen mittelfristig karrierebezogene Chancen. Darüber hinaus können sie als Werkzeuge zum Lernen und zur Selbstdarstellung dienen. Für die gezielte Förderung starker Online-Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen, zur Schulung des verantwortungsvollen, proaktiven Umgangs mit den Chancen und Risiken, die die Technologie mit sich bringt, sind entsprechende Forschungsergebnisse und Erfahrungsberichte instruktiv.

Zu den offenen Forschungsfragen gehört – synchron mit dem Schwerpunkt der Bindungstheorie – das bessere Verständnis von sozioökonomischen Bedingungen der Herkunftsfamilien im Verhältnis zu digitalen Technologien und sozialen Medien. Gerade in einkommensschwachen Familien dienen Smartphones als Wissenszentren, indem sie Zugang zu Lernmaterialien, Übersetzungstools und globalen Nachrichten bieten (Modecki et al., 2022, S. 1677).

Die empirische Forschung rund um das »digital parenting« setzte sich zu einseitig mit dem messbaren Vergleich u.a. von Erziehungsstrategien auseinander, ohne jedoch

den komplexeren relationalen Untergrund in den Fokus zu stellen (Modecki et al., 2022, S. 1675–1676). Untersuchungen zu dem süchtig machenden Design von sozialen Medien lassen sich z.B. deutlich einfacher operationalisieren als Studien zu den interpersonalen Effekten digitaler Technologien.

In Anlehnung an Daniel Siegels Bild eines »Werkzeugkoffers für gute Beziehungen« (vgl. Kap. 5.3.4) setzen Informations- und Kommunikationstechnologien, welche die soziale Interaktion in entmaterialisierter, entleiblichter Form erlauben, entscheidende »Werkzeuge« für gelingende Beziehungen voraus.

Sowohl die *Präsenz*, der *Kontakt* und das *Einfühlungsvermögen* sind wesentlich zwischenleiblich vermittelte, relationale Erfahrungen und Kompetenzen. Digitale Geräte wie Smartphones interferieren als oftmals »daueranwesende Dritte« mit diesen drei Dimensionen zwischenleiblicher Interaktion. Zumindest projizieren wir diese Macht oft auf unsere Geräte; denn gleichzeitig sind es Rahmenbedingungen des jeweiligen Settings u.a. die singulären Beziehungsinteraktionen und -muster zwischen Eltern und Kind, die über den Stellenwert resp. die Art und Weise entscheiden, wie ein Smartphone positiv oder negativ z.B. ins Familienleben integriert wird. Die *Selbstwahrnehmung* und *Selbstorganisation* verändern sich z.B. unmittelbar, wenn die zwischenleiblichen Erfahrungen als Korrektiv abnehmen oder wegfallen. Wenn präsente, zwischenleiblich bezogene und einfühlsame Begegnungen genügend oft stattfinden, können Erfahrungen (z.B. aus der virtuellen Realität) in ein Verhältnis zur Außenrealität gesetzt werden. Der intersubjektive (Nach-)Verarbeitungsprozess und die Externalisierung virtuell erlebter Erfahrungen und Feedbacks im Gespräch mit Bezugspersonen können zu einem gereiften Umgang und einer reflexiven Distanzierung beitragen. Diese Phänomene interessieren gerade auch aus der Perspektive der Dissoziationstheorie. Sie führen zurück zur Ausgangsfrage, ob dissoziative Bewältigungsstrategien in der digitalen Gesellschaft zugenommen haben.

7.2 Aktuelle Befundlage psychischer Erkrankungen

Die Frage nach dem Einfluss digitaler Technologien auf die mentale Gesundheit von Kindern und Jugendlichen drängt sich geradezu auf, wenn man die seit den frühen 2000er Jahren festzustellende Zunahme psychischer Krankheiten in digitalisierten Gesellschaften – insbesondere den Anstieg von Depressionen, Angst- und Verhaltensstörungen – zu erklären versucht (Seiffge-Krenke, 2011, S. 650). Vergleichende Studien verdeutlichen den seit der Jahrtausendwende anhaltenden Trend zunehmender psychischer Belastungen im Kindheits- und Jugendalter in verschiedenen westeuropäischen Ländern und den USA. So weist die WHO darauf hin, dass psychische Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen weltweit zunehmen und zu den häufigsten Ursachen von Behinderungen und Krankheit gehören. Attestiert wird, dass die meisten psychischen Störungen von Kindern und Jugendlichen im Alter von 14 Jahren auftreten, jedoch oftmals unbemerkt und unbehandelt bleiben (World Health Organisation, o.J.).

Die Effekte zunehmender psychischer Belastung zeigen sich auch in der Erwachsenenforschung: Zu den auffälligsten Entwicklungen im Arbeitsunfähigkeitsgeschehen der letzten Jahre und Jahrzehnte zählt die Zunahme der Arbeitsunfähigkeit aufgrund

psychischer Erkrankungen. Im Zeitraum der Jahre 1997 bis 2022 haben die Arbeitsunfähigkeitsfälle (AU-Fälle) aufgrund psychischer Erkrankungen in Deutschland unter Frauen um 217 Prozent und unter Männern um 239 Prozent zugenommen (*AU-Fälle aufgrund psychischer Erkrankungen nach Geschlecht*, o.J.).

In Deutschland zeigen die KIGGS-Langzeitstudien des *Robert Koch-Instituts* (2008), die nach einer Basiserhebung (2003–2006) bisher in zwei Wellen durchgeführt wurden (2009–2012, 2014–2017), einen signifikanten Anstieg von Angststörungen und Depressionen im Kindes- und Jugendalter seit 2004. In der Kohorte der 11- bis 17-Jährigen (im Zeitraum 2009–2012) wurden 20 Prozent der Befragten als psychisch auffällig eingeschätzt.

In England zeigte bereits 2004 eine Studie zu den Trends in *Adolescent Mental Health* einen Anstieg psychischer Störungen, insbesondere von Depressionen und Angststörungen (Green et al., 2005). 2009 gab ein Viertel der Jugendlichen in einer repräsentativen Studie an, keinen Sinn im eigenen Leben zu erkennen (SRF, o.J.).

In den USA ist der deutlichste Anstieg psychischer Krankheiten bei Adoleszenten seit 2012 zu verzeichnen (Twenge et al., 2022, S. 10). Die Zunahme betrifft bei Adoleszenten die depressiven Störungen, Angststörungen, Selbstverletzungen und die Anzahl Suizidversuche (Twenge et al., 2022, S. 10). Die Psychologin Jean Twenge weist in einer empirischen Studie nach, dass die psychischen Belastungen bei Teenager-Mädchen besonders zugenommen haben. Sie weist auf eine Korrelation dieser Zunahme mit den negativen Effekten der Nutzung sozialer Medien hin (Twenge et al., 2022). Zwischen 2010 und 2020 verdoppelte sich in den USA die Anzahl der Teenager-Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren, die sich absichtlich selbst verletzten (Haidt, 2024, S. 31). Als deutlichster Befund aus der Forschung zum Einfluss der Digitalisierung auf die psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen kann auf Jonathan Haidt verwiesen werden; gemäß Haidt wirkt sich die Entwicklung auf die mentale Gesundheit junger Mädchen in den USA seit 2010 deutlicher negativ aus als auf jede andere betroffene Gruppe (Haidt, 2024, Kapitel 6).

Die stärkere Betroffenheit von Mädchen und Frauen zeigt sich auch in Europa. In der Schweiz kam es in den (Corona-)Jahren 2020 und 2021 zu einem beispiellosen Anstieg der psychiatrischen Hospitalisierungen bei 10- bis 24-jährigen Frauen. Der Corona-Effekt allein kann die auch seither anhaltende hohe psychische Belastung von Kindern und Jugendlichen nicht erklären (Bundesamt für Statistik, 2022).

Männliche Kinder und Jugendliche sind ebenfalls von einer deutlichen Zunahme psychischer Krankheiten betroffen. Ein Geschlechterunterschied zeigt sich jedoch nicht nur in der Prävalenz, sondern auch in der Art der Störungen, die bei Jungen zugenommen haben. Jungen tendieren zu einem früheren Rückzug aus der realen sozialen Umwelt in die virtuelle Sphäre; dieser Rückzug wiederum verstärkt das Risiko, in der Adoleszenz kein autonomes, erfolgreiches Leben mit entsprechend gelungener Arbeitsmarktintegration leisten zu können (Haidt, 2024, S. 175–176). Jungen haben gegenüber Mädchen ein höheres Hikikomori-Risiko resp. entwickeln eher ein NEET-Syndrom (vgl. Kap. 6.3.2) (Haidt, 2024, S. 196). Die zunehmende Abkapselung in der digitalen Welt des Gamens und oftmals der Pornografie bei gleichzeitiger Abnahme physischer Außenaktivitäten, Risikoerprobung und (zwischenleiblichen) sozialen Kontakten gehört zu den auffallendsten Erscheinungen bei Jungen. Wie bei den Mädchen ist auch hier die Depressionsquote seit 2010 gestiegen; Jungen entwickeln zudem verhältnismäßig häufiger Auf-

merksamkeitsdefizitstörungen und Störungen des Sozialverhaltens als Mädchen (Haidt, 2024, S. 177). Die Suizidrate bei männlichen Jugendlichen zwischen 10 und 14 Jahren ist in den USA seit 2010 um 91 Prozent gestiegen, bei Mädchen um 167 Prozent (Haidt, 2024, S. 31).

Die Zahl der Gender-Dysphorie-Diagnosen, also des psychologischen Leidens darunter, dass eine Person ihre Geschlechtsidentität als nicht übereinstimmend mit ihrem biologischen Geschlecht erlebt, stieg im Verlauf der letzten zehn Jahre stark an. Zahlen aus den USA legen nahe: Während männliche Jugendliche zu Beginn der letzten Dekade noch häufiger betroffen waren als Mädchen, haben die weiblichen Betroffenen in der Kohorte Gen Z die Jungen inzwischen zahlenmäßig überholt (Haidt, 2024, S. 165).

7.3 Brennpunkt Digitalisierung im Bildungswesen und in der Familie

Im Anschluss an die Frage, wie sich digitale Medien und Lebenswelten auf die psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen auswirken (Kap. 7.2), interessiert insbesondere die Frage, wie sich das Lernen und die kognitive Entwicklung bei Kindern und Jugendlichen mediiert durch digitale Technologien wie die generative künstliche Intelligenz verändern. Darüber hinaus interessiert aus entwicklungspsychologischer Sicht: Wie verändern digitale Geräte wie das Tablet, Smartphone oder der Zugang zum Internet die Eltern-Kind-Beziehungen, die Erziehung und schulische Pädagogik? Welche sozialen, institutionellen, ideologischen oder technologischen Rahmenbedingungen der digitalen Gesellschaft dienen oder gefährden Lernprozesse und die Ausbildung eines reifen, kritischen Umgangs mit Alltagstechnologien?

Der Blick in die schweizerische Bildungslandschaft illustriert exemplarisch einige mögliche Schattierungen des Phänomens »Digitalisierung in der Bildung«. Für die normative Beurteilung technologischer Entwicklungen werden im Folgenden drei Argumente und Akzente kritisch betrachtet:

1. Digitalisierung der Bildungsstätten im Namen progressiver Technikoffenheit und Chancengleichheit
2. Förderung von Kompetenzen
3. Störungsorientierte Diagnosen

Zu 1. Digitalisierung der Bildungsstätten im Namen progressiver Technikoffenheit und Chancengleichheit: Die Vorbereitung auf das Leben in der zunehmend digitalen Gesellschaft setzt einen frühen Erwerb digitaler Kompetenzen voraus; der angestrebte Chancenausgleich in der Bildungspolitik erfordert, dass auch Kinder, die zu Hause keinen Zugriff auf neuere Technologien haben, in der Schule damit arbeiten können. Zu den Aufgaben der Schule gehört die Vermittlung von Medienkompetenzen im Sinne einer *digital* und *ethical literacy*.

Simultan zur wissenschaftlichen Erforschung der Zusammenhänge zwischen psychischen Krankheiten und digitalen Praktiken im Kindes- und Jugendalter hielt sich in den letzten Dekaden ein anhaltender Trend zur eindimensionalen *Digitalisierungsförderung*, der auch mit der Normalisierung des Gebrauchs von digitalen Geräten und so-

zialen Medien im Kindes- und Jugendalter einherging. In der öffentlichen Debatte – z.B. betreffend die Digitalisierung des Lebensalltags ab Kindesalter – lag der Fokus bislang noch nicht auf den sozioemotionalen Auswirkungen des Digitalisierungsprozesses, auf dessen Einfluss auf Zwischenleiblichkeit, Bindungsmuster, Mentalisierungsfähigkeit, Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung, soziale Beziehungen und gesellschaftliche Dynamiken.

Am Beispiel der Schweizer Bildungspolitik wurde die Digitalisierungsförderung in Kombination mit einem integrativen und individuellen Unterricht optimistisch zum Weg der Zukunft erklärt. Der Individualisierung des Unterrichts, dem selbstgesteuerten und kooperativen Lernen sowie der *digital literacy* wird eine hohe Bedeutung zugesprochen.

Unter anderem gestützt auf das an der Stadtschule Chur entwickelte Churer Modell (Lutz & Thöny, 2024) wird der Bedarf an einer stärkeren »Binnendifferenzierung« im Unterricht vertreten, also der flexiblen Anpassung des Unterrichts auf den unterschiedlichen Lernstand, die Fähigkeiten und Kenntnisse der Schülerinnen und Schüler (Mathez et al., 2024, S. 21). Mit diesem Anspruch einher ging der bildungspolitische Auftrag, digitale Geräte und Recherchemöglichkeiten in den Unterricht zu integrieren.

Der verstärkte, oft nicht in Echtzeit kontrollierbare und regulierbare Einsatz von Tablets mit Internetzugang eröffnet versierten, ausreichend selbstregulierten Kindern Möglichkeiten zur Vertiefung und zur selbstständigen Anreicherung des Lernmaterials. Im negativen Fall verlockt jedoch gerade der Internetzugang über die Binnendifferenzierung im Unterricht hinaus zu Ablenkung und Detachierung. Klassenchats werden neben dem Austausch über Hausaufgaben und Pendenzen auch zum Austragungsort emotionaler Freundschaften und Konflikte.

Der organisatorische und rechtlich konforme Umgang mit digitalen Geräten mit Internetzugang und Zugang zu sozialen Medien u.a. der Anspruch an Aufsicht und Kontrolle durch die Lehrpersonen über die Recherchen der Kinder im Internet, absorbierte Ressourcen und Kräfte der Lehrpersonen, die für das erfolgreiche Management eines binnendifferenzierten Unterrichts (auch ohne den Faktor digitaler Mediennutzung) eine hohe Präsenz, Bezogenheit und – auch emotionale – Verfügbarkeit verlangen. Die Datenschutzlage wie auch die Frage nach der elterlichen im Verhältnis zur schulischen Verantwortungsübernahme ist hochkomplex. Merkblätter und Regulierungen werden fortwährend angepasst und differenziert (Beauftragte für Öffentlichkeit und Datenschutz, 2022). Von den Lehrpersonen wird erwartet, dass sie jederzeit auf dem neusten Stand sind, Missbräuche erkennen und darauf reagieren.

Die Binnendifferenzierung in Kombination mit der Digitalisierung sorgt entsprechend am Schweizer Beispiel in der Praxis oftmals auch für Unruhe und Überforderung. Ob das Churer Modell den gewünschten Effekt auf das Lernklima von Schülerinnen und Schülern hat, hängt von multiplen Faktoren ab: Die *Beziehungsgestaltung* zwischen Lehrperson und Kindern, der *Digitalisierungsgrad* und das Lernklima an der Schule sowie die spezifische *Klassendynamik* entscheiden in der Anwendung als Prüfstein über das Gelingen. Die individuellen psychischen und sozialen Voraussetzungen des Kindes und seine wechselnden Befindlichkeiten erklären mit, weshalb gewisse Kinder von einem binnendifferenzierten Unterricht stark profitieren (beispielsweise von der freien Platzwahl und der Orientierung am kompatibelsten Lernkollegen), weshalb andere Kinder sich durch

zu viel Selbstverantwortung und Mitorganisation jedoch immer wieder überfordert und desorientiert fühlen.

Insbesondere im Umgang mit Kindern mit einer hyperaktiven Tendenz oder Verhaltensproblemen, der von den Grundschullehrpersonen als größte Herausforderung im Schulalltag beschrieben wird (Neuenschwander & Benini, 2017, S. 46), bewährt sich bei der Unterrichtsgestaltung ein überschaubares Fokus-Modell, bei dem die räumliche Gestaltung des Klassenraums, die Ritualisierung von Abläufen und die Regelorientierung im Vordergrund stehen (Neuenschwander & Benini, 2017, S. 47).

Das schulische Experimentierfeld mit dem Ziel einer sinnvollen Integration des Digitalen und dem Anspruch nach einem individualisierten und gleichzeitig integrativen Schulsystem befindet sich in einem anhaltenden Wandel. In der aktuellen Broschüre (Mathez et al., 2024) zur »Medienkompetenz im Schulalltag« wird entsprechend die Bedeutung einer langsamen, nachhaltigen Entwicklung betont.

Der »Megatrend« der Digitalisierung wird gerade in der Schule zunehmend kritisch betrachtet:

> Die Schule sollte ihre träge Reaktionszeit auf technische Entwicklungen als etwas Positives sehen und zu ihrem strategischen Vorteil nutzen. Anstatt in technologische Hypes zu investieren, lohnt es sich, technologische und damit einhergehende gesellschaftliche Entwicklungen langfristig zu beobachten – und dann zu entscheiden, welche personellen, pädagogischen und finanziellen Investitionen sich lohnen. Eine eher »defensive« Strategie bei technologischen Fragen ist nachhaltig ausgerichtet und führt zu einer inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Digitalisierung aus der Perspektive der Schule. (Mathez et al., 2024, S. 25)

In der Medienerziehungsbroschüre zeigt sich eine Distanzierung vom gesellschaftlichen Phänomen der Digitalisierung und seiner marktwirtschaftlichen und produktivitätssteigernden Wettbewerbslogik: »Primär steht der Mensch in der Schule im Zentrum.« (Mathez et al., 2024, S. 25) Die Gefahr, dass sich die Rolle der Lehrperson aufgrund von administrativen und technischen Rahmenvorgaben zu einseitig auf diejenige einer Moderatorin oder einen »Facilitator« im Umgang mit digitalen Technologien beschränken muss, wird kritisch betrachtet. Ebenfalls soll der Tatsache Rechnung getragen werden, dass die Schüler*innen einer anderen Generation angehören als die Lehrpersonen und entsprechend aufgrund des schnellen digitalen Wandels die Technologien wahrscheinlich auch anders nutzen (Mathez et al., 2024, S. 23).

Digitale Technologien in der Schule verändern über den Unterricht hinaus auch die Feedbackprozesse zwischen Eltern und Lehrpersonen. Hinsichtlich des datenbasierten Monitorings, das den Eltern und Lehrpersonen die Einsicht und damit auch Kontrolle über die Lernfortschritte des Kindes erlaubt, sind im positiven Fall gezielte Fördermaßnahmen möglich. Aus kritischer Sicht kann diese zunehmende Kontrolle und Sichtbarkeit jedoch nicht nur zu einer besseren Zusammenarbeit, sondern auch zu Konflikten zwischen Eltern und Lehrpersonen beitragen. Die Leistungen und »Fehlleistungen« des Kindes werden protokolliert (Datafizierung) und die jeweilige Kommunikation, die Einordnung und Gewichtung dieser Ergebnisse durch die Bezugspersonen entscheiden darüber, ob diese Sichtbarkeit dem Lernfortschritt zuträglich wird. Ob die Transparenz im

individuellen Fall zu mehr Selbstvertrauen, Förderung und Lernerfolg führt oder vom Kind als zusätzliche Kontrolle, Leistungsdruck und Problematisierung erlebt wird, was Lernblockaden verstärken kann, ist vom zwischenmenschlichen Umgang abhängig.

In der psychotherapeutischen Elternarbeit zeigt sich, dass die bewusste Kommunikationsgestaltung zwischen Lehrpersonen und Eltern hinsichtlich der Leistungskontrollen und Rückmeldungen außerordentlich bedeutsam wird. Es gibt zum einen Anrufe von verzweifelten Eltern, die die teils mehrmals täglichen Protokoll- und Feedbackmeldungen per Chat durch die Lehrpersonen, welche die Verhaltensmakel der Kinder gewissenhaft dokumentieren und eins zu eins weiterleiten (sollen), kaum ertragen können. Die Überforderung und Ohnmacht der Lehrperson wird im ungünstigsten Fall in Echtzeit an die Eltern delegiert. Je nach Ressourcen und innerfamiliären Beziehungs- und Konfliktmustern erwachsen für das Kind unterschiedlich konstruktive Konsequenzen, hilfreiche oder destruktive »Unterstützungsspiralen«. Zum anderen gibt es Eltern, die sich deutlich mehr adaptive Lernumgebungen und KI-gestützte Förderprogramme für Kinder gerade mit Verhaltens- und Lernbeeinträchtigungen wünschen.

Inwiefern die Herausforderung einer verstärkten Gewichtung der ethischen, entwicklungspsychologischen und sozialen Aspekte der Digitalisierung mittelfristig gelingt, wie die Fragen nach dem »wie« und »wie schnell«, nach dem »wo«, »wo nicht« und »wo unbedingt« beantwortet werden sollen, ist je nach Digitalisierungsgrad und Ressourcen der jeweiligen Schule – wie auch der jeweiligen Familie – abzuwägen.

Mit fortschreitender Erfahrung professionalisiert sich der institutionelle Umgang mit missbräuchlicher Mediennutzung und Cybermobbing fortlaufend. Am Beispiel der Schweiz sind mit der Strafmündigkeit des Kindes ab 10 Jahren auch die strafbaren Verhaltensweisen und der innerschulische Umgang damit rechtlich festgehalten. So sind Cybermobbing, betrügerischer Missbrauch persönlicher Daten, Hacking, die Weitergabe pornografischer Inhalte an Kinder unter 16 Jahren, der Besitz oder die Weitergabe von Ton- und Bildaufnahmen grausamer Gewalt gegen Menschen und Tiere, Urheberrechts- und Persönlichkeitsverletzungen strafbar (Mathez et al., 2024, S. 36–37).

Von der Diskussion über einen entwicklungs- und lernförderlichen Umgang mit digitalen Medien zur spezifischen Lernstoffvermittlung im Schulkontext zu unterscheiden ist die generellere Diskussion über eine Altersbeschränkung für Smartphones oder den spezifischen Zugang zu sozialen Medien. Die progressive Umgangsweise mit digitalen Medien und Geräten in den Schulen ging in den letzten Jahren mit einer zunehmend frühen, normalisierten Ausstattung von Kindern und Jugendlichen mit Smartphones oder Smart Devices einher. Hinsichtlich der Nutzung von Smartphones zeigte sich ab 2023 ein zunehmend deutlicher Umkehrtrend anhand von global zunehmenden Smartphone-Verboten in Schulen. 2024 hatten Länder wie die Niederlande, Großbritannien, Schweden und Australien damit begonnen, ein allgemeines Verbot der Nutzung sozialer Medien für Minderjährige (mehrheitlich bis zum Alter von 15 Jahren) zu fordern. Smartphone-Bans nahmen weltweit zu, im Herbst 2025 hatten bereits 35 US-Staaten ein Verbot erlassen. Auch wenn die Effekte der Smartphone-Verbote auf das Lernen insgesamt noch unzureichend erhoben worden sind, beleuchten Studien der Universitäten Pennsylvania, Kopenhagen und Jawaharlal Nehru doch signifikante Zusammenhänge. In einer randomisierten kontrollierten Studie mit 17.000 Schüler*innen zeigte sich, dass die verpflichtende Abgabe der Smartphones im Unterricht zu besseren Noten führte. Dieser Effekt

war bei den leistungsschwächeren und den Schulanfängern besonders stark ausgeprägt (Sungu et al., 2025).

Über Empfehlungen einer verstärkten Regulierung der Smartphone-Nutzung von Kindern und Jugendlichen hinaus wurde auch die Regulation der Mediennutzung für Vorschulkinder restriktiver adressiert. In Schweden empfehlen Gesundheitsbehörden, Kinder unter 2 Jahren komplett von Bildschirmen fernzuhalten (Bryant, 2024a). Das Gesundheitsheft der Pädiatrie Schweiz hält fest, dass elektronische Medien (TV, Computer, Tablets, Smartphones etc.) vor dem Alter von 3 Jahren die gemeinsam erlebten Erfahrungen durch Spielen und Anschauen von Bilderbüchern nicht ersetzen können: »Diese Gelegenheiten zum gegenseitigen Austausch sind die beste Art und Weise, seine Entwicklung zu fördern. Der Fernseher soll in Gegenwart Ihres Kindes nicht andauernd eingeschaltet bleiben, ebensowenig während den Mahlzeiten« (Pädiatrie Schweiz, o.J.). Auch Washington differenziert, dass Kinder unter 8 Monaten von Bildschirmmedien ferngehalten werden sollten, mit Ausnahme von Videochats mit Bezugspersonen. Zwischen 18 und 24 Monaten können erste, sorgsam ausgewählte und zeitlich kurze, inhaltlich bzw. pädagogisch hochqualitative Kindersendungen gemeinsam geschaut werden. Zwischen 2 und 5 Jahren wird empfohlen, dass die Mediennutzung zeitlich unter einer Stunde liegen sollte und auch hier die Auswahl hochqualitativer Programme angezeigt ist (Washington, 2021, S. 31).

Problematisiert werden auch – neben dem Suchtpotenzial manipulativer sozialer Medien – die entwicklungspsychologischen und gruppendynamischen Effekte: Die Abnahme physischer sozialer Interaktionen (Gespräche und Spiele) auf dem Schulhof und eine entsprechend verarmte Schulkultur veranlassten zunächst Schulen in Frankreich, die liberalen, weitgehend uneingeschränkten Nutzungsregeln im Umgang mit digitalen Geräten zu revidieren (Willsher, 2024).

Im *Emerging Field* der Technologiefolgeabschätzungen machte im Jahr 2025 eine Studie des MIT auf sich aufmerksam. Darin wurden in Korrelation mit der Nutzung von Large Language Modells (LLMs), wie sie generativer KI wie ChatGPT unterliegen, nachweisliche Einbußen beispielsweise bei der kognitiven Fähigkeit zum kritischen Denken und der Meinungsverzerrung durch die sogenannten »Echokammer-Effekte« festgestellt:

> The LLM undeniably reduced the friction involved in answering participants' questions compared to the Search Engine. However, this convenience came at a cognitive cost, diminishing users' inclination to critically evaluate the LLM's output or »opinions« (probabilistic answers based on the training datasets). This highlights a concerning evolution of the ›echo chamber‹ effect: rather than disappearing, it has adapted to shape user exposure through algorithmically curated content. What is ranked as »top« is ultimately influenced by the priorities of the LLM's shareholders [123, 125]. (Kosmyna et al., 2025)

Dass der Einfluss von OpenAI wie GPT-4 das menschliche Lernen beeinträchtigt, weist auch eine Studie von Forschern der Universität Pennsylvania nach. In einem Feldexperiment mit fast 1000 Highschool-Schüler*innen wurden zwei GPT-basierte Tutoren im Fach Mathematik eingesetzt. Bei einem Chatbot ähnelte der Tutor einer »Standard-ChatGPT-Oberfläche« (»GPT Base«). Der andere Chatbot war mit spezifischen Anwei-

sungen zum Schutz des Lernprozesses (»GPT Tutor«) programmiert. Die Ergebnisse zeigten zunächst, dass der Zugang zu GPT-4 die Leistungen deutlich verbesserte (48 Prozent Steigerung bei GPT Base, 127 Prozent bei GPT Tutor). Zugleich zeigte sich auch, dass Schüler*innen nach dem Entzug des Zugangs schlechter abschnitten als jene, die von Anfang an keinen Zugang zu einem KI-Assistenten hatten. Die Schüler*innen nutzen entsprechend GPT als »Krücke«, ohne damit jedoch autonom laufen zu lernen. In der eigenständigen Arbeit schneiden die Nutzenden, die ihr Wissen tutoriert durch generative KI erworben haben, schlechter ab, zentrale Fähigkeiten gehen durch die teilweise Auslagerung des Lernprozesses an den KI-Assistenten verloren. In der Studie wird entsprechend auch davor gewarnt, kurzfristige Produktivitätssteigerungen von Mitarbeitenden, die durch KI-Assistenten unterstützt werden, zu überhöhen. Der langfristige Erhalt von Produktivität setze gerade den Erhalt zentraler Fähigkeiten beim Menschen voraus (Bastani et al., 2024, S. 1–2).

Zu 2. Förderung von Kompetenzen: Hinsichtlich des Einflusses auf Bildungsziele, Lernen und Entwicklung wird argumentiert, dass digitale Technologien insbesondere für die individuell angepasste und integrative Förderung von kognitiven Kompetenzen ein großes Potenzial haben. Für die Umsetzung eines integrativen Schulkonzepts – erneut ausgehend vom Beispiel Schweiz, das der individuellen Förderung sowohl von hochbegabten wie auch normalbegabten und beeinträchtigten Kindern optimal gerecht werden will, werden KI-Technologien mit der Möglichkeit, sich dynamisch auf das individuelle Leistungsprofil, auf Stärken und Schwächen einzustellen, als Hoffnungsträger gesehen.

KI-Assistenten und virtuelle Lernumgebungen beispielsweise können Kindern mit Lese- und Rechtschreibschwächen oder Dyskalkulie die Lernprozesse vereinfachen. Gezielt eingesetzt, können sie zur Inklusion und zu Nachteilsausgleichen von Kindern u.a. mit ADHS und Autismus-Spektrum-Störungen beitragen. Die KI-gesteuerten Lernprogramme sind adaptiv, d.h., sie passen sich an die individuelle Lerngeschwindigkeit des Kindes an, die spezifischen Schwächen werden erkannt. Die unmittelbare Fehleridentifikation ermöglicht gezieltes Üben und Wiederholen von Einheiten, die dem Kind Mühe bereiten. Sprach-Text-Programme ermöglichen es bei einer Lese- und Rechtschreibschwäche z.B., dass dem Kind eine Prüfungsfrage vorgelesen wird und es die Antwort mündlich eingeben kann. Selbstkorrekturprogramme helfen bei der Fehlerreduktion. Die multisensorischen Ansätze, aber auch interaktive, visuelle Hilfsmittel können sowohl Kindern mit Dyskalkulie als auch mit z.B. Aufmerksamkeitsdefiziten (ADHS) spielerisch dabei helfen, mathematische Konzepte zu erfassen. Beworben wird auch die *Gamification* als spielerische und unterhaltsame Gestaltung von Lernprozessen, die Motivation und Einsatzfreude anstoßen. Zugleich ist gerade hinsichtlich des Einsatzes digitaler Medien bei ADHS-Betroffenen die Art und Weise des Umgangs entscheidend. Hinsichtlich des nicht-schulmedienspezifischen Einsatzes von digitalen Medien bei Kindern und Jugendlichen weisen Zehra et al. (2025) in einem systematischen Studienvergleich auf eine signifikante lineare Zunahme von ADHS-Symptomen bei zunehmender Bildschirmzeit hin.

KI-Assistenten können individuell angepasste Lernhilfen zur Verfügung stellen, die sonst aufwendig erarbeitet werden müssen. Eine Hilfestellung kann durch überschaubare und zeitlich begrenzte Lernblöcke geleistet werden, indem kleine Module generiert

werden. Der Umfang der Blöcke kann auf die verminderte Aufmerksamkeitsspanne und die Lernfortschritte abgestimmt werden. Möglich sind dynamische Anpassungen und – im Sinne einer lernförderlichen Manipulation – positive Verstärkung durch Belohnungsanreize. Die Strukturhilfen, aber auch die klaren Zielvorgaben können bei der Konzentration und Aufmerksamkeitslenkung helfen.

Gegenüber dem positiven Einfluss auf die kognitive Lernunterstützung kaum untersucht ist der Einfluss der Nutzung von Tabloids mit Internetzugang und sozialen Medien auf die sozioemotionale Entwicklung und mentale Gesundheit im Kindesalter. Einerseits ermöglicht der zunehmende Einsatz von digitalen Medien (Tabloids) in Primarschulen Kindern mit unterschiedlichen sozioökonomischen Hintergründen den gleichberechtigten Zugang und die Vorbereitung auf die spätere digitale Arbeitswelt. Gleichzeitig wurde der Einfluss der Mediennutzung auf die Affektivität und das zwischenleibliche Erleben in der Klasse kaum untersucht oder ethisch gewichtet. Aus der Forschung zur Affektregulierung wird beschrieben, dass wir uns im Kontakt mit anderen physisch präsenten Personen über die rechte Hirnhälfte konstant nonverbal abstimmen (*attunement*) (A. N. Schore, 2019a).

Das »soziale Gehirn« verbindet dadurch unbewusst das mentale mit dem physisch-emotionalen Erleben und ermöglicht uns die Einschätzung und Gestaltung einer sozialen Situation. Durch die Absorbierung mit digitalen Geräten stellt sich das Gehirn in der ganzen Bandbreite auf die Aufnahme und Verarbeitung von kognitiv erfasster Information ein. Die Aufmerksamkeit wird weg von der leiblichen (*embodied*), relationalen Verortung gelenkt, wodurch es einerseits einfacher ist, emotionale und soziale Wahrnehmungen auszublenden, die z.B. vom Lernen ablenken, die jedoch zugleich auch zu Brüchen, Dissonanzen und Dissoziationen bei der Selbstregulation, im zwischenleiblichen und sozialen Austausch führen können. Sofern ein phänomenologischer, embodimentfokussierter Zugang feststellt, dass beispielsweise der vermehrte Einsatz von digitalen Geräten in der Schule je nach der erworbenen Mentalisierungsfähigkeit der Kinder und Jugendlichen entwicklungsfördernde oder entwicklungshemmende Auswirkungen haben kann (z.B. durch die Beeinflussung der intersubjektiven Bezogenheit oder Sozialkompetenz), sollte dies Auswirkungen auf das Aussprechen genereller Empfehlungen und ethischer Guidelines zum Einsatz solcher Medien haben.

Zu 3. Störungsorientierte Diagnosen: In den Diskussionen um die psychopathologischen Risiken von digitalen Technologien und Medien werden anerkannte Problemfelder und »Störungen« wie *ADHS, Verhaltensstörungen, Depression, Angststörungen, Gaming Disorder, Internet Sucht, Hikikomori* oder *Cybermobbing* besprochen. Diese Diagnosen befassen sich mit Auswirkungen resp. *Symptomen* einer aktuellen Entwicklung, sollten jedoch auch die Verbindung zum Kontext sozioemotionaler und zwischenleiblicher Entwicklungsbedürfnisse, der soziokulturellen Veränderungen von Eltern-Kind-Beziehung und auch der Eltern-Kind-Lehrpersonen-Beziehungen in der digitalen Gesellschaft voraussetzen. Die Zusammenhänge zwischen individuellen und (normalisierten) sozialen Pathologien bzw. kollektiv wirksamen Entfremdungserscheinungen sollten erhellt werden.

Ausgehend vom Beispiel des bereits in Kapitel 5.3.4 diskutierten Störungsbildes ADHS kommt unter diesem Aspekt hinzu, dass Autoren wie Maté die Entwicklung dieser Neurodiversität als umweltmitbedingt ansehen, maßgeblich bedingt durch ei-

ne familiäre, kollektive Normalisierung von Dauerstress (Maté, 2019, S. 298), jedoch ebenfalls korreliert mit der digitalen Medienexposition (Zehra et al., 2025).

Hinsichtlich der für uns zentralen Frage nach einem »guten Leben« und einer auf das menschliche Wohl ausgerichteten digitalen Gesellschaft stellt sich die Frage, wie Familie, Bildung und Politik der »vierten Revolution« begegnen und welche Baustellen aus sozialkritischer, dissoziationstheoretischer Sicht in den aktuellen Entfremdungsdiskurs gehören. Die kulturelle Umgebung, das moralische Wertekonzept, Selbst- und Weltverständnis spielen gerade im Jugend- und Adoleszenzalter eine für die mentale Gesundheit einflussreiche, sinn- oder detachierungsstiftende Rolle.

Als eine Angehörige der Gen Z, die ein Portrait über ihre eigene Generation verfasst hat, fordert Valentina Vapaux ein Schulfach für eine *aufgeklärte* Mediennutzung:

> Wir brauchen ein Fach, das uns umfassende Medienkompetenz beibringt und die Strukturen des Internets erklärt. Sodass wir selbst zu mündigen Onlinekonsument*innen werden. Man kann mir nicht wirklich erzählen, dass man 16-Jährigen Kants ›Kritik der reinen Vernunft‹ beibringen kann, aber nicht, wie man mit dem Internet umgeht. (Vapaux, 2021, S. 31)

Wie im Familienkontext ist die Abwägung zwischen Medienexposition und Begleitung durch die Bezugspersonen auch in der Schule ausschlaggebend für die Unterstützung der digitalen Reife: Das für – *digital* und *ethical literacy* vorausgesetzte – Element der Medienkompetenz als zentrales Lernziel einer digitalen Gesellschaft setzt voraus, dass Kinder mit digitalen Geräten und sozialen Medien in Kontakt kommen. Ohne Übung und Erleben der digitalen Möglichkeiten können Verhaltensregeln und Risikoabwägungen schwer erlernt werden. Zugleich setzt eine verantwortliche Exposition voraus, dass die entwicklungspsychologisch beschränkten Selbstregulations- und Selbstschutzfunktionen der Kinder stärker mit in Betracht gezogen werden.

In Kapitel 7.4 wird es darum gehen, aktuelle empirische Befunde, die sich spezifisch auf die Digitalisierung beziehen, zu erörtern und mit den bis dahin dargelegten theoretischen Überlegungen und Analysen zu verbinden. Dabei sollen die entwicklungspsychologischen Befunde mit den je nach Altersgruppe bzw. Generation unterschiedlichen Herausforderungen im digitalen Alltag verbunden werden. Die spezifischen Phänomene und Risiken für Kinder und Jugendliche, die seit ihrer frühen Kindheit mit digitalen Technologien vertraut sind, werden jeweils aus der Perspektive einer psychodynamisch informierten Sozialkritik mit Schwerpunkt auf Dissoziationserscheinungen diskutiert.

7.4 Thesen zur Erklärung der Zunahme psychischer Krankheiten bei Kindern und Jugendlichen in der digitalen Epoche

Wie dargelegt, wird die länderübergreifende Zunahme psychischer Störungen bei Kindern und Jugendlichen erst allmählich aufgedeckt. Welche Zusammenhänge zwischen der psychischen Entwicklung und den digitalisierten Lebensverhältnissen lassen sich identifizieren und welche Erklärungsansätze bieten sich an? Im Folgenden werden ver-

schiedene Erklärungsansätze für die Zunahme psychischer Krankheiten diskutiert und thesenartig zusammengefasst, bevor in Kapitel 7.5 ein Blick in ausgewählte psychologische Studien und Erfahrungsberichte folgt.

Der Einfluss der Digitalisierung und insbesondere des seit 2007 erhältlichen iPhones, das die Strukturen der Kommunikation und Beziehungsinteraktion sowohl auf der zwischenmenschlichen wie auch der kollektiven Ebene sukzessive und fundamental veränderte, wird von Hirnforschern wie Lutz Jäncke als evolutionärer, nie dagewesener Umschlagpunkt der menschlichen Geistes- und Kulturgeschichte gesehen (ETH Treffpunkt Science City, 2023). Jäncke (2021, S. 35f.) ordnet die Normalisierung weitverbreiteter Belastungsstörungssymptome wie Überwachsamkeit (*hyperarousal*), dissoziative bzw. selektive, reizorientierte Aufmerksamkeitslenkung oder das Gefühl des Dauerstresses samt Folgeerscheinungen als »kulturgefährdend« ein. Gleichzeitig erkennt er am Symptomkreis von (dissoziativen) Belastungsstörungen, die anhand von Störungen der Impulskontrolle, des Erregungsniveaus und des veränderten Sozialverhaltens identifizierbar sind, eine systematisch durch die Nutzung von digitalen Kommunikations- und Informationstechnologien verstärkte Vulnerabilität. Hyperarousal und Belohnungsreize konditionieren den Organismus weg von der sozialen Kooperation, von den Fähigkeiten, die den Menschen seit jeher ausgemacht haben (ETH Treffpunkt Science City, 2023). Aufgrund der in Kapitel 6.3.2 erwähnten Plastizität des Gehirns verändert sich gemäß Jäncke das Stirnhirn (Frontallappen) je nach Gebrauch und Nichtgebrauch der dort wirksamen Nervenzellnetzwerke: »Je weniger wir Selbstdisziplin, Aufmerksamkeits-, Emotions- und Motivationskontrolle nutzen, desto weniger gut können wir diese Funktionen verwenden. Man kann diesen Zusammenhang wie bereits erwähnt mit der Metapher ›Use it or lose it‹ ausdrücken.« (Jäncke, 2021, S. 63) Aus dieser Position lässt sich eine *neuro- bzw. entwicklungspsychologische These* formulieren:

(Mit-)Ursache für die Normalisierung dissoziativer Bewältigungsstrategien sind insbesondere (wenn auch nicht ausschließlich) frühkindliche und während Kindheit und Jugend erfahrene Einflüsse der Digitalisierung auf das sich entwickelnde Gehirn.

Ausgehend von der bisherigen Diskussion wird kritisch angenommen, dass die eindimensionale, kollektive Förderung von digitalen Medien und Technologien in allen Lebensbereichen, die unzureichend auf die Bedürfnisse von Ko- und Selbstregulation angepasste (Über-)Nutzung digitaler Medien und die sozialpathologische Normalisierung von Reaktionsweisen wie der Daueraufmerksamkeit und -wachsamkeit oder der stressbedingten Dissoziation, die aus dem Symptomkreis der Belastungsstörungen bekannt sind, am »Sockel« der mentalen Gesundheit rütteln, nämlich an der evolutionär voraussetzungsreichen, stabilisierenden Bindungsfähigkeit. Bei fehlender Selbstbeschränkung und Regulation können digitale Medien dissoziativ auf Beziehungen einwirken und entsprechend zur (Selbst-)Entfremdung und zu Sozialpathologien beitragen. Die – funktionale oder dysfunktionale – dissoziative Wirkung von Informations- und Kommunikationstechnologien hängt vom individuellen und sozialen Umgang mit diesen Technologien ab. Dysfunktional genutzt werden sie zu Risikofaktoren für Entwicklungsstörungen und psychische Störungen insbesondere bei Kindern und Jugendlichen. Gleichzeitig kann die funktionale, medienkompetente und selbstregulierte

Nutzung von IKT und KI zu einer zuträglichen und beziehungsorientierten Vernetzung und Selbstverwirklichung beitragen.

Jenseits der neuropsychologischen These sollte der kollektiven Wahrnehmung der allgemeinen Weltlage, die in der westlichen Welt auch für Kinder und Jugendliche spürbar ist, Rechnung getragen werden. Diese Polykrise scheint für die Zunahme von (dissoziativen) Belastungsstörungen, die als Reaktion auf einen erhöhten Stresslevel gedeutet werden können, besonders relevant zu sein. Aufgrund der verbreiteten Wahrnehmung, dass nicht nur man selbst und die nächsten Bezugspersonen, sondern auch die politischen Eliten gegenüber den hektischen weltpolitischen Entwicklungen vielfach machtlos erscheinen, nehmen mit der Abnahme des politischen Vertrauens und der Erschwernis, positive Zukunftsaussichten zu entwickeln, auch die Gefühle der Machtlosigkeit zu (Schnell et al., 2018). Das Vertrauen auf die eigene Selbstwirksamkeit, der leidenschaftliche Anspruch, die Welt zum Besseren zu verändern, an einer fortschreitenden Entwicklungsgeschichte der Menschheit teilzuhaben und sich gemeinsam mit Gleichgesinnten für Ideale und Hoffnungen einzusetzen – dies alles sind Merkmale, die gewöhnlich mit dem Entwicklungsschritt von der Jugend ins Erwachsenenalter assoziiert werden. In Anbetracht der zwar immer schon dagewesenen, aktuell jedoch stark vertieften und entsprechend tief empfundenen Kluft zwischen Idealwerten und politischer Realität werden die jugendliche Sozialisation, die Identitätsbildung und die Sinnhaftigkeit arg strapaziert. Diese Feststellung weist auf die Bedeutung der Sinnforschung hin: Die Desorganisation der Wertelandschaft, das zunehmend normalisierte bzw. normative Gefühl einer grundlegenden Orientierungs-, Macht- und Sinnlosigkeit scheint dissoziative Bewältigungsstrategien besonders zu begünstigen. Ausgehend von der Einschätzung, dass die *Sinnhaftigkeit* des eigenen Lebens ein Kernmerkmal des menschlichen Selbst- und Weltbildes darstellt (Schnell, 2018, S. 11), gehört die Sinnfrage wesentlich zur Frage nach dem guten Leben in der digitalen Gesellschaft.

> Die Forschung zeigt: Menschen, die in ihrem Leben Sinn sehen, leben gesünder – körperlich und seelisch. Sie können besser mit Krisen umgehen. Sie können sich besser motivieren. Studien zeigen sogar, dass Menschen, die in ihrem Leben Sinn sehen, länger leben. (Schnell & Trotier, 2024, S. 8)

Vor diesem Hintergrund scheint die folgende *lebensphilosophische These* aufgestellt werden zu können: Kinder und Jugendliche leiden unter der attestierten Polykrise, aber auch unter familiären und sozialen Belastungen und Stress nicht minder stark als Erwachsene. Da sie im Beziehungsalltag die Sorgen und Dynamiken der Eltern bewusst oder zumindest unbewusst wahrnehmen und mitverarbeiten müssen, sind sie in gewissem Sinne Seismografen kollektiver Stimmungen (vgl. Kap. 5.3). In Anlehnung an die Annahme von C. G. Jung, dass die Kinder den Eltern durch ihr Verhalten oftmals deren eigene Neurosen in überzeichneter Form spiegeln (Einführung von C. G. Jung, in: Wickes, 1969, S. 7–14), werden die dominanten Bewältigungsstrategien und Dynamiken von Kindern und Jugendlichen von ihren Vorbildern übernommen und in ihren eigenen Seelenteppich hineinverwoben.

Die kollektive, sozialpathologische Normalisierung von dissoziativen, aus dem Symptomkreis von Belastungsstörungen bekannten Symptomen wie der Dauerauf-

merksamkeit und Aufmerksamkeitsstörungen, Hypervigilanz, Ängsten und Stress wirken im Kontext der beschleunigten, digitalisierten Lebenswelt einer selbstwirksamen Selbst- und Beziehungsregulation entgegen. Diese lebensweltliche Dynamik muss im Verhältnis zu den durch digitale Medien und Technologien bereitgestellten Bewältigungstools und Selbstschutz-Optionen betrachtet werden. Kollektiv vermittelte Leistungserwartungen, Selbstoptimierungsideale und Steigerungsimperative sind mit dem Anspruch kreativer Selbstverwirklichung (z.B. als Influencer*in) und individueller Entwicklung oftmals im Widerspruch, sorgen für Ambivalenzen und Widerstände.

Auf der individuellen Ebene bildet beispielsweise ein normalisierter Sinnverlust (als Resultat erlebter Werte-, Sinn- und Machtlosigkeit) den Nährboden für dissoziative Bewältigungsstrategien. Der Sinnverlust, mit dem gewissermaßen auch eine Entsinnlichung physischen Erlebens einhergeht, kann kaum durch *top-down*-Regulierungen behoben werden; erfolgversprechender scheint ein *bottom-up*-Ansatz, der kleinräumig Werte, ethische Ansprüche und Standards umsetzt. So sind verhältnismäßig kleine Strukturen wie Familien, Vereine oder Bildungsstätten aufgefordert, Wertsetzungen vorzunehmen und zu vermitteln: Das heute desillusionierte, quasi globalistische Selbst- und Weltverständnis, das noch vor 30 Jahren geprägt war von politikwissenschaftlichen Hoffnungen auf eine globale Demokratisierung und wertebasierte internationale Zusammenarbeit, ist in Anbetracht der digitalen und weltpolitischen Realität wieder verstärkt auf eine *bottom-up*-Vermittlung von Werten angewiesen. Gerade die Aufklärung im Umgang mit der digitalen Beeinflussung von Empathie, Aufmerksamkeit und mentaler Autonomie werden auf der Beziehungsebene zu entscheidenden Voraussetzungen einer gelungenen, die mentale Gesundheit fördernden Sozialisation.

Ein nicht nur auf der Subjektebene, sondern auch kollektiv bzw. sozialpathologisch wirksamer Einflussfaktor leitet aus einer *dissoziationstheoretischen und psychodynamisch informierten Sicht hin zur These*, dass die Verschiebung und Veränderung von Beziehungs- und Selbstdarstellungsweisen im Kontext der Digitalisierung mitursächlich für die zunehmenden psychischen Belastungen von Kindern und Jugendlichen sein kann. Diese These geht davon aus, dass die veränderten Aufmerksamkeits- und Empathie-Strukturen, die u.a. durch soziale Medien und in den virtuellen Raum verlagerte Beziehungsinteraktionen, Identitäts- und Selbstdarstellungsprozesse entstehen, aufgrund der Entmaterialisierung und des Verlusts von Zwischenleiblichkeit zu einer dissoziativ geprägten Selbstbeziehung, Beziehung zu anderen und zur Welt beitragen. Entfremdungsweisen resultieren in einer (projektiven, teilweise einsam-isoliert erlebten) defizitären Selbstregulation, einer Verminderung der zwischenleiblichen Ko-Regulation und entsprechend in einer erhöhten Anfälligkeit für psychische Krankheiten.

Autoren wie Twenge und Haidt kritisieren noch 2022 das Fehlen umfassender verlässlicher Studien und selektiver Untersuchungsdesigns, die den Einfluss der digitalen Gesellschaft auf die mentale Gesundheit zu klären beabsichtigen. Problematisch ist eine schwer überschaubare Anzahl von klinischen Einzelfallstudien oder Studien, die sparsame Parameter für die Untersuchung z.B. des Zusammenhangs von sozialer Mediennutzung und dem Anstieg psychischer Krankheiten untersuchen.

Studien zum Einfluss der Bildschirmzeit auf die mentale Gesundheit müssen jedoch, beispielsweise aufgrund der uneinheitlichen Ergebnisse, mit Vorsicht beurteilt werden. So lassen sich gleichsam Studien finden, die darlegen, dass die zeitliche Dau-

er der Nutzung von sozialen Medien kaum mit einer Veränderung des psychischen Wohlbefindens korreliert (Orben & Przybylski, 2019b). Die Folgerung, dass Eltern sich über die hohe Bildschirmzeit ihrer Kinder keine Sorgen machen müssen, wurde von Twenge und Haidt auf der Basis eines umfassenden vergleichenden Studiendesigns mit erweiterten Kontrollvariablen widerlegt. Gemäß dieser Studie sind zwar der Einfluss der jeweiligen Plattform und die Art der Nutzung entscheidender für die Auswirkungen auf die mentale Gesundheit als die reine Zeit der Mediennutzung. Zugleich seien die Effektstärken der sozialen Mediennutzung auf die Beeinträchtigung der mentalen Gesundheit vergleichbar hoch wie beispielsweise diejenigen durch Heroinkonsum (Twenge et al., 2022).

Die Effekte digitaler Mediennutzung und der Verschiebung von Beziehungsinteraktionen in die virtuelle Sphäre werden auch im *historischen und soziologischen Zusammenhang* betrachtet. Haidt erklärt in »The Anxious Generation« die Zunahme der psychischen Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen damit, dass die ältesten Angehörigen der Gen Z um 2009 in die Pubertät gekommen sind. Er sieht die zeitliche Überlappung mit verschiedenen Technologie-Trends wie der rasanten Verbreitung des elektronischen Hochleistungskommunikationsnetzes, der Markteinführung des iPhones im Jahr 2007 und dem Durchbruch der sozialen Medien als entscheidende Einflussfaktoren (Haidt, 2024, S. 6).

Mit der Verschiebung von Unterhaltung, Kommunikations-, Sozialisations- und Identitätsprozessen in die virtuelle Sphäre entstand aus der Optik der Bezugspersonen ein Dunkelbereich von Beziehung und Dissoziation, der nur bedingt mit dem für die jugendliche Sozialisation charakteristischen Ablösungsprozess durch die zunehmende zeitliche, identitäre und aktive Orientierung an Peergroups und Idealen vergleichbar ist, wie wir ihn z.B. aus der Geschichte der Jugend- und sozialen Bewegungen in den 1980er Jahren kennen.

Haidt (2024, S. 120–121) vertritt die *These sozialer Deprivation* und stützt sie auf Studien, die zeigen, dass die für die gesunde Entwicklung vorausgesetzte *Face-to-face*-Spielzeit mit anderen Kindern seit 2009 drastisch abgenommen hat. Die Verschiebung von Freundschaften vom Spielplatz auf Instagram, Snapchat oder zu Online-Spielen wird aus entwicklungspsychologischer Sicht auch von Twenge problematisiert. Diese zeigt auf, dass Teenager, die mehr Zeit auf den sozialen Medien verbringen, eine höhere Wahrscheinlichkeit haben, an Depressionen, Angststörungen und weiteren psychischen Störungen zu erkranken (Twenge & Campbell, 2018a). Während z.B. Spiele in der virtuellen Realität Aufregung und Herausforderungen ermöglichen, unterstützen sie nicht die antiphobische Wirkung des Risikospiels mit anderen Kindern in der Außenwelt (Botella et al., 2017).

Die These »sozialer Deprivation« mündet in der Feststellung von zwei gleichsam komplementären Erscheinungen hinsichtlich der Beelterung in der digitalen Gesellschaft (*digital parenting)*: der Tendenz zur *Überfürsorge* hinsichtlich von Risiken in der »analogen« Lebenswelt gegenüber der gleichzeitigen Tendenz einer *Unterfürsorge* oder Vernachlässigung der Sprösslinge im Umgang mit Risiken in der virtuellen Welt.

Die unter dem Begriff der »Helikoptereltern« beschriebene Tendenz erfolgt mit meist guten Absichten, jedoch oft negativen, hemmenden Auswirkungen auf die Autonomie und Selbstwirksamkeit des Kindes. Im Umgang mit der »realen«, analogen

Welt wird vermehrt eine Überfürsorge und ein Protektionismus seitens der Eltern beobachtet. Dieses Verhalten beschränke die Kinder im freien Spiel, der zwischenleiblichen Konfliktregulierung in der Beziehung zu anderen Kindern. Die Einübung bzw. das Experimentierfeld eines selbstwirksamen Umgangs mit Ängsten und Gefahren werde beschränkt (Haidt, 2024, S. 7). Entsprechend haben Trennungsängste nicht ausschließlich bei Kindern, sondern auch bei Eltern zugenommen.

Hinter diesem Phänomen lässt sich als eine mögliche Hypothese eine *unbewusste Kompensation* vermuten: Die Erfahrung und das Erleben der Kinder und Jugendlichen im Internet, beim Gaming in der virtuellen Welt oder im Social Media Chat sind für Eltern zu (oft großen) Teilen undurchschaubar. Sie sind damit aus dem mentalen Erfahrungshorizont der Kinder ausgeschlossen bzw. für eine bezogene Teilnahme auf deren Feedback angewiesen. Diese Unsicherheiten und das (zumindest unbewusst geahnte) *Nicht-Realisieren*, das Wissen um fehlende Kontrolle und letztlich das Ohnmächtigsein *hinsichtlich der unterschiedlichen Erfahrung des Kindes in der virtuellen Sphäre kann in einer ängstlichen Überfürsorge in der analogen Welt resultieren*. Der Privatheitsanspruch des Kindes, das Vertrauen und Zutrauen der Eltern, dass sich das Kind mit seinen Sorgen und Erfahrungen anvertraut und Hilfe holen kann, und der Wunsch nach Regulierung und Kontrolle müssen in ein Gleichgewicht gebracht werden.

Dass die unbehagliche Spannung von Über- und Unterfürsorge bei vielen Eltern nicht nur auf unbewussten Wahrnehmungen und Gefühlen basiert, sondern von politischer Brisanz ist, zeigte beispielsweise die Debatte um das *Jools' Law* in Großbritannien. Nachdem sich ein Teenager im Kinderzimmer bei einer Online-Mutprobe vor dem Computer erwürgt hatte, wurde debattiert, ob die Eltern gesetzlich das Recht auf die digitalen Inhalte ihrer Kinder erhalten sollten. Nach den 2024 publik gewordenen *Meta*-Dokumenten erleben täglich 100.000 Kinder und Jugendliche auf Facebook und Instagram sexuelle Übergriffe (McQue, 2024).

Weder eine ausreichende noch eine übertriebene Fürsorge im Alltag kann den unbeaufsichtigten Umgang mit sozialen Medien und unbeschränkten Internetzugang kompensieren. Die Dunkelziffer von Online-Grooming-Fällen u. ä., die sich in den letzten Jahrzehnten angehäuft haben, ist hoch (PA Media, 2023). Paradoxerweise kann ein Missbrauch stattfinden, während die Eltern auf demselben Sofa sitzen oder in der Küche das Abendessen zubereiten (vgl. Kap. 7.5.3). Die mentalen Eindrücke und der Einfluss des schrankenlosen Konsums unzähliger Bilder, Videos, virtueller Interaktion und Selbstdarstellungen auf die Entwicklung und psychische Gesundheit sind heute noch unzureichend sichtbar gemacht. Für die psychische Realität und Gesundheit ist diese befremdliche Situation zu einer einflussreichen existenziellen Tatsache kindlicher Sozialisation in der digitalen Gesellschaft geworden. Die virtuelle Situation lässt sich vergleichen mit einem in der analogen Welt für Eltern unvorstellbaren Szenario, in dem ihr Kind allein durch alle möglichen Bezirke einer endlosen Großstadt wandert. Die Normalisierung und der dissoziative Gegensatz zwischen Über- und Unterfürsorge können als sozialpathologische Entfremdungserscheinungen eingeordnet werden.

Aus der Debatte lassen sich drei Thesen zur Zunahme psychischer Störungen und sozialpathologischer Entfremdungserscheinungen im digitalen Zeitalter zusammenfassen:

1. Neuro- bzw. entwicklungspsychologische These (Entwicklungsfrage): Ursache für die Normalisierung dissoziativer Bewältigungsstrategien sind (insbesondere, wenn auch nicht ausschließlich frühkindliche sowie in der Kindheit habitualisierte) Einflüsse der Nutzung von digitalen Medien und Technologien auf das sich entwickelnde menschliche Gehirn (Neuroplastizität). *Die Entwicklung der Mentalisierungsfähigkeit, (nicht virtueller) Empathie, die aus der zwischenleiblichen Ko-Regulation erwachsende Selbstregulationsfähigkeit und Selbstwirksamkeitserfahrungen sind entscheidende Resilienzfaktoren mit Aussicht auf die Entwicklung digitaler Reife im Sinne eines funktionalen Umgangs mit digitalen Medien und Technologien.*

2. Psychodynamische These (Beziehungsfrage): Die Veränderungen von Strukturen der Aufmerksamkeit wie auch die teilweise Verschiebung von Beziehungs-, Lern- und Identitätsprozessen in die virtuelle Welt gehen gerade für Kinder und Jugendliche mit Herausforderungen einher. Diese betreffen die Fähigkeit zur mentalen Autonomie und Selbstreflexion, die Vermittlung und Verbindung von Online- und Offline-Beziehungserfahrungen, die Abgrenzung von süchtig machenden Reizen und von belastenden Inhalten, Bildern oder Gruppendynamiken, wie das Verhältnis und die Gestaltung von Selbstdarstellung, Vernetzung und Vergleich mit anderen. Zwischenleibliche Beziehungserfahrungen, gemeinsame physische und soziale Aktivitäten und Offline-Oasen mit Zeit für Selbstvergessenheit werden zu Resilienzfaktoren und dienen der Psychohygiene. *Die relationale Einbettung und Regulation durch Bezugspersonen im Umgang mit digitalen Medien und Technologien ist ein entscheidender Faktor für die Entwicklung digitaler Reife, von Selbstregulation und mentaler Autonomie. Ausreichend gute zwischenleibliche Erfahrungen von Affekt- und Beziehungsregulation, physische Aktivitäten, Außenspiele und Konfliktregulation mit Peers gelten als Resilienzfaktoren.*

3. Lebensphilosophische These (Sinnfrage): Kollektive Stimmungen wie die Wahrnehmung einer weltweiten Polykrise, normalisierte dissoziative Bewältigungsstrategien, Stress und Überforderungsdynamiken im sozialen Umfeld wirken sich belastend auf die psychische Verfassung von Kindern und Jugendliche aus, weil sie unbewusst und emotional mit ihren Bezugspersonen verbunden sind. *Auf der individuellen Ebene kann ein normalisierter Sinnverlust (als Resultat erlebter Unsicherheit über Werte-, Sinn-, Identitäts- und Kulturorientierung in Anbetracht der Polykrise und der radikalen Alltagsveränderungen in der digitalen Gesellschaft) Ursache, Symptom oder Katalysator für dissoziative Bewältigungsstrategien sein.*

Anhand dieser drei Thesen wird deutlich, dass das Bewusstsein für die neurologische Grundlage unseres Denkens und *Erlebens* (1. Entwicklungsfrage) sowie dasjenige für den Einfluss von Bindungserfahrungen und der sich daraus entwickelnden Emotions- und Selbstregulation (2. Beziehungsfrage) als Voraussetzungen des Entstehens von Gefühlen der Sicherheit (auch im Sinne eines »Urvertrauens«), Sinnhaftigkeit, der Identität und Zugehörigkeit fungieren (3. lebensphilosophische Sinnfrage).

Für die *Prävention* dysfunktionaler Dissoziationen und die Entwicklung psychischer Störungen im Kindheits- und Jugendalter ist sowohl die – altersbedingt oder individuell verzögerte Reifungsprozesse und Fähigkeiten nicht überfordernde – Regulation (nicht nur, aber auch digitaler) neurologischer Förderung und das Bewusstsein für frühe und

nachhaltig wirksame gehirnorganische Prägungen angezeigt, wie auch die Gewichtung der frühen und über die Kindheit anhaltenden Beziehungserfahrungen. Hierbei ist mit Blick sowohl auf Plastizität wie auf die Prozesshaftigkeit psychischer Entwicklung nicht von einer deterministischen Prägung auszugehen, sondern final von der Möglichkeit korrigierender Beziehungserfahrungen, welche die weitere Ausbildung von Fähigkeiten zur Selbst-, Beziehungs- und Emotionsregulation begleiten.

Eine *therapeutische psychodynamische Sicht* orientiert sich am hermeneutischen Kriterium der Prozesshaftigkeit bzw. Offenheit dissoziativer Phänomene (HK 4). Das zwischenleibliche Erleben und die damit einhergehende Bindungsfähigkeit (2. Beziehungsfrage) sind auch mit Blick auf korrigierende Beziehungserfahrungen in der Psychotherapie von vorrangiger Bedeutung. Im analogen Miteinander wirken relationale und zwischenleibliche, auch embodiment- und mentalisierungsorientierte Erfahrungen (*bottom-up*) auf die (neurologisch bedingte) Prägung dissoziativer Mechanismen (1. Entwicklungsfrage) ein. Indirekt wird bei erfolgreicher Durcharbeitung auch die Dimension der Sinnhaftigkeit in Bewegung gebracht (3. Sinnfrage).

Eine dem kindlichen Entwicklungsstand angepasste Begleitung, Regulierung und Aufklärung im Umgang mit digitalen Medien erweist sich nicht nur hinsichtlich der Prävention von sozialpathologischen Entfremdungserfahrungen, sondern auch im Interesse von gelingenden Individuationsprozessen im Kontext der digitalen Gesellschaft als grundlegend. Die Basis *zwischenleiblich* erlernter Selbst- und Affektregulation – wozu auch ausreichende Momente *ungeteilter Aufmerksamkeit* für das Kind seitens der Bezugspersonen gehören – ist Baustein eines (selbst-)bewussten Umgangs mit dem manipulativen Einfluss digitaler Technologien. *Digitale Reife* ist in diesem Sinne gekennzeichnet durch eine reflexive Bezeugung unbewusster oder halbbewusster eigener Aufmerksamkeitsdissoziation und den bewussten, selbstbestimmungsorientierten Umgang damit. So wie die eigene Aufmerksamkeitslenkung unter dem Einfluss einer digitalen Lebenswelt bewusst wahrgenommen und reformiert werden kann, müssen auch die eigenen empathischen Regungen und Prozesse mit dem Ziel mentaler Autonomie sorgsam bezeugt und reflexiv eingeordnet werden. Beispielsweise kann weder die Überschwemmung mit hochemotionalen Kriegsnachrichten noch deren radikale Ausblendung für die psychische und soziale Realitätsbewältigung fruchtbar sein. Selbstbeschränkung (in Abgrenzung von einer dysfunktionalen »Vogel-Strauß«-Dissoziation) hinsichtlich der Exposition z. B. von Berichterstattungen, die das Leid anderer Menschen und die krisenhaften kollektiven Entwicklungen beschreiben, bedeutet ein gezieltes Aushalten und Sichinformieren im Interesse des sozialen, gemeinschaftlichen und realitätsbezogenen Bezugs zur Umwelt und Gegenwart. – Auf dieser Grundlage scheint ein individueller wie gesellschaftlich nachhaltiger, gesunder Umgang im Zeitalter der Digitalisierung möglich.

7.5 Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen in der digitalen Epoche

Die postulierte Annahme, dass sich die psychologischen, zwischenleiblichen und sozialen Voraussetzungen für eine ausreichend »gesunde« mentale Entwicklung in der digita-

len Gesellschaft gegenüber der vordigitalen Epoche *nicht grundsätzlich verändert* haben, ist mit der Tatsache konfrontiert, dass sich die Rahmenbedingungen der Persönlichkeitsentwicklung in der digitalen Gesellschaft *tiefgehend* und *weitreichend verändert* haben. Damit haben sich nicht nur die Kommunikation und Beziehungsgestaltung, sondern insbesondere auch die Strategien und Mittel zur emotionalen Regulation und Stabilisierung verändert. Dies schlägt sich insbesondere in dissoziativen Bewältigungsmechanismen nieder und wird beispielsweise an einer veränderten Konflikt- bzw. Resilienzfähigkeit erkennbar. Da Veränderungen in menschlichem Verhalten grosso modo kategorisiert und innerhalb verschiedener Kulturkreise spezifischen Altersklassen zugewiesen werden können, scheint es sinnvoll, sich mit der nötigen Vorsicht dem Konzept der Generation resp. den gängigen Generationsprofilen zuzuwenden.

Im Folgenden wird (vor dem Hintergrund der drei in Kap. 7.4 erörterten Thesen) (1) die evolutiv bedingte, anthropologisch verwurzelte neuro- bzw. entwicklungspsychologische Dimension (*Entwicklungsfrage*) in ihrer Verbindung mit der psychodynamischen Dimension (*Beziehungsfrage*) näher betrachtet. Es werden einzelne Querbezüge zu den veränderten Entwicklungsbedingungen in der digitalisierungsgeprägten Lebenswelt hergestellt. (2) Anschließend werden die für die Analyse der digitalen Epoche einschlägigen *Generationsprofile*, insbesondere der *Generation Z* und der *Generation Alpha* beleuchtet (*Sinnfrage*). Ausgehend von der Reflexion über (3) die veränderten Umwelt- bzw. Lebensbedingungen in der digitalen Epoche wird der dissoziationstheoretische Ansatz weiterverfolgt. Welche dissoziativen Phänomene und Bewältigungsstrategien lassen sich in diesen beiden Generationen identifizieren? Inwiefern kann die Zunahme psychischer Störungen bei Kindern und Jugendlichen mit dem Einfluss digitaler Technologien und Lebenspraktiken in Verbindung gebracht werden?

7.5.1 Entwicklungspsychologische Voraussetzungen »digitaler Reife«

Bevor die Eigenheiten der jüngsten Generationen näher betrachtet werden (*Sinnfrage*), scheint ein Überblick über die neuro- und entwicklungspsychologischen Meilensteine der frühen und mittleren Kindheit (*Entwicklungsfrage*) gerade auch vor einem psychodynamischen Hintergrund (*Beziehungsfrage*) angezeigt. Mit dem Fokus auf die Grundbedürfnisse und Entwicklungsaufgaben in den verschiedenen Altersstufen wird die Übersicht im Folgenden in die Phasen 0–2, 2–4, 4–6, 6–12 und die Teenagerzeit von 12 bis 19 Jahren unterteilt. Es werden Querbezüge zu den veränderten Entwicklungsbedingungen in der digitalisierungsgeprägten Lebenswelt hergestellt.

0–2 Jahre:

Von der Geburt bis zum Alter von 2 Jahren bestehen die entwicklungspsychologischen Grundbedürfnisse im körperlichen Versorgtwerden, der Einstimmung in zwischenleiblichen Beziehungsinteraktionen wie auch in der Regulierung von Nähe und Distanz. Die Entwicklung eines Gefühls der Sicherheit, der Geborgenheit, eines »Urvertrauens«, aber auch Beruhigung und Anregung setzen eine oft *ungeteilte Aufmerksamkeit* und Beziehungsregulation durch die Bezugspersonen voraus (Schaub-Moore, 2019). Es finden prägende, weitgehend unbewusst bzw. noch nonverbal und körperbewusst

repräsentierte Grundlagen von Entwicklungsprozessen und Beziehungserfahrungen statt.

Ab Lebensbeginn ist die Bedeutung der Wechselwirkung zwischen »Wir« und »Ich« für die psychische Entwicklung entscheidend (Rudolf, 2018, S. 296). Ab 24 Monaten können Kinder auf Anforderungen hin Handlungen *kurz* aufschieben und Anweisungen auch in Abwesenheit der Bezugspersonen einhalten. Vorausgesetzt ist für diese Entwicklung eine ausreichende Beziehungsqualität: »Emotionale Bindung fördert die Fähigkeit, empathisch zu reagieren und die Emotionen einer anderen Person zu verstehen. Gleichzeitig werden Verbote *internalisiert*, die Erwachsene dem Kind in Form des Gefühlsausdrucks von Ärger oder verbalem Tadel bzw. Warnung vermitteln.« (Bischof-Köhler, 2011, S. 441) Aus neurologischer Sicht ist der Säugling für die Hirnreifung bzw. die Reifung der kognitiven Fähigkeiten auf ein kontinuierliches emotionales und sprachliches Angebot der Bezugspersonen angewiesen. Bindungs- und Regulierungsstörungen entstehen im Frühkindalter, wenn ein konstantes Beziehungsangebot fehlt, das die Entwicklung der interaktionellen und verstehenden Fähigkeiten ermöglicht.

> Die Eltern verbalisieren im Kontakt mit dem Kind unablässig, was es tut, was es vermutlich empfindet oder möchte, was es sagen würde, wenn es sprechen könnte, und wen es sieht, hört und erlebt. Mit anderen Worten: Die Eltern verbalisieren, wer das Kind ist, wer sie sind und welche Art von Beziehung zwischen ihnen besteht. Sie wecken damit die emotionale und intentionale Gerichtetheit des Kindes und fördern die Entwicklung einerseits von Objektvorstellungen, andererseits des Ich-Erlebens. (Rudolf, 2018, S. 294)

Hinsichtlich der Entwicklung des Sozialverhaltens lassen sich drei grundlegende Motivationssysteme unterscheiden, das *Sicherheits-*, *Erregungs-* und *Autonomiesystem* (*Zürcher Modell* nach Norbert und Doris Bischof) (Bischof-Köhler, 2011, S. 102). Bei der Ontogenese kommt dem *Sicherheitsbedürfnis* die erste Relevanz zu: »Es ist faktisch von Geburt an aktivierbar und maßgeblich für den Aufbau und die Aufrechterhaltung einer Bindung an *vertraute* Personen.« (Bischof-Köhler, 2011, S. 102) Das Gefühl der Vertrautheit indiziert die Garantie der Fürsorge, es wird zum Bindungsmotiv und Sicherheitsanker. Neben dem Sicherheitsbedürfnis gibt es jedoch auch ein *Erregungsbedürfnis*, das zur Voraussetzung der Exploration, der Welterkundung wird. Bei Kleinkindern ist diese Unternehmenslust und die Erregungstoleranz noch niedrig, das Optimum an Erregung wird leicht überschritten (Bischof-Köhler, 2011, S. 121). Entsprechend reguliert das Erregungssystem das Verhalten gerade gegenüber Fremdem und Neuem. Es wird erst mit dem achten Monat voll funktionstüchtig (Bischof-Köhler, 2011, S. 140). Das Sicherheits- und das Erregungssystem müssen zusammenwirken: Das Kind muss sich sicher genug fühlen, um explorieren zu wollen. Bei einer zu starken Erregung oder Entfernung empfindet es Furcht und muss zur Beruhigung das Sicherheitsbedürfnis stillen. Als drittes System kommt das *Autonomiesystem* zum Tragen, das insbesondere bei der *Verselbstständigung* und für das Gefühl der *Selbstwirksamkeit* eine wichtige Rolle spielt:

> Das Gefühl der Autonomie spiegelt das Erlebnis, *Einfluss* auszuüben, sich bei sozialen Konflikten *durchzusetzen* und zu behaupten, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen

> und ganz generell bei der Bewältigung von Problemen *Erfolg* zu haben. (Bischof-Köhler, 2011, S. 141)

Das Autonomiesystem umfasst die Teilsysteme von Macht-/Dominanzstreben, Geltungsmotivation, Kompetenz- und Leistungsmotivation. Das Machtmotiv bringt das Kind dazu, seinen eigenen Willen durchzusetzen, den Gang der Dinge zu bestimmen, sich Vorrechte zu erkämpfen, Recht zu behalten oder andere zu unterwerfen. Je höher der Autonomieanspruch ist, desto höher ist die Unternehmenslust (Erregungssystem) und desto niedriger die Abhängigkeit (Sicherheitssystem) (Bischof-Köhler, 2011, S. 143).

Die mentalen Entwicklungsleistungen, die durch die digitale Lebenswelt erforderlich werden, betreffen in der frühen Kindheit insbesondere den Erwerb der Mentalisierungs- und Symbolisierungsfähigkeit. Zu den Mentalisierungsfähigkeiten gehört insbesondere die Empathiefähigkeit. Die Disposition für die Entwicklung der Empathiefähigkeit findet sich bereits im Säuglingsalter in Form der sogenannten »Gefühlsansteckung«. Schreien andere Babys, werden Neugeborene davon angesteckt (Bischof-Köhler, 2011, S. 241). Diese Stimmungsübertragung wird zum »Rohmaterial« für die Affektregulation durch die elterlichen Bezugspersonen: Diese können das Kind z.B. durch Körperkontakt, Stillen oder durch verbale oder rhythmische Bewegungsmodulation beruhigen. Während Gefühlsansteckung und Empathie auf emotionalem Mitempfinden basieren, zeichnet sich die Empathie durch die zusätzliche Einsicht aus, dass es sich um die Gefühle *des anderen* handelt (Bischof-Köhler, 2011, S. 242). Frühe Formen der sozialen Bezugnahme zeigen sich in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres. Die *soziale Rückversicherung* (*social referencing*) bezeichnet das Phänomen, dass das Baby bei einer Veränderung der Situation oder Unsicherheit rasch zur Mutter schaut, um sich an ihrer (u.a. mimischen) Reaktion zu orientieren oder sein Sicherheitsbedürfnis auszudrücken. Wie weit es dem Kind gelingt, sein Sicherheitsbedürfnis zu stillen, hängt vom Ausdrucksverhalten der Bezugsperson ab. Sowohl eine fröhlich-gelassene wie auch eine ängstliche Stimmung überträgt sich auf das Kind. Wenn die Mutter als abwesend erlebt wird, wegschaut oder das Kind ignoriert, bleibt das Kind mit seiner Beunruhigung allein und gerät je nach Verlauf in eine Stresssituation. Etwa im neunten Monat entwickelt sich die Fähigkeit der *geteilten Aufmerksamkeit* (*joint attention*). Hierbei schaut oder zeigt die Mutter auf ein bestimmtes Objekt und lenkt damit die Aufmerksamkeit des Kindes in dieselbe Richtung; oder umgekehrt schaut oder zeigt es auf ein Objekt, was zur Folge hat, dass die Mutter dorthin schaut (Bischof-Köhler, 2011, S. 249). Symbolisch beginnt hier eine triadische Auseinandersetzung, das Kind lernt sich ausgehend von der sicherheitsstiftenden Beziehung zur Mutter auf die Welt auszurichten und diese Erfahrungsepisoden einzuordnen. Die soziale Rückversicherung und die geteilte Aufmerksamkeit können als Hinweise auf ein erstes Verständnis von mentalen Zuständen interpretiert werden (Bischof-Köhler, 2011, S. 249). Dazu gehören auch Fähigkeiten zur Assoziation, Konditionierung, das Verständnis der Zeigegeste und die Sensibilität für *intentionales Verhalten* (Bischof-Köhler, 2011, S. 255). Die empathischen Prozesse basieren auf der Aktivität intersubjektiv angestoßener Spiegelneuronen (biologische Spiegelung). Empathie als Einfühlung oder Mitempfindung (nicht Mitgefühl) wird von einer doppelten »Reizgrundlage« ausgelöst: einerseits von der Wahrnehmung des Ausdrucksverhaltens des anderen, andererseits durch die Wahrnehmung der Situation anderer (Bischof-Köhler, 2011, S. 261). Vorausset-

zungen für die Fähigkeit, ein beobachtetes Gefühl *teilen* zu können, sind die im Verlauf der Entwicklung erworbenen Fähigkeiten, affektive Zustände anderer überhaupt zu erkennen und zu benennen, die Perspektive und Rolle des anderen zu übernehmen, sowie das emotionale Erleben (Bischof-Köhler, 2011, S. 262). Solange das Kind noch nicht in der Lage ist, zwischen selbst und anderen zu unterscheiden, kann es die reziproken Wechselwirkungen, d.h. auch die unterschiedlichen Bedürfnisse von sich und anderen noch nicht verstehen. Im frühen Stadium der egozentrischen Empathie sind die Annahmen über Gefühle und Bedürfnisse von anderen noch weitgehend geformt von den eigenen Maßstäben – das Kind geht z.B. davon aus, dass andere das tröstet, was auch es selbst trösten würde (Bischof-Köhler, 2011, S. 264). Erst ab dem dritten Lebensjahr reift die Fähigkeit zur Empathie für den anderen. Das Kind ist in der Lage, sich vorzustellen, dass andere eine andere psychische Verfassung haben als es selbst. Es ist sich bewusst, dass diese von der eigenen unabhängig ist, weiß jedoch noch nicht genau, wie sie beschaffen ist. Es beginnt die Herausforderung der *Treffsicherheit* der eigenen Interpretation in der Wahrnehmung des anderen, die nun im Verlauf sozialer Interaktion fortlaufend verfeinert wird (Bischof-Köhler, 2011, S. 264). – An den Stufen der Empathie-Entwicklung wird die Angewiesenheit auf zwischenleibliche Interaktion, auf ausreichendes Erleben ungeteilter Aufmerksamkeit und die Unterstützung des Kindes bei der Gefühlsregulation und der Einordnung von Beziehungs- und Welterfahrungen deutlich. Es wird vorstellbar, dass die trennende oder unterbrechende Funktion beispielsweise durch die wiederholte Ausrichtung der mütterlichen Aufmerksamkeit auf das Smartphone in Momenten, in denen das Kind Rücksicherungsverhalten oder geteilte Aufmerksamkeit sucht, um sich zu regulieren, sich abzusichern und in der Welt zu orientieren, eine ambivalente, verunsichernde bis irritierende Wirkung auf das Kind und seinen sozialkognitiven Entwicklungsprozess haben kann. Davon betroffen ist insbesondere das Phänomen der *Affektabstimmung* (*affect attunement*), das im zweiten Lebenshalbjahr an Bedeutung gewinnt (Bischof-Köhler, 2011, S. 275):

> In diesem Fall greift die Bezugsperson den emotional-motivationalen Gehalt des kindlichen Verhaltens auf und gibt ihn ihrerseits im Verhalten wieder, ohne das Kind dabei direkt zu kopieren. Intentionen und Emotionen können sich beim Menschen ja in vielfältiger Weise, nicht nur mimisch, gestisch oder akustisch ausdrücken, sondern auch in symbolisierten Formen. Charakteristisch für die Affektabstimmung ist nun, dass die Bezugsperson die Emotion oder Intention des Kindes nicht nur teilt, sondern auch in eine andere Ausdrucksform »übersetzt«, z.B. indem sie durch die Art der Vokalisation die Anstrengung paraphrasiert, die das Kind gerade macht, wenn es Klötze herbeischleppt. (Bischof-Köhler, 2011, S. 275)

Im Gegensatz zur *Konditionierung*, bei der das Kind durch Belohnung und Bestrafung zum gewünschten Verhalten gebracht werden soll, ist die *Affektregulation* eine feinere, auf die spontane Ausdruckssituation und Befindlichkeit des Kindes abgestimmte Weise, dem Kind dabei zu helfen, die eigenen Emotionen und Bedürfnisse so zu artikulieren und damit umzugehen, dass auch eine soziale Passung und eine wechselseitige Abstimmung möglich wird. Das innere Erleben des Kindes wird nicht überschrieben, sondern aufgenommen, respektiert und gemeinsam übersetzt oder weiterentwickelt. Dazu ge-

hört es auch, Enttäuschungen, Frust, Wut oder Trauer des Kindes aufzunehmen und einerseits ernst zu nehmen und zu »pacen«, andererseits aus diesem Containment heraus auch relationale Auswege und alternative Gefühlszustände anzubieten (Bischof-Köhler, 2011, S. 277). Die Entwicklung der Empathie steht im Zusammenhang mit der Entwicklung sowohl der *Selbstobjektivierung* (innere Vorstellung von sich selbst als einem Objekt), des *prosozialen Verhaltens* wie auch des *moralischen Vermögens*.

Als Grundlage für die Interpretation des eigenen Verhaltens und desjenigen des Gegenübers ermöglicht die Mentalisierungsfähigkeit, dass wir anderen Menschen Überzeugungen, Gefühle, Wünsche, Kenntnisse und Absichten zusprechen bzw. unterstellen (J. Lange & Frommer, 2011, S. 2) und dass wir raum-zeitliche Vorstellungen vom situativen und vom Beziehungskontext entwickeln. Die Mentalisierungsfähigkeit kann jedoch nicht als eine *rein kognitive Funktion* verstanden werden; sie basiert wesentlich auf den *zwischenleiblichen Interaktionen und Erfahrungen*. Diese sind individuell verkörperlicht (*embodied*) und stehen in direkter Wechselwirkung mit unserem Empfinden, Urteilen und Handeln.

Mentalisieren bedeutet grundsätzlich die innere Wahrnehmung eines psychischen Zustands in einem selbst oder bei einer anderen Person. Dies geschieht beispielsweise bei der Vergegenwärtigung psychischer Vorgänge, etwa beim Nachdenken über eigene Gefühle. Des Weiteren umfasst die Mentalisierungsfähigkeit die Entwicklung und Pflege der Achtsamkeit gegenüber eigenen psychischen Zuständen und gegenüber den Zuständen anderer Menschen sowie die Zuschreibung mentaler Eigenschaften. Sie ist Voraussetzung für das Erkennen und Verstehen von Missverständnissen und dafür, sich selbst auch »von außen« und andere »von innen« zu betrachten, d.h. eine objektive von einer subjektiven Perspektive unterscheiden zu können (J. G. Allen et al., 2011, S. 22–23). Mentalisierung und Affektregulation sind Grundbausteine einer »normalen« bzw. gesunden psychischen Entwicklung und Voraussetzung zur Ausbildung von Beziehungsfähigkeit. In der philosophischen Terminologie entspricht die *Mentalisierungsfähigkeit* der Grundvoraussetzung der *Subjektwerdung* und *Gemeinschaftsfähigkeit*. In diesem Sinn ist sie auch für die Entwicklung eines Selbstverständnisses, der Einsichts- und Reflexionsfähigkeit sowie für eine ethische Verantwortungsübernahme vorausgesetzt. Dadurch wird die Mentalisierungsfähigkeit in gewissem Sinne zur *intrapsychischen Werteinstanz*, insofern sie die Internalisierung von Werten (wie Autonomie, soziale Freiheit oder Solidarität), deren Nachvollzug und die entsprechende Handlungspraxis wesentlich steuert. *Die Mentalisierungsfähigkeit bildet die intrapsychische Schnittstelle, an der kognitive, emotionale und körperliche Faktoren die Wahrnehmungen und Beziehungen zur Außenwelt prägen*. Als solche ist sie für die Selbstbeziehung, die Beziehung zu anderen sowie für die soziale Anpassung und die Entwicklung von Verantwortungsfähigkeit und Moralverhalten vorausgesetzt. Bereits im Alter von 12 bis 18 Monaten werden sich Kinder sozialer Forderungen bewusst und richten ihr physisches Verhalten danach aus. Ab 18 Monaten empfinden Kinder Empathie, Mitleid und Schuldgefühle (Bischof-Köhler, 2011, S. 441).

Mentalisierungsschwächen führen zu psychischen Sollbruchstellen, an denen später psychische Störungen als Belastungsreaktionen aufbrechen oder die zu strukturellen Persönlichkeitsanpassungen führen können. Hinsichtlich der psychosozialen Voraussetzungen, die für die Einschätzung des Einflusses von Umweltfaktoren wie der Di-

gitalisierung relevant sind, vertritt Fonagy die These, dass die *Qualität der Mentalisierung* mit der Qualität der frühen *Objektbeziehungen* zusammenhängt (Fonagy, 2004, S. 105). Noch grundsätzlicher wird davon ausgegangen, dass das Selbstgefühl des Säuglings aus der affektiven Bindung zur primären Bezugsperson hervorgeht (Fonagy, 2004, S. 10).

Eine großangelegte Studie von Fonagy und Target hat aufgezeigt, dass sowohl die eigene Bindungssicherheit der Mutter wie auch ihr Vermögen, die psychische Dimension der Mutter-Kind-Beziehung und die mentalen Zustände des Babys zu erfassen und ausreichend zu modulieren, verlässliche Vorhersagen über die spätere Bindungssicherheit des Kindes zulassen (Fonagy & Target, 2020, S. 368). So ist die obige Aussage zu verstehen, dass die Mentalisierungsfähigkeit wesentlich auf den zwischenleiblichen Interaktionen und affektiven Erfahrungen basiert. Um dieser psychodynamischen Dimension von Mentalisierungsprozessen gerecht zu werden, hat sich das Konzept der »mentalisierten Affektivität« durchgesetzt. Es bezeichnet eine »reife Fähigkeit zur Affektregulierung und das Vermögen, die subjektive Bedeutung der eigenen Gefühle zu entdecken«. Mentalisierte Affektivität bildet nach Fonagy et al. das »Herzstück der psychoanalytischen Behandlung« (Fonagy & Target, 2020, S. 365).

> Die reife Fähigkeit zur mentalisierten Affektivität repräsentiert ein erfahrungshaftes Verstehen der eigenen Gefühle, das über das intellektuelle Verständnis weit hinausgeht. In ebendiesem Bereich bilden sich Widerstände und Abwehrmechanismen, die sich unter Umständen nicht allein gegen spezifische emotionale Erfahrungen richten, sondern gegen psychische Funktionsmodi als Ganzes; es handelt sich nicht nur um Verzerrungen mentaler Repräsentationen, die sich dem therapeutischen Fortschritt entgegenstellen, sondern um Hemmungen des psychischen Funktionierens an sich. (Fonagy & Target, 2020, S. 365)

Vor diesem Hintergrund wird auch deutlich, dass *Dissoziationen* als psychische Bewältigungs- und Abwehrmechanismen bereits hier, d.h. direkt im »Mentalisierungsfeld« anzusiedeln sind. Dysfunktionale, chronische Hemmungen oder Dissoziationen können in dem Sinne dazu beitragen, dass die Erfassung sowohl der psychischen als auch psychosozialen Kausalität erschwert ist oder dass sich entwicklungsbedingte Fehlentwicklungen einstellen:

> So kann man zum Beispiel seine eigenen Gefühle missverstehen und glauben, dieses oder jenes zu empfinden, während es sich in Wirklichkeit ganz anders verhält. Genauer: Wir können uns selbst der gesamten erlebnishaften Welt reicher Emotionalität berauben. Die Unfähigkeit etwa, psychische und psychosoziale Kausalität zu erfassen, kann aus der chronischen Hemmung und/oder entwicklungsbedingten Fehlbildung der psychischen Prozesse resultieren, die diesen Fähigkeiten zugrunde liegen. (Fonagy & Target, 2020, S. 365)

Verschiedene Studien haben nachgewiesen, dass der Bindungstyp, der frühkindlich erworben wird, oftmals lebenslang konstant bleibt. Obwohl Säuglinge nicht als »Zielpublikum« der Digitalisierung gesehen werden können, sind die Erkenntnisse der Mentalisierungsforschung relevant für beispielsweise a) das Bewusstsein über den Einfluss der Smartphone-Nutzung, welche die direkte Eltern-Kind-Interaktion und

die Aufmerksamkeitslenkung in meist hoher Frequenz beeinflusst, oder für b) die Einschätzung des Einflusses von Bildschirmen, personalisierten Computern und sozialen Robotern als Betreuungs-, Unterhaltungs- und Lernhilfen (von Youtube-Unterhaltung über digitales Spielzeug bis zu robotischen Gefährten) auf die emotionale und kognitive Entwicklung von Kindern. Häufig zeigen sich im Laufe der Kindheit erworbene Entwicklungsstörungen erst in der Teenagerzeit. Hier kommt es vor, dass die pubertäre Entwicklung der »Reflexionsfunktion« zwar angezeigt wäre, aufgrund beispielsweise einer früheren Symbolisierungsschwäche jedoch nur erschwert ausdifferenziert werden kann.

Gemäß Fonagy et al. hängt die Entwicklung der Symbolisierungsfähigkeit während der gesamten Kindheit aufs Engste mit der emotionalen Entwicklung im Bindungskontext zusammen (Fonagy und Target, S. 321). Die grundsätzliche soziale Konstituiertheit erklärt den großen Einfluss der sozialen Beziehungen und mit zunehmendem Alter der Peergroup und des Gesellschaftskollektivs auf das Erleben und die Entwicklung des individuellen Selbst und die psychischen Funktionen (Rudolf, 2018, S. 296).

Die oft *geteilte* Aufmerksamkeit der elterlichen Bezugspersonen, auch die Möglichkeit, sich aus emotional stressigen, überfordernden Interaktionen mit dem Kind durch digitale Geräte abzulenken, kann der Entwicklung sicherer Bindungen und von Beziehungsvertrauen entgegenwirken. Wird das Kind in den emotional überfordernden Zuständen allein gelassen – das kann auch bedeuten, dass die Bezugsperson im Raum ist, jedoch die kindlichen Bedürfnisse ignoriert, indem sie sich selbst beispielsweise digital abschottet –, formieren sich bereits früh gehirnorganisch wirksame dissoziative Strukturen. Unsicherheit, Stressgefühle, Angst oder Unruhe resultieren in einer mangelnden Entwicklung von Beziehungsfähigkeit:

> Sehr frühe und intensiv belastende, beängstigende und überfordernde Erfahrungen werden nicht bewältigt und führen zur Fixierung einer chaotischen, zerstückelten inneren Welt mit diffusen Ahnungen über sich und andere. (Ermann, 2016, Kapitel 2)

Die frühe Gewöhnung an die Beruhigung durch digitale Tools oder Videos, die auf den ersten Blick Konfliktvermeidung unterstützt, kann dazu führen, dass das Kind sich selbst früh von seinen unaushaltbaren Gefühlen detachieren und ablenken lernt. Einerseits verhindert eine solche dissoziative Bewältigungsreaktion die Erfahrung, dass die Bezugspersonen seine Emotionen aushalten und es auch bei emotionaler Überforderung genügend oft unterstützend und bezogen regulieren können. Wenn diese bezogene Regulation als Grunderfahrung für die Entwicklung von Selbstregulation aussteht, kann das Kind andererseits auch schwer lernen, diese selbst auszuhalten und zu überstehen. Bereits hier spielt das Vorbild der Bezugspersonen im Umgang mit »digitalen Objekten« eine affektiv bedeutsame Rolle für das Kind. Ob es ein digitales Objekt als schrittweise Anregung zur Exploration, als rivalisierendes Beziehungsobjekt im Ringen um Aufmerksamkeit oder als z.B. Ablenkungs- bzw. Ausweichmöglichkeit vor schwierigen Gefühlen und Konflikten internalisiert, hängt mitunter von der Vorbildfunktion und bewussten Strukturierung der Eltern ab.

Aus anthropologischer Sicht entstehen die frühen Fertigkeiten gemeinsamer Intentionalität bei Säuglingen, um Fürsorge und Aufmerksamkeit bei den Eltern und anderen

Erwachsenen auszulösen, indem sie »sinnvolle soziale Beziehungen« mit ihnen bilden (Tomasello, 2020, S. 58). – Die spezifisch menschliche Fähigkeit zur sozialen Interaktion und kulturellen Weitergabe beginnt sich hier in Ansätzen zu entwickeln, ausgehend von der zunehmenden Erfahrung und Entwicklung gemeinsamer Intentionalität.

Vor diesem Hintergrund werden, wie bereits die Anerkennungstheorie, die Sensibilisierung für die psychologische Bedeutsamkeit der frühen Kindheit und die tiefenpsychologisch informierte, an der modernen Beziehungstheorie orientierte Familienförderung zum Grundstein einer funktionierenden sozialen Gemeinschaft, der demokratischen Gesellschaft. Die Fähigkeiten der Selbstregulation, der Bedürfniswahrnehmung und der zwischenmenschlichen Empathie setzen eine genügend gute und genügend stabile Beziehungs- und Affektregulation im Säuglingsalter und der frühen Kindheit voraus. Dazu gehört, dass das Kind ausreichend oft die *ungeteilte Aufmerksamkeit* der Bezugspersonen erfahren kann und diese dem Kind gerade beim Erleben und *Aushalten* von leidvollen Gefühlen und Frustration – *mitaushaltend* – beistehen (*containment*). – Der kritischen u.a. tiefenpsychologisch und entwicklungspsychologisch informierten Diskussion nicht nur über den Einsatz digitaler Technologien wie des Smartphones zur frühen Ablenkung des Kleinkinds von emotionalen Konflikten, sondern auch über die Qualität von Frühkind-Betreuungsangeboten und über die Vereinbarkeit von Elternschaft und Berufsleben im Kontext der digitalen Gesellschaft kommt damit ein besonderes ethisches Gewicht zu.

2–4 Jahre:

Die im Alter von 2 bis 4 Jahren bedeutsamen Grundbedürfnisse zunehmender Exploration und Autonomie setzen die Reifung von flexiblen und leistungsfähigen Abwehrmustern (z.B. Regression durch selbstvergessenes Spielen) voraus. Die Regulation von Gefühlen, die Wahrnehmung von sich selbst als autonomes, abgegrenztes Wesen und die zunehmende Impulskontrolle im Sinne z.B. des Regelfolgens haben in dieser Phase ebenso ihren Ursprung wie die Fähigkeiten zur Antizipation, Selbstwertregulierung, Empathie und zum Verständnis fremder Affekte (Schaub-Moore, 2019). Mit der Entwicklung des Sprachvermögens findet langsam der verbale Ausdruck von Bedürfnissen, Gefühlen und Erleben statt. Zusätzlich zu den verkörperten Beziehungserfahrungen wird das Ringen um Sprache, um Verstehen, Erklären und Verstandenwerden zum Entwicklungsanreiz. Die Autonomie nimmt auch hinsichtlich von Bewegung, Ernährung und Sauberkeitsentwicklung zu. Das Erlangen der Fähigkeit, selbstständig zu essen, und die Kontrolle über die eigenen Ausscheidungen werden zu anspruchsvollen Entwicklungsaufgaben. Die unterstützende Begleitung und das Containment der Bezugspersonen, der Trost beim Scheitern und beim Auftauchen von Ängsten, welche die zunehmende Autonomie begleiten, sind für die Entwicklung von Selbstwirksamkeit, Selbstvertrauen und Frustrationstoleranz vorausgesetzt. – Mit 4 Jahren setzt mit dem Auftauchen eines expliziten Zeitverständnisses die sogenannte »Theory of Mind« ein. Gekennzeichnet ist diese durch die Verbesserung der sozialen Kognition (Verfeinerung der Empathiefähigkeit), durch die Fähigkeit zur Reflexion über eigene Bewusstseinsakte und eine planerische Handlungsorganisation. Das Steuerungsvermögen, die Impulskontrolle und die impulskontrollierte Planung und Durchführung von Aktivitäten nehmen zu (Bischof-Köhler, 2011, S. 381). Mit zunehmender Sprachentwicklung lernt das Kind, diese Aspekte

selbst zu benennen; ab dem zweiten Lebensjahr beginnt es, von sich in der Ich-Form zu sprechen. Das so entstandene Ich kann in der Beziehung zu anderen ausdrücken, was es will und emotional empfindet. Zwischen 2 und 5 Jahren entwickelt das Kind langsam seine Reflexionsfunktion (Fonagy & Target, 2020, S. 369).

Aus anthropologischer Sicht tritt das Kind im Alter von 3 bis 7 Jahren in »die beiden sozialen Welten der Kindheit« ein:

> Die erste Welt ist die der Erwachsenen, insbesondere im Hinblick auf Fragen der kulturellen Weitergabe. Obwohl Erwachsene in manchen Kulturen versuchen, Kinder schon ganz früh in der Ontogenese etwas zu lehren, beginnen die Kinder erst mit etwa drei Jahren, die Pädagogik der Erwachsenen als im Wesentlichen die »objektive« Stimme der Kultur zu verstehen, die sie darüber informiert, wie »wir« Dinge tun. Die zweite Welt ist die der Gleichaltrigen, besonders im Hinblick auf die Fragen der sozialen und kulturellen Koordination. Auch hier werden Kinder mit ihren Altersgenossen schon viel früher als mit drei Jahren interagieren, aber die Interaktionen von Babys und Kleinkindern mit ihren Altersgenossen sind so spärlich, dass sie häufig als »Parallelspiel« bezeichnet werden. Aber nach dem Alter von drei Jahren fangen kleine Kinder an, mit Gleichaltrigen auf solche Weise zu interagieren, die eine wachsende Kompetenz mit Bezug auf soziale und mentale Koordination belegen, einschließlich eines Verständnisses der Konventionen und Normen der Kultur und einer wachsenden Achtung gegenüber Gleichaltrigen als ebenbürtigen Partnern für Zusammenarbeit und Kommunikation. (Tomasello, 2020, S. 53)

Das bedeutet, dass Kinder sich bereits ab dem Alter von 3 Jahren bewusst werden, dass sie sozialen, wechselseitig akzeptierten Normen unterliegen (Tomasello, 2020, S. 391). Sie grenzen sich auch noch deutlich von Gruppen ab, in denen andere Normen gepflegt werden. Kinder ab 3 Jahren verstehen andere nicht mehr nur als »zweipersonale Akteure«, die Respekt und Fairness verdienen, sondern sie beginnen auch, sie als gleichgestellte Mitglieder einer Kulturgruppe zu verstehen. Der Anthropologe Michael Tomasello beschreibt, dass Kinder in diesem Alter die moralische Orientierung bzw. die »sinnvollsten« sozialen Interaktionen mit Erwachsenen machen: Die Erwachsenen pflegen und beschützen sie nicht nur, sondern beteiligen sich mit ihnen auch an einzigartigen Formen sozialer Interaktion wie etwa gemeinsamer Aufmerksamkeit, kooperativer Kommunikation und sozialer Imitation (Tomasello, 2020, S. 58).

Ausgehend von diesen intersubjektiven, emotions- und verhaltensregulierenden Erfahrungen lernt das Kind, mit beiden Welten langsam zurechtzukommen und die Übergänge zu bewältigen. Mit diesem relational erworbenen Rüstzeug sozialer Interaktion und *geteilter Intentionalität* tritt das Kind ein in die Kindergarten- und Vorschulzeit, in der langsam auch die *kollektive Intentionalität* entsteht.

4–6 Jahre:

In der Vorschulzeit (Kindergartenalter) setzt sich das Kind außerhalb der familiären oder kitageprägten Lebenswelt mit neuen Anregungen und Herausforderungen im Gruppenkontext auseinander. Ein eigentliches Selbstbild entwickelt das Kind erst mit 4 bis 5 Jahren. Nach der Reifung und Ausdifferenzierung kortikaler Hirnstrukturen lernt der Mensch, »seinen Blick reflexiv auf die eigene Person zu wenden« und sich

überdauernde Eigenschaften und Geschichten zuzuschreiben. Der Psychiater und Psychoanalytiker Gerd Rudolf nutzt die Metapher eines »seelischen Binnenraumes«, um den intrapsychischen Ort zu bezeichnen, in dem Abläufe der eigenen Person (Vorstellungen, Absichten, Gefühle, Erinnerungen, Fantasien) wahrgenommen werden. Mit diesem Selbstverständnis wächst zugleich die Fähigkeit, sich einfühlend in andere hineinzuversetzen, die Empathie. Die Fähigkeit, die besonders wichtigen Menschen als innere Objekte in diesen Binnenraum zu integrieren, also eine emotionale Bezogenheit und Liebesfähigkeit zu entwickeln, ermöglicht auch die Stabilisierung und Selbstregulation durch Anlehnung an die positiven inneren Objekte (Rudolf, 2018, S. 295). Mit der zunehmenden Sozialisation in der (Kindergarten-)Gruppe gewinnt die Beziehungsfrage mit Blick auf die Konfliktregulation und die sozialen Anpassungsanforderungen an vorrangiger Bedeutung. Das kontinuierliche und kohärente Selbstbild bildet in der Adoleszenz die Grundlage des Erlebens einer eigenen Identität (Rudolf, 2018, S. 295).

Hinsichtlich der *Entwicklung der Moralfähigkeit* spricht man bis zum Alter von 6 Jahren noch von einem prämoralischen Zustand: Die Bewertung erfolgt weitgehend egozentrisch, nach dem Effekt und nicht der Absicht der Handlung (Bischof-Köhler, 2011, S. 425). Aus anthropologischer Sicht können Kinder ab 5 oder 6 Jahren Überzeugungen verstehen, Regelfolgen, Gründe und Rechtfertigungen nachvollziehen und liefern, sie beginnen sich zu koordinieren und nach eigenständigen Lösungen zu suchen (Tomasello, 2020, S. 233). Die *gemeinsame Aufmerksamkeit* und Intentionalität als Ausrichtung auf gemeinsame Ziele, zur Konfliktbewältigung und dafür vorausgesetzten Orientierung an den geteilten Normen und Regeln bildet hier den Übergang zur Fähigkeit *kollektiver Intentionalität*. Während der Respekt vor den Eltern oder erwachsenen Bezugspersonen, der immer auch mit einer emotionalen Angewiesenheit einhergeht, für hinreichendes Vertrauen der Kleinkinder und die Aufnahme kultureller Information vorausgesetzt ist, wird ab dem Kindergartenalter die Interaktion mit Gleichaltrigen zur Voraussetzung für mentale Reifung (Tomasello, 2020, S. 239). Gegenüber Gleichaltrigen befinden sich Kinder nicht wie gegenüber mächtigen Erwachsenen in einer unterlegenen Position; vielmehr sind sie gefordert, auf Augenhöhe nach Lösungen zu suchen:

> Diese Arten von Interaktion sind notwendig für vollständig verinnerlichte Normen der Rationalität und somit dafür, dass die Kinder eine vollständig erwachsenartige Fähigkeit erlangen, normative Selbststeuerung zu vollziehen, sowie die Fähigkeit, bestimmte Arten multiperspektivischer Begriffe zu konstruieren. (Tomasello, 2020, S. 240)

Die in dieser Altersspanne zunehmend auftauchende Bewusstwerdung über sich selbst im Verhältnis zu anderen stützt sich aus psychodynamischer Sicht auf die weitere Entwicklung der Mentalisierungsfähigkeit. Sie wird zur Grundlage späterer psychischer Reife und Gesundheit wie der Subjektwerdung in Form einer *inneren Werteinstanz*. Fehlen beispielsweise innere Repräsentanzen von wichtigen Beziehungen, entsteht ein (bewusst oder unbewusst wahrgenommenes) Gefühl der Leere: »Den anderen gibt es dann nur als realen Anderen, an den große und in der Regel unerfüllbare Erwartungen gerichtet werden« (Rudolf, 2018, S. 296). Konflikt-, Dominanz- und Kooperationsstrategien werden erprobt, sie setzen die wiederholte Erfahrung von Konflikten und anschließenden Versöhnungsprozessen voraus. Gerade die zwischenleiblich ausgehandelten

Versöhnungsprozesse befördern die Entwicklung empathischer Perspektivenübernahme und realistischere Beziehungserwartungen. – Dieses reflexive Erleben des Selbst ist beim Vorliegen späterer struktureller Störungen ebenso erschwert wie dessen Regulierung (Rudolf, 2018, S. 296). Zugespitzt könnte man sagen, dass Menschen, die nicht hinreichend mentalisierungsfähig sind, sich zwar moralistisch und regeltreu verhalten können, jedoch ein intrinsisch moralisches Vermögen aufgrund des Mangels einer empathischen Perspektivenübernahme nicht oder nur teilweise nachvollziehen können. Sie sind in ihren Selbst- und Sozialkompetenzen beeinträchtigt.

Die Ausdifferenzierung der eigenen Identität im Umgang mit anderen, die Realitätsprüfung und soziale Interaktion setzen zwischen 4 und 6 Jahren auch die Reifung eines realistischen Selbstbildes, die Fähigkeit zur ganzheitlichen Objektwahrnehmung, die Orientierung, Beziehungsaufnahme, Rollenübernahme und *Loslösung von Objekten* voraus (Schaub-Moore, 2019). Gerade im Umgang mit digitaler Unterhaltung wie Lern-Apps, Videos und Spielen kommt der Fähigkeit zur Loslösung und entsprechend der konsequenten Regulation im Umgang mit Objekten entwicklungspsychologisch eine verstärkte Bedeutung zu. Die attraktiven Spieldesigns, Belohnungsreize und das süchtig machende Design erschweren die affektive Loslösung und führen entsprechend zu Frustrationen. Das Verhältnis und die Qualität des Übergangs zwischen Zeiten mit und ohne digitale (Beziehungs-)Objekte wird in der Kindheit zum zentralen Inhalt der (elterlichen) Beziehungsregulation und zur Voraussetzung von Selbstregulation und Selbstschutz. Nicht nur die ausreichende Ermöglichung von Spielen mit anderen im Freien, Turnen, Sport, zwischenleibliche Interaktion und Konfliktregulation (z.B. auf dem Spielplatz mit Peers oder im elterlichen Umgang mit dem Frust nach dem Beenden eines Video-Games), sondern auch die Begleitung und Strukturierung bei der alltäglichen Nutzung digitaler Geräte (z.B. Bildschirmzeit, Co-Watching oder Besprechung der konsumierten Inhalte), bei der mentalen und emotionalen Erfahrung virtueller Realität beim Gamen oder in sozialen Medien bleiben (je nach Beginn des Konsums auch schon ab einem früheren Lebensalter) entwicklungs- und gesundheitsrelevant. Der soziale Gruppendruck beginnt mediiert durch soziale Medien früher und intensiver als im vordigitalen Zeitalter, wodurch Chancen und Risiken von digital geprägten Lebenswelten die *Medienerziehung* zum neuralgischen Punkt im Umgang mit Autonomie, Abhängigkeit, Exploration und Manipulation machen.

Der Einfluss der digitalen Technologien auf die bereits frühe intersubjektive Beziehungsregulation und auf die Selbstregulationsfähigkeiten wird im Verlauf des Kapitels 7.5.3 im Absatz der technologiespezifischen Analysen genauer erörtert. Sozialpathologische Auswirkungen zeigen sich dort, wo die digitalen Praktiken zu Anfälligkeiten oder Funktionsstörungen an der Nahtstelle von Individuation und gesellschaftlicher Integration führen (Honneth, 2014, S. 50). Sofern der unkritische und entwicklungsschädigende Einfluss einer unlimitierten Smartphone-Nutzung – etwa in Form einer frühen Bewältigungsstrategie – nicht reflektiert, sondern normalisiert wird, ist die Rede von einer Sozialpathologie insofern gerechtfertigt, als destruktive, entwicklungsbehindernde Praktiken als normal betrachtet werden (King et al., 2019, S. 228). Klinisch bedeutsam wird der Einfluss z.B. auf die Aufmerksamkeitslenkung und Ausbildung der Mentalisierungsfähigkeit. Digitale Technologien bieten leicht verfügbare Möglichkeiten, sich von emotional schwierigen Gefühlen und Konflikten abzulenken und dadurch innere und in-

tersubjektive Regulationsversuche abzubrechen. Dadurch können entsprechende Strategien der Selbstregulation, der Konflikt- und Beziehungsregulation blockiert werden. Dazu gehört auch die Unterscheidbarkeit von virtueller und zwischenleiblicher Empathie. Erstere bleibt projektiv, innerpsychisch, Letztere setzt die unmittelbare Auseinandersetzung und Wahrnehmung des Gegenübers und seiner Reaktionen voraus. Gleichzeitig können digitale Lernprogramme aber auch gezielt zur Stabilisierung und Unterstützung funktionaler Bewältigungsstrategien und zur Unterstützung der mentalen Gesundheit beitragen. Sie können beispielsweise eingesetzt werden, um kognitive, sensuelle und relationale Vernetzungen herzustellen. Dadurch können sie etwa auch Lernprozesse ganzheitlich unterstützen. Unter anderem die kalifornische UCLA Lab School erforscht und entwickelt diesbezüglich Pionierprogramme (*Home UCLA Lab School*, o.J.). Voraussetzung dafür ist die gezielte und auf das Individuum (durch zwischenmenschliche Begleitung) abgestimmte Anwendung von Inhalten und Programmen. Die beschriebene Vulnerabilität durch eine unzureichend begleitete und regulierte Nutzung digitaler Medien zieht sich weiter bis in die spätere Kindheit und Jugend.

6–12 Jahre:

Im Alter von 6 bis 12 Jahren gehört zu den Entwicklungsaufgaben mitunter die soziale Perspektivenübernahme, das Einnehmen verschiedener Standpunkte, Sichtweisen und Werte und die Emotionskontrolle. Innere und äußere Faktoren werden als Gefühlsauslöser erkannt, der Unterschied zwischen privaten und allgemein verbindlichen Erlebniswelten wird wahrgenommen. Gefühle können auch verborgen werden, das kognitive Lernen und die Entwicklung von Sozialkompetenzen in Familie und in der Schule stehen im Vordergrund (Schaub-Moore, 2019).

Aus anthropologischer Sicht beginnen Sechs- bis Siebenjährige zu verstehen, dass sie ihre eigenen moralischen Entscheidungen treffen müssen. Hierbei müssen sie nach Tomasello (2020, S. 393) zwischen egoistischen Motiven, Mitfühlmotiven, Fairnessmotiven oder Konformität mit verschiedenen Normen entscheiden. In dieser Phase beginnt die Entwicklung der eigenen sozialen und moralischen Identität, einer *Persona*:

> Die Verinnerlichung des Prozesses der Angabe von Gründen verwandelt die soziale Selbstregulation in normative Selbststeuerung mittels der eigenen kooperativen Identität. (Tomasello, 2020, S. 393)

Die Bedeutung der Sozialisation in der Gruppe für die Entwicklung der eigenen moralischen Identität, die zunehmend ermöglicht, nicht nur als *beurteilt*, sondern als *beurteilend* mit den Erfahrungen in Beziehungen zu anderen und in der Gruppe umzugehen, setzt ausreichend zwischenleiblich erlebte Kooperationsprozesse voraus.

Aus entwicklungspsychologischer Sicht spricht man hinsichtlich der Entwicklung des moralischen Vermögens im Alter von 6 bis 8 Jahren noch von einer *einfachen Perspektivenübernahme*, die auf die prämoralische Phase folgt. Das Kind ist sich in dieser Phase bewusst, dass andere eine andere Sicht haben können. Gleichzeitig wird die Perspektive des anderen als mächtigere gesehen, weil sie nicht der eigenen entspricht und entsprechend die eigenen Wünsche und Bedürfnisse gefährdet. Zwischen 8 und 10 Jahren entwickelt sich daraus die *selbstreflexive Perspektivenübernahme*: Das Kind wird sich be-

wusst, dass es selbst und auch jeder andere die Perspektive wechseln kann. Diese Fähigkeit ist unverlässliche Voraussetzung für wechselseitiges Anerkennungsverhalten (Reziprozität). Die Absichten des anderen zu erkennen und dessen eigene Rechtfertigung zu berücksichtigen, ist entscheidend für die gegenseitige Abstimmung. Das Erkennen von Absichten, auch von Täuschungsabsichten wird hier zur Grundlage für die Bereitschaft zur sozialen Kooperation (Bischof-Köhler, 2011, S. 425–426). Von einer wechselseitigen Perspektivenübernahme spricht man erst ab dem 10. bis 12. Lebensjahr. Die sogenannte goldene Regel (»Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu.«) wird internalisiert. Das Kind ist in der Lage, Rücksicht auf die psychische Verfassung und die Gefühle anderer zu nehmen und bewusst darüber nachzudenken. Es wird möglich, die eigene und die Perspektive des anderen gleichzeitig auf die Waagschale zu legen und nach einer Konfliktlösung zu suchen, bei der die *Aufrechterhaltung der Beziehung Vorrang hat* vor dem bloßen Eigeninteresse (Bischof-Köhler, 2011, S. 426).

Hinsichtlich der pädagogischen Frage nach einer zuträglichen Mischung aus sozialer und digitaler Interaktion fällt auf, dass in dieser Altersgruppe einerseits die digitalen Lernhilfen zunehmend sowohl zum selbstgesteuerten Lernen, zum Wissenserwerb wie auch zum Erlernen von Fertigkeiten (*digital literacy*) genutzt werden können. Die selbstsichere, normenorientierte Interaktion mit anderen und in der Gruppe ist jedoch Bedingung für die weitere Differenzierung der sozialen Kooperationsfähigkeiten. Diese setzen zwischenleibliche und sowohl durch gemeinsame Aufmerksamkeit wie auch gemeinsame Intentionalität geformte Erfahrungen und Prozesse voraus. Innerhalb von beispielsweise Klassenchats fallen bereits die zwischenleibliche Signalisation, die »Korrektur« oder der Abgleich von Empathie, Aufmerksamkeit und Interpretation weitestgehend weg, die durch die Präsenz eines leiblichen Gegenübers unbewusst fortlaufend geschieht. Damit kann auch eine Hemmschwelle wegfallen, was selbstbezogenes und projektives Verhalten befördert. »Moralische« Entscheidungen oder Konfliktgestaltung werden vermehrt auf intrapsychische Prozesse zurückgeworfen, wenn die zwischenleiblich mediierte Konfrontation wegfällt. Die Art und Weise, wie digitale Tools oder auch z.B. Klassenchats genutzt und begleitet werden, bleibt entscheidend für die entwicklungs- und gesundheitsfördernde Nutzung. Die anhaltenden Reifungs- und Entwicklungsprozesse können sich bei einer zu einseitigen Ausrichtung auf die digitale Virtualität als Feld der sozialen Kooperation nicht ausreichend differenzieren. Die gehirnorganischen Reifungsprozesse wie auch die entwicklungspsychologische Differenzierung der Selbstregulationsfähigkeit und sozialer Kooperationsfähigkeiten setzen mit Blick auf die komplexe mündige und selbstbestimmte Teilnahme an Gemeinschaft und Kultur fortlaufende zwischenleibliche und gruppendynamische Lernprozesse voraus.

Gerade in Schulen mit hohem Digitalisierungsgrad *normalisiert* sich der Umstand, dass Kinder schon früh auf ein eigenes Smartphone oder Tablet angewiesen sind. Mit diesem Schritt eröffnet sich der oft nahezu uneingeschränkte Zugang zum Internet, zu sozialen Medien, Foren usw. Dies resultiert mitunter in – realistischerweise kaum ablehnbaren – Einverständniserklärungen, in denen die Eltern die Schule gegenüber dem Risiko missbräuchlicher Erfahrungen aus der Verantwortung nehmen. Vor dem Hintergrund entwicklungs- und sozialpsychologischer Erkenntnisse, dass effektive Selbststeuerung und Selbstschutz vor einem Alter von 15 Jahren einer Überforderung gleichkommen, manifestiert sich an solchen Einverständniserklärungen ein eklatantes Para-

dox (das strukturell auch dem *Privacy Paradox* verwandt scheint, vgl. 6.3.3): Die den Eltern abverlangte Einverständniserklärung widerspricht beispielsweise explizit aktuellen entwicklungspsychologischen bzw. pädagogischen Empfehlungen, soziale Medien erst ab dem Alter von 15 Jahren freizugeben. Mit der verbreiteten Funktion von »Klassen-Chats« eröffnet sich zudem ein gruppendynamisch hochemotionaler Raum, der nach dem Schultag mit nach Hause genommen und – im Unterschied zum Klassenzimmer oder dem Schulhaus – nie »abgeschlossen« wird. Dadurch wird die Grenze zwischen Schule und privatem Rückzugsort potenziell aufgelöst, was für viele Kinder und Jugendliche Ursache von Stress, Schlafstörungen und ungebrochener Daueraufmerksamkeit für die Nachrichten am Smartphone ist. Den Lehrpersonen kommt zusätzlich zu den anspruchsvollen Aufgaben der Lehre, der individuellen Förderung und Mediation von gruppendynamischen Prozessen auch die Vermittlung zwischen verschiedenen Realitätssphären, der subjektiven, gruppendynamischen und virtuellen Sphäre hinzu. Während Primarschulen meist einen eigenen Kosmos mit Regeln, Anpassungsanforderungen und normativen Wertsetzungen verkörpern, in dem sich die Kinder verlässlich orientieren können sollten, öffnet der Zugang zum Internet einen faszinierenden Raum voller Anregungen und Möglichkeiten, der jedoch weder gleichermaßen regelgeleitet ist noch Sicherheit oder sicheres Wissen garantieren kann.

12–19 Jahre (Teenager):

Vor dem Hintergrund des zu erörternden Einflusses digitaler Technologien und Praktiken auf altersspezifische Reifungsprozesse von Kindern und Jugendlichen wurde bislang die frühkindliche Beziehungs- und Regulationserfahrung stark hervorgehoben. Die Neuroplastizität des Gehirns erlebt gerade in der Teenagerzeit einen weiteren Höhepunkt. Die Hirnreifung des Menschen dauert bis zum Beginn des dritten Lebensjahrzehnts. Während der Pubertät befinden sich die gehirnorganischen Prozesse in anhaltendem Wandel, das Gehirn entspricht einer »Dauerbaustelle« (Meyer, 2012). Die Entwicklungsfrage wird nochmals vorrangig bedeutsam. In der Entwicklungsphase der Adoleszenz machen sich zugleich oftmals lebenslange Probleme bemerkbar wie das vermehrte Vorkommen verschiedener mentaler Störungen, die Verschlechterung bereits bestehender Störungsbilder oder das Auftauchen neuer und für die Adoleszenz typischer Beeinträchtigungen (Fonagy, 2004, S. 320).

Gerade in der Zeit der Pubertät tragen die Entwicklungsschübe, die Reifungsprozesse, inklusive der Bildung neuronaler Netzwerke als Grundlage von kognitiven und assoziativen Fähigkeiten dazu bei, dass die wichtigsten Gehirnfunktionen von Hemmung, Planung und Impuls-/Handlungskontrollen übergangsweise außer Kraft gesetzt werden:

> Die Pubertät ist eine Zeit ständiger Veränderungen im Gehirn, die den Sitz unserer Sinne, der Gefühle, der Gedanken und der Persönlichkeit zu einer Dauerbaustelle machen. […] Die Pubertät ist eine Zeit der ständigen Überforderung und der Grund dafür liegt in den massiven Veränderungen, die das menschliche Gehirn in dieser Zeit erfährt. (Meyer, 2012, S. 4)

Die Feststellung, dass die »Dauerbaustelle« des pubertären Gehirns vom Subjekt als *ständige Überforderung* erlebt wird, ist zentral. In diesem Wandlungsprozess zwischen Kindheit und Jugend fehlt auf der Baustelle des Frontalhirns gemäß Meyer die ordnende und strukturierende – und insofern auch die *stabilisierende* – Instanz noch weitgehend (*Sinnfrage*). Diese Funktion komme idealerweise den erwachsenen Bezugspersonen als »Frontalhirnprothesen« zu, die emotionale Stabilität, Struktur und Orientierung geben und aufrechterhalten werden können (Meyer, 2012, S. 7). Aber auch die zwischenleibliche Beziehungsregulation (*Beziehungsfrage*) bleibt im Verlauf der Teenagerzeit bis hin zur Adoleszenz für die Persönlichkeitsentwicklung wichtig.

Im Alter von 12 bis 15 Jahren entwickelt sich auch das moralische Bewusstsein nochmals weiter. Die Perspektive nicht nur des anderen, sondern auch der Gruppe und des Systems können in Zusammenhang mit den eigenen Motiven und Bedürfnissen gebracht werden. Zu dieser Erkenntnis gehört, dass emotionale Beziehungen teilweise dem Gesamtsystem untergeordnet werden müssen. Weil nicht immer eine Übereinstimmung zwischen den Individuen erreicht werden kann, ist einsichtig, dass sich alle – inklusive einem selbst – zugunsten der sozialen Kooperation und der eigenen Anerkennung in der Gruppe an allgemein verbindliche Vereinbarungen halten müssen (Bischof-Köhler, 2011, S. 426). Entsprechend eröffnet sich mit dieser sozialen Entwicklungsstufe auch die Form des politischen bzw. demokratischen Vermögens.

Mit spezifisch neuropsychologischer Akzentuierung der *Entwicklungsfrage* ist an dieser Stelle – mit Blick auf die Voraussetzungen für das spätere Erlangen digitaler Reife und auf die neurologischen Anfälligkeiten für Dissoziationen resp. die Gefährdung der mentalen Autonomie – der Einflussfaktor *Dopamin* mit in Betracht zu ziehen: Nicht nur die gesteigerte Risikobereitschaft und Anfälligkeit für einen erhöhten Konsum psychoaktiver Substanzen, sondern auch die gesteigerte Anfälligkeit für die Entwicklung von Suchtverhalten ganz allgemein können mit dem Unvermögen, die langfristigen Konsequenzen des Konsums abzuschätzen, miterklärt werden. Insbesondere das den digitalen Technologien, den sozialen Medien, den Games und Suchfunktionen zugrundeliegende *Human Engineering* zielt darauf ab, die Dopamin-Ausschüttung aufrechtzuerhalten, weil dadurch die gesteigerte (selektive) Aufmerksamkeit der Nutzenden (Kiefer, 2024) und deren lukratives Zeitinvestment in einem Wettbewerbsvorteil der Anbieter resultieren. – Für eine normale Erregung des Gehirns und damit eine optimale Verhaltenssteuerung ist ein moderater Dopaminspiegel notwendig. Ein Übermaß von Dopamin bewirkt hyperaktives Verhalten, Defizite in der Aufmerksamkeitssteuerung und ein Überschießen der Emotionen. Das ist der Fall, wenn die Aktivität der dopaminergen Bahnen auf die »Lustzentren« nicht durch ein hemmendes Eingreifen des Frontalkortex heruntergeregelt werden kann. Teenager müssen somit für einige Jahre weitgehend ohne »neuronale Bremse im Kopf« auskommen (Meyer, 2012, S. 6).

Gegenüber der politischen und rechtlichen Prävention und Jugendschutzmaßnahmen von psychoaktiven Suchtmitteln werden die »addictive designs« von Technologieanbietern aktuell erst verhalten zum Gegenstand öffentlicher Debatten. Die politische Sensibilisierung zeigt sich verstärkt seit 2024 anhand weltweiter staatlicher Empfehlungen zur Regulierung sozialer Medien bei Kindern und Jugendlichen, wie auch an Gerichtsprozessen gegen das ethisch unlautere Design von *Meta* etc. Eine Senatsanhörung

in den USA (Paul, 2024) resultierte beispielsweise in der Eröffnung von Sammelklagen und Strafprozessen (FAZ.NET, 2025).

Hinsichtlich der These, dass dissoziative Bewältigungsstrategien in der digitalen Gesellschaft – gerade auch angesichts der weltweiten Polykrise bzw. einer kollektiven Stimmung, die durch zunehmende normative Unsicherheit und Bedrohung gefärbt ist – die Selbstwirksamkeit und das (Sinn-)Erleben von Kindern und Jugendlichen wesentlich mitprägen (*Sinnfrage*), ist der Zusammenhang von *Stress* und *Gehirnreifung* besonders relevant (Corrigan et al., 2024). Die Wahrnehmung der Polykrise und das Erleben der digitalen Lebenswelt bedingen sich wechselseitig: Einerseits schürt die Digitalisierung die Wahrnehmung der Polykrise. Andererseits wird die Polykrise erst durch Digitalisierung als solche wahrnehmbar.

Eine Langzeitstudie aus Washington untersuchte beispielsweise, wie sich der Stress von Kindern und Jugendlichen vor, während und nach dem Lockdown der Covid-19-Pandemie auf die Gehirnreifung auswirkte: Die Studie weist für diesen Zeitraum eine deutlich beschleunigte Gehirnreifung bei Mädchen und Jungen nach, wobei die durchschnittliche Beschleunigung bei Mädchen um 4,2 Jahre und bei Jungen um 1,4 Jahre anstieg. Die Dicke der Hirnrinde hatte sich in der Kohorte bis zur Beendigung des Lockdowns deutlich verdünnt, was einer Alterung des Gehirns entspricht. Als Ursachen für diese beschleunigte Alterung werden der chronische Stress und die Einschränkungen des sozialen Kontakts mit Gleichaltrigen (*Beziehungsfrage*) während der Entwicklungsphase angenommen. Diese Faktoren wiederum korrelieren mit der Zunahme von neuropsychiatrischen Verhaltensstörungen, Angststörungen und Depressionen (Corrigan et al., 2024). Trotz wissenschaftlicher Vorbehalte in puncto Probandenanzahl und offener Fragen betreffend die Erklärungsannahmen (Coronavirus, 2024) decken sich die Ergebnisse mit den Annahmen und Geschlechtereffekten aus Studien zur mentalen Gesundheit in der digitalen Gesellschaft beispielsweise von Jonathan Haidt. Über die pathogene Wirkung von Dauerstress und Daueranspannung hinaus bestätigt sich aus dissoziationstheoretischer Sicht, dass die durch die Digitalisierung verstärkte soziale Deprivation bzw. das Fehlen zwischenleiblicher korrigierender Erfahrungen ein Risiko für die mentale Gesundheit darstellen.

Der reife Umgang mit digitalen Technologien wie beispielsweise der generativen künstlichen Intelligenz setzt insbesondere in Anbetracht der Tatsache, dass diese Technologien ein großes »dissoziatives Potenzial« besitzen, ein mental starkes und gesundes Individuum voraus. Damit Kinder zu belastbaren, resilienten und psychisch stabilen Mitmenschen und Bürger*innen gedeihen können, müssen die Bedingungen des Aufwachsens (psychosozial und sozioökonomisch) ausreichend gut sein. Die Bedeutung der *mentalen Autonomie* ist für die kritische Beurteilung und Nutzung von Assistenzsystemen zentral. Die Amplitude zwischen Risiken und Chancen des Einflusses von digitalen Technologien scheint insgesamt weit gedehnt: Eine Form der zeitgemäßen elterlichen Beziehungs- und Konfliktregulation kann z.B. darin bestehen, mit dem Kind gemeinsam herauszufinden und zu spiegeln, welche Nutzung digitaler Devices sinnvoll ist, welche virtuellen Inhalte ausgewählt werden und wie sie auf das Befinden und Lernen des Kindes wirken. Diese Einschätzungen setzen nicht nur Präsenz, sondern auch aktive Teilnahme der Bezugspersonen voraus – gerade dann, wenn Lernprozesse zunehmend auf digitale Programme und Methoden ausgelagert werden.

Nach diesem Überblick über die in ihrer Grundstruktur *relativ konstanten* neuro- und entwicklungspsychologischen Bausteine und einer punktuellen Annäherung an digitalisierungsspezifische Einflussvariablen sollen im Folgenden die technologiespezifischen Herausforderungen für die mentale Gesundheit und Entwicklung genauer beleuchtet werden. Als *variabler* Kontext der relativ konstanten Entwicklungsfaktoren trifft der digitale Wandel auf generationelle Unterschiede, die ihrerseits wesentlich durch die Digitalisierung mitgeprägt und dadurch zu erklären sind. Entsprechend lassen sich *Generationsprofile* insbesondere mit Bezug auf mentale Gesundheit und Beziehungsgestaltung voneinander abgrenzen.

7.5.2 Generationsprofile

Trotz bekannter Einwände der unzulässigen Verallgemeinerung und mangelnden Einheitlichkeit von Generationsprofilen können generationelle Unterscheidungen hilfreich sein und erweisen sich für diese Betrachtungen als zweckdienlich. Dies aufgrund der Gegebenheit, dass aktuell sowohl Menschen leben, die noch mit einer »analogen« Lebenswelt vor der Digitalisierung vertraut waren und daher den Übergang und Vergleich verschiedener Phasen der digitalen Gesellschaft bezeugen können, als auch Menschen, deren Leben seit Anbeginn in digitale Technologien eingebettet ist und die sich eine Welt ohne Smartphone und Internet nicht mehr vorstellen können.

Zunächst werden heuristische Generationsbeschreibungen dargestellt, anschließend werden die spezifischen Stärken und Vulnerabilitäten, die sich im Umgang insbesondere mit den Informations- und Kommunikationstechnologien akzentuiert haben, genauer beleuchtet. Mit dem Fokus auf einzelne Fallbeispiele und Trends soll die große Varianz der Persönlichkeitsprofile keinesfalls gemindert werden: Jeder individuelle Fall mit seiner Geschichte ist einzigartig und singulär zu beurteilen. Das Aufzeigen kollektiver Tendenzen und erlebter Erfahrungsbeispiele soll es uns erleichtern, Herausforderungen der Kinder- und Jugendgenerationen im Kontext der digitalen Gesellschaften zu erörtern. Damit rücken auch die Wechselwirkungen zwischen kollektiven Trends und individuellen psychischen Veränderungen ins Blickfeld.

Zu den Generationsbeschreibungen gehört ihre konzeptuelle Heterogenität. Zum Beispiel orientieren sich derzeitige Beschreibungen der *Gen Z* teilweise an unterschiedlichen Geburtsjahren von 1991 bis 1995. Im Folgenden orientiere ich mich an den Klassifizierungen nach Scholz und Seemiller (Scholz, 2014; Seemiller & Grace, 2018). Im Jahr 2025 waren die Angehörigen der *Gen Z* entsprechend zwischen 30 und 35, die Angehörigen der aktuellen *Generation Alpha* (oder *Polars*) zwischen 0 und 15 Jahre alt. Kohorten mit den Geburtsjahrgängen von ca. 1965 bis 1980 werden als *Generation X* (oder *Generation me*) bezeichnet. Mit dieser Generation wird beispielsweise assoziiert, dass vermehrt beide Eltern berufstätig waren, während gleichzeitig institutionell wenig Betreuungseinrichtungen bestanden (»Schlüsselkinder«). Die *Generation Y* (oder *Millennials*), deren Mitglieder ca. ab 1980–1995 geboren wurden, wird als erste Generation mit Zugang zum Internet bezeichnet, geprägt durch eine kollektive »Technophilie«. Während diese Generation auch als »Burnout-Generation« bezeichnet wird, die sich der Leistungsorientierung stark verpflichtete, scheint diese Tendenz bei der Folgegeneration eher abzunehmen.

Generation Z (1995–2010)

Der *Generation Z* oder der *iGen*, die seit dem Jugendalter mit dem Smartphone aufgewachsen ist, wird als Grundstimmung nicht »Technophilie«, sondern »Technologie-Normalität« zugeschrieben. Eine andere Bezeichnung lautet »Zoomers«. Der Begriff verweist darauf, dass diese Generation während der Covid-19-Pandemie in der Schule und am Arbeitsplatz auf die exzessive Nutzung von Video-Chats wie *Zoom* angewiesen war (Twenge, 2018a, S. 345). Insgesamt wird der Pandemie eine katalysatorische Wirkung auf kulturellen Wandel und politische Debatten zugeschrieben, die die Tendenzen zur virtuellen Interaktion und zu einem sozialen Rückzug verstärkte. Die jüngsten Generationsangehörigen waren während der Pandemie gemäß der bislang eingeführten Geburtsjahreinteilung zwischen 9 und 12 Jahre alt.

Die sozialen Medien werden zur primären Informationsquelle für die Erforschung der *Gen Z*; entsprechend geben sie Aufschluss über veränderte Kommunikations- und Beziehungsweisen: Informationen über die *Gen Z* erhält man insbesondere über die Analyse von Netzwerken, Kommentaren zu Beiträgen, Blogs, Foren etc. Diese und andere hierarchiefreie Kanäle spiegeln soziologische Parameter: Authentizität, ungefilterte und unreflektierte Meinungen wie auch spezifische Kommunikationstrends werden den Profilen zugeschrieben. Zu den Kommunikationstrends gehören beispielsweise »texten vor schreiben und sprechen«, »Suchen statt Wissen«, »Mitteilen statt Mitdenken« oder »Tun statt Verstehen«. Digital Natives wüssten zwar weniger, dafür besser, wo was im Internet zu finden sei (Scholz, 2014, S. 123–129). Während das Dating-Portal *Tinder* bei den älteren Angehörigen der *Gen Z* noch hoch im Trend stand, sei es den jüngeren zu anstrengend geworden, diese würden bei der Auswahl von potenziellen Dates selektiver vorgehen. Sich selbst schreiben Angehörige der *Gen Z* Hauptmerkmale wie Integrität, Offenheit, Zielstrebigkeit und Fürsorglichkeit zu (Scholz, 2014, S. 129f.). Die lachenden *Emoji*-Gesichter wurden von *Gen Z*'ern zunehmend ausgetauscht gegen z.B. Schädel- oder Sarg-*Emojis* – als Ausdruck für den charakteristischen Galgenhumor dieser Generation (Twenge, 2018a, S. 347).

Hinsichtlich der Jugendkultur fällt die zentrale Bedeutung von *Diversitätskonzepten* auf: Die *Gen Z* setzte sich stark mit sexueller Orientierung, Geschlechteridentität und Rassismus auseinander (vgl. Kap. 6.3.1). Die weltweit vernetzte LGTBQ+ Community beanspruchte moralisches Gewicht und selbstbewusste Sichtbarkeit.

Als charakteristisch für die *Gen-Z*-Kohorte gilt auch die Zunahme psychischer Störungen (Twenge, 2018a, S. 347). Mit der *Gen Z* – wie auch den älteren Vertretern der *Generation Alpha* (siehe unten) – werden neben der Zunahme bei Depressionen und Angststörungen u.a. anhaltende Trends in der verbreiteten Normalisierung von Selbstverletzungsstrategien zum Spannungsabbau wie auch (insbesondere bei Mädchen) von Essstörungen assoziiert. Selbstverletzendes Verhalten, suizidale Gedanken, eine ausgedehnte Beschäftigung mit der virtuellen Selbstdarstellung und das Bekenntnis zur sexuellen Orientierungsoffenheit gehören zu den hochfrequenten Themen im Teenager-Alltag. Twenge subsumiert als Beschreibung der Generation Z:

> This is Gen Z in a nutshell: concerned with authenticity, confronting free speech issues, pushing the norms of gender, and struggling with mental health. (Twenge, 2023, S. 347)

Zeitgeschichtlich werden die frühen Lebensumstände der *Gen Z* durch Bezeichnungen wie *Bologna-Generation* (Diffusion in der Hochschullandschaft, Verflachung der Unterschiede zwischen universitären Abschlüssen, Fach- und Berufshochschulen), *Klimajugend* oder die erwähnte Covid-19-Pandemie (»Corona-Krise«) ausgedrückt. Andere Beobachter*innen kritisieren die *Gen Z* als »Kuschelgeneration«, die zwar dauernd online, für die Arbeitgebenden jedoch nur strikt zu den Arbeitszeiten erreichbar sei, die zwar als Konsumenten ideal (»gläsern und gutwillig«, »Raupe Nimmersatt«), jedoch weniger bereit seien, für den eigenen Erfolg oder die Arbeit Kompromisse bei den eigenen Bedürfnissen zu machen. Zugleich sei ein deutlicher Struktur-Ruf der *Gen-Z*-Arbeitnehmenden sichtbar. Sie fordere klare Führungsstrukturen, Feedbackprozesse und Strukturierung in der Arbeitswelt (Scholz, 2014). Es zeigt sich in dieser Generation insgesamt eine deutliche Ambivalenz zwischen a) der Auflösung von Geschlechter-, Berufsstereotypen und moralischen, religiösen, konventionellen Auffassungen wie b) dem kompensatorisch anmutenden Struktur- und Feedbackruf in der Arbeitswelt, oder der mit Wokismus und Klimaschutzforderungen einhergehenden Tendenz zur Moralisierung.

Insbesondere geprägt durch eine US-Marketingagentur identifizierte sich die *Gen Z* mit dem Kleiderstil des »normcore«, einem Kofferwort aus *normal* und *hardcore* (Rooijen, 2014). Diese Jugendmode zeichne sich durch den Versuch aus, gerade nicht als Jugendstil erkennbar zu werden, sich der »Datafizierung« und Typisierung durch Stereotypen zu entziehen, möglichst unauffällig aufzutreten. Vermarktet wird sie paradoxerweise als Ausdruck dafür, dass angesichts der Kommerzialisierung und Massenproduktion von Kleidungstrends weder Rebellentum noch Individualismus sichtbar gemacht werden kann (YOUTH MODE, o.J.). Der Wunsch nach »Normalität« und Durchschnittlichkeit widerspiegelt sich auch in einer Erhebung der Zukunftsideale der *Gen Z* von Seemiller und Grace. Im Kontrast zu Leistungsorientierung und Optimierungswünschen stehen Wünsche nach Stabilität und Beziehung (u.a. Familie, nachhaltige Arbeit, Work-Life-Balance), nach ökonomischer Sicherheit – nicht jedoch der Wunsch nach Reichtum im Vordergrund (Seemiller & Grace, 2018, S. 32).

Generation Alpha (Polars, 2010–2025)

Die *Generation Alpha* umfasst diejenigen Kinder, die bereits seit Babyalter an eine omnipräsente Smartphone-Nutzung gewohnt sind (Scholz, 2014; Seemiller & Grace, 2018). Der Begriff »Polars« indiziert die zunehmende politische Polarisierung, die sich insbesondere in den USA abzuzeichnen begonnen hat. Dieser Kohorte wird aus soziografischer Sicht zugeschrieben, dass sie vermehrt in Kleinfamilien oder Familien, die sich im Lebensverlauf in der Zusammensetzung ändern, aufwächst. Die frühe oder spätestens die mittlere Kindheit dieser Kohorte war durch den Lockdown der Covid-19-Pandemie geprägt (Washington, 2021, S. 26–30). Während bereits die Fünf- bis Siebenjährigen online am schulischen Unterricht teilnahmen – wodurch Smartphone, Tablet oder Computer zum Tunnel zur Außenwelt wurden –, schlossen die Kitas und Frühkindbetreuungseinrichtungen zunächst ganz; bei ihrer Wiedereröffnung wurden die Kinder zunächst mit Masken betreut. Der Familienalltag war häufig geprägt durch *Home-Office* und *Remote Work* der Eltern, beschränkte Außenaktivitäten und besorgniserregende Nachrichten über Hospitalisationen und Tod (Twenge, 2018a, S. 451).

Das Verhältnis der *Gen Alpha* zur Technologie ist bislang einzigartig: Smartphones und Tablets gehören zum Alltag, die freundlich unterhaltenden Stimmen von Siri, Alexa und Google Assistent etc. in ihrem Zuhause sind zur alltäglichen Normalität geworden. Sowohl die Unterhaltung mit KI-Assistenten wie auch der Umgang mit dem Touchscreen gehören zu früh erworbenen Fertigkeiten (Washington, 2021, S. 31). Die Kinder und Jugendlichen wachsen seit Babyalter in einem technologiegetränkten, globalen »sozialen Experiment« auf: »Alpha children are part of an unintentional global experiment, where screens are placed in front of them from the younger age« (Ashley Fell, zitiert in Washington, 2021, S. 32). Ungeachtet der Chancen und Risiken dieses umfassenden sozialen »Experiments« sei die »Technologie-Offenheit« der *Gen Alpha* gegeben. Valeria Washington (2021, S. 32) vermutet mit Bezug auf die Risiken, dass praktische Fähigkeiten in der Einschätzung und im Umgang mit Risiken wie beim Setzen und Erreichen von Zielen (Selbstregulation) abnehmen. Die Erforschung der langfristigen psychischen Folgen von verbreiteten Kindheitserfahrungen von Angehörigen der Generation Alpha, bei denen der frühe Umgang mit digitalen Geräten, die Exposition gegenüber virtueller Realität, sozialen Medien und virtuellen Lernumgebungen aufgrund technologie-optimistischer kollektiver Erwartungen moderat bis teilweise unkritisch gefördert wurde, steht noch weitgehend aus.

Mit zu den entwicklungspsychologischen Voraussetzungen der *Gen Alpha* gehörte nach Washington auch der Blick auf die veränderten Rollen, Betreuungskapazitäten und den Stress der Eltern. Das Träumen über die Zukunft der eigenen Kinder beginne oftmals in einem Zustand des eigenen Schlafmangels, die insgesamt aufgeklärten Eltern befänden sich oftmals im Dauerstress und unter Daueranspannung. Die hohen Anforderungen nach elterlicher Aufmerksamkeit führten insbesondere bei den Angehörigen der oberen Einkommensklassen zur Wahrnehmung, dass die Tagesaktivitäten und Aufgaben im Alltag der Kinder zu hektisch und überladen sind (Washington, 2021, S. 44).

Einerseits können die Eltern aufgrund von Mehrfachbelastungen, Stress und Ermüdung ihren eigenen Ansprüchen nach Aufmerksamkeit für die Kinder nicht gerecht werden; die Angewiesenheit auf Betreuungsinstitutionen mit klar strukturierten Förderungsprogrammen bedeutet auch, dass die Routinen des »Fütterns«, gemeinsamen Essens und Spielens, des Einschlafens (Einschlafrituale), der Hygiene, der Hausaufgabenbetreuung oder des Umgangs mit Schwierigkeiten mit Hänseleien in der Schule etc. zu unterschiedlichen Graden ausgelagert werden. Andererseits leiden gemäß Washington viele Eltern mental darunter, von Sorgen über schlaflose Nächte, Geschwisterkonflikte, Verhaltensstörungen, Schulschwierigkeiten und den Konsum sozialer Medien geplagt zu sein, während sie gleichzeitig anspruchsvolle Jobs oder akademische Herausforderungen bewältigen müssten (Washington, 2021, S. 44). Verwiesen wird hier auch auf die Bedeutung der elterlichen Mediation bei der Verhandlung und Beschränkung des Gebrauchs von digitalen Geräten, gerade bei »hysterischen Frustrationsausbrüchen« bei der Abschaltung oder Abgabe des Geräts. Die Sensibilisiertheit für die Bedeutsamkeit der Beelterung, die von »Mama-Blogs« erzeugten Erwartungen etc. sind einerseits so hoch, wie andererseits die vorhandene Zeit, Kapazitäten und Energie beschränkt sind. Diese Paradoxie bzw. Ambivalenz erhöht den Stress und die Versagens- bzw. Minderwertigkeitsgefühle. Die Ablenkung und Beschäftigung von sich

selbst und anderen über die digitalen Medien und Geräte werden so gerade auch für die Eltern zum schnell verfügbaren, wenn auch kurzfristig hilfreichen Stress- und Eskalationsstopper. Nicht nur die Eltern, sondern auch die Kinder und Jugendlichen klagen sowohl im schulischen Umfeld wie auch darüber hinaus zunehmend über Stresserleben (*Selbstregulationskompetenzen*, o.J.). Während bei der Generation Z der Schwerpunkt auf der *Sinnfrage* zu liegen scheint (Pandemie, Gender- und Klimafrage etc.), scheint für die *Generation Alpha* die (frühkindliche) *Entwicklungs-* wie auch die *Beziehungsfrage* (sowohl mit primären Bezugspersonen wie auch mit Peers) als besondere Herausforderung hervorzutreten. In der 2025 publizierten Studie zum Wohlergehen von Kindern in der digitalen Welt (OECD, 2025) zeichnet sich zeitlich konvergent mit dem Übergang zur Generation Beta (ab 2026) eine deutlich technologiekritischere kollektive Wahrnehmung der Auswirkungen der Digitalisierung auf die Entwicklung und psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen ab.

7.5.3 Technologiespezifische Analysen

Nachdem die allgemeinen Bedingungen psychischer Entwicklung und die generationellen Herausforderungen beschrieben und unterschieden wurden, stellt sich die Frage, wie sich die in der digitalen Gesellschaft veränderten Alltagsbedingungen – insbesondere die Umgangsweisen mit und Zugänge zu digitalen Technologien und Medien – konkret auf psychische und soziale Entwicklungsprozesse auswirken. Mit Blick auf das (Selbst-)Entfremdungspotenzial interessieren insbesondere diejenigen Auswirkungen, welche dysfunktionale dissoziative Bewältigungsmechanismen befördern. Als problematische bzw. dysfunktionale Nutzung digitaler Medien bei Kindern und Jugendlichen wird von der OECD zusammenfassend definiert, dass es Kindern und Jugendlichen schwerfällt, weniger Zeit online zu verbringen, und dass sie ihre Online-Aktivitäten auch dann nicht einschränken können, wenn sie ihre Tagesabläufe stören oder dem Wohlbefinden schaden:

> In manchen Fällen führt dies zu einer exzessiven Nutzung oder zu suchtartigem Verhalten. Forschungsarbeiten zufolge besteht bei einer problematischen Nutzung ein erhöhtes Risiko von Depression, Angststörungen, Vereinsamung, schulischen Schwierigkeiten, Körperbildstörungen und Schlafstörungen. Mädchen sind davon häufiger betroffen als Jungen. Manche Faktoren erhöhen diese Risiken, so z.B. ein intensiver Sozialvergleich, die Konfrontation mit unrealistischen Idealen und Cybermobbing. (OECD, 2025)

Eine Eigenheit der digitalen Gesellschaft besteht grundsätzlich darin, dass Kindheit und Jugend mehr denn je, zumal in einem technisch sehr ausgeprägten Sinn »zwischen den Welten« stattfindet: Die innerpsychische, außerweltliche und virtuelle Sphäre werden zu Schauplätzen von Entwicklungs- und Identitätsprozessen. Damit müssen die Kindheit und Jugendkultur in der digitalen Gesellschaft als *Mischung von Offline- und Online-Ereignissen* verstanden werden. Die entwicklungspsychologisch bedeutsame Fähigkeit zur Unterscheidung der inneren, virtuellen und äußeren, sozialen Realität gewinnt in diesem Kontext an zusätzlicher Bedeutung. Die »digitale Reife«, um Folgen

und Risiken von Online-Aktivitäten und Interaktionen abzuschätzen, setzt weitreichende Kenntnisse (z.B. zur Funktionsweise von sozialen Medien, zur Verwendung der privaten Daten durch die Tech-Unternehmen etc.) und Kompetenzen (u.a. zur Realitätsprüfung, emotionalen Abgrenzung, Einschätzung des Wahrheitsgehalts von Informationen, Inanspruchnahme der Hilfe von Erwachsenen Bezugspersonen etc.) voraus. Die algorithmisch strukturierte soziale Erfahrung und die Verarbeitung von Online-Information und Manipulation geschieht jedoch weitestgehend unbewusst und beeinflusst gerade bei Kindern und Jugendlichen die Ausprägung von Selbstkonzepten und den Prozess der Identitätsbildung:

> While those in older generations experienced their adolescent and young adult years predominantly live and in person, for those in Generation Z, many exist in two different places at the same time. Their »real life« identity and online identity can reflect two entirely different people, one for each setting. And, some may even be managing several identities online. (Seemiller & Grace, 2018, S. 31)

Nicht nur die Übergänge zwischen innerpsychischer, äußerer und virtueller Welt sind verschwommen, sondern auch die Übergänge zwischen den *Entwicklungsphasen*. Dies zeigen Forschungsbefunde rund um das Phänomen der *Emerging Adulthood*: Während der Beginn des Jugendalters nach aktueller Auffassung zwischen 12 und 13 Jahren einsetzt, ist das obere Ende der Phase schwieriger zu bestimmen: Die Entwicklungsphasen und Schwellen zwischen Jugend und Erwachsenenalter sind zunehmend unklar geworden. Die beschleunigte körperliche Reifung, verbunden mit gestiegenen Qualifikationsansprüchen und unklarem Ende der Adoleszenz, führt dazu, dass heute einige Entwicklungsaufgaben deutlich früher, andere deutlich später zu leisten sind (Seiffge-Krenke, 2020, S. 68).

Der Begriff »emerging adulthood« wurde vom Psychologen Jeffrey Arnett geprägt. Er besagt, dass Adoleszenz nicht mehr, wie früher angenommen, als Phase zwischen 18 und 21 Jahren bezeichnet werden kann, sondern als Zeitraum konzipiert werden muss, der bis zum 30. Altersjahr anhält. Arnett bezeichnet die Phase auch als »the age of identity exploration«, »the age of instability« oder das »self-focused age«. Inge Seiffge-Krenke beschreibt:

> Insgesamt ist das Lebensspannenkonzept in Bewegung gekommen, die Kindheit hat sich verkürzt, die Jugendzeit hat sich durch die säkulare Akzeleration und die verlängerten Ausbildungszeiten verlängert und es ist eine neue Phase zwischen Adoleszenz und Erwachsenenalter getreten, das »emerging adulthood«, die Periode zwischen 18 und 25 bis 30 Jahren (Arnett 2004). Charakteristisch ist, dass es zum einen Verschiebungen in objektiven Markern des Erwachsenenalters gibt (wie Heirat, Berufseintritt und Familiengründung); besonders deutlich ist seit etwa zehn Jahren, dass junge Leute länger zu Hause wohnen, seltener und später heiraten und oftmals noch keinen festen Vollzeitjob vor dem Alter von 30 Jahren haben. Zugleich sehen sich die jungen Leute weder als Kinder noch als Erwachsene, als in ihrer Identität »in between« (Arnett 2004); und das sehen ihre Eltern genauso (von Irmer u. Seiffge-Krenke 2008). (Seiffge-Krenke, 2014, S. 87)

Die These der *Emerging Adulthood* geht einerseits mit einer veränderten Identitätsexploration einher, andererseits wird aber auch ein verringerter Grad an »Commitment« (Bindung, Verpflichtung) attestiert. Zugleich zeigen Studien für alle unterschiedlichen Identitätstypen, dass ein linearer Zusammenhang zwischen psychischer Gesundheit und Commitment besteht: Je mehr Commitment, desto gesünder die Person (Seiffge-Krenke, 2014, S. 89). Aus psychodynamischer Sicht entsteht hinsichtlich des Befunds zur *Emerging Adulthood* ein Komplex um Verpflichtung, Sinn, teilnehmendes Engagement und Verbindlichkeit (Commitment) gegenüber dem Drang zur Exploration. Damit die eigenen Leidenschaften und die emotionale Energie gesundheitsförderlich kanalisiert werden, braucht es Ortung, Vertiefung und eine selektive Beschränkung bzw. Ausrichtung der Aktivitäten.

> Emerging adulthood has become a distinct period of the life course for young people in industrialized societies. It is a period characterized by change and exploration for most people, as they examine the life possibilities open to them and gradually arrive at more enduring choices in love, work, and worldviews. (Arnett, 2000, S. 479)

Im Folgenden wird versucht, dem Verhältnis von Vertreter*innen verschiedener Generationen zu spezifischen digitalen Technologien nachzugehen. Dazu werden empirische Studien beigezogen, aber auch anekdotische Beispiele, singuläre Aussagen und subjektive Erfahrungen aufgeführt, um den Standpunkt des *unmittelbaren Erlebens* mitzuintegrieren. Den Erlebensbeispielen und einzelnen Anekdoten und Zitaten wird keine allgemeine Gültigkeit zugesprochen; dennoch scheinen gerade die heterogenen und vielfältigen Perspektiven, die unterschiedliche Generationsangehörige auf die Digitalisierung haben, für eine hinreichende Behandlung der Thematik unabdingbar zu sein. Diese Heterogenität spiegelt sich schon anhand weniger anekdotischer Beispiele, die mir hinsichtlich der Diskussion um die generative KI aus meinem Umfeld in Erinnerung geblieben sind:

Als ich meine eigene Skepsis und Sorge gegenüber der Einführung und Überschätzung von ChatGPT im Bildungswesen an einem Familientisch in den Skiferien zum Ausdruck brachte, winkte meine 10-jährige Nichte mit dem ihr eigenen dezidierten Schnauben ab: »Ach, wir wissen doch alle, dass ChatGPT nur bastelt. Der checkt nicht mal, was wahr oder falsch ist!« Diese Nichte hatte mir einige Wochen zuvor ein Schulprojekt am Tablet gezeigt, in dem sie KI-gestützt eine Geschichte mit eingeflochtenen historischen Fakten und illustrativen Bildern aus dem alten Rom kreiert hatte. Das entstandene Bilder-Buch schien qualitativ mit einem vermarkteten Kindersachbuch durchaus mithalten zu können. Dieses Beispiel illustriert einerseits die Wirkung und den Nutzen offenbar gelungener Medienerziehung wie andererseits das »produktive« Potenzial digitaler Technologien.

Die wertvollen Möglichkeiten, »zu lernen, kreativ zu sein und soziale Bindungen aufzubauen«, die durch digitale Geräte ermöglicht werden, stehen der Besorgnis über negative Effekte gegenüber: Die OECD konstatiert, dass die Effekte bei vielen Heranwachsenden im Allgemeinen neutral oder positiv seien. Bei einer anfälligen Minderheit komme es jedoch zu negativen Auswirkungen auf das Wohlbefinden (OECD, 2025, S. 6). Bestätigt durch die eigene Wahrnehmung in der psychotherapeutischen Praxis, bei der die

bezogene Begleitung und Regulierung der Digitalnutzung durch Bezugspersonen ein wesentlicher korrelativer Faktor ist, um Kinder und Jugendliche vor einer schädlichen Nutzung zu schützen, stützen Erfahrungsberichte von Fachpersonen die Wahrnehmung von Risiken. Risikofaktoren bestehen gerade bei einer vulnerablen sozioökonomischen Kohorte von Kindern und Jugendlichen beispielsweise in einem mangelnden Interesse an körperlicher Bewegung, Verhaltensproblemen, unzureichenden sozialen Kontakten, psychischen Problemen oder Problemen im familiären Umfeld (begrenzte elterliche Ressourcen, Misshandlung, konflikthafte Beziehungen zu und zwischen den Eltern) (OECD, 2025, S. 7). Die erwarteten negativen Effekte der problematischen Mediennutzung bestehen dann z.B. im Risiko, dass persönliche Kontakte abnehmen, dass Kinder und Jugendliche mit schädlichen Inhalten und Verhaltensformen konfrontiert werden, Online-Missbrauch erleben oder dass Bewegungsmangel und Schlafprobleme zunehmen sowie die physische und psychische Gesundheit insgesamt leidet (OECD, 2025, S. 6).

Ein bedeutsamer Befund besteht darin, dass gerade die positiven Effekte digitaler Tools auf das sozioemotionale Wohlbefinden von 11- bis 15-Jährigen bei einer *moderaten Nutzung* am größten sind, während sie bei einer exzessiven Nutzung wieder abnehmen (OECD, 2025, S. 14). Spezifisch hinsichtlich der Nutzung von KI kommen gegenüber den positiven Effekten (Förderung von Lernprozessen, Wissenszugang etc.) die Bias, Privatsphärenverlust, Betrug und der Kontakt zu schädlichen Inhalten als Risiken hinzu. So wie z.B. virtuelle Realitätstools gewinnbringend in der Bildung, zum Schmerzmanagement oder in der Kinderpsychiatrie eingesetzt werden könnten, bestehen Risiken in der Verwischung von Grenzen zwischen realem und virtuellem Erleben, Übelkeit, Augenschmerzen oder negativen Auswirkungen auf die kognitive Entwicklung von Kleinkindern (OECD, 2025, S. 7). Eine Risikoverminderung setzt gemäß der OECD-Studie ein sicheres Technologiedesign, Zeitbegrenzungen, die Einhaltung von Pausen und die elterliche Aufsicht voraus.

Gerade in der zunehmend komplexeren und vielfältigeren digitalen Welt werden Kinder hinsichtlich ihrer Fähigkeit der Realitätsunterscheidung und des Einordnens von Bildern und Informationen tendenziell überschätzt:

> Kindern fehlt es häufig an den nötigen Kenntnissen und Kompetenzen, um sich in diesem Umfeld sicher zu bewegen. Sie sind u.U. nicht in der Lage, die Folgen ihrer Online-Aktivitäten vorherzusehen bzw. in ihrer ganzen Tragweite zu begreifen oder die tatsächliche Absicht hinter bestimmten Inhalten oder Interaktionen zu erkennen. (OECD, 2025, S. 10)

Soziale Medien wie TikTok oder Snapchat begegnen den Nutzenden mit einer Flut von Bildern, Memes und Posts, die weitestgehend algorithmisch zusammengestellt werden. Damit die schiere Menge an Bildern nicht zum psychischen Überforderungserleben führt, ist bereits eine dissoziative Grundeinstellung, ein Wahrnehmungs- und Emotionsfilter vorausgesetzt. Wie sich diese unbewusste mentale Selektion auf das Erleben und Verhalten von Kindern und Jugendlichen auswirkt, ist individuell unterschiedlich, abhängig von mannigfachen u.a. sozioemotionalen und neuropsychologischen Dispositionsfaktoren.

Viele Jugendliche entwickeln Erfahrungskompetenzen im Umgang mit sozialen Medien, z.B. durch die Nutzung von verschiedenen Profilen, die über einen TikTok- oder Snapchat-Hauptaccount nebeneinander bestehen können. Ein 16 Jahre alter Jugendlicher beschreibt, dass in seiner Kollegengruppe das Teilen und Liken, weniger die Inhalte selbst für ein gutes Gefühl sorgen. In seinem TikTok-Account mit drei verschiedenen Profilen unterscheiden sich die Privatheitseinstellungen: Für die Familie und enge Freunde sind die Privatheitseinstellungen höher, es werden persönlichere Inhalte geteilt. Im Chat für die »Sichtbarkeit in der Online-Welt« werden unpersönlichere, wenig kontroverse Inhalte geteilt. Im Kolleg*innen-Chat waren in diesem Fall vor allem kurze Musikvideos und Memes zu sehen, entweder selbst erstellt oder geteilt und gelikt. Paradox erscheint mir im Gespräch und bei der gemeinsamen Ansicht von Profilen mit Jugendlichen wiederholt, dass sich Inhalte in verschiedenen, leicht veränderten Weisen wiederholen, dass oft sogar ausgesprochen unkontroverse oder melancholische Musik- und Tanzvideos, Katzen- oder Hundevideos in nahezu stereotyper Weise konsumiert werden. Es entsteht der Eindruck, dass die eigentliche emotionale Sättigung und Rhythmisierung durch die Akte des wechselseitigen Likens, die oft unpersönliche, aber frequente, ritualisierte Erwiderung oder Spiegelung zustande kommt, die Inhalte in den Hintergrund treten. Dieser Spiegelungs- oder Feedbackeffekt vermindert die Einsamkeit, suggeriert eine Verbindung zur Welt und Zugehörigkeit. Gleichzeitig erscheint diese Befriedigung auf eigentümliche Weise genügsam und bewirkt bei einigen Jugendlichen über Zeit hinweg eine undefinierbare Leere, Gefühle der Verlorenheit. Vergleichbare Erfahrungen werden von jungen Erwachsenen im Umgang mit Tinder und vergleichbaren Partnervermittlungsapps beschrieben, die oft nach anhaltender beliebter Nutzung und der damit verbundenen Dating-Realitätsprüfung nicht mehr Nervenkitzel, Neugier und Hoffnung, sondern Abwehr, Ängste und Insuffizienzgefühle auslösen.

Bei Fällen der problematischen Abhängigkeit oder des Suchtverhalten führt die zunehmende dissoziative Taubheit, die im Umgang mit dem Zuviel und der Ungefiltertheit der Inhalte entwickelt wird, dazu, dass immer extremere oder exzessivere Bilder und Mitteilungen benötigt werden, um noch positive Gefühle hervorzubringen. Der Trend zu oft harmlosen, jedoch immer wieder auch gefährlich radikalisierten Online-Challenges (Pro Juventute, o.J.) zeigt auf diese Risikogruppe einen verstärkten Effekt. Die diversen Mutproben reichen von der damaligen Ice-Bucket-Challenge auf Facebook bis hin zu den Black-out-Challenges (sich würgen bis zur Ohnmacht), der Blue-Whale-Challenge (sich einen Blauwal in den Unterarm ritzen etc.) oder der Momo-Challenge (Kettenbriefe mit Drohungen, Aufforderungen, verstörenden Bildern etc.), für die insbesondere Kinder und Jugendliche empfänglich sind und deren Zusammenhang mit Suiziden als ein Hauptargument für die Inkraftsetzung des britischen Online Safety Acts (o.J.) im Juli 2025 genannt wird. Pathogen werden schädigende Online-Erfahrungen oftmals dann, wenn die schamhaften, angstbesetzten Gefühle gepaart werden mit dem Online-Gruppendruck, die Geheimnisse wahren zu müssen, als Versager*in sichtbar zu werden. Auch das Phänomen der Online-Gruppenerfahrungen ist aus sozialpsychologischer Sicht noch unzureichend erforscht.

Zahlreiche Beispiele aus der Psychotherapiepraxis zeigen, wie einzelne Bilder für Monate und Jahre nicht losgelassen werden und schmerzhafte bis traumatische Erinnerungsspuren zurücklassen können. Je nach Sensibilität und Reagibilität können z.B.

pornografische Inhalte oder Gewaltdarstellungen nicht ausreichend verarbeitet werden. Die mentale Erfahrung gleicht dem Erleben eines randvoll mit Bildern gefüllten Kopf-Gefäßes, in dem sich schöne mit erschreckenden Bildern vermischen. Das mentale Ausmisten, Einordnen und Prozessieren ist gerade bei empfindsamen und vulnerablen Kindern fast nur in Begleitung möglich – psychische, dissoziative Bewältigungsstrategien wie Verdrängung, innere Taubheit oder Abspaltung sind oftmals kurzfristig überlebenswichtig. Langfristig werden sie zu einem psychischen Vulnerabilitätsfaktor. Es bieten sich nicht allen Kindern dieselben Schutzmöglichkeiten und Ressourcen, um die Nutzung von Technologien und Medien optimal einzuüben und Risiken zu vermeiden. Ungleichheiten im realen Leben transportieren sich auch zu Ungleichheiten in der digitalen Welt. Selbst bei einer ausreichenden Begleitung können Kinder und Jugendliche niemals gänzlich vor traumatischen Bildern geschützt werde. Ein Beispiel beschreibt eine Jugendliche in der Psychotherapie, die ahnungslos das Handy eines Kollegen unter dem Schulpult entgegengenommen hat, um sich ein »krasses Video« zeigen zu lassen. Sie wurde unversehens zur Zeugin einer Live-Selbsttötung – eine Zeugenschaft, die sie über Jahre mit stillem Schrecken innerlich mitgetragen und niemandem anvertraut hatte. Die Sensibilisierung für, Gewichtung und Anerkennung von derlei vehementen imaginativen Erfahrungen und ihren langfristigen psychischen Auswirkungen auf Kinder und Jugendliche steht bei vielen erwachsenen Bezugspersonen aus.

Abgesehen von weitreichenden dissoziativen Bewältigungsstrategien ist die Tatsache, dass jedes Kind und jeder Jugendliche »digitale Räume unterschiedlich erlebt« (OECD, 2025, S. 11), ein unhintergehbarer Leitsatz von allgemeinheitsorientierter Interpretation und Analyse.

In der Alterskohorte von Gymnasiasten und Studierenden bringen die veränderten Möglichkeiten des Wissenserwerbs insbesondere seit der Einführung von ChatGPT einen weiteren, psychologisch und bildungspolitisch problematisch erlebten Effekt hervor. Eine ca. 20-jährige Wirtschaftsstudentin beschreibt den Druck und die schwindelerregende Beschleunigung des Lernens durch die Normalisierung des Einsatzes von ChatGPT bei der universitären Prüfungsvorbereitung. Wer mit ChatGPT lerne, lerne viel schneller. Die Beschleunigung verstärke Stress und Vergleichsdruck: »Würde ich mir erlauben, ohne ChatGPT zu lernen, würde ich den Anschluss an die anderen verpassen. Aussteigen geht nicht, auch wenn es *too much* ist.« Das Beispiel weist auf die Konkurrenz zwischen dem resultatsbezogen effizienten, vermeintlich bequemen maschinengestützten und dem sich auseinandersetzenden, insofern qualitativ vertieften und nachhaltigen menschlichen Lernen hin. Die Konkurrenz dieser beiden Lernformen generiert eine hohe, ambivalent erlebte Spannung, die bewusst gemacht werden muss: Der normalisierte pragmatische Anspruch an Leistungssteigerung führt dazu, dass der effiziente maschinelle Output (beispielsweise die KI-Zusammenfassung einer wissenschaftlichen Studie) als »besser« bewertet wird, während zugleich der menschliche, langsamere und mit anderen Bewusstseins- und Beziehungsqualitäten verbundene Lernmodus dissoziiert und als Verlierer jenes Konkurrenzkampfes ausgeschlossen resp. entwertet wird. Diese Dissoziation scheint bei der genannten Studentin ein Unbehagen, eine Spannung bzw. Irritation oder Frust darüber auszulösen, dass sie sich nicht mehr mit den Dingen an sich beschäftigen kann – resultierend in einem Gefühl des Ausgeliefertseins, eines (selbst-)entfremdeten Lernprozesses. Der genuine und durchaus

verbreitete Wunsch nach einem selbstbestimmten Lerntempo, einer tiefergehenden und individuellen Auseinandersetzung mit der Materie wird durch den kollektiven Leistungs- und Beschleunigungsdruck überschrieben.

In Konkurrenz zu »menschlichem« Lernen und Interaktion steht ChatGPT mittlerweile auch bei unterschiedlichen »sozialen« Berufen. »ChatGPT schneidet als Paartherapeut bereits besser ab als die *real life* Paartherapeuten!«, zitiert ein 49-jähriger, KI-begeisterter Psychotherapie-Kollege aus einer Radio-Sendung (*ChatGPT in der Paartherapie*, 2025). Die kritische Studiendiskussion hinsichtlich der Vergleichsgruppe von 13 echten Paartherapeuten, auch die Konzeptualisierung von »Empathie« (Crockett, 2025) in Vergleichsstudien zwischen KI und menschlichen Therapeut*innen scheinen über die Euphorie zu kurz zu kommen. Hier wird nicht aufgrund von Effizienz, sondern aufgrund vermeintlicher Treffsicherheit in der Diagnose und Therapie vom zwischenmenschlichen und auch leiblichen Aspekt einer Therapie-Situation dissoziiert. Indem von diesem zentralen Bestandteil einer therapeutischen Situation abgesehen das zwischenleibliche Defizit gleichsam abgespalten wird, wird die KI-gelenkte Therapiesitzung als solche stabilisiert.

Einen weiteren dissoziierenden Effekt bewirkt ChatGPT durch die Suggestion »sicheren Wissens«. Eine 70-jährige Patientin beschreibt, dass sie ChatGPT im Gegensatz zum Dorfgeistlichen hervorragend zur Interpretation von Bibelparagrafen befragen könne: »Da werden Bibelzitate wenigstens richtig zitiert, nicht wie bei unserem Abt!« ChatGPT gibt hier der Patientin eine Expertise, die im Vergleich mit dem menschlichen Dorfgeistlichen zwar nicht im engeren Sinn »effizienter« ist (vgl. das Lernbeispiel der Studentin), aber inhaltlich als verlässlicher, glaubwürdiger oder »wahrheitsgetreuer« gewertet wird und dadurch einen stabilisierenden Effekt hat. Die Situation beinhaltet jedoch das Potenzial für Spannung bzw. Irritation, die beispielsweise dann aufbrechen könnte, wenn nach einem persönlichen Erlebnis aus der eigenen Kirchgemeinde gefragt wird, das den von KI tadellos rezitierten Bibelspruch oder ein Gleichnis lebensnah illustriert. Abgespalten bzw. dissoziiert wird also das menschliche Element, die Ebene sinnlichen Erlebens und zwischenleiblicher Beziehung, wenngleich das KI-Tool die Defizite, die gerade in einer solchen Beziehung begründet sein können, inhaltlich kompensieren und damit zunächst eine stabilisierend-ausgleichende Wirkung haben kann.

Anhand der erwähnten Beispiele wird ebenfalls deutlich, dass die Wissensvoraussetzungen verschiedener Generationen, die sich mit Technologien wie ChatGPT auseinandersetzen können oder müssen, notwendigerweise unterschiedlich sind. Während Primarschüler*innen inzwischen im besten Fall eine Medienerziehung erhalten, die sie bereits vor dem Erwachsenenalter zu einer relativ realistischen Einschätzung der technologischen Möglichkeiten anhält und zugleich im praktischen Umgang schult, muss das Wissen über Chancen und Risiken digitaler Technologien gerade im mittleren und späteren Erwachsenenalter konstant aufgeholt und revidiert werden, damit die – sich fortlaufend selbst übertreffenden – Technologien kritisch beurteilt und sinnvoll genutzt werden können. Unwissen und Halbwissen gepaart mit der Beeindruckung durch verblüffende technologische Möglichkeiten können Unsicherheit und Ängste unterstützen. Ängste können zu Verzerrungen führen – sei es im Sinne von Vorurteilen oder Überschätzungen. Die emotionalisierte, oft widersprüchliche und polarisierende Diskussion

des Verhältnisses von KI und menschlichen Fähigkeiten, aber auch die besprochenen architektonischen Verschiebungen in der Wissenskultur, verbunden mit einer selektiven Informationsauswahl, verkomplizieren die anspruchsvolle Aufgabe einer realistischen, sachlichen Beurteilung. Eine reduktive, z.B. auf den Faktor »Bildschirmzeit« reduzierte Analyse blendet weitere relevante Kontextfaktoren wie die Art der Nutzung von digitalen Geräten oder die jeweilige soziale Umwelt und Situation der Betroffenen aus.

Mit Smartphone, sozialen Medien, Mediatisierung und sozialer Robotik werden Technologien besprochen, die erwiesenermaßen einen direkten Einfluss nehmen auf die mentalen und verkörperten Fähigkeiten zur kritischen Reflexionsfähigkeit (mentale Autonomie), Empathie, Aufmerksamkeitslenkung und entsprechend auf die Ausbildung einer »digitalen Reife« im Umgang mit Chancen und Risiken. Im Folgenden liegt der Schwerpunkt stärker auf den *sozialpathologischen Auswirkungen und Risiken* als auf den Potenzialen und Chancen. Diese sich scheinbar auf einer Metaebene einstellende dissoziative Verzerrung ist dem Schwerpunkt dieser Arbeit geschuldet, die eine dissoziationsspezifische Analyse anstrebt. Damit sollen die bahnbrechenden Chancen und Innovationsmöglichkeiten, wofür im kleinen Rahmen etwa die Geschichte meiner Nichte ein Beispiel abgibt, mitnichten in Abrede gestellt werden.

Welche konkreten Aspekte der Digitalisierung lassen sich im Hinblick auf die drei zentralen Thesen zur Zunahme psychischer Störungen und sozialpathologischer Entfremdungserscheinungen – siehe (1) die Entwicklungs-, (2) die Sinn- und (3) die Beziehungsfrage – unterscheiden? Und inwiefern lassen sich aus psychodynamischer Sicht funktionale (gesunde) wie dysfunktionale (pathologische) dissoziative Effekte beschreiben? Im Folgenden werden drei Kategorien gebildet, die drei verschiedene Ebenen oder Sphären der Digitalisierung erfassen:

1. Assistierende digitale Geräte (Objekte): Digitale Geräte wie Smartphones, Computer, Tablets und Smartwatches begegnen uns als *materiale Objekte* in der *analogen Welt*. Einerseits erlauben sie in ihrer assistierenden *Funktion* die Auslagerung mentaler und sozialer Prozesse und Eigenschaften (Steigerung von Effizienz und Produktivität). Über diesen funktionalen Aspekt hinaus bilden sie andererseits als *Objekte* im engeren Sinn die analogen Pforten zur digitalen Virtualität (einschließlich der elaborierten erweiterten Realität (*augmented reality*) und der virtuellen Realität (*virtual reality*)). Als solche Tore zur Virtualität sind digitale Geräte in der analogen Welt besonders qualifizierte Objekte, die von uns oft – nicht zuletzt durch ihre spezifische Handhabung (tippen, swipen, scrollen etc.) – als Aufmerksamkeits- bzw. Ablenkungsmagnete wahrgenommen werden. Als solche Magnete kommt ihnen insbesondere im Kontext der oben geschilderten *Entwicklungs-* und *Beziehungsprozesse* – beispielsweise im Sinne der sogenannten »Technoference« – eine zentrale Bedeutung zu. – Gleichzeitig werden sie zum normativen *Beurteilungsmaßstab analoger Prozesse* – etwa für die Messung der körperlichen Tätigkeiten. Ein Kinderarzt bemerkt seine divergente Wahrnehmung, wenn am Ende eines »vollen Arbeitstages« in der Praxis von seiner Smartwatch die Anzahl physisch zurückgelegter Schritte gemeldet und ausgewertet wird. Das Beispiel zeigt, dass einerseits auf die Smartwatch ein Maßstab für »Anerkennung« projiziert wird, dass diese andererseits jedoch für die geistige Arbeit oder die Beziehungsarbeit keine Anerkennung erteilen kann. Aufgrund der Personalisierung sind Smartwatches mit der entsprechenden physischen Person bzw. dem*r

Nutzer*in wie mit unsichtbaren Banden verbunden und haben insofern den Status von »*Selbstobjekten*«, d.h., dass ihre Bewertungen auch eine emotionale Wirkung anstoßen. Das Selfmonitoring über die Smartwatch kann nicht als Ersatz, sondern lediglich als Ergänzung zur Reflexion des eigenen Befindens und Verhaltens, der Verfeinerung der Selbstwahrnehmung dienen. Als Pendant betrifft dasselbe etwa die Messung der »Bildschirmzeit« auf einem Smartphone. Gerade an diesen beiden, gleichsam komplementären Messbeispielen – physisch und psychisch – wird das Potenzial digitaler Geräte für *Selbstregulation* und *Beziehungsprozesse* in der analogen Welt erkennbar.

2. Digitale Virtualität: Ist die Welt der technologisch vermittelten, insofern »digitalen Virtualität« erst betreten, stützt sich das *unmittelbare* Erleben auf kognitive Wahrnehmungen, Empfindungen und Feedbackprozesse. Virtuelle Inhalte beeinflussen unser Erleben und unser Verhalten, unsere Selbst- und Weltbilder. Diese Beeinflussung wird in erster Linie als *intrapsychischer Prozess* verarbeitet. Risikofaktoren für die Entwicklung dysfunktionaler dissoziativer Bewältigungsstrategien bestehen hier im Kontext von (meist kaum oder nur annähernd bewussten) Manipulationen der Aufmerksamkeit (Ablenkung, Dopamin-Belohnungsreize, Sucht, Reizüberflutung, Missbrauch etc.), der Empathie und der mentalen Autonomie. Die generelle Mediatisierung des Lebensalltags beeinflusst *(neurologisch bedingte) Entwicklungs-, Beziehungs- und Identitäts- bzw. Sinnprozesse.* Diese Beeinflussung geschieht zu unterschiedlichen Graden z.B. bei der Nutzung einer orientierenden *Google*-Suche, der Online-Enzyklopädie *Wikipedia* zum Wissenserwerb oder bei der Kreation einer virtuellen Welt nach eigenen Vorstellungen durch die Nutzung z.B. generativer künstlicher Intelligenz. Gerade die Entwicklung von KI lässt innerhalb der digitalen Virtualität vermeintlich *körperlose* Akteure oder »Persona« entstehen, mit denen man in eine zwar geistige, aber unleibliche Beziehung treten kann.

3. Autonome digitale Geräte (Akteure): Autonome digitale Geräte wie soziale Roboter begegnen uns als *materiale Akteure* in der *analogen Welt*. Sie erscheinen uns als »Akteure«, da sie als materiale Geräte mit digitalen bzw. kognitiven Eigenschaften – dank algorithmischer Programmierungen bzw. integrierter KI – über eine »eigenständige« (autonome) Funktionalität verfügen und so mit uns in der analogen Welt interagieren können. Die *physische* – im Gegensatz zur *leiblichen* – Komponente eines Gegenübers, das durch Befehle gesteuert wird bzw. sich durch implementierte KI autonom und scheinbar intentional »verhalten« kann, evoziert eine projektive Beziehungsweise seitens des Menschen. So werden soziale Roboter und Androide in der Regel als »autonome digitale Objekte« wahrgenommen, weil sie durch eine eigene Funktionslogik und bestimmte Zuständigkeiten gekennzeichnet sind. Insbesondere bei Kindern und Jugendlichen entstehen z.B. durch das Bedürfnis des Anthropomorphisierens, des Personifizierens bzw. Subjektivierens und durch die projektive Kraft virtueller Empathie Vulnerabilitäten mit Bezug auf *Entwicklungs-*, aber auch auf *Beziehungsprozesse*. Gerade Androiden wirken dann wie aus der virtuellen Sphäre materialisierte, in die analoge Realität gestiegene *Subjekte*.

Smartphone & Co. – Selbstobjekte und Bildungskatalysatoren?

Assistierende digitale Geräte (siehe oben) wie das Smartphone ermöglichen uns auf wundersame Weise die Verknüpfung mit anderen Welten, Kulturen und Menschen, erweitern Horizont und Bewusstsein, erlauben Beziehung in alle Teile der Welt. Sie schaffen den Zugang zur Unterhaltung und »schützen« uns vor Langeweile. Sie ermöglichen den stetigen Zugang zum Online-Wissen, zur Wettervorhersage, zu Verkehrsmeldungen oder Spielfilmen, erweitern die Kontakt- und Organisationsmöglichkeiten bei begrenzter verfügbarer Zeit etc. Als mehrheitlich mobile Geräte erlauben sie uns die gleichzeitige Wahrnehmung verschiedener Rollen und Aufgaben im Privatbereich, im sozialen Raum und bei der Arbeit. Als Repräsentanten personalisierter Computer in kondensierter Form ist gerade das Smartphone mit individuell gewählten Apps und Daten bestückt. In der Psychoanalyse wird das Smartphone entsprechend als »Selbst-Objekt« (Turkle, 2019) betrachtet, als verlängerter Arm, der als persönlicher Assistent Aspekte der eigenen Persönlichkeit ausdrückt, das spezifische Profil des Nutzers widerspiegelt. In den Worten von Lutz Müller wird das Smartphone zum archetypischen Repräsentanten der »unus mundus«, zum »Stein der Weisen« (Müller, 2023, S. 20f.).

Mit dem Smartphone – das *Smartphone* steht in diesem Kapitel stellvertretend für digitale Praktiken und entsprechende Alltagstechnologien – haben wir ein Wunderding in den Händen, das über die bewusst wahrgenommenen Informations- und Unterhaltungsbeiträge hinaus als tiefgreifender Nebeneffekt auch die *unbewussten psychischen (Entwicklungs-)Prozesse* und die *Beziehungsgestaltung* substanziell verändern kann. Das Smartphone unterbricht analoge Beziehungsinteraktionen, es kann jedoch auch Beziehung über Distanz herstellen und aufrechterhalten. Es lenkt von Zwischenleiblichkeit und Selbstvergessenheit ab, ermöglicht dadurch auch Rückzug und beeinflusst spezifisch Aufmerksamkeitslenkung und Ausrichtung der Empathie. Es wird zum Instrument funktionaler oder dysfunktionaler Selbstregulation und Selbstdarstellung. Die durch das Smartphone veränderten Beziehungsstrukturen finden sich im familiären, im peerorientierten und beruflichen Umfeld, in Dating-Kultur und in der Gestaltung von Paarbeziehungen. – Weder eine allzu pessimistische noch eine allzu optimistische Einschätzung ist angebracht; oft setzt eine faire Beurteilung von Chancen und Risiken Einzelfallanalysen voraus.

Aus kognitionspsychologischer Sicht ist die dissoziierende Wirkung digitaler Geräte für unsere Aufmerksamkeit, Empathie und das Sozialverhalten unkontrovers. Ob diese dissoziierende Wirkung sich funktional oder dysfunktional, gesundheitsfördernd oder (sozial-)pathologisch auswirkt, hängt im individuellen Fall von Kontext, Stellenwert, Quantität der Exposition, Hirnreifung und Beziehungsregulation etc. ab. Unstrittig ist, dass aufgrund ihrer anhaltenden mentalen und sozioemotionalen Entwicklung gerade Kinder und Jugendliche mit der Filtration von überflutenden Reizen und der Integration emotional wirksamer Bilder und Posts schneller und anhaltender überfordert sind als die meisten Erwachsenen.

Die »neue Normalität«, in der »Bildschirme im Spielzimmer und Kindergarten Einzug gehalten haben« und zu unserer »second nature« im Alltag geworden sind (Turkle, 2014), *normalisiert* die »Selbstregulation« mithilfe digitaler Medien. Spezifische Verhaltensweisen und psychische Bewältigungsstrategien werden vermittelt, die kindlichen Bedürfnisse nach Affektregulation werden umgelenkt. Diese Prägungen stehen am An-

fang diverser entwicklungs-, beziehungs- und sinntheoretischer Mischdynamiken und Problematiken, die sich bis in Adoleszenz und Erwachsenenalter erstrecken können. Zur Annäherung ein weiteres Alltagsbeispiel:

In der S-Bahn. Im Abteil gegenüber sitzt eine ältere Frau mit einem jungen Hund, der aufgeregt winselt und rumort. Eine Mutter steigt mit ihrer gut 5-jährigen Tochter zu und setzt sich gegenüber dem älteren Frauchen hin. Das Mädchen streift den Welpen mit einem kurzen, absent wirkenden Blick und nimmt dann das Smartphone entgegen, das die Mutter aus der Tasche zieht. Diese selbst wendet sich ihrem eigenen Gerät zu. Während der 20-minütigen Fahrt schauen beide konzentriert auf ihre jeweiligen Bildschirme. Trotz unüberhörbarem Gefiepse und entsprechenden Bemerkungen der älteren Dame, die dem Mädchen zu verstehen geben, dass der Hund Kontakt zu ihr sucht, werden beide von Mutter und Tochter kaum zur Kenntnis genommen. Der stumme Konsens, den Mutter und Tochter ausstrahlen, ergibt sich frei von Blickkontakt, Sprache oder Berührungen.

»Ich möchte lieber ein iPad als einen Hund«, zitiert Washington vergleichbar ein Mädchen, das die Wünsche ihrer Generation beschreiben soll (Fell & McCrindle, 2021, S. 32). Das obig beschriebene Alltagserlebnis illustriert den Tunnelblick im Sinne der Ausblendung der sozialen Umgebungsrealität, die mit der Konzentration auf das Smartphone oder ein anderes elektronisches Gerät einhergehen kann. Er zeigt aber auch die Faszination und Umgebungsreize-Filter-Qualität des Smartphones. Darüber hinaus stellt sich die Frage nach den veränderten Modi der Eltern-Kind-Regulation, die in diesem Beispiel durchaus aufeinander eingestimmt wirkt – und dennoch eine leichte Irritation zurücklässt.

Turkle sieht die Tendenz, Smartphones als »soziale« Objekte oder Erziehungsinstrumente einzusetzen, als Phänomen, das sich im Kindheitsalltag in der digitalen Gesellschaft weitgehend durchgesetzt hat:

> Children watch their parents play with shiny technical objects all day. Parents cradle them, caress them, never let them out of their hands. When mothers breast feed their infants, the shiny objects are in their hands, at their ears. When parents bring their toddlers to the park, they share their attention with the shiny objects to the point that children are jealous and indeed, often go unattended. Playground accidents are up. As soon as children are old enough to express their desires, children want the objects as well and few parents say no. In parental slang, it has become known as the »passback«, passing back the iPhone to quiet your toddler in the rear seat of the car. (Turkle, 2014, S. 93)

In der Eltern-Kind-Beziehung löst das Objekt *Smartphone* beim Kleinkind ambivalente Gefühle aus: Es konkurrenziert nicht nur um die Aufmerksamkeit der Eltern, begleitet von rivalisierenden Gefühlen, im Spannungsfeld von »gesehen werden wollen« und »sich unsichtbar und enttäuscht fühlen«, wenn die Aufmerksamkeit der Eltern dissoziativ auf das Gerät ausgerichtet ist. Zugleich verstärkt das affektiv besetzte Gerät die Faszination, wird früh zum Magnet der Aufmerksamkeit des Kindes. Mit zunehmenden kognitiven und motorischen Fähigkeiten eröffnet sich dem Kind über Videos, Games, Fotos und Tools eine faszinierende neue Welt.

In verschiedenen Bildungskontexten erweisen sich Smartphones als äußerst hilfreich: Sie fördern die Kommunikation mit Gleichaltrigen, bieten Möglichkeiten zur Teilnahme an sozialen und politischen Diskussionen und eröffnen auch karrierebezogene Chancen. Darüber hinaus können sie mächtige Werkzeuge zum Lernen und zur Selbstdarstellung sein. Neben den positiven Seiten der Smartphone-Nutzung sind auch die problematischen Seiten Untersuchungsgegenstand der Verhaltensforschung und klinischen Psychologie. Die Beeinträchtigungen wirken sich auf den Arbeitsalltag und die Leistungsfähigkeit aus: Die Folgen exzessiver Nutzung auf die psychische Gesundheit im Erwachsenenalter reichen von zwanghaftem Gebrauch (Smartphone-Sucht, Nomophobie) über Schlaf- und Angststörungen bis zur beschleunigten Erschöpfung und Depression etc. (Dwyer et al., 2018; Lee et al., 2014; Orben & Przybylski, 2019a; Shoukat, 2019; eine Auswahl von Studien: Thomée et al., 2011; Twenge & Campbell, 2018a). Der arbeits- und organisationspsychologische Schwerpunkt zieht auch die Frage nach der Genese der Symptomatik nach sich. Da sich viele Anzeichen und Symptome bereits im Jugendalter manifestieren, wird die entwicklungspsychologische Ursachenforschung vermehrt in Anspruch genommen. Welche Erkenntnisse sind relevant?

Studien zum Einfluss der Bildschirmzeit (inklusive Smartphone, Computer, elektronische Geräte, elektronische Games und TV) auf das psychische Befinden haben nachgewiesen, dass eine Bildschirmzeit von mehr als einer Stunde bei Kindern zwischen 2 und 17 Jahren zu einem tieferen seelischen Wohlbefinden führt (Twenge & Campbell, 2018b). Mit zunehmender Zeit, die ein Kind am Bildschirm verbringt, sinken Neugier, Selbstkontrolle und emotionale Stabilität. Die Ablenkbarkeit nimmt zu, es fällt den Kindern schwerer, Aufgaben zu Ende zu führen. Ebenfalls ergeben sich vermehrt Schwierigkeiten, Freundschaften zu schließen und diese aufrechtzuerhalten. Die soziale Abholbarkeit und Lenkbarkeit nimmt ab. Eine Bildschirmzeit von sieben Stunden verdoppelt bei 14- bis 17-jährigen Jugendlichen (im Vergleich zu Jugendlichen, die nur eine Stunde Bildschirmzeit konsumieren) innerhalb eines Untersuchungszeitraums von 12 Monaten die Wahrscheinlichkeit, an einer Depression und Angststörungen zu erkranken. Diese Zusammenhänge sind bereits ab einer Bildschirmzeit von vier Stunden nachweisbar (Twenge & Campbell, 2018b, S. 279f.). Noch ausführlicher dokumentiert ist der positive lineare Zusammenhang zwischen Bildschirmzeit und Bewegungsmangel sowie Übergewicht (Chiasson et al., 2016; de Jong et al., 2013; Dumuid et al., 2017; Poitras et al., 2016).

Hinsichtlich des umstrittenen Einflusses der elterlichen Smartphone-Nutzung auf die kindliche Entwicklung plädieren Kildare und Middlemiss in einem Review, der den Stand der Forschung (2017) zum Einfluss der elterlichen Smartphone-Nutzung auf die Eltern-Kind-Interaktion darlegt, nachdrücklich für weitere Forschungen (Kildare & Middlemiss, 2017). Indessen weisen bisherige Ergebnisse der Eltern-Kind-Interaktionsforschung mehrheitlich besorgniserregende Resultate auf (Poulain et al., 2019). Querschnitts- und Langzeitstudien zum Einfluss der erwähnten *Technoference* auf die Eltern-Kind-Beziehung, also der alltäglichen Unterbrüche zwischenmenschlicher Interaktionen oder der gemeinsam verbrachten Zeit, die durch die Nutzung digitaler Technologien und Smartphones bedingt sind (McDaniel & Radesky, 2018), weisen nach, dass eine exzessive Nutzung von Smartphones durch die Mutter (diejenige väterlicherseits wirkte sich in der Studie weniger signifikant aus) positiv mit Verhaltensauffälligkeiten des Kinders korreliert (McDaniel & Radesky, 2018; Poulain et

al., 2019). Je höher der Medienkonsum der Mutter ausfällt, desto höher ist der Medienkonsum des Kindes. Der Medienkonsum des Kindes wiederum korreliert signifikant positiv mit Verhaltensauffälligkeiten wie antisozialem Verhalten und Hyperaktivität. Exzessiver Medienkonsum führt nachweislich zur Abnahme des prosozialen Verhaltens und der Sozialkompetenz, wobei die Art und Häufigkeit der Eltern-Kind-Interaktion der Stärke des Zusammenhangs entgegenwirken kann (Poulain et al., 2019). Je mehr soziale Aktivität und Interaktion in der Familie stattfinden, desto geringer sind die Verhaltensauffälligkeiten.

> A high screen time of children and mothers and a lower frequency of parent–child interactions were independently associated with more behavioral difficulties in children. As already shown in other cross-sectional studies, excessive media use of children was related to more externalizing problems, namely conduct problems (e. g., anger, disobedience) and symptoms of hyperactivity/inattention (low attention span, restlessness). The associations with hyperactivity/inattention and prosocial behavior remained significant after controlling for media use of mothers and parent–child interactions. In young children, a high media use is argued to cause an overstimulation of the brain, to distract children, and to go along with a displacement of other activities such as physical or social activities. These factors might, in turn, have a negative impact on attention span, frustration tolerance, and social competencies. (Poulain et al., 2019, S. 9)

Zusätzlich zum Einfluss auf das *Sozialverhalten* wird auch das Lernen durch den Medienkonsum der Mutter beeinflusst. Das Smartphone beeinträchtigt die Mutter-Kind-Interaktion unter anderem beim gemeinsamen Spielen oder Füttern – beides Aktivitäten, die für das Mutter-Kind-Bonding wichtig sind. Deutliche Auswirkungen haben Unterbrechungen durch das Smartphone auch, wenn man einem Kind Wörter beibringen will: Wird die Mutter durch einen Anruf unterbrochen, wenn sie dabei ist, dem Kind zwei Wörter beizubringen, kann dieses trotz späterer mehrfacher Wiederholung höchstens eines erinnern. Wird der Lernakt nicht unterbrochen, behält das Kind mit höherer Wahrscheinlichkeit beide Wörter. Ein ähnlicher Zusammenhang zeigt sich beim Kennenlernen neuer Nahrungsmittel: Wird die Mutter durch einen Anruf unterbrochen oder tippt sie zwischendurch Textnachrichten, bleibt die Wahrscheinlichkeit, dass das Kind das unbekannte Nahrungsmittel ausprobiert, klein (Kildare & Middlemiss, 2017). Gibt es keine Unterbrüche, beispielsweise in einer Skype-Sitzung mit einem Lehrer, funktioniert das Lernen über elektronische Medien gut (Roseberry et al., 2014). Das gezielte kognitive Lernen mit spezifischen Smartphone-Apps funktioniert allgemein besser, wenn eine Person den Prozess begleitet.

Die Studien zeigen, dass die Entwicklung der Mentalisierungsfähigkeit in der digitalen Lebenswelt im Spiegel der Nutzung von mobilen Geräten betrachtet werden muss. Während im Jahr 1970 Kleinkinder durchschnittlich mit 4 Jahren erstmals in Kontakt mit Medien wie dem Fernseher gekommen sind, sind Babys heute durchschnittlich bereits ab vier Monaten regelmäßig im Kontakt mit Smartphones (Chassiakos et al., 2016). Dabei handelt es sich hinsichtlich der Entwicklungsaufgaben, der Affektregulierung, des Bondings und der Mentalisierung um eine ausgesprochen vulnerable Phase. Responsivi-

tät, Einfühlungsvermögen und Aufmerksamkeit der Mutter sinken mit Smartphone-Gebrauch und Medienkonsum. Die Aufmerksamkeitsablenkung der Mutter führt wiederholt zu ambivalenten oder schwer interpretierbaren Gesichtsausdrücken und Interaktionen, die das Kleinkind nicht einordnen bzw. mit sich selbst in Zusammenhang bringen kann. Wenn die Rückversicherung im Sinne von *joint* und *shared attention* eingeschränkt ist, weil die Eltern innerlich immer wieder wegdriften und als abwesend registriert werden, wird das Kind im eigenen Wahrnehmungs- und Lernprozess unterbrochen und reagiert mit Verunsicherung und Irritation (Bruess, 2016; Dwyer et al., 2018; Kildare & Middlemiss, 2017; McDaniel & Radesky, 2018). Das Kleinkind braucht Unterstützung zur Einordnung dieser Mikro-Kontakt-Unterbrüche (beispielsweise durch Kommentieren der Handlung, Sprechen über eigene Gefühle und Spiegeln des Kindes, Zugeständnis und Aushalten von störungsfreien Beziehungsepisoden ohne digitale Ablenkung etc.).

Der Einsatz des Smartphones zur Beruhigung (»Ruhigstellung«) des Kindes als erlernte Bewältigungsstrategie beispielsweise bei Einschlafschwierigkeiten, zwecks Ruhigsitzen beim Essen und Autofahren etc. kann nachweislich bereits im Kleinkindalter zu sozial-emotionalen Verhaltensproblemen führen (Radesky et al., 2016). Aus psychoanalytischer Sicht sich die Frage, ob das Smartphone für kleine Kinder als *Übergangsobjekt* fungieren kann, also als ein Objekt aus der äußeren Welt, das dem Kind dabei hilft, seine innerpsychische kindliche Realität schrittweise mit der Außenrealität zu verbinden. Er kommt zum Schluss, dass das Smartphone diese Funktion nicht erfüllen kann: Das Smartphone kann im Gegensatz zu einem primitiveren Objekt wie einem Plüschtier nicht beliebig geherzt oder malträtiert werden. Das Smartphone setzt eine spezifische Bedienungsweise voraus und kann das Gefühl der körperlichen Wärme nicht vermitteln (Döser, 2019, S. 688–689).

Die beschriebenen Problematiken, die sich im elterlichen und kindlichen Umgang mit dem Smartphone ergeben, sind im Einzelfall im komplexen Kontext des jeweiligen Erziehungsstils, der familiären Dynamik und der kindlichen Ressourcen zu beurteilen. *Die zwischenmenschlichen Erfahrungen im Umgang mit dem Smartphone von Beginn des Lebensalters über die Kindheit bis zu Pubertät und Adoleszenz verknüpfen sich zu einer einflussreichen Grundlage von Selbstregulation, Sozialverhalten, Beziehungsgestaltung und mentaler Gesundheit.* Wie sich die Nutzung von Smartphones auf die kindliche Entwicklung auswirkt (*Entwicklungsfrage*), hängt wesentlich von der Art der Begleitung und Mediation durch die Bezugspersonen ab (*Beziehungsfrage*):

> Like traditional media use, child use of mobile and interactive media does not occur in a vacuum. Many factors, including parenting style, socioeconomic status, and child temperament, modify the positive and negative effects of media on children's behavior and development. Most important is parent-child (or teacher-child) interaction during media use: ie, how we use technology rather than the technology's qualities per se. Mobile and interactive media have great potential to promote learning through joint engagement between caregivers and children, by demonstrating ideas for parent-child activities, or by modeling teaching strategies (eg, dialogic reading, phonetic, or sound blending skills) with which low-literacy parents may not be familiar. (Radesky et al., 2015)

Nicht außer Acht zu lassen ist hierbei die Erkenntnis, dass die Fähigkeit zur *Selbstregulation* im Verlauf von Kindheit und Jugend schrittweise erlernt werden muss. Von Kindern beispielsweise hinsichtlich der Selbsteinschränkung der Bildschirmzeit zu früh ein »erwachsenes« bzw. »reifes« Verhalten zu erwarten, kann die altersgemäßen Voraussetzungen ebenso überschätzen wie die bedingt unangemessenen Erwartungen von Pünktlichkeit oder des Zurückstellens eigener Bedürfnisse. Selbstregulation ist auch für Erwachsene anspruchsvoll, in Kindheit und Jugend muss sie über Jahre (ein-)geübt werden. Kinder mit Verhaltensproblemen, bei denen die Selbstregulationsfähigkeit und Impulskontrolle eine entscheidende Rolle spielen, brauchen für angemessenes Verhalten regulierende Unterstützung durch Bezugspersonen. Gut dokumentiert ist entsprechend der Entwicklungsschritt der »delay inhibition control«, der Fähigkeit zum Aufschub von Belohnungen (Williams et al., 1999). Aktuelle Forschungsergebnisse zur Selbstregulation legen nahe, dass die Einübung des Bedürfnisaufschubs weniger effektiv zur Fähigkeitsentwicklung beiträgt als die positive Motivation über Anreize und Ziele (Barker & Munakata, 2015). Zur Selbstregulationskompetenz gehört die Fähigkeit, sich Ziele zu setzen und diese konsequent zu verfolgen. Die Selbstmotivation auch für anstrengende und schwierige Aufgaben, das wechselseitige Zuhörenkönnen, Ausredenlassen und die Impulskontrolle sind über die bewusste »Selbstkontrolle« hinaus bei der Selbstregulation auch unbewusst internalisiert.

Die Fähigkeit zur Selbstregulation beinhaltet auch die selbstständige Organisation von Aufgaben, die *Aufmerksamkeitssteuerung*, das bewusste Erleben von Emotionen ohne impulsives Handeln sowie die Fähigkeit, soziale Konflikte zu bewältigen und sich aktiv an Entscheidungen zu beteiligen. Im Kontext einer zunehmend komplexen und reizüberfluteten Lebenswelt ist Selbstregulationsfähigkeit entscheidend für eine eigenverantwortliche Lebensgestaltung und funktionale Stressbewältigung (*Selbstregulationskompetenz bei Kindern und Jugendlichen fördern*, 2024).

In Kapitel 6.3.2 wurde auf die Forschung zur *geteilten Aufmerksamkeit* von Vera King (2018) verwiesen. King (2018) erforscht die Nutzung und den Konsum digitaler Medien und Geräte hinsichtlich ihres Einflusses auf die psychische Entwicklung und das Verhalten von Jugendlichen. Dabei konzeptualisiert sie die virtuelle Realität primär als eine Erweiterung der inneren Realität (King, 2021). Sie begründet dies damit, dass die sozialen Interaktionen im virtuellen Raum verstärkt projektiven Mechanismen sowie selbstzentrierten Feedback- und Interpretationsprozessen unterliegen. King beschreibt *Dissoziationen der Aufmerksamkeit* als typisch für digitale Welt- und Selbstverhältnisse, ohne sie vorweg als sozialpathologisch einzuordnen. Sie zeigt zugleich die Entstehung neuer Formen der *Trennungsvermeidung und Scham* sowie der Abwehr von Verbindlichkeit als neuer Normalität in der zwischenmenschlichen Beziehungsgestaltung auf: »Diese könnten auch als pathologische Funktionalitäten gesehen werden, die durch digitale Medien begünstigt werden.« (King, 2021)

Zu den dissoziierenden Konfliktvermeidungsstrategien gehört nach King, dass das Gefühl der *Getrenntheit* jederzeit vermieden werden kann, weil über die sozialen Medien etc. nahezu ständig ein Gefühl von *Kontakt* (oder Verbindung) eingeholt werden kann. Hinsichtlich der Entwicklung von neuen Formen der Scham beschreibt sie zugleich, dass beispielsweise durch die unternehmerische Fähigkeit von Jugendlichen, ihre Profile im Hinblick auf möglichst viel Aufmerksamkeit zu perfektionieren und die Posts zeitlich ge-

schickt dann hochzuladen, wenn möglichst viele Nutzer online sind, auch neue Formen der Selbstentfremdung entstehen (King, 2020).

In einem von Kings Beispielen spürt eine Jugendliche, dass sie betrübt gestimmt ist. Sie möchte sich aufheitern lassen und postet entsprechend gezielt zum Zeitpunkt, wann erfahrungsgemäß die meisten Nutzer*innen online sind, ein schönes Bild, um möglichst viel positives Feedback zu erhalten. Obwohl sie diese positiven Rückmeldungen erhält, schämt sie sich zugleich auf zweifacher Ebene: zum einen dafür, dass ihr Wohlbefinden stark vom Feedback anderer abhängig ist, zum anderen dafür, das positive Feedback der anderen durch eine bewusste und manipulative Selbstinszenierung konstruiert zu haben. Die zwischenmenschliche Anerkennung und der Trost, den eine betrübte Person idealerweise bei der Begegnung mit einem anderen Menschen erhält, sofern sie sich dem anderen gegenüber als betrübt öffnet, entsteht dadurch, dass das Betrübtsein von einem Gegenüber wahrgenommen, gespiegelt und in einer Weise emotional mitgetragen oder moduliert werden kann (King, 2020, S. 391f.). Die virtuell konstruierte Anerkennung, welche die beschriebene Jugendliche durch den selbstinszenierten Feedbackprozess erhalten hat, bleibt einerseits virtuell und entmaterialisiert, andererseits wird der betrübte Gemütszustand (als verkörperlichtes Gesamtphänomen) nicht erkennbar – zumindest nicht als Signal für andere.

King identifiziert in ihren sozialpsychologischen Studien mit Jugendlichen insgesamt deutliche Veränderungen sowohl im inneren wie auch im zwischenmenschlichen Konflikt- und Beziehungsgeschehen. Ausgehend von Diamonds Unterscheidung primärer und sekundärer Dissoziation geht sie davon aus, *dass die digitale Welt hervorragende Bedingungen für sekundäre Dissoziationen bietet*. Getrenntes werde als verbunden erlebt, Verbundenes als getrennt (King, 2021). Als illustratives Beispiel dafür scheint mir eine eigene Beobachtung geeignet, die ich auf einer weiteren Zugfahrt im Schweizer Mittelland gemacht habe: Im Abteil gegenüber saßen zwei Teenager, die sich angeregt über verschiedene Themen austauschten. Paradoxerweise schaute das eine Mädchen während der gesamten Diskussion konstant auf ihr Smartphone; der Blick ihrer Kollegin wanderte ab und an vom Smartphone aus dem Fenster, auch einige wenige Male zu ihrer Kollegin, ohne jedoch bei ihr anzuhaften. Die Fähigkeit, in aller Selbstverständlichkeit ein zwischenleibliches und offenbar emotionalisierendes Gespräch zu führen, ohne dabei Blickkontakt aufzunehmen, hat mich umtrieben. In diesem mentalen Parallelgeschehen der Mädchen ist die visuelle Aufmerksamkeit einerseits auf das Smartphone ausgerichtet, während das Gespräch mit der Kollegin zugleich die auditive, sprachliche und emotionale Verfügbarkeit voraussetzt. Diese *Spaltung der Aufmerksamkeit* setzt als im Kontext der Smartphone-Nutzung neu erworbene Verhaltensweise gleichzeitig eine Teilverfügbarkeit für die zwischenleibliche Interaktion voraus wie den Bereitschaftsmodus für die Smartphone-Aktivität. – Deutlich wird an diesem Beispiel die Veränderung der zwischenleiblichen Interaktion und Sozialkompetenz angesichts der gleichzeitigen Dauerausrichtung der Aufmerksamkeit auf das Smartphone. Die Frage, ob diese Fähigkeit zur Trennung von Gespräch und Mimik sich als eine neue »Normalvariante« der zwischenleiblichen Interaktion in der digitalen Gesellschaft etabliert oder ob sie als sozialpathologisches Phänomen eingestuft wird, ist offen. Aus psychodynamischer Sicht sind verschiedene Deutungen möglich:

Eine neutrale, funktionalitätsorientierte Deutung könnte mit Bezug auf die *Entwicklungsdimension* geltend machen, dass das Smartphone für gewisse Nutzer zu einem veräußerlichten »Selbstobjekt« (siehe oben: assistierende digitale Geräte) wird, das als Orientierungspunkt und Konstante internalisiert wird. Das Smartphone wird in diesem Sinne als externalisierter Anteil der Gesamtpersönlichkeit konzeptualisiert und gleichsam ins Körperschema integriert – wie eine Brille oder ein Stift. Die während eines zwischenleiblichen Gesprächs aufrechterhaltene Aufmerksamkeit für das Smartphone stünde in dieser Deutung für den Versuch, ein Bei-sich-Bleiben während der Interaktion mit anderen aufrechterhalten zu können – etwa so, wie wenn man bei einem Gespräch die Brillengläser reinigt oder einen Stift durch die Finger dreht.

Eine Deutung mit Fokus auf sozialpathologische *Normalisierungen* könnte mit Bezug auf die *Entwicklungsdimension* die Dauerausrichtung auf das Smartphone als Vermeidung oder Abhängigkeit deuten, die ein vertrauensvolles, ungeteiltes Sicheinlassen auf den zwischenleiblichen Kontakt verhindert, indem das »Selbstobjekt« kontinuierlich Teile der Aufmerksamkeit von der zwischenleiblichen Interaktion abkoppelt. Dieses Festhalten am Smartphone als einem Anker in der analogen Welt, der angesichts der unberechenbaren und potenziell konfliktträchtigen zwischenleiblichen Interaktion mit einer anderen Person eine sofortige Rückzugsgelegenheit in die virtuelle Welt anbietet, könnte dann in der *Beziehungsdimension* als mangelnde Konfliktfähigkeit oder Angst (beispielsweise Sozialphobie) gedeutet werden: Anstatt persönliche Auseinandersetzungen auszutragen, liegt es mit dem Smartphone in der Tasche nahe, sich den Konflikten zu entziehen und sich auf virtuelle Interaktionen und Affektabfuhr zu verlassen. Diese Verschiebung reduziert Gelegenheiten zur Einübung der Konfliktfähigkeit. Wichtige soziale Fähigkeiten wie Empathie, aktives Zuhören, nonverbale Kommunikation und gesundes Aggressionsmanagement müssen im direkten interaktionellen Austausch erlernt werden. Symptome sind ein gestörtes Aufmerksamkeitsmanagement, gesteigerte Ablenkbarkeit und erschwerte Konzentration. Je extremer dieses Verhalten aufrechterhalten wird, desto plausibler werden Hypothesen von unterliegenden Ängsten, Zwängen, Fragmentierungen oder Suchtverhalten. Die Zunahme und gesellschaftliche Normalisierung dieser Verhaltensweise der »Aufmerksamkeitsspaltung« müsste dann als sozialpathologisch eingestuft werden.

Mit Blick auf die *Beziehungsdimension* stellt sich darüber hinaus die Frage, wie das geschilderte Smartphone-Verhalten vom *Gegenüber* wahrgenommen bzw. gewertet wird: Betrachtet das Gegenüber das Smartphone als »Selbstobjekt« des Gesprächspartners oder aber vielmehr als »Rivalen«, als Verhinderer einer zwischenleiblichen Interaktion?

Insgesamt sticht hervor, dass die zwischenmenschliche Vermittlung von Umgangsformen mit Smartphones und personalisierten Computern wesentlich dazu beiträgt, ob ein Kind eine seiner psychischen Entwicklung entsprechende Einstellung findet. Nicht nur die Nutzung des Smartphones beeinträchtigt z.B. die Qualität der Mutter-Kind-Dyade (B. T. McDaniel & Radesky, 2018; Poulain et al., 2019), sondern auch bereits die latente Anwesenheit des Smartphones als »Drittes« oder »Viertes« im Raum. Das Smartphone beeinträchtigt soziale Begegnungen auch dann, wenn es nicht genutzt wird, indem es die Aufmerksamkeit auf sich zieht und sich als Ausweg aus einer sozial unangenehmen Situation anbietet. Dies ist noch später im Erwachsenenalter der Fall (McDaniel & Radesky, 2018; Poulain et al., 2019). In Anlehnung an die Terminologie von Rosa hat das

Smartphone in zwischenmenschlichen Interaktionen das Potenzial zum »Resonanzkiller«, der z.B. bei Verlegenheit, Langweile, zur Ablenkung oder zwecks Herstellung von Distanz einsetzbar ist. Dwyer et al. zeigen auf, dass die Anwesenheit des Smartphones die Qualität sozialer Interaktion signifikant senken kann:

> These results build on other recent work showing that phone use is associated with less positive social impressions (Vanden Abeele et al., 2016), lower interaction quality with friends (Brown et al., 2016; Misra et al., 2014), and lower relationship satisfaction with a romantic partner (Roberts & David, 2016). We found that the negative effects of phone use were mediated by distraction, but not opportunity costs, suggesting that phone use prevents individuals from fully engaging in the present moment. Contrary to our original prediction, phones slightly increased boredom. (Dwyer et al., 2018)

Ob die positiven oder negativen Auswirkungen des Smartphones auf die psychische Verfassung der Nutzenden dominieren, hängt davon ab, ob der/die Nutzer*in auch ohne Smartphone zur emotionalen Selbstregulation fähig bleibt, ein stabiles Selbstgefühl behält und sowohl das Alleinsein wie auch zwischenmenschliche Begegnungen bewältigen kann. Der Fähigkeit des Alleinseinkönnens kommt psychodynamisch eine besondere Bedeutung zu:

> Wir brauchen die Fähigkeit zum Alleinsein, um in der Lage zu sein, einander volle Aufmerksamkeit zu schenken. Wer sich nicht sammeln und bei sich sein kann, der kann sich auch nicht anderen zuwenden, ihnen wirklich zuhören und sie als Individuen wahrnehmen, anstatt nur auf sie zu projizieren, wer sie seinen Bedürfnissen entsprechend für ihn sein sollen. Wer nicht zu einem zufriedenen Alleinsein in der Lage ist, der läuft Gefahr, andere Menschen gewissermaßen wie Ersatzteile zu benutzen, um sein zerbrechliches Selbstgefühl zu stützen. (Turkle, 2019, S. 729)

Wenn wir durch das Smartphone das Alleinsein verlernen, verändert sich demnach die Daueraufmerksamkeit hin zu einer oberflächlichen Breitbandaufmerksamkeit. Die introspektive Reflexion wie auch die ungeteilte Aufmerksamkeit gegenüber anderen setzen *Fokussierung* voraus. Konzentration, Abgrenzung und intersubjektive Einstimmung (*attunement*) bedingen einen bewusst gelenkten Aufmerksamkeitsfokus, auch im Sinne der ungeteilten Aufmerksamkeit. Das Smartphone bietet sich an, um »Momenten der Langeweile und Anspannung zu entgehen« (Turkle, 2019, S. 731). Gerade in solchen Momenten entstehen jedoch (nicht selten) kreative Ideen, ein reflexives Innehalten und dadurch neue Einsichten. Die Kunst bzw. die funktionale Dissoziationsfähigkeit im Umgang mit personalisierten Computern scheint darin zu bestehen, innere Freiheitsräume und die Bereitschaft für soziale Begegnung bewusst offen zu halten und gegenüber den vielfachen Möglichkeiten zur Ablenkung nicht nur zu bewahren, sondern gezielt zu priorisieren. Aus neuropsychologischer Sicht verändert der jeweilige habitualisierte Aufmerksamkeitsfokus auch die physischen Gehirnprozesse. Das plastische Gehirn »arrangiert« sich also mit veränderten Modi der Aufmerksamkeit: So wie zwischenleibliche, soziale Erfahrungen gehirnorganische Prozesse verändern, verändern auch digitale Feedbackprozesse und Dopaminreize die neuronalen Vernetzungen im Gehirn (Siegel, 2020, S. 24).

Gerade im Bildungskontext stellt sich hinsichtlich der Smartphone-Nutzung von Schüler*innen die Frage, wie sich die Dauerpräsenz auf das Sozialverhalten und die berufliche Integration auswirkt. Die entsprechende Debatte dreht sich oftmals um die Frage, ob Smartphones z.B. an der Sekundarschule verboten werden sollen (Robertson, 2025). Wenn Schüler sich persönlich begegnen, ohne ihre Smartphones zu nutzen, gibt es mehr Blickkontakt, mehr Witze, Spiele und Austausch. Allerdings sollten Smartphone-Verbote nur Teil einer umfassenderen Strategie sein: Medienbildung, soziokulturelle Hintergründe und die Erziehung im Umgang mit digitalen Geräten und sozialen Medien spielen ebenfalls eine wichtige Rolle (vgl. Kap. 7.5). So gibt es immer mehrere Faktoren, die eine Rolle spielen, wenn Kinder und Teenager stark auf ihre Smartphones angewiesen sind; diese sind nur teilweise von der Motivation und dem Willen des Kindes selbst abhängig. Dazu gehören Gewohnheiten, elterliche Einflussnahme, sozialer Anpassungsdruck, der Mangel an Präsenz von wichtigen Bezugspersonen und bestimmte gehirnchemische Prozesse. – Außer Frage jedoch scheint, dass Kinder und Jugendliche starke Online-Kompetenzen entwickeln und einen verantwortungsvollen, proaktiven Umgang mit den Chancen und Herausforderungen entwickeln müssen, welche die Technologie mit sich bringt.

Zusammenfassung

Bereits in den frühesten Eltern-Kind-Beziehungen gehören der Einsatz und die Dauerpräsenz digitaler Geräte zum Alltag in der *digitalen* Gesellschaft. Das *Wann*, das *Wo* und vor allem das *Wie* des Umgangs mit diesen technologischen Hilfsmitteln ist entscheidend: Zum Musikhören, Mitsingen, Mittanzen oder Rhythmisieren und gemeinsamen Einstimmen kann der Griff zum Smartphone anregend und verbindend sein: als *Brücke zu*, nicht jedoch als *Ersatz für* ein Gegenüber, das die eigenen komplexen Emotionen bezeugen, mitaushalten, mitmodulieren und dabei in Beziehung mit sich und dem anderen bleiben kann.

Ausgehend von der MAT und der langfristigen Bedeutsamkeit der zwischenleiblichen Regulation für die mentale Gesundheit wird die frühkindliche Affektregulierung und der Erwerb von Selbstberuhigungsstrategien weitgehend in zwischenleiblichen Beziehungsinteraktionen erlernt. Aus entwicklungspsychologischer Sicht kann dieser Erwerb nicht hinreichend durch z.B. eine systematische und dissoziationsfördernde Ablenkung von Emotionen wie Wut, Langeweile, Angst, Ärger oder Frustration mittels Smartphones & Co. ersetzt werden. Entscheidend und durchgängig bedeutsam im Lebensverlauf ist die *Entwicklung der Selbstregulationsfähigkeit*, die zugleich Grundlage von Selbstschutz, Abgrenzung, Konflikt- und Beziehungsfähigkeit ist. Die dissoziativen Brüche und Vermeidungsakte, die durch das Smartphone als »Drittes« in der frühkindlichen Affektregulation zwischen Eltern und Kind gefördert werden, beeinträchtigen Mentalisierungs- und Selbstregulationsfähigkeiten. Für die in der digitalen Ära geltende Bildungs- und Informationslogik hat dies zur Folge, dass die diesbezügliche Unterstützung der vulnerabelsten Mitglieder der Gesellschaft verstärkt auf die individuelle, familiäre und politische Agenda drängt. Der unkritische Vollzug digitaler Praktiken kann heute auf der Grundlage der psychologischen Forschung zur mentalen Entwicklung und Gesundheit von Kindern und Jugendlichen nicht mehr als progressiv

gelten. Er wird durch aktive Prävention und Sensibilisierung, Medienerziehung und Elternberatung mit Fokus auf die Dreierbeziehung »Eltern – Kind – Smartphone« ersetzt. – Ein realistischer Umgang mit den Risiken der digitalen Technologien wird auch mit einer effizienteren Nutzung und dem gezielten Einsatz von Apps und Tools einhergehen. Dies zumindest legen Studienergebnisse nahe, die einen signifikant positiven Zusammenhang zwischen »digitaler Reife« von Kindern im Umgang mit digitalen Technologien und einem aktiven elterlichen Engagement nachweisen (Koch et al., 2024, S. 6).

Digitale Virtualität: Soziale Medien und Medialisierung als Variablen von Persönlichkeitsentwicklung und Entwicklung des Beziehungsverhaltens

Die Medialisierung und Vernetzung der Gesellschaft kann ab der *Gen Z* – der Altersgruppe von Jugendlichen, die nach 1995 geboren wurden und von Beginn ihrer Kindheit an mit Smartphones aufgewachsen sind (Twenge, 2018a), als herausragende generationelle Aufgabe gesehen werden. »Scrollen ist so einfach, leben viel zu schwer«, befindet die bereits in Kapitel 5.3.4 vorgestellte Valentina Vapaux, die ein Portrait über ihre eigene Generation verfasst hat (Vapaux, 2021). Im Folgenden orientiere ich mich zur exemplarischen Nachzeichnung *dysfunktionaler dissoziativer Bewältigungsmechanismen in der digitalen Gesellschaft* u.a. an der eindrücklichen Selbstbeschreibung dieser *Gen-Z*-Autorin und ihrer Erfahrungen in der *digitalen Virtualität*. Einleiten möchte ich jedoch mit dem Beispiel einer Teenagerin, die sich zur Psychotherapie vorstellte. Es vermittelt ein Bild des »chamäleonartigen« Persönlichkeitsprofils, wie es uns seit der Gen Z zunehmend begegnet. Im Folgenden die Schilderung meines Eindrucks in einem Erstgespräch:

> 14j. Jugendliche kommt aufgrund einer depressiven Erschöpfungskrise mit Schlafproblemen, ausgeprägten Ängsten. Migrierte erst vor vier Monaten aus dem Nahen Osten, wo sie mit dem Vater und dessen Familie aufwuchs, zurück zur Mutter, ihrerseits gebürtige Schweizerin. Die Patientin erfüllt mit ihrer Ausstrahlung schnell den Raum. Großgewachsen, langes, schwarz gewelltes Haar, attraktiv, trägt oversized Pullover, ausgediente Schlaghosen, Doc Martens. Wirkt selbstbewusst, gibt sich erwachsen und freundlich, nahezu abgeklärt. Wirkt überaus beherrscht, gleichzeitig sehr angespannt. Sie beginnt dann schnell und viel aus ihrem Leben zu berichten. Gefühlseindruck verändert beim Erzählen rasch, Stress und Belastung zeigen sich an erhöhtem Sprechtempo. Klammert sich an einem Armreif fest, weicht dem Blick aus, unterdrückt hochsteigende Tränen. Mehrfachbelastung kommt deutlich zum Ausdruck. Wohnt mit Mutter und leiblicher Schwester in einer Einzimmerwohnung, seit sie vor einigen Monaten hergezogen ist. Voraus ging Trennung der Eltern, Wegzug der Mutter. Sie blieb für einige Jahre beim muslimischen Vater und dessen Clan in Afrika. Identifiziert sich als non-binary, als Angehörige der LGTBQ+ Community. Freundschaften zu zwei Freundinnen aus dem afrikanischen Ursprungsland, die ebenfalls nonbinary sind und eine weltweite online Community böten ihr Halt und das Gefühl von Zugehörigkeit. Patientin ist zeichnerisch sehr begabt. Im Gymnasium erzielt sie bereits gute Leistungen, zeigt sich als enorm pflichtbewusst. Der Vater darf nicht wissen, dass sie in Psychotherapie geht, ebenso wenig, dass sie sich mit LGTBQ+ identifiziert. In die persönliche Krise ist sie neben der Erschöpfung deshalb geraten, weil der Vater für sie einen anderen akademischen Weg vorsieht als sie selbst. Wenn sie bei der

muslimischen Familie sei, benehme sie sich wie ein muslimisches Mädchen. Sieht hierbei selbst keinen Konflikt zu ihrer non-binary Identität, empfindet es als normal, sich so zu präsentieren, wie es im jeweiligen Kreis von ihr verlangt wird.

Die junge Frau, die einerseits mit einer enormen Selbstbeherrschung und Selbstständigkeit ihre Belastungen jonglierte, zugleich ein Bündel von Begabungen und Stärke ausstrahlte wie eine tiefgehende Überlastung, Einsamkeit und Verlorenheit, hinterließ bei mir einen bleibenden Eindruck. Sie zeigte sich in einem einschlägigen Mischbild, einerseits nahezu autark und früherwachsen, andererseits zutiefst emotional bedürftig. Auffällig schien die *normalisierte Kompartmentalisierung* ihrer Lebensbereiche: Sowohl für die muslimische Ursprungsfamilie die angepasste Tochter zu sein und sich gleichzeitig leidenschaftlich der LGTBQ+ Gemeinschaft zugehörig zu fühlen und zu verpflichten, wurde nicht als Widerspruch erlebt. Abgesehen vom Migrationshintergrund in diesem Beispiel zeigt sich, wie das »Smartphone« einen Tunnel zur Welt eröffnen kann, der sonst ausgehend von einem ökonomisch schwachen, kulturell oder religiös geschlossenen Umfeld schwer zu erreichen ist.

Vor dem Siegeszug des Internets entsprach die kindliche und jugendliche Sozialisation, Bildung und Identitätsfindung einem Prozess des sukzessiven Wissensaufbaus: Wie bei einem umgekehrten Trichter flossen Informationen und Erfahrungen zunehmend breiter ins Bewusstsein. Mit dem Internet und dem Smartphone als Allzeit-Begleiter haben Kinder und Jugendliche auf einen Schlag Zugang zu allen möglichen Informationskanälen, Wissensdeutungen, kulturellen, politischen oder religiösen Gemeinschaften, zu sozialen Medien und häufig bereits früh zu sexualisierten oder pornografischen Inhalten. Das Trichterbild scheint hier zu passen: Aus einer unüberschaubaren Masse von Bildern (Snapchat etc.), Informationen, Posts und Reizen, die sich oftmals widersprechen, müssen Kinder und Jugendliche einen mentalen und vor allem emotionalen Filtrierungsprozess leisten, um ihre Entwicklung und Identitätsbildung zu leisten. Dem Aspekt der »Welteröffnung«, der für die beschriebene Patientin aus psychohygienischer Sicht im ersten Moment überlebensnotwendig zu sein schien, stehen im nächsten Moment *durch* diese Eröffnung gewaltige Überforderungsprozesse gegenüber, die allein schon angesichts der erwähnten gehirnorganischen Reifungsprozesse kognitiv und emotional kaum zu bewältigen sind.

Zu den Entwicklungsaufgaben von der Kindheit bis zur Adoleszenz gehören die Fähigkeit zur Steuerung der libidinösen und aggressiven Triebimpulse, der intellektuellen und moralischen Entwicklung, die Integration in Schul- und Peergruppe, die Entwicklung eines hinreichend krisenfesten Selbstwertgefühls, die Neu-Konzeptualisierung der Identität, die Möglichkeit, sich von den primären Liebesobjekten in altersadäquater Weise abzulösen und Intimität zu einem adoleszenten Liebespartner sowie einen Zukunftsentwurf bezüglich beruflicher Identität und Generativität zu entwickeln (Seiffge-Krenke, 2009, S. 98).

Die Mediatisierung der Lebenswelt hat dazu geführt, dass Kinder von Geburt an mit vielfältigen Medien in Kontakt kommen: Medien, die die Erwachsenen in ihrer Lebensführung einsetzen und Medien, die direkt für Kinder bereitgestellt werden. Eine gelingende Sozialisation in modernen Lebenswelten muss sich der Frage stellen, wie Kin-

> der lernen können, Medien erfolgreich in ihrem Leben nutzbar zu machen. Gelingende Mediennutzung kann somit nur vor dem Hintergrund gelingender Lebensführung verstanden werden und darum nicht mit einfacher Bedienungskompetenz verwechselt werden. (Fuhs & Rosenstock, 2010, S. 89)

Durch die zunehmende Mediatisierung und Vernetzung der Gesellschaft wird die Interaktion zwischen Ich und Wir, zwischen Kind und Eltern und später zwischen Kind und Peergroup zunehmend früher und sublimer beeinflusst. Rudolf beobachtet eine zunehmende Verbreitung von Mentalisierungsstörungen (strukturelle Störungen) in der klinischen Praxis, was sich u.a. in einer *verminderten Fähigkeit zur Selbstreflexion und zur emotionalen Selbstregulierung* zeige. Die höhere Vulnerabilität sei in einer zunehmend mediatisierten und vernetzten Gesellschaft von Nachteil. Er sieht in der Mediatisierung und Vernetzung der Gesellschaft eine Hauptursache für Entwicklungsstörungen insbesondere im Übergang von Jugendalter und Adoleszenz ins Erwachsenenalter (Rudolf, 2018, S. 302). Dornes (2012) argumentiert demgegenüber, dass der postheroische Persönlichkeitstypus der Gegenwart (vgl. Kap. 5.3.4), der zugleich durch eine flexiblere wie verletzlichere Persönlichkeitsstruktur gekennzeichnet ist, kompensatorische Fähigkeiten zur Selektion zwischen den vielfältigen Identifikationsangeboten entwickeln kann. Vapaux wiederum reflektiert die Annahme, dass Kinder, die mehr Zeit online verbringen, unglücklicher seien als solche, die mehr offline sind, als stimmig mit ihrer eigenen Wahrnehmung (Twenge, 2018b, S. 125). Die lineare Zunahme von Depressionen und Angststörungen ab einer Exposition von mehr als zwei Stunden sei nicht überraschend, was einerseits mit der gezielten Aufklärung und Enttabuisierung in den sozialen Medien zusammenhänge, andererseits mit der *meme*-Kultur:

> Ein Teil von Social Media lebt und atmet von Memes über *Depression and Anxiety*: »I forgot you can't make depression jokes outside of twitter lmao my coworker was like ›you ready to for this year to be over?‹ I was like ›I'm ready for this life to be over.‹ He was like ›bro what?‹« Manchmal sage ich so ganz unbefangen vor älteren Menschen: I want to kill myself. Das ist dann auch gar nicht so wortwörtlich gemeint aber solche Sätze sind eine Befreiung. Indem wir Witze über unser Leid und unsere Unsicherheiten machen, werden sie für einen Augenblick ins Lächerliche gezogen. Für einen Moment existieren sie nicht, es ist eine kurze Befreiung, sowie das *Meme* selbst. Kurz wird wieder Dopamin ausgeschüttet und Boom! zurück in die Realität. Was tun also? Ganz einfach, mehr *Memes*. (Vapaux, 2021, S. 23–24)

Beschrieben wird in diesem Zitat eine dysfunktionale dissoziative Bewältigungsstrategie: Zur Emotionsregulation fühlt sich die Nutzer*in darauf angewiesen, immer wieder »den Belohnungsknopf zu drücken«, die erschöpfende Spirale einer repetitiven, kurzfristig wirksamen Selbstbefriedigungsstrategie aufrechtzuerhalten. Gleichzeitig mit der Wahrnehmung des Unbehagens, in einer nur kurzfristig befriedigenden Strategie der Selbstberuhigung gefangen zu sein, fühlt sich die Nutzer*in in der Beschreibung von Vapaux ausgeliefert, leidet an fehlender Änderungsmotivation oder Antrieb – oder an der Unverfügbarkeit von (sofortigen) Alternativen.

> Die sozialen Medien können inspirierend und unterhaltend sein, doch sie machen uns auch oft traurig, einsam oder depressiv. Aber wie ist es möglich, dass eine ganze Generation, eigentlich sogar ein Großteil der Menschen, so stark von einem kleinen metallenen Ding abhängig geworden ist? (Vapaux, 2021, S. 212)

Die Antwort auf die Frage gibt Vapaux gleich selbst, mit dem Verweis, dass soziale Medien mit den Likes, Kommentaren und Nachrichten das Belohnungssystem des Gehirns aktivieren. Soziale Medien konstruieren sofortige Belohnung und stoßen damit die Dopaminproduktion an. Vapaux weist darauf hin, dass die Kapitalisierung des Internets diese Achillesferse gnadenlos ausnutze:

> Je mehr wir durch Social Media scrollen, desto mehr lernt der Algorithmus über unser Verhalten, unsere Wünsche, unsere Unsicherheiten und Träume. Der Spätkapitalismus hat uns beigebracht, die kreisenden Gedanken mit Konsum zu stillen. (Vapaux, 2021, S. 232)

Hinsichtlich der Problematik des Suchtverhaltens in der digitalen Gesellschaft weist Twenge (2018b, S. 61) darauf hin, dass der Konsum von Drogen und Alkoholkonsum bei den Jugendlichen der *Gen Z* abgenommen habe. Ob das auf einen Verschiebungseffekt auf eine dysfunktional dopaminausschüttende Nutzung der sozialen Medien schließen lässt, bleibt offen. – Vapaux selbst führt ihre bittere Kritik an der abhängigkeitsfördernden Wirkung des Internets und z.B. von Dating-Apps über in eine Systemkritik. Einerseits geht es erneut um das *Wie* der Nutzung, andererseits darum, das zugrundeliegende System zu problematisieren und zu kritisieren (Vapaux, 2021, S. 75).

> Sind wir also wirklich nur diese deprimierte, Internet süchtige Generation? Ist das Internet wirklich so schrecklich und böse? Ich bin fest davon überzeugt, dass die Strukturen, Ideen und Mechanismen, auf denen das Internet basiert, in der vollen Bandbreite in sich eine Gefahr für unser Wohlbefinden und unser Glücklichsein sind. Doch mit seiner Schnelllebigkeit, seinen menschenverachtenden Seiten und dem Kampf um Aufmerksamkeit ist das Internet auch nur ein Symptom unserer Zeit. Und wir sind die Generation, die nichts anderes kennt. Wir kennen nichts als beschleunigten Spätkapitalismus. (Vapaux, 2021, S. 27)

Die Voraussetzungen der jugendlichen Identitätsbildung sind durch die Digitalisierung komplexer geworden. Ob diese Komplexität als Vorteil genutzt werden kann, hängt jedoch stärker von der Persönlichkeit ab als von der Digitalisierung selbst.

> Identity was once a fairly straightforward matter. Imagine a sixteen-year-old living several hundred years ago, in the agrarian age. She had a home in a remote village. She had two forms of identity: a personal identity and a social identity. Her personal identity was derived from the attributes that made her unique: her personal characteristics, her special interests, her favorite activities. By contrast, her family members, friends, and neighbors contributed to her social identity. These members of the community were responding, in part, to the way she portrayed herself to them in person. They could set eyes on her, and they based their judgments of who she was on what they

> saw. She expressed her identity through her dress, her manner of speaking, and her treatment of those with whom she came into contact. (Palfrey & Gasser, 2016, S. 1)

Die Ausbildung einer stabilen Identität, also die Fähigkeit zu wissen, wer man ist und sein möchte, welche Fähigkeiten und Schwächen zur Persönlichkeit gehören, setzt die Realitätsprüfung durch Bezugspersonen und Freunde voraus. Identität wird über die Integration sozialer Erfahrungen konstruiert, über die Identifikation mit Vertretern beispielsweise des eigenen Geschlechts, mit Peers oder Vorbildern (Seiffge-Krenke, 2009, S. 120). Dieser lebensweltliche Prozess ist für die Jugendlichen, die mit dem Internet aufgewachsen sind, eng verflochten mit der virtuellen sozialen Welt, in der sich zusätzliche Identifikations- und Kommunikationsmöglichkeiten ergeben.

> From the perspective of young people, identity is not broken up into online and offline identities, or personal and social identities. Because these forms of identity exist simultaneously and are so closely linked to one another, youth almost never distinguish between the online and offline versions of themselves. They establish and communicate their identities simultaneously in the physical and digital worlds. (Palfrey & Gasser, 2016, S. 5)

Die Vermischung von persönlicher und sozialer Identität, von virtueller und realer Lebenswelt, stellt eine spezifische Entwicklungsaufgabe von Kindern und Jugendlichen im digitalisierten Umfeld dar. Während frühere Unterscheidungen von öffentlich und privat, beruflicher und sozialer *Persona* ebenfalls die situativ und an die kontextuelle soziale Erwartungshaltung angepasste Selbstdarstellung *normalisierten*, erstreckt sich die Vermischung, wie sie mit der Überwindung auch raum-zeitlicher Beschränkungen durch die IKTs zusammenhängt, über derlei klar identifizierbare soziale Rollen und Bereiche hinaus. Aus der Erlebensperspektive reflektiert Vapaux:

> Manchmal verbringe ich Stunden und Stunden mit Scrollen. Ich ziehe mich zurück und habe das Gefühl, mein Leben zu verpassen. Aber nicht nur mein eigenes. Auch all die anderen. Heute kann ich immer sagen, was meine Freunde, lose Bekannte oder auch fremde Menschen machen. Ich hänge zu Hause rum und sie sitzen in Südafrika und betrachten den Sonnenuntergang. Ob sie wirklich innerlich lebendig sind? Ich jedenfalls spüre, na ja, irgendwie nichts. (Vapaux, 2021, S. 24)

Die vervielfachten Identifikations- und Kommunikationsmöglichkeiten in der digitalen Lebenswelt wirken sich auch auf das gerade bei der jugendlichen Identitätsentwicklung einflussreiche *Vergleichen* mit anderen aus:

> Das Vergleichen mit anderen ist keine Erfindung aus dem Silicon Valley. Es entspringt einem uns Menschen intrinsischen Streben nach mehr. Und doch waren unsere Vergleichsmöglichkeiten früher viel begrenzter. Wir können heute alles Mögliche werden. Diesen Anspruch stellen wir zumindest an uns selbst. Doch die Realität sieht anders aus – wir werden niemals alles mögliche sein können. Wenn alles an uns selbst läge, wenn wir wüssten, wie unser Leben aussehen würde, wenn wir nur diese Person wären, wenn es also keine Grenzen mehr von außen gäbe, dann würden wir ganz allein

> auch die Verantwortung für unser Scheitern tragen. Doch was ist an den Leben, die wir sehen, denn schon echt? (Vapaux, 2021, S. 25)

Die Abstandnahme von der Beeinflussung durch das innere Sichvergleichen und das damit einhergehende Leiden bezeichnet Vapaux (2021, S. 25) als Lebensaufgabe, als »Kampf, den Neid in eine Triebkraft umzuwandeln«. Die Selbstbeschränkung und Selbstdisziplinierung, die als Alternative zum Vergleich zunehmend prominent aufgezeigt werden, scheint aus der beschriebenen Erlebensperspektive einer *Gen-Z*-Angehörigen bewusst zu werden und durchaus attraktiv zu sein.

> Um uns nicht einsam oder isoliert zu fühlen, müssen wir herausfinden, was wir wollen. Wir müssen lernen, uns aktiv zu entscheiden und die Grenzen unseres Nutzerverhaltens herauszufinden. Date-Matches basieren – wie es bei den meisten anderen Social Media Plattformen der Fall ist – auf einem Instant Gratification System, das viele Ähnlichkeiten mit Drogen aufweist. (Vapaux, 2021, S. 75)

Erschwerend kommt bei diesem Anspruch nach einer bewussten Auswahl und Selbstregulation auch nach Vapaux das beschleunigte Lebensgefühl bzw. der Stress hinzu:

> Das Adjektiv *beschleunigt* beschreibt in diesem Kontext die mit der Erfindung des Internets beginnende Periode. Entwicklungen, die sich in den Jahrzehnten zuvor angebahnt hatten, werden durch digitale Technologien katalysiert und beschleunigt. Und da sind wir also, in einer Welt, die sich schnell und schneller dreht. Bei dieser Dynamik geht es um mehr als um Wirtschaftstheorie oder historische Zusammenhänge. Die Beschleunigung ist vor allem ein Gefühl. Unser ganzes Leben alles ist *hyper, crazy, fast*. (Vapaux, 2021, S. 31)

Die konstante Not, die Beschleunigung im Alltag zu bewältigen, löst gemäß dieser Schilderung eine kollektive, normalisierte »Jugendstimmung« aus. Diese besteht in der weitgehend normalisierten Präsenz von traumabezogenen, dissoziationsbefördernden Symptomen wie der Daueranspannung (Hypervigilanz), Stress und Daueraufmerksamkeit.

Eine weitere Dimension, die im Zusammenhang mit der Mediatisierung und der Identitätsdifferenzierung bei Jugendlichen entwicklungspsychologisch relevant ist, ist der Umgang mit zwischenleiblicher Beziehung, der eigenen Leiblichkeit und der Sexualität. Dating-Apps und soziale Medien eröffnen ein breites Beutefeld für die Suche nach einem geeigneten Partner. Während es einfacher geworden sei, online Sex zu finden, ist es gemäß Vapaux (2021, S. 74) schwieriger, online einen Partner oder eine Partnerin zu finden. Bezüglich der Fragen nach der veränderten Entstehung und Natur von Beziehungen und sexuellen Kontakten konstatiert die Autorin, dass zwischen *Tinderitis* (Sucht auf eine Dating-App) und Einsamkeitsgefühlen oftmals ein schmaler Grat verlaufe (Vapaux, 2021, S. 69–70).

Gerade in Bezug auf die Unsicherheit bezüglich der eigenen sexuellen Orientierung beschreibt Vapaux stellvertretend für viele ihrer Generationsgenoss*innen das Internet, d.h. die oben erwähnte *digitale Virtualität* als *safe space*, der gerade dann Zuflucht und Beruhigung schenke, wenn beispielsweise die Eltern auf die sexuelle Orientierungslosig-

keit z.B. unbeholfen oder moralisierend reagieren. Die Projektion auf das Internet als *safe space* blendet dissoziativ die missbräuchlichen und missachtenden sexuellen Erfahrungen (z.B. Cybergrooming) wie auch den Verlust von Privatheit und Datenschutz aus.

Der Philosoph Emanuele Coccia (2022, S. 99) weist darauf hin, dass der Wunsch nach Zugehörigkeit, nach einem »Zuhause« in keinem anderen kulturellen Artefakt so offenkundig vorhanden sei wie in den sozialen Medien. Über die sozialen Medien würden die Menschen in gewissem Sinne zur Schaffung einer kollektiven Psyche, einer neuen »Weltenseele« (Coccia, 2022, S. 107) beitragen. Die Beiträge aus dem Bewusstsein der Einzelnen formieren sich zu einer kollektiven, virtuellen Repräsentation. Die virtuelle Umwelt wird zum Ort, an dem sich die »Konstruktion des Subjekts« ereignet (Coccia, 2022, S. 103). Diese Qualität als Umgebung, in der Identitätsprozesse von Kindern und Jugendlichen stattfinden, ist gerade aufgrund des Wunsches nach Anerkennung und des Sichvergleichens ausgesprochen verwirrend.

> Das Leben wird zur Autofiktion, durch die man wird, was man ist. Das Subjekt ist Hüter dieses Paradoxons. Einerseits ist es der Dramaturg eines realen Lebens, dessen Inszenierung vor aller Augen mit der Welt übereinstimmt. Andererseits ist es der Interpret seiner eigenen Existenz, eines Lebens, das von anderen geschrieben und komponiert wurde. Wenn das Leben zum ästhetischen Konstrukt wird, kann alles, worauf sich unsere Erfahrung gründet, durch das Bild dieses Lebens manipuliert werden. (Coccia, 2022, S. 106–107)

Verschwommen wird im Konstrukt der virtuellen Welt nahezu jede Grenze – zwischen bewusst und unbewusst, online und offline, wahr und falsch, sicherem und ungeprüftem Wissen, moralisch oder amoralisch – je nach der Beschaffenheit des Konstrukts und den jeweiligen Vernetzungen, die beim Einzelsubjekt zusammenlaufen. Diese philosophische Einsicht spiegelt sich auch im generationellen Selbstportrait von Vapaux: Die größte Stärke der sozialen Medien liege darin, dass Anschluss, *Zugehörigkeit* und Lernen gefördert werden. Zugleich liege gerade darin auch das Problem, ergänzt sie kritisch hinterfragend:

> Wir selbst kreieren gemeinsam mit den Algorithmen unsere Realität. Folgen wir Menschen, die uns wirklich weiterbringen oder glücklich machen, oder nur denen, die wir zwar bewundern, die uns aber unsere eigenen Unsicherheiten und Unterlegenheitsgefühle überproportional vor Augen halten? (Vapaux, 2021, S. 29)

Besonders deutlich wird hinsichtlich der Identitätsprozesse im digitalen Lebensalltag die Abgrenzung der *mentalen Autonomie*. – Angesichts der Konstruiertheit und Fluidität der virtuellen Welt und Feedbackprozesse fällt es schwer, normative, orientierende Anhaltspunkte festzumachen. Die Rückbesinnung auf solche wirft zurück auf die jeweilig – internalisierte – moralische Wertorientierung des Subjekts.

Die virtuelle Konstruktion des Subjekts involviert jedoch immer auch einen spezifischen Umgang mit, die Selbstdarstellung von und das Erleben des *eigenen Körpers*. Die Akzeptanz des eigenen Körpers und die Stabilität des Selbstbewusstseins sind eng miteinander verknüpft. Im virtuellen Raum wird der Körper über die eigene sprachliche und

bildhafte Beschreibung dargestellt. Unliebsame Seiten können verschwiegen, wegretouchiert und gewünschte Seiten ergänzt werden (Turkle, 2004, S. 101). Die Möglichkeit zur Anonymität und der im virtuellen Begegnungsraum möglichen Umgehung eines Faktenchecks – spielen eine Rolle:

> The fact that self-presentation is written in text means that there is time to reflect upon and edit one's »composition«, which makes it easier for the shy to be outgoing, the »nerdy« sophisticated. The relative anonymity of life on the screen – one has the choice of being known only by one's chosen »handle« or online name – gives people the chance to express often unexplored aspects of the self. Additionally, multiple aspects of self can be explored in parallel. (Turkle, 2004, S. 101–102)

Dieses kompensatorische Verhalten kann den analogen, physischen Körper mit seinen natürlichen Grenzen und Bedürfnissen zugunsten einer vollkommeneren Selbstdarstellung im Netz überpinseln. Dies erschwert es aus psychologischer Sicht jedoch auch, »Körper und Geist in ein kohärentes Bild und Erleben der eigenen Person zu integrieren« (Lemma, 2016, S. 152).

> Angesichts der äußeren Komplexität der (zumal für Jugendliche) mit der modernen Welt verbundenen Anforderungen sowie der inneren Komplexität samt all jener quälenden psychischen Aufgaben, die nötig sich, um Körper und Geist so zu entwickeln, dass sie als Eigenes empfunden werden, ist die Versuchung groß, sich in virtuelle Räume zurückzuziehen, in denen entweder die Realität des Körpers rundweg verleugnet wird oder der Körper nur noch als Mittel für persönliche Befriedigung, Beruhigung und Tröstung, aber nicht als Basis für ein Leben in Verbindung mit anderen dient. (Lemma, 2016)

Damit der Körper als *verleiblichtes Beziehungsinstrument* gepflegt und integriert werden kann, müssen Jugendliche nicht nur zwischen innerer und äußerer, realer und virtueller Realität unterscheiden, sondern sich bewusst mit sich selbst als Körper und Geist auseinandersetzen. Wie man lernen muss, sich von der emotionalen Daueranspannung und Reaktionsbereitschaft zu distanzieren und beispielsweise die personalisierten Computer wegzulegen, müssen auch der emotionale Umgang und die Selektion von Rückmeldungen auf eigene Posts oder Selbstdarstellungen im Netz geübt werden.

Die *Fähigkeit zur Abgrenzung* braucht es somit nicht nur *innerhalb* der erwähnten *digitalen Virtualität* – beispielsweise in virtuellen *sozialen Beziehungen und Interaktionen*, bei denen die Hemmschwelle der gegenseitigen Konfrontation und des Feedbacks tief ist, weil man dem Gegenüber nicht direkt in die Augen schaut oder die Person nicht kennt. Auch gegenüber den *assistierenden digitalen Geräten* ist die Fähigkeit zur Abgrenzung zentral; im doppelten Sinn: einerseits mit Bezug auf die digitale Virtualität *als solcher*, die durch diese personalen Computer überhaupt eröffnet wird; andererseits mit Bezug auf das Potenzial dieser Geräte, den analogen, physischen Körper objektiv zu vermessen, ihn so zu quantifizieren und zu »objektivieren«. Wie nachfolgend erläutert wird, können diese Geräte als verlässliche Monitore einer Art virtuellen »Introspektion« des eigenen Körpers, seines physiologischen Zustandes, der sportlichen Fitness, des Stresslevels oder der Zyklusphase eingesetzt werden. Das bereits erwähnte personalisierte Feedback

der Smartwatch etwa liefert als *digitale* »Selbst«-Einschätzung des eigenen Organismus wenig Anreiz zur quasi-selbstvergessenen Introspektion und Selbstvergewisserung: Die Autonomie des Trägers/der Trägerin tritt hinter dem Monitoring zurück und reduziert sich zuweilen auf das Feedback auf dem elektronischen Befindlichkeitsbarometer. Aufgrund der Suggestion, dass die Technik besser weiß als der Einzelne, was gut für diesen ist, entsteht eine normative Implikation: »Ich erfülle meine Pflicht gegenüber mir selbst und der körperlichen Gesundheit, wenn ich den Anregungen des digitalen Assistenten (Smartphone, Smartwatch etc.) nachkomme.« Gerade hier bedarf es eines kritischen Urteilsvermögens.

Mediatisierung und Vernetzung erhalten in der Jugendphase eine normative Bedeutung; sie interferieren oder konfligieren beispielsweise mit dem familiären Selbstverständnis. Sie bieten breite Identifikationsmöglichkeiten an und beeinflussen die Selbsteinschätzung, indem sie konstante Vergleichsmaßstäbe und Trends offerieren. Das Internet bietet einerseits Raum für mehr Exploration und die Verfolgung persönlicher Interessen. »Born digitals« können über Veränderungen des eigenen Profils beliebig mit unterschiedlichen Selbstdarstellungen experimentieren, mittels Photoshop die Haarfarbe ändern oder sich selbst kurz hintereinander von unterschiedlichen Seiten präsentieren. Youtube oder Blogging bieten neue Ausdruckskanäle an, die von Jugendlichen breit genutzt werden können (Palfrey & Gasser, 2016, S. 7). Gleichzeitig müssen Jugendliche mit Zugang zum Internet in Anbetracht der unbegrenzten Möglichkeiten der Selbstdarstellung zusätzliche Risiken und eine erhöhte Komplexität bewältigen. Über den Einfluss enger Bindungen und von Beziehungsnetzen im analogen Umfeld (Familie, Freunde, Schule etc.) hinaus gibt die virtuelle Kommunikation Kindern und Jugendlichen das Gefühl, über unzählige »Freunde«, »Kontakte«, »Follower« etc. im Netz zu verfügen (Guignar, 2016, S. 112–113).

Selbstdarstellungen, Posts und Präferenzen sind halböffentlich, und die Verwendung der Daten ist intransparent. Unsichtbare Akteure können die Prozesse der Identitätsbildung nachverfolgen und beeinflussen. Die Intransparenz der zugrundeliegenden Datenverarbeitungsprozesse, aber auch der Missbrauch der persönlichen Daten durch einzelne Akteure, die missbräuchliche Vertrauenserschleichung mittels falscher Profilangaben usw. gehören zu den rechtlich relevanten Gefahren. Auch aus psychologischer Sicht ergeben sich verschiedene Herausforderungen und Risiken: Einerseits wird die Identitätsbildung des Jugendlichen durch die Prozesse in der digitalen Virtualität direkt beeinflusst (*Entwicklungs-* und *Sinnfrage*), andererseits wirkt sich diese auf die Beziehungsgestaltung zu anderen Personen aus (*Beziehungsfrage*).

Ein bewusster Umgang mit Smartphone & Co. setzt somit mentale Autonomie, emotionale Abgrenzung, Reflexionsfähigkeit, Introspektion, Selbstkenntnis und Selbstwahrnehmung voraus. Damit sind bei Kindern und Jugendlichen Fähigkeiten vorausgesetzt, die entwicklungspsychologisch in der Regel erst im Verlauf der Jugend und Adoleszenz ausdifferenziert werden.[2] Es sind Fähigkeiten, die durch erwachsene Vor-

2 Diese Ausgangslage erinnert an das Rousseau'sche Paradox in der Demokratietheorie: So wie dort der republikanisch gesinnte Bürger als Voraussetzung für die funktionierende Volkssouveränität auftritt und doch erst von dem souveränen, republikanischen Kollektiv geschaffen werden muss, so stellt sich auch hier ein Paradox zwischen Befähigung und Lernbedarf ein.

bilder vermittelt werden sollten, da sie zu den Grundbausteinen der Identitätsbildung und der stabilen psychischen Gesundheit werden. Die komplexen Bedingungen psychischer Entwicklung, die sich allein aufgrund der Mediatisierung der Lebenswelt ergeben, können für die Entstehung von strukturellen Schwächen bzw. Entwicklungsverzögerungen und psychischen Störungen mitursächlich sein: Je intensiver die (früh-)kindliche Exposition mit digitalen Geräten und Mediatisierung stattfindet, desto bedeutsamer wird daher die zwischenleibliche Regulation und Unterstützung durch Bezugspersonen in der analogen Welt. Die Schaffung von sozialen Offline-Begegnungsräumen und die Pflege von gemeinschaftlichen Offline-Aktivitäten, die zur Prävention und Integration beitragen, werden pädagogisch und gesundheitspolitisch relevant.

Hinsichtlich der Ausbildung von Wir-Identifikationen bei Angehörigen der jüngeren Generationen, die ihre Persönlichkeiten auch im Kontext der digitalen Gesellschaften entwickeln, wurde der prägende Einfluss der virtuellen Welt hervorgehoben. Soziale Netzwerke und Medien sind ein zentrales Spielfeld der Persönlichkeitsentwicklung, der Meinungsbildung und der sozialen Identifikation geworden. Je nachdem, mit welcher Community oder *identity bubble* sich die Jugendlichen identifizieren, beeinflusst dies die Genese von unterschiedlichen Selbst- und Weltbildern. Letztere transformieren oder verfestigen sich im Kontakt mit dem Korrektiv der Außenrealität und den darin wirksamen zwischenleiblichen Beziehungen.

Problematisch wirkt sich aus, wenn die Auseinandersetzung mit erwachsenen Bezugspersonen in der Beziehungsrealität der Jugendlichen zu früh durch alternative und medial vermittelte Maßstäbe konkurrenziert wird (Rudolf, 2018, S. 304). *Das korrektive Elternimago, die elterliche Funktion als Reibungsfläche zur Identifikationsbildung, wird über die digitalen Medien frühzeitig auf die Peergroup übertragen* (Rudolf, 2018, S. 304). (Online-)Peergroups sind durch Eigendynamiken geprägt, die sich je nach der personellen Zusammensetzung funktional oder dysfunktional auf die Entwicklung der Einzelnen auswirken können. Das *Containment* geschieht über punktuelle Identifikationen und eine spezifisch codierte Sprache; auf den individuellen Entwicklungsstand des Einzelnen und seine Bedürfnisse wird dabei nicht spezifisch eingegangen; im Zentrum stehen allgemeine Ein- und Ausschlussmechanismen. In der virtuellen Umgebung ist die Natur von »Freundschaften« weitgehend projektiv; Anerkennungs- und Loyalitätserwartungen, wie sie an Freundschaften im realen Sozialleben gestellt werden, können nicht gleichermaßen erfüllt werden. Der spontane Umgang mit Erwartungen, Enttäuschungen und Entgegnungen, die von Angesicht zu Angesicht erfahren werden, unterstützt demgegenüber die Fähigkeit zur realistischen Fremd- und Selbsteinschätzung.

> Auf den sozialen Netzwerken wird die Bedeutung von »Freundschaft« und »Liebe« außer Kraft gesetzt. Die *reale* Beziehung des Kindes zu seiner *realen* Umgebung bleibt außen vor. Bekanntlich muss eine enge persönliche Beziehung von beiden Partnern »Nahrung« erhalten. Sind aber die Eltern zu beschäftigt und die Kinder zu sehr von virtuellen Beziehungen in Anspruch genommen, dann fehlt es an der seelischen Nahrung für die Entwicklung des kindlichen Gefühlslebens. (Guignar, 2016, S. 113)

Der Prozess der Identitätsbildung setzt abgesehen von interessierten Bezugspersonen auch Introversion und Zeit voraus. Durch die umfassende mediale Vernetzung in einer

beschleunigten Umgebung entstehen kaum noch Momente der Selbstvergessenheit (Rudolf, 2018, S. 302). Soziale Netzwerke leben von der Performance, die Grundeinstellung ist extrovertiert. Die Aktualisierung von Online-Profilen, sozialen Chats und Aktivitäten erfordert eine konstante Ausrichtung auf die Außenwelt und die entsprechende Reaktionsbereitschaft:

> Es ist die Vernetzung des Einzelnen mit dem Ganzen, die dauerhafte Kommunikation mit Medien aller Art und eine dadurch ausgelöste emotionale Daueranspannung, die es erschwert, ruhige Momente der Selbstreflexion zu finden. Menschen verschmelzen geradezu mit ihren Geräten, denn sie können Funktionen auslagern und gewinnen zugleich Informationen über sich und die Welt, teilweise sogar über hochspezielle Informationen über Körpervorgänge. Über ihre Smartphones pflegen sie Kontakte zu zahllosen Anderen, wobei sie nicht mehr nur sprachliche Mitteilungen, sondern vornehmlich *Selfies*, das heißt *Bilder des eigenen Selbst*, austauschen. (Rudolf, 2018, S. 302)

Selbstreflexion und die Identitätsentwicklung setzen auch Möglichkeiten für Rückzug und Introversion voraus: »Die Selbstvergessenheit einer entschleunigten körperlichen Betätigung ist häufig jener Moment, da uns etwas Wichtiges zur eigenen Person und ihrer Situation einfällt.« (Rudolf, 2018, S. 299) Durch die Informations- und Reizbeschleunigung gehören nach Rudolf der Zustand einer kognitiven Überflutung und die Mobilisierung eines suchtartigen Interesses an immer neuen Reizen bereits zum Kindes- und Jugendalter (Rudolf, 2018, S. 299). Für die selbstreflexive Entscheidung über Anpassung oder Abgrenzung fehlt oftmals Zeit und Muße. Die Orientierung an der Peermoral oder der Anzahl *likes* fällt in der Regel einfacher als die autonome Selbstbehauptung (Rudolf, 2018). Die Beteiligung an sozialen Netzwerken und der Anklang des virtuellen Profils werden damit gerade in der Pubertät zu einer entscheidenden Variable für soziale Anerkennung und Integration.

Digital vermittelte Objektivierung des eigenen Körpers und analoger Lebensvorgänge

Es kann an dieser Stelle eingewendet werden, dass die Informations- und Kommunikationstechnologie auch für die Bedürfnisse nach Introversion und Selbstfindung durchaus Angebote bereithält. Blogs können beispielsweise die Funktion übernehmen, die früher dem Tagebuch zukam. Hat die Kulturtechnik des Tagebuchschreibens, dem man die Entwicklung des deutschen Idealismus zuschreibt (Gelhard, 2018) im Blog sein Pendant gefunden? Rössler wendet ein, dass Blogs als Instrumente der Selbstbeobachtung und Selbstreflexion von Tagebüchern insofern zu unterscheiden sind, als die Reflexion in Blogs vor dem Hintergrund der Frage stattfindet, »für wen man schreibt und mit wem man das Geschriebene teilt« (Rössler, 2017, S. 216). Durch den öffentlichen oder halböffentlichen Charakter von persönlichen Stellungnahmen erhalten diese ein zusätzliches Gewicht. Meinungs- und Einstellungsänderungen, die sich gerade in der Phase der Jugend und Adoleszenz ändern können, werden im Kontext des Verlusts der Privatheit zudem »protokolliert«. Frühere Äußerungen können dadurch kaum »zurückgenommen« werden, sie werden Teil des Profils, das von anderen Nutzern oder Algorithmen weiterverwendet werden kann.

Der gegenüber dieser unberechenbaren Kontingenz der Lebenswelt kompensatorische Wunsch nach einer objektiven oder repräsentativen Selbstdarstellung steht mitunter als Motiv hinter den sogenannten *Lifelogs*, die von der *Quantified-Self*-Bewegung (QS) als Techniken zur »Selbst«-Beobachtung entwickelt wurden – oder hinter dem *Self-Tracking*, bei dem die Person selbst eine Auswahl der Daten vornimmt, die aufgenommen oder gespeichert werden sollen (Rössler, 2017, S. 224). Rössler hebt als weiteren Unterschied zwischen der Selbstbeobachtung in Tagebüchern und in Blogs hervor, dass die Selbstwahrnehmung mittels QS-Praktiken ausschließlich *von außen* gespeist wird – man lässt sich bewusst überwachen:

> Die Chronik des Tagebuchs – und gegebenenfalls auch des Blogs […] – bleibt eine aus der Perspektive der ersten Person. […] Demgegenüber heißt das Motto der Quantified-Self-Bewegung gerade nicht: Erkenne dich selbst, sondern »Selbsterkenntnis durch Zahlen«. (Rössler, 2017, S. 224)

Rössler (2017, Kapitel 4) hebt hervor, dass diese Praktiken und der Fokus auf Daten als Kriterien zur Selbsterkenntnis zur *Selbstentfremdung* beitragen können: Die Selbstbespiegelung mittels quantifizierender Programme und personalisierter Computer wie Smartwatches, Gesundheitsapps oder Schrittzähler auf dem Smartphone wirkt oftmals infantilisierend, weniger als dass sie einen Anstoß zu Mündigkeit und autonomem Denken geben würde. Die Selbstwahrnehmung und (Selbst-)Aufmerksamkeit wird durch Messungen oder auf solchen basierenden Evaluationen in eine bestimmte Richtung gelenkt – meist weg von spontanen Impulsen und einer differenzierten Körperwahrnehmung. Selbsteinschätzung, Introspektion und Selbststeuerung werden durch elektronische Feedbacks spezifisch suggeriert und/oder gewichtet. Je umfassender und regelmäßiger diese »Mitteilungen« des personalisierten Computers die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, desto geringer wird der Spielraum für spontanes, intuitives Denken und Handeln. David Gelernter unterscheidet in seinen »Tides of Consciousness« zwischen drei mentalen Zuständen, die für die Konzeptualisierung von Selbst und Welt wichtig sind. Die drei mentalen Zustände umfassen (1) einen hohen Aufmerksamkeitsfokus, bei dem rationales Denken, Reflexion und Selbst-Bewusstsein (i. S. d. Selbstwahrnehmung) stark aktiviert sind, (2) einen mittleren Aufmerksamkeitsfokus, bei dem die Erinnerung und das Denken gelegentlich abdriften, Emotionen und Tagträume entstehen, (3) einen tiefen Aufmerksamkeitsfokus, bei dem die Gedanken ungesteuert vorbeiziehen, Reflexion und Selbst-Bewusstsein schwach, Emotionen jedoch stärker ausgeprägt sind (Gelernter, 2016, S. 3ff.). Das Ausmaß des Verweilens in einem dieser Bewusstseinszustände, das für das eigene innerpsychische Gleichgewicht und die Funktionsfähigkeit nötig ist, hängt von der Persönlichkeit ab. Die faktischen, quantifizierten Mitteilungen des personalisierten Computers, der primär die Ebene des rationalen Denkens aktiviert, verändert diese individuelle Gleichung. Durch das Gerät wird suggeriert, dass die Technik besser weiß als der Einzelne, was gut für ihn ist. Während diese Funktion zur Gesundheitsüberwachung bei Schwerkranken, die auf einen Herzschrittmacher oder regelmäßige Medikamenteneinnahme angewiesen sind, von großem Vorteil ist, kann sie der emotionalen und kreativen Selbstregulierung der Psyche auch entgegenwirken. Zur Förderung von Selbstkenntnis, Kreativität

und Autonomieentwicklung im Jugendalter ist es entsprechend wichtig, nicht nur die quantifizierbaren, sondern auch subjektive und irrationale Wahrnehmungen und Bewegungen zuzulassen. – Folgt man dieser Argumentation, dann sind die Momente der Zerstreuung und des *abaissement du niveau mental* (Zustand einer herabgesenkten Bewusstseinsschwelle, vgl. auch »Selbstvergessenheit« nach Rudolf) der Ursprung des kreativen Denkens (Gelernter, 2016). Als solche scheinen sie gerade in der digitalen Gesellschaft besonders wichtig: Während logische Lösungen fokussierte Aufmerksamkeit erfordern, entstehen kreative Lösungen nicht aus bewusster Konzentration, sondern aus einem herabgesetzten Bewusstseinsgrad.

> Creativity occurs when focus is fairly low. […] You don't creep up methodically to a creative insight. It hits you on the head unexpectedly. (Gelernter, 2016, S. 151)

Aber nicht nur das Monitoring der physischen Gesundheitsdaten ist auf das individuelle Nutzerprofil abgestimmt. Die suggestive Einstimmung in die persönlichen, psychischen Bedürfnisse wird durch Big Data zusätzlich perfektioniert. Aufgrund von algorithmisch erfassten Informationen kann sich ein Computer – etwa auch der oben erwähnte KI-Therapeut – gefühlt präziser (fortlaufend maschinell weiterlernend), faktisch systematischer und manipulativer auf das Subjekt »einstimmen« bzw. *einstellen* als jeder zugewandte Mensch:

> Big Data kann kontrollieren, was uns interessiert, uns Werbung zukommen lassen, die unserem Geschmack sowie früheren Reaktionen entspricht, Romane schaffen, die je nach unserem Lesetempo ablaufen, und herausfinden, welchen Vorstellungen und Gedanken – vielleicht gar Gefühlen – wir voraussichtlich zuneigen. […] potenziell fühlt sich das Internet stärker »in unsere Bedürfnisse« ein, als es der fürsorglichste und zugewandteste Erwachsene wohl jemals tun könnte. Dank der leistungsfähigen Datenverarbeitung von Supercomputern lassen sich alle menschlichen Lebewesen mit Bayes-Algorithmen präzise erkennen und wiedergeben. (Fonagy, 2016, S. 14–15)

Der latente Einfluss des Internets als einer virtuellen Lebenswelt, die das eigene Verhalten registriert und mehrheitlich unbemerkt mitsteuert, aber auch die in diesem Raum möglichen Weisen der Selbstdarstellung, Wissensaneignung und sozialen Partizipation sind zu Rahmenbedingungen der heutigen mentalen und sozioemotionalen Entwicklung geworden.

Virtual - augmented reality: Als weiterer Aspekt der Mediatisierung, der die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen beeinträchtigt, gilt die zeitintensive Ausrichtung auf Computerspiele und virtuelle Parallelwelten (*augmented reality*). Die invasive Medienwelt mit dem ständigen Angebot des Fiktionalen, die beständig Identifikationsangebote unterbreiten würden, beeinflusst nach Rudolf einerseits das Selbstbild. Andererseits würden häufig »kindlich-naive Perspektiven mit aggressiven oder pornographischen, teilweise ideologischen Sichtweisen vermittelt« (Rudolf, 2018, S. 303). Gepaart mit einer strukturellen Vulnerabilität kann eine Asymmetrie zwischen Bildschirm- und Beziehungszeit dazu führen, dass Jugendliche mit eingeschränkten

Fähigkeiten zum Selbsterleben und zur Realitätswahrnehmung ins Erwachsenenalter eintreten. Die Selbst- und Weltbeziehung wird auf eine Weise verzerrt, die emotional als Mangel erfahren wird:

> Es fehlen dann nicht nur klärende Einblicke in die eigene Situation, sondern es kann sich auch eine diffuse, zunehmend aggressive Enttäuschung entwickeln. Das Gefühl des Zu-kurz-gekommen-Seins, geringe Frustrationstoleranz und fehlende Eingebundenheit in tragfähige Beziehungen führen zu Misstrauen und aggressiver Gereiztheit in der Beziehung zu anderen. (Rudolf, 2018, S. 305)

Durch die Informationsüberschwemmung tendiert das Subjekt zu einer instinktiven »Not-Sortierung«, zu einer Einteilung in Erträgliches und Unerträgliches, aber auch zu einer polarisierenden Schwarz-Weiß/Richtig-Falsch/Gut-Böse-Einteilung. Strategien von Idealisierung und Entwertung sichern diese subjektive *Stabilität* weiter ab (Rudolf, 2018, S. 305). Die Abgrenzung von medial vermittelten Angeboten zur Selbstoptimierung und die Formation eines konstanten Selbstbildes werden erschwert. Die Angebote zur Perfektionierung und Optimierung des eigenen Selbst, zur Steigerung von Flexibilität, Konkurrenzfähigkeit und Effektivität fallen auf fruchtbaren Boden. Zugleich führt die übermäßige Konfrontation mit Nachrichten über Katastrophen, Skandale und Ungerechtigkeiten, die Angst, Wut und Empörung auslösen könnten, entweder zur Abschottung und zum Rückzug ins Private oder zu einer politisch polarisierten Haltung (Rudolf, 2018, S. 303). Eine alternative Bewältigungsstrategie bietet die Flucht in virtuelle Parallelwelten oder ausgeklügelte virtuelle Spielumgebungen, in denen die Herausforderungen der Welt (zumindest so, wie sie in den jeweiligen Games und Umgebungen dargestellt werden), vergessen oder unter dem Anschein der Kontrollierbarkeit bewältigt werden. Die Angebote virtueller Parallelwelten befinden sich in fortlaufendem Wandel und Wachstum:

> Other platforms also enable identity play. Particularly in the early days of social media, so-called Multi-User Dimensions (or Dungeons) (MUDs) and virtual worlds such as Second Life were used to create fantasy identities to express multiple and unexplored interpretations of self. Today, Massively Multiplayer Online Games (MMOGs) such as World of Warcraft and League of Legends play a far greater role in the lives of young people than virtual worlds do. Young users are driving the market for digital games with revenues in the billions of dollars per year—and these revenues grew 18 percent from 2014 to 2015 alone. (Palfrey & Gasser, 2016, S. 32)

Die nahezu unbegrenzten Rollen und Lebensentwürfe, die im virtuellen Raum ausprobiert und eingenommen werden können, können als Chance und Risiko gesehen werden. Ein Beispiel für die positive Beziehungsgestaltung zeigt anschaulich ein Nintendo-Werbespot: Ein Vater und seine Tochter stehen darin mit sichtlicher Vorfreude im Wohnzimmer. Der Vater schaut seiner Tochter tief in die Augen und fragt: »Bist du bereit?« – »Ja!«, jubelt sie und beide richten sich feierlich auf den Bildschirm aus. Die Arme werden hochgezogen – der Schwertkampf in der virtuellen Sphäre beginnt.

In diesem Idealbeispiel werden Beziehungsgestaltung und Einstimmung zwischen Vater und Tochter, Verbindung von Bewegung, leiblicher Aktivität und Imagination, die

sich wundersam ins virtuelle Spielfeld übersetzen, im Einklang wahrgenommen. Das Beispiel aus der Werbung suggeriert, dass eine funktionale und unterhaltsame Einbettung digitaler Technologien in den Beziehungsalltag gelingen kann. Vater und Tochter erleben eine – im Sinne der *shared attention* – verbindende Beziehungsepisode. Der Übergang von der zwischenleiblichen Einstimmung zur Aufnahme des Duells, bei dem sich die Aufmerksamkeit auf den Bildschirm richtet, wirkt bewusst begleitet. Es findet eine bewusste und funktional erlebte Dissoziation von der intersubjektiven physischen hin zur virtuellen Interaktion statt.

Das Beispiel illustriert das mögliche Nebeneinander und Ineinander von Interaktion in der zwischenleiblichen und virtuellen Realität. Die These des Philosophen David Chalmers (2023, S. 17), dass virtuelle Realität nicht bloß eine Illusion oder eine minderwertige Reproduktion der physischen Realität sei, sondern den Status einer »echten« Realität erhalten sollte, wird anschaulich gemacht:

> How real is virtual reality? The most common view is that virtual reality is a sort of fictional or illusory reality, and that what goes in in virtual reality is not truly real. In Neuromancer, William Gibson famously said that cyberspace (meaning virtual reality) is a »consensual hallucination«. It is common for people discussing virtual worlds to contrast virtual objects with real objects, as if virtual objects are not truly real.
> I will defend the opposite view: virtual reality is a sort of genuine reality, virtual objects are real objects, and what goes on in virtual reality is truly real. (Chalmers, 2017, S. 1)

Chalmers argumentiert, dass virtuelle Welten nicht rein fiktiv oder illusionär sind. Was in der virtuellen Realität geschehe, geschehe wirklich – die Gegenstände, mit denen interagiert werde, seien ebenfalls real. Damit wird ein umfassender, gleichsam phänomenologischer Realitätsbegriff vertreten, der das Erleben und die psychische Realität miteinschließt. Chalmers (2023, S. 17) nimmt an, dass man »in virtuellen Welten ein vollkommen sinnvolles Leben« führen kann, und verneint damit die Auffassung, dass virtuelle Welten zum Eskapismus verleiten müssen. Auch Richard Frankel und Victor J. Krebs sehen die Virtualität nicht nur als Produkt moderner Technologien, sondern als grundlegende Eigenschaft des Menschen. Die psychologischen Auswirkungen werden als spannungsgeladen und ambivalent beschrieben: »Das Labor der Subjektivität«, das die digitalen Technologien für die Menschen eröffnen, erlaubt die Entstehung neuer Beziehungen und Beziehungsweisen. Zugleich bergen diese neuen Ausdrucksformen auch Risiken wie Narzissmus und Entfremdung (Krebs & Frankel, 2021). Übereinstimmend damit hat Thomas Fuchs (2024) ein verstärktes Risiko für die Entwicklung einer narzisstisch-depressiven Struktur im Umgang mit der (insbesondere generativen) künstlichen Intelligenz beschrieben.

Gerade hinsichtlich der Identitätsentwicklung kann die Möglichkeit zum virtuellen »Rollenspiel« positive Entwicklungen anstoßen. Die Einnahme und das spielerische Ausprobieren verschiedener Rollen gehören zum Jugendalter. Erikson, dessen Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung bis heute zu den Klassikern der Entwicklungspsychologie zählt, beschreibt dies in den 1970er Jahren folgendermaßen:

> Jedes Kind hat eine ganze Anzahl von Möglichkeiten, sich mehr oder weniger versuchsweise mit realen oder phantasierten Menschen beiderlei Geschlechts und auch mit Gewohnheiten, einzelnen Zügen, Berufen und Ideen zu identifizieren. Aber die geschichtliche Periode, in welcher es lebt, liefert ihm nur eine beschränkte Anzahl sozial bedeutungsvoller Modelle, in welchen es seine Identitätsfragmente zu einem leistungsfähigen Ganzen zusammenfügen kann. Ihre Brauchbarkeit hängt davon ab, ob sie zugleich die Erfordernisse der Reifungsphase erfüllen, in der sich der Organismus befindet, und der Art und Weise entsprechen, wie das Ich seine Synthesen zu finden pflegt. (Erikson, 1973, S. 22)

Online-Erfahrungen mit fiktiven Parallelexistenzen sind inzwischen zu einem Bestandteil der Kindheits- und Jugendkultur geworden, die das Experimentieren mit unterschiedlichen Selbstanteilen erlauben (Turkle, 2004, S. 107). Ob dieses Experimentieren mit exponentiell mehr Modellvorlagen in der virtuellen Welt zur Reife, gesunden Entwicklung und Identitätsbildung beiträgt, hängt wesentlich davon ab, ob der Transfer von der Erfahrung im Cyberspace in die Lebensrealität gelingt. Wenn die Erfahrung im Biotop Cyberspace zu mehr Selbstreflexion und Selbstkenntnis beiträgt, dann kann sie durchaus zur Identitätsbildung beitragen:

> People who cultivate an awareness of what stands behind their screen personae are the ones most likely to succeed in using virtual experience for personal and social transformation. And the people who make the most of their lives on the screen are those who are capable of approaching it in a spirit of self-reflection. What does my behavior in cyberspace tell me about what I want, who I am, what I may not be getting in the rest of my life? (Turkle, 2004, S. 109)

Frankel und Krebs verweisen gegenüber diesem positiven Effekt auch auf den eigentümlichen *dissoziativen Effekt*, der im Austausch mit dem »virtuellen Gegenüber« entsteht (Krebs & Frankel, 2021, S. 259). Das virtuelle Gegenüber ist gleichzeitig nah und fern, verfügbar (per Knopfdruck) und unverfügbar (in seiner leiblichen Präsenz). Das Digitale habe dem Privatleben eine neue Qualität hinzugefügt, bei der wir beispielsweise durch das Smartphone in eine neue Sphäre der Verbindung und Interaktion eintreten könnten, während wir uns gleichzeitig unmittelbar von denjenigen distanzierten und entfremdeten, die sich in physischer Nähe aufhalten. Die digitalen (Flucht-)Möglichkeiten zur Vermeidung von (zwischenleiblich auszutragenden) Konflikten können die jugendliche Identitätsbildung und die Entwicklung sozialer Kompetenzen beeinträchtigen. Eigenständig zu bewerten ist die analog-digital gemischte, insbesondere die um den virtuellen Aspekt *erweiterte Realität* (*augmented reality*). Chalmers definiert diese wie folgt:

> There are also intermediate cases. So-called mixed reality involves immersive and interactive environments that are partly physical and partly computer-generated. The paradigm case of mixed reality is augmented reality where virtual objects are added to an ordinary physical environment. (Chalmers, 2017, S. 5)

In diesem Sinn ist unser Alltag, in dem das Smartphone eine zentrale Rolle spielt, oft immer schon als eine Form von *erweiterter Realität* zu verstehen. Weil auch hier Erfah-

rungen, Bewegungseinschluss und soziale Interaktion oft als »*real*« erlebt werden, stehen den positiven Seiten der Identitätsentwicklung auch Gefahren gegenüber. So wie es in der physischen Welt Raum für eine Bandbreite von »Gut und Böse« gibt, gibt es diese auch im virtuellen Raum: Sofern die *erweiterte Reality* tatsächlich als Erweiterung bzw. als Ergänzung »normaler« Realität aufgefasst wird, ist gemäß Chalmers (2023, S. 18, 21) ein virtueller oder erweiterter menschlicher Geist auch ein »echter« Geist. Wenn Minderjährige nun in der *virtuellen* oder in der *erweiterten Realität* auf missbräuchliche Täter*innen treffen, werden diese Erfahrungen demnach als vergleichbar real erlebt wie die positiven Begegnungen. Entsprechende ethische Debatten wurden diesbezüglich etwa in Großbritannien ausgelöst. Die Massenvergewaltigung des Avatars einer Minderjährigen in Großbritannien ließ 2024 aufhorchen und löste die erste offizielle strafrechtliche Untersuchung seitens der Behörden aus (Sales, 2024). Das Beispiel zeigt die unzähligen ethischen, psychologischen und rechtlichen Fragen, die sich in der digitalen Lebenswelt und im Umgang mit dem psychologisch, sozial, juristisch und ethisch folgenreichen »Teilen« von Daten ganz allgemein, im Besonderen aber durch Minderjährige und deren Eltern resp. Erziehungsberechtigte stellen.

Die *digitale Virtualität* mit ihren Spielformen ist im Bereich des Kindes- und Jugendschutzes ein komplexes, noch weitgehend undurchschaubares und unkontrollierbares Feld von Interaktionen und Prozessen im Mischfeld innerpsychischer, sozialer und virtueller Wirklichkeit: Fantasien, die sich nicht in virtuellen oder tatsächlichen Handlungen ausdrücken, gelten bislang als frei und privat. Mit ihrem Ausdruck und dem Ausleben bereits in der virtuellen Sphäre entsteht eine partielle Sichtbarkeit, die plötzlich sozial (und juristisch) wirksam wird. Dass die Forderung nach einem reifen, verantwortungsvollen Umgang – mit Bezug auf Aussagen und Handlungen – nicht nur in der analogen, sondern auch in der digitalen Welt allein schon das kindliche und jugendliche Gehirn überfordert, scheint nach den entwicklungspsychologischen Ausführungen zur Gehirnentwicklung evident. Um eine bewusste normative und funktionale Einordnung der *virtuellen* bzw. *erweiterten Realität* leisten zu können, sind aus psychodynamischer Sicht die Ich-Entwicklung und der gereifte Umgang mit Aggressionen, der auch auf einen Objektverlust z.B. nicht mit Zerstörung oder bloßem Ausagieren reagiert, zentral. Denn das im zwischenleiblichen Spiel von Affekt- und Beziehungsregulation anhaltend erlebte Hin und Her von Interaktion, unbewusster Übertragung und Gegenübertragung kann in der digitalen Virtualität schlicht nicht erreicht werden – die unbewussten Prozesse, die etwa bei einem Spielenden ausgelöst werden, basieren weitgehend auf *subjektiven Projektionen*.

Die Reflexion darüber, was das eigene Verhalten im virtuellen Raum über die eigene Persönlichkeit, über Fähigkeiten, Bedürfnisse und Komplexe aussagt, setzt klare Übergänge voraus. Ein reifer Umgang mit digitalen Technologien und sozialen Medien setzt eine bewusste Exposition ebenso voraus wie eine bewusste Selektion, Abstandnahme und zeitlich-räumliche Einbettung der digitalen Virtualität in den (Beziehungs-)Alltag. Die psychische Entwicklung muss so weit fortgeschritten sein, dass die Unterscheidung von innerer, äußerer und virtueller Welt *repräsentiert* ist und eine mentale Einordnung der Erlebnisse entsprechend vorgenommen werden kann. Erneut sind das Aushalten von Gefühlen ohne Ablenkung durch digitale Inputs (Detoxing), die Entspannung und Reflexion, aber auch Gespräche und Erfahrungsaustausch für diese inneren Ordnungsprozesse wichtig. Wenn die Infragestellung der ursprünglich stabilisierenden Normalisie-

rung der Reizüberflutung (HK 3) oder die Unterbrechung des Always-on zu einer psychischen Destabilisierung und Spannung, anhaltender Unruhe, Ängsten, aggressiven oder depressiven Reaktionen etc. führt (HK 2), deutet dies auf dissoziative Mechanismen und Blockaden hin (HK 1), welche die Entwicklung einer stabilen Identität erschweren.

Die »komplexen Identitätseffekte« (Turkle, 2004, S. 101), die sich ergeben, wenn sich Jugendliche als Akteure in verschiedenen »Computer-Landschaften« aufhalten und in diesen virtuellen Räumen verschiedene *Personae* kreieren, also Repräsentanten ihrer selbst entwerfen, setzten das Bewusstsein für eine ausreichend stabile »Kernidentität« voraus. Als Persona oder »Maske« werden die »bewusst dargestellten Wesensseiten der eigenen Person« verstanden (Hark, 1998, S. 122f.). Fehlt dieses intrinsische Selbstgefühl, steigt die Vulnerabilität für Identitätsdiffusionen:

> The common thread among the many competing theories of identity is that people tend to have multiple self-representations—different levels of both personal and social identities—that together form a whole. In focus groups and interviews, several young people revealed that they had multiple self-representations. Where they disagreed was on what these multiple self-representations meant for identity: Some saw themselves as having one or more »identities« in the converged online and offline worlds, whereas others perceived themselves as having only one identity that was expressed in both contexts. (Palfrey & Gasser, 2016, S. 9)

Die Fähigkeit eines kohärenten Selbstbildes, das auf einer hinreichend stabilen, aber durchaus veränderlichen Identität basiert, erlaubt ein spielerisches Navigieren zwischen verschiedenen Rollen. Wenn der Aufenthalt im virtuellen Raum jedoch zur fixen Überlebensstrategie wird, um in eine »bessere« Ersatzwelt zu fliehen (Eskapismus) oder Introversion, systematische Konfliktvermeidung und emotionale Reizdämmung zu erreichen, ist er der psychosozialen und emotionalen Entwicklung nicht zuträglich. Ein möglicher negativer Identitätseffekt der Realitätsabwehr ist damit eine dissoziativ vereinfachte oder polarisierte Weltsicht (Turkle, 2004, S. 101). Die unreflektierte Identifikation mit Rollen, die im virtuellen Raum eingenommen werden, wie auch die einseitige Information und Kommunikation in *identity bubbles* dienen als stabilisierende Abwehr und verunmöglichen eine tiefergehende Konfrontation mit der Unverständlichkeit, dem Erleiden und dem Irritations-, aber auch dem Sinnpotenzial der realen Welt.

> At the same that our »lives on the screen« facilitate an increased fluidity of identity play, we are immersed in simulations whose underlying mechanisms we do not understand and that may encourage us to see the world in simpler rather than more complex terms. (Turkle, 2004, S. 101)

Wird die eigene Grundidentität mit einer oder verschiedenen identifizierten *Personae* vermischt, kann sich eine authentische stabile Persönlichkeit nur erschwert entwickeln. Zu einer adäquaten Persona, die eine Schutzfunktion im Beziehungssystem hat, gehören im realen Leben beispielsweise das eigene Erscheinungsbild, die Kleidung oder die Rollenübernahme, die mit bestimmten Aufgaben, Ämtern, oder Titeln einhergeht. »Die Persona dient der notwendigen und sinnvollen Anpassung des Individuums an die

Gesellschaft und die Realität« (Hark, 1998, S. 123). Wenn die Person nicht mehr zwischen sich selbst und der aufgesetzten »Maske« unterscheiden kann, mit der sie sich unbewusst überidentifiziert hat, spricht Winnicott (2012) von einem »falschen Selbst«. Die Person passt Verhalten und Selbstbild äußeren Erwartungen oder Rollenbildern an, die persönliche Befindlichkeiten oder intrinsische, spontane Wesenszüge unterdrücken. Wenn sich ein Jugendlicher im virtuellen Raum mit einer Figur überidentifiziert, die seine eigentliche Persönlichkeit zum Verschwinden bringt, und den lebensweltlichen Notwendigkeiten wenig Bedeutung zuspricht, führt dies zu zunehmender Isolation und Realitätsverlust. – In Japan wurde dieses Phänomen im Zusammenhang mit der Extremform sozialer Abschottung, dem in Kapitel 6.3.2 erörterten Hikikomori bekannt. Jugendliche schotten sich zu Hause ab und beschränken sich zunehmend auf eine eigene, kontrollierbare Lebenswelt. Der virtuelle Lebensraum ermöglicht die Bestellung von Nahrungsmitteln und kontrollierbare Kommunikation frei von körperlicher Exposition. Die Betroffenen bleiben Schule und sozialen Aktivitäten fern. Dieses isolierte Dasein kann zu Derealisierung und Depersonalisierung führen. Das Syndrom geht oftmals mit einer depressiv-ängstlichen Persönlichkeitsstörung einher (Coulmas, 2007; Stangl, o.J.). Während das Phänomen in Japan unter anderem aufgrund der zunehmenden Verbreitung als »Zivilisationskrankheit« gilt, wird es in Europa als Begleiterscheinung psychischer Störungen wie Depression, Angststörungen oder Psychosen diskutiert (*Soziale Isolation*, o.J.).

Spezifische Risiken digitaler Virtualität und Online-Missbrauch im späteren Kindes- und Jugendalter: Missstände und Missbräuche im virtuellen Raum, unter denen insbesondere Angehörige der *Generation Z* in der vulnerablen Teenagerzeit häufig unentdeckt gelitten haben und heutige Kinder und Jugendliche weiter leiden – weil weder die Prävention und Elternedukation noch die Bewältigung durch Polizei und Justiz den rasant zunehmenden Formen der Cyberkriminalität in Echtzeit nachkommen konnte –, werden erst zunehmend aufgedeckt (O'Connell, o.J.). Sie gehören im Kontext der digitalen Gesellschaft mit in die Diskussion der Identitätsbildung von Kindern und Jugendlichen, weil eine Konfrontation mit diesen Phänomenen nahezu unausweichlich stattfindet, sobald soziale Medien zum Alltag gehören.

Ein aufgrund der Scham betroffener Kinder und Teenager oft verschwiegener, erst zunehmend in seinem Umfang sichtbarer Bereich sind das Cybergrooming und der sexuelle Online-Kindsmissbrauch (Grant, 2024; McQue, 2024). Mit Bezug auf Letzteres entwickelt Rachel O'Connell (o.J.) eine Typologie der sexuellen Online-Ausbeutung von Kindern und Jugendlichen. Minderjährige werden von Chatrooms bis zu Spielplattformen wie Roblox »gefischt« und systematisch dazu verführt, z.B. sexualisierte Fotos von sich zu teilen. Mit diesen werden sie erpressbar – abgesehen von der emotionalen Erpressbarkeit auch dadurch, dass sich die Jugendlichen selbst ab einem bestimmten Alter mit ihrem Verhalten strafbar machen. Unter anderem aufgrund dieser Erpressbarkeit der Opfer entstanden immense Netzwerke von Kinderpornografie, die u.a. von Kindern mit den eigenen Fotos gespeist werden.

O'Connell deckt die Vorgehensweisen auf, mit denen Minderjährige manipuliert werden. Durch tiefgehende psychologische Manipulationen, die beispielsweise gezielt die sexuellen Fantasien und Teilnahme der Minderjährigen auslösen und eine maligne

Mischung aus Zwang und Freiwilligkeit, Intimität und Freundschaft vermitteln, sind die emotionalen Verstrickungen eng (O'Connell, o.J., S. 11–12). Wie oben am Beispiel des Vorfalls in Großbritannien gezeigt wurde, werden virtuelle Ereignisse real erlebt: Auch dann, wenn Täter*innen online Vergewaltigungsdrohungen äußern, entsprechende Ängste schüren und ein »fiktiver Missbrauch« stattfindet, sind die psychischen Folgen für die Betroffenen fatal. Entsprechend relevant ist die Ermessung der psychologischen und psychodynamischen Faktoren sowohl für der Aufarbeitung der Ausbeutungserfahrung durch Betroffene wie auch bei der Ahndung und Strafverfolgung.

O'Connell hebt unter anderem die fatale Gleichzeitigkeit von elterlicher Präsenz und Online-Kindsmissbrauch hervor.

> Typically, whilst parents are vigilant of the people children come in contact with in the real world they are not as readily vigilant of the adults children come into contact with in virtual worlds and this clearly has an impact on the accessibility of children. Furthermore, there is ample evidence that the Internet affords greater opportunity for adults or adolescents with a sexual interest in children to gain access to children, oftentimes whilst the child is at home with their parents. Communication between victim and predator can take place whilst both are in their respective real world homes but sharing a private virtual space. (Chalmers, 2017, S. 3)

Diese dissoziative Gleichzeitigkeit verstärkt aus psychodynamischer Sicht die Ohnmacht und gefühlte Isolation des Kindes zusätzlich, weil die situative »Blindheit« der Eltern einerseits vor Entblößung der schambesetzten Dunkeltätigkeiten schützt, sie andererseits unbewusst – traumadynamisch – die Eltern als potenzielle, aber untätige »Retter« in die Täter-Opfer-Dynamik hineinprojiziert. Die Schwelle zur Überwindung, sich den Eltern anzuvertrauen, ist in dieser gefühlten »Falle« hoch. Gerade dann, wenn die Eltern im Vollzug der Fürsorge in der analogen Welt zu einer hohen Kontrolle oder Betreuung tendieren (Helikoptereltern), führt das Übersehen des Leids bei den Online-Aktivitäten seitens des Kindes zu Enttäuschung und Aggression; Über- und Unterfürsorge finden aus der Sicht des Kindes gleichzeitig statt und verstärken Gefühle der Irritation und Ambivalenz (HK 2).

Mit den mobilen Geräten als konstante Begleiter mit Internetzugang erhöht sich der Grad der gefühlten Auslieferung. Mit den innerpsychischen Konflikten, Ängsten, Scham und Schuldgefühlen, die hierbei ausgelöst werden, bleiben die Betroffenen oftmals über lange Zeit alleine. Entsprechend reagieren Kinder wiederholt erleichtert, wenn die Polizei an die Tür der Eltern klopft und die Online-Aktivitäten aufdeckt (Carey, 2021; Grant, 2024).

Ein weiterer Gefährdungsaspekt von Kindern und Jugendlichen, die sich im Prozess ihrer Identitätsbildung stark an sozialen Medien orientieren, sind die systematischen algorithmischen Verzerrungen und Verstärkungen z.B. selbstdestruktiver Tendenzen. Recherchiert beispielsweise eine Teenagerin, die mit ihrem Körper nicht zufrieden ist, nach Diäten oder formuliert bei der Suche »ich fühle mich zu dick«, kumulieren sich Suchresultate zu diesem Themenbereich. Abhängig vom Suchverlauf werden vielfach – normativ und hinsichtlich des Wahrheitswerts ungefiltert – sowohl hilfreiche als auch problemverstärkende Inhalte assortiert. Die oben erwähnten *Pro-Ana*-Foren, in denen

Kinder systematisch in die Magersucht manipuliert werden, oder Foren, in denen der Trend zu Selbstverletzungen aktiv unterstützt wird, sind bekannte Beispiele (Anonym, o.J.; Stracke et al., 2008). Die fehlende Filtrierung schädlicher Inhalte führt zunehmend zu Gerichtsprozessen gegen Tech-Unternehmen wie *Meta*, weil der Kindesschutz aufgrund der übergeordneten wettbewerbs- und gewinnorientierten Ausrichtung systematisch vernachlässigt wird (Bryant, 2024b).

Wahrnehmung und Rolle der Eltern: Aus entwicklungspsychologischer Sicht ist die Prävention im Umgang mit der virtuellen Realität insbesondere bei Kindern und Jugendlichen zugunsten einer eindimensionalen Digitalisierungsförderung vernachlässigt worden. Um die psychologischen Mechanismen und Fallstricke zu identifizieren, die bei der Verdeckung oder Aufrechterhaltung von Missständen in der digitalen Virtualität eine Rolle spielen, scheint die Hinwendung zu dissoziativen Fähigkeiten und Bewältigungsmechanismen erneut angezeigt. Grundlegend gilt, dass wir die Welt abhängig von unserer allgemeinen Lebenssituation und Gestimmtheit immer schon unbewusst in größere oder kleinere, mehr oder weniger Tranchen aufspalten und entsprechend wahrnehmen. Um Überforderungsgefühlen Einhalt zu gebieten, wird die *bewusst* wahrgenommene Tranche zur Welt erhoben und durch kollektive Trends oder Communitys zusätzlich verstärkt. Die dadurch meist unbewusst ausgeschlossenen, d.h. nicht-realisierten Tranchen (HK 1) – aus der Sicht der Eltern z.B. die Gefahren der sozialen Medien für die eigenen Kinder – werden oft erst *nach* Überschreitungen und erfahrenen Verletzungen bewusst (HK 2). Das »Nicht-Realisieren« bedeutet, dass das Bewusstsein für eine Erfahrung verschüttet ist oder fehlt. Der allein schon neurologisch bedingte Zustand einer ständigen Überforderung bei Kindern und Jugendlichen in der digitalen Gesellschaft lässt eine Zunahme dysfunktionaler dissoziativer Bewältigungsmechanismen erwarten. Bemerkenswert dabei ist die Bandbreite von Wahrnehmungen der Eltern. Gewisse Eltern regulieren ihre Kinder im digitalen Konsum selbstverständlich und orientieren sich dabei mit funktionaler Wirkung an den eigenen Wahrnehmungen des Zuträglichen oder an medienerzieherischen Empfehlungen eines gesunden Maßes. Die zwischenleibliche Einstimmung, das individuelle Profil und die Bedürfnisse von Kind und Familie werden zum Gradmesser des Mediengebrauchs. Andere Eltern sehen die Dauerexposition von Kindern und Jugendlichen als Faktizität, sie normalisieren einen selbst exzessiven Gebrauch von Games, sozialen Medien etc. Bei Elterngesprächen in der Psychotherapie höre ich immer wieder Argumente einer dritten, unentschlosseneren Elternschaft, die sich gegen eine restriktivere Regulierung des Gebrauchs sozialer Medien ausspricht und dabei gleichzeitig ein unbehagliches Gefühl mit der eigenen Praxis äußert. Es besteht die Befürchtung, das eigene Kind durch ein Verbot von *Snapchat* oder in seiner Peergruppe zum Außenseiter zu machen. Der Druck zur Trendaufrechterhaltung ist in der Peergruppe der Eltern oft gleichermaßen hoch wie in derjenigen ihrer Kinder.

Mit der Abschaffung von Faktenchecks auf Social-Media-Plattformen kommt der elterlichen Regulierung noch mehr Bedeutung zu (Montgomery, 2025). In der Regel sind Eltern der Auffassung, dass ihre Kinder zu Hause »sicher« sind. Wie gesehen, besteht das Paradoxon der Erziehung im digitalen Zeitalter darin, dass die alltägliche Fürsorge der Eltern unbeabsichtigt mit einer Vernachlässigung der Online-Risiken einhergehen kann. Viele Eltern scheinen sich nicht darüber bewusst zu sein, dass ihre Kinder online realem, oft jedoch subtilem Gruppenzwang, invasiven Bildern und aufwühlenden Bei-

trägen ausgesetzt sind. Harmlos wirkende Kontakte können eskalieren und dazu führen, dass junge Nutzer*innen problematische Interaktionen eingehen oder intime Bilder von sich teilen. Bei Fällen von Cybergrooming werden die Opfer emotional unter Druck gesetzt, immer gefährlichere Aufgaben zu erfüllen – wie das Teilen expliziter Fotos oder die Teilnahme an riskanten Herausforderungen.

Zahlreiche Weckrufe in Form von publik gewordenen Einzelschicksalen tragen zu einem politischen Kurswechsel bei: Dazu zählt der tragische Suizid eines Jungen in Großbritannien, der sich mutmaßlich im Zuge einer Online-Challenge in seinem eigenen Zimmer das Leben nahm. Dieses erschütternde Ereignis und die Annahme einer hohen Dunkelziffer traumatischer Erfahrungen, darunter Cybergrooming und sexuelle Belästigung, verdeutlichen die Dringlichkeit, dieser Problematik entgegenzutreten. In Großbritannien eröffnete es die Debatte zur Frage, ob der elterliche Zugang zu den Soziale-Medien-Accounts ihrer Kinder gesetzlich verankert werden soll (»Jool's Law«) und inwiefern Tech-Unternehmen zur Transparenz und zu Kindesschutzmaßnahmen verpflichtet werden können (Cohen, 2025).

Tragischerweise isoliert die Unwissenheit oder die Überschätzung der Eltern die Kinder häufig zusätzlich. Nicht nur der reale Handlungsdruck, der durch Täter*innen ausgeübt wird, sondern Gefühle von Angst, Schuld und Scham sind überwältigend, sodass die Betroffenen in einem Kreislauf aus Geheimhaltung, Selbstvorwürfen und Scham gefangen bleiben. Diese Isolation hindert sie daran, Hilfe zu suchen, was das Risiko für Depressionen, Angst- und andere Störungen bis hin zu Suizid erhöht. Ob es um die Auswahl von Spielen geht, die die Kinder spielen, oder um die Informationen und Inhalte, die sie über soziale Medien konsumieren – Kinder brauchen aktive Begleitung und Regulierung durch ihre Bezugspersonen.

Wenn ein kollektiver Trend bei Erwachsenen dazu beiträgt, instinktive Vorbehalte und Sorgen vorschnell zu überdecken, die offensichtlichen Symptome einer Smartphone-Sucht, von Online-Mobbing oder psychischen Belastungen durch invasive Bilder und Kommentare zu übersehen oder notwendige Beziehungskonflikte mit den Kindern zu vermeiden, die sich aufgrund der Regulierung notwendigerweise ergeben, wird dieser Trend zum Risikofaktor für eine gesunde psychische Entwicklung in der digitalen Gesellschaft.

Obwohl Verbote und Regulierungen – ihrerseits instrumentelle Formen imponierter Dissoziation – nicht zu einem gesunden und echten Umgang mit Smartphone und sozialen Medien führen können, ist aus aktueller Sicht der Mangel an Regulation, Aufklärung und Begleitung gerade im Primarschul- und Teenageralter psychologisch folgenreich. Über punktuelle Verbote und allgemeine Regulierungen hinaus scheint eine anhaltend präsente, interessierte und sich kritisch involvierende Auseinandersetzung der Bezugspersonen – insbesondere der Eltern – mit der virtuellen Umwelt der Kinder nachhaltig.

Die steigenden Zahlen psychischer Störungen im Kindes- und Jugendalter, die verbreitete kinder- und jugendpsychiatrische und -psychotherapeutische Unterversorgung und entsprechend verschleppte, lang aufrechterhaltene Belastungsspiralen für Betroffene und Familien können ohne die schmerzhafte Einsicht, dass die Kinderrechte aus ethischer Sicht im Verlauf der digitalen Revolution unzureichend geschützt wurden, nicht nachhaltig verändert werden. Abgesehen von den politischen, institutionellen und öko-

nomischen Voraussetzungen in der jeweiligen Gesellschaft und deren Kritik wird eine grundsätzliche Debatte um eine normative Grundhaltung und Haltungsänderung gegenüber der Digitalisierung entscheidend. Damit die unumstrittenen Vorteile der Technologienutzung im Interesse von Entwicklung und Gesundheit zum Tragen kommen können, müssen umso mehr die Nachteile bewusst gemacht und aktiv beschränkt werden.

KI-Sprachmodelle und soziale Roboter

Über die entwicklungspsychologischen, psychodynamischen und ethisch relevanten Effekte der Smartphone-Nutzung und der generellen Mediatisierung hinaus interessiert auch der Einfluss *generativer KI* und *sozialer Robotik* auf die Entwicklung und Gesundheit von Kindern und Jugendlichen. Die zunehmend professionalisierten KI-Sprachmodelle (LLMs), die humanoiden oder androiden Robotern eingepflegt sind, machen diese zu einer psychologisch, philosophisch und politisch zunehmend bedeutsamen Technologie. Roboter und KI-Assistenzsysteme nehmen in der Bildung, Medizin, Psychotherapie, Erziehung und Betreuung zunehmend einen Platz ein. Das Paradigma liegt auf der Hand: In der Pädagogik, Medizin und Psychotherapie fordern Expert*innen, dass einerseits technologische Errungenschaften wie Sprachmodelle (generative KI) oder soziale Roboter so einbezogen werden sollten, dass gleichzeitig der Schutz der Privatsphäre und des Datenschutzes von Auszubildenden und Patient*innen gewährleistet bleibt (Abrams, 2025). Demografische Veränderungen wie Geburtenrückgang oder Überalterung führen beispielsweise zu einem Mangel an Pflegekräften oder Psychotherapieplätzen. Soziale Roboter sind nun in der Lage, Aufgaben zu übernehmen, wenn menschliche Ressourcen knapp sind. Dabei sind sie nicht nur »besser als nichts«, sondern haben sogar den Vorteil der ständigen Verfügbarkeit (Turkle, 2019, S. 733). Sie erschöpfen sich nicht, können wiederholt werden und gegenüber jeglichen Persönlichkeitstypen dieselben Dienstleistungen reproduzieren.

Generative KI: Innerhalb der digitalen Virtualität spielt die generative künstliche Intelligenz eine herausragende Rolle. Auf der Basis von Sprachmodellen und Bildmaterial entstehen hochdifferenzierte Tools, mit deren Hilfe man Denkarbeit effizienter ausführen oder mit denen man sozial in Kontakt treten kann. Das Abrufen von Wissen, kreativen Inputs, Ratschlägen und Hilfestellungen fürs Leben wird ebenso möglich wie ein Gespräch über Gott und die Welt mit einem Avatar. Bereits an diesen Schilderungen wird deutlich, dass unterschieden werden muss, ob generative KI als assistierendes Werkzeug, als orientierungsstiftendes Lexikon, als Inspirator, als Gesprächspartner, Freund oder Therapeut verwendet wird. Abhängig vom Verwendungszweck verändern sich die ethischen und rechtlichen Herausforderungen für die Nutzenden.

Der Psychoanalytiker Peter Fonagy hatte bereits 2016 formuliert, dass sich »das Internet« potenziell stärker in unsere Bedürfnisse einfühlen könne, als der fürsorglichste und zugewandteste Erwachsene dies je tun könnte (Fonagy, 2016, S. 14–15). Menschen lassen sich dank Big-Data-Supercomputern u.a. mithilfe von Algorithmen präzise analysieren und »profilen«. Davon ausgehend sind auch gewisse maßgeschneiderte Beratungen möglich. Generative künstliche Intelligenz kreiert ausgehend von generierten »Golden Profiles« auf Befehl mühelos einen Roman, der auf die subjektiven Präferenzen, bisherige Leserbewertungen und Gewohnheiten abgestimmt ist. Wenn ausreichend dif-

ferenzierte und ausreichend unverzerrte Datensätze vorhanden sind, lassen sich auch im Bereich der Bildung adaptive, multisensorische und flexible Lernprogramme generieren.

Den nutzenorientierten Beurteilungen gegenüber bestehen die bereits in Kapitel 6.3.3 eingeführten Einwände: Aufgrund der hohen Komplexität und Subjektivität des menschlichen Erlebens und Handelns existiert bislang keine »allgemeine künstliche Intelligenz«, die in der Lage wäre, (verkörpertes) menschliches Empfinden und Verhalten in toto abzubilden und zu simulieren. Verschiedene Anwendungen künstlicher Intelligenz können jedoch spezifische kognitive Leistungen simulieren (z.B. Bilder klassifizieren, Gesichter erkennen, in Diskussionen argumentieren, diagnostische Erstgespräche führen) (Busch et al., o.J., S. 27).

Das vielzitierte Anschauungsbeispiel sind Chatbots wie ChatGPT oder Gemini Programme, welche aus dem immensen Informationspool des Internets Daten sammeln, nach algorithmischen Vorgaben selektieren, sortieren und neu zusammenfügen. Codierbare Information wird rezykliert und es werden daraus Antworten auf Fragen generiert, die den selbstgetätigten Recherchen des Nutzers in Geschwindigkeit und Umfang weit überlegen sind. Nicht codierbare Information wird nicht erfasst, die inhaltliche Validierung der zusammengefügten Interpretationen oder der reflektierte Nachvollzug einzelner Erkenntnisschritte wird dem Einzelnen weitgehend unmöglich. Einerseits wird dem Nutzer Arbeit abgenommen und der Wissenserwerb vereinfacht, andererseits gerät er im Angesicht der übermächtigen Erkenntnismaschine in eine passive, teil-entmündigte Empfängerposition mit eingeschränkter Handlungs- (*agency*) und Urteilsfähigkeit.

Geht man von Barassis anthropologischem Befund aus, bleibt die algorithmische Erfassung der gesamtmenschlichen Zusammenhänge notwendigerweise defizitär, weil sie die individuelle und kollektive Unberechenbarkeit des menschlichen Verhaltens, seine Irrationalität oder kurz: »the human error« letztlich nicht verlässlich systematisieren kann: Wenn es um das Profiling des Menschen gehe, seien Algorithmen aus mindestens drei Gründen fehlerhaft: Zum einen bezögen sie sich auf ungenaue und dekontextualisierte Daten (algorithmische Ungenauigkeit). Zweitens seien sie nicht erklärbar und entsprechend nicht rechenschaftspflichtig (algorithmische Unerklärbarkeit). Drittens seien sie verzerrt (algorithmische Verzerrung). Der Faktor »human error« des menschlichen Verhaltens – oder schlicht: sein Unbewusstes – führe unweigerlich zu Datenschäden, weil algorithmisch automatisierte Systeme Individuen auf undurchsichtige und nicht nachvollziehbare Weise profilieren (Barassi, 2020, S. 151, 171).

Das *Human Engineering* der KI-Technologien hat direkten Einfluss auf die mentale Autonomie, Selbstwahrnehmung und -regulation, auf Empathie und Handlungs- und Urteilsfähigkeit: Die passgenaue Einstimmung in die subjektiven Befindlichkeiten und Bedürfnisse wird einerseits zum potenziellen Förderpool spezifischer Fertigkeiten und Kompetenzen. Andererseits werden sie zum Einfallstor wirtschaftlicher und politischer Manipulation. Kaufentscheide, Meinungsbildung und Entscheidungsprozesse können leichter denn je beeinflusst werden (Kirchschläger, 2025, S. 229). Dies wirft Fragen nach der Verlässlichkeit und Validität der vorhandenen Datenmenge auf, aus der die Textwahrheiten einzelner Sprachmodelle (ChatBots, ChatGPT) zusammengestellt werden.

Die mentale Autonomie, moralische Handlungs- und Urteilsfähigkeit des Menschen ist aus ethischer Sicht gefährdet, wenn das durch generative KI erhältliche Wissen keine *Wahrheitsanbindung* aufweisen muss oder auf verzerrten Datensätzen basiert. Zur Funktionsweise von Algorithmen gehört, dass jegliche Daten und Informationen rezykliert und nach mathematischen Wahrscheinlichkeiten zusammengefügt werden. Die Spielräume zufälliger oder gezielter Desinformation und politischer Mobilisierung nehmen dadurch exponentiell zu. Die algorithmisch programmierte Unterscheidung und Gewichtung etwa politischer, polemischer oder verschwörungstheoretischer Fehlinformation von »objektiven«, validen und damit reproduzierungswürdigen Informationen ist ökonomisch lukrativer Gegenstand technologischer Forschung und Experimente. Ihre Umsetzung und Regulation setzt jedoch die Kooperation von Akteuren voraus, deren politisches und wirtschaftliches Interesse an der Faktenprüfung beschränkt ist (beispielsweise Abschaffung der Faktenprüfung bei *Meta*) (Montgomery, 2025).

Unabhängig von der prinzipiellen Frage, ob eine allgemeine künstliche Intelligenz geschaffen werden kann bzw. je geschaffen wird, stellt sich aus ethischer Sicht die Frage nach dem Sinn und den Auswirkungen von Technologien, die menschliche Kompetenzen und Fähigkeiten simulieren oder gezielt und selektiv verbessern. Dies betrifft gleichermaßen die Auswirkungen von Online-Beziehungen und -Communitys in den virtuellen Räumen, insbesondere den Effekt der sozialen Medien, der virtuellen Welten und *Personas* auf Identität, Beziehung und sinnhafte Individuation. Entscheidend für die normative Beurteilung dieser Entwicklungen sind die Gesamtauswirkungen auf das Erleben, die Gesundheit und die Entwicklung des Subjekts, auf die sozialen Beziehungen und auf den gesellschaftlichen Wandel. In der öffentlichen Debatte um die Digitalisierung ab Kindesalter liegt der Fokus für die normative Beurteilung der Technologienutzung in der kindlichen Entwicklung jedoch gerade nicht primär auf den sozioemotionalen Auswirkungen, auf der Beeinflussung von Körperlichkeit, Zwischenleiblichkeit, Bindungsmustern, Mentalisierungsfähigkeit, Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung, sozialen Beziehungen und gesellschaftlichen Dynamiken.

Soziale Robotik – autonome digitale Geräte: Die Debatte zur Frage, ob ein KI-Chatbot in Robotiktracht die Babysitterin, den Lehrer, die Psychoanalytikerin oder den Pfarrer in Zukunft besser ersetzen kann (Kirchschläger, 2025, S. 229), verläuft polarisiert. Entsprechend wichtig scheint es, die Thematik aus sozialphilosophischer und psychodynamischer Sicht in ihren Schattierungen auszuleuchten. Im Folgenden werden die Chancen und Risiken zum Einsatz von sozialer Robotik und Sprachmodellen in Erziehung, Bildung und Psychotherapie in einem exemplarischen Exkurs zu den aktuellen Entwicklungen dargelegt und reflektiert. Es stellt sich leitend die Frage, ob und welche zwischenmenschlichen Interaktionen durch soziale Roboter übernommen werden können. Wie verändern sich unser Menschen- bzw. Selbst- und Weltbild, das kollektive Mindset und die Werteorientierungen angesichts der Auslagerung bzw. Delegierung menschlicher Aufgaben an künstlich intelligente Maschinen? Welche Reaktionsweisen und Verhaltensveränderungen bei der Anwendung von Sprachmodellen und sozialer Robotik sind aus entwicklungspsychologischer und dissoziationstheoretischer Sicht relevant? Welche ethischen Konsequenzen und welche Verschiebungen der normativen Wertsetzungen begleiten das Outsourcing?

Soziale Roboter im Kinderzimmer – entwicklungspsychologische Aspekte: Während die psychosozialen Langzeitfolgen der Digitalisierung erst partiell absehbar sind, dient das fundierte Wissen über die Bedürfnisse in den einzelnen Phasen frühkindlicher, kindlicher und jugendlicher psychischer Entwicklung als Referenz zur Beurteilung von Verhaltensänderungen, die in Interaktionen mit Sprachmodellen und sozialen Robotern auftreten. Die Soziologin Sherry Turkle hat den Einfluss der Digitalisierung auf die Entwicklung und das Verhalten von Kindern und Jugendlichen über eine Periode von über 30 Jahren untersucht. Am MIT hat sie seit den 1970er Jahren Studien zum Einfluss von Robotern auf das menschliche Verhalten durchgeführt. Sie unterschied zwischen drei Phasen der fortschreitenden Digitalisierung. Die erste Phase umfasst die späten 1970er und die frühen 1980er Jahre, in der personalisierte Computer aufkamen und zunehmend Verbreitung fanden. Die zweite Phase umfasst die späten 1980er und die 1990er Jahre, in denen sich der PC nach und nach vom funktionalen Arbeitswerkzeug zum Möglichkeitsgerät mauserte, das als »digitales Gerät« unter anderem als Portal zur digitalen Virtualität fungierte (Turkle, 2011, S. xi). Die dritte Phase beginnt mit den sogenannten »digital natives«, also in der Zeit, in der die Kinder bereits ab Lebensbeginn Zeitzeugen von omnipräsenten Computern, Smartphones und Roboterspielzeug sind. Gegenwärtige Studienergebnisse befassen sich primär mit der letztgenannten Generation (Twenge, 2018a; Twenge et al., 2012; Twenge & Campbell, 2018a).

Eine KI in bzw. auf einem digitalen Gerät oder einem physischen Roboter, die einem Kind ein Buch vorliest, oder die therapeutische Robbe »Paro«, die einer dementen Frau ihren Kummer abhört, auf ihre Streicheleinheiten mit Wonnegeräuschen und als Reaktion auf ihr Schluchzen mit empathischen Geräuschen reagiert, scheint auf einen ersten Blick keinen Schaden anzurichten, sondern vielmehr ein Bedürfnis nach Nähe, Anerkennung und Mitgefühl zu befriedigen. – Ein näherer Blick in die Verhaltensforschung zeigt allerdings, dass die Sachlage zu den Auswirkungen sozialer Robotik auf die menschliche Psyche und Sozialität komplexer bzw. weniger berechenbar ist als vielleicht erwartet. Ob und unter welchen Bedingungen soziale Roboter zu gewünschten oder versprochenen, über den unmittelbaren individuellen Nutzen hinausgehenden sozialen Prozessen führen, hängt von diversen individuellen und sozioökonomischen Faktoren ab, etwa vom Bildungsniveau oder der kulturellen Prägung.

Während beispielsweise der Einsatz von menschenähnlichen Robotern wie den *Real-Life-Babys* zunächst als Aufklärungschance und zur Eindämmung von Teenagerschwangerschaften gesehen wurde (David Brindley, 2018), zeigten Studien, dass der Einsatz der Roboterbabys je nach Altersgruppe und kulturellen Faktoren bei den Nutzern auch zum Umkehreffekt, also zum Anstieg von Teenagerschwangerschaften führen kann (Spencer, 2016). In Japan werden sie entsprechend als Anreiz zur Fertilitätssteigerung angepriesen (Freytas-Tamura, 2010). Welche Forschungsergebnisse zur Integration sozialer Roboter in die »gemischte Realität« unseres Alltags scheinen aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive relevant?

Die Entwicklung und der Gebrauch von Roboterspielzeugen und -gefährten wurden anhand von Trends zum Gebrauch von *Tamagotchi*, *Furby*, *Paro* und *Real-Life-Babys* (sowie deren inzwischen weiterentwickelten Nachfolgemodellen) in den USA untersucht (Turkle, 2019, S. 730). Anhand explorativer qualitativer Laborstudien, beispielsweise mit 60 Kindern und zwei humanoiden Robotern, konnte Turkle aufzeigen, dass Kinder im

Umgang mit sozialen Robotern umfassende menschliche Fähigkeiten auf den Computer projizieren, diesen also anthropomorphisieren und ihn als quasi-lebendig auffassen. Zunächst unterscheiden Kinder – über das Kriterium der Bewegung – zwischen lebendigen und unbelebten Objekten. Dinge, die sich autonom bewegen können, werden zunächst – unabhängig von Kriterien wie Metabolismus und Atem – als lebendig wahrgenommen (Beschreibung nach Piaget in Turkle et al., 2006, S. 322). Wenn ein Roboter als »autonomes digitales Gerät« auch noch fähig zu Augenkontakt, Mimik oder Gestik ist, scheint dies hinreichend, damit ihn die Kinder als Wesen mit Gefühlen empfinden, von dem sie auch Fürsorge erwarten (Turkle et al., 2006, S. 323). Diese Vorstellung wirkt sich mit zunehmendem Alter auch auf die Einstellung zu Computern aus. Die Annahme allein, dass der Computer lebendig ist, führt allerdings nicht zwingend zu Irritationen. Kinder, die von klein auf an Robotergefährten gewöhnt wurden, ziehen einen sozialen Roboter in Haustierform einem lebendigen Haustier vor. Argumentiert wird beispielsweise damit, dass bei echten bzw. lebenden Tieren der Stall gemistet oder das Futter und Wasser gewechselt werden müsste – Konsequenzen eines organischen Stoffwechsels (Turkle, 2007). – Der weitverbreitete Trend und die Faszination für das japanische Elektronikspielzeug Tamagotchi seit den 1990er Jahren illustriert die Attraktivität der »Bezogenheit« auf ein digitales Objekt, für das mit einem befriedigenden Gefühl gesorgt oder das auch ohne Risiko für effektiven Schaden vernachlässigt werden kann.

Gleichermaßen schildert Turkle das Beispiel eines Teenagers, der sich hinsichtlich seines ersten Dates lieber Rat bei einem Roboter holt als bei seinem machoiden Vater. Der Junge argumentiert, dass das Register des Vaters sehr beschränkt sei gegenüber den diversen möglichen Handlungsmöglichkeiten, die im Roboter programmiert sind (Turkle, o.J., 2011). Die Tatsache, dass sich die Sprachmodelle der Computer so programmieren lassen, dass sie quantitativ mehr rationale Lösungsstrategien anbieten können, als ein einzelnes Gehirn abrufen kann, macht sie zu faszinierenden und auch in diesem Fall zu effizienzsteigernden Gefährten. Die Versuche mit ELIZA, dem Prototyp eines humanoiden (Therapie-)Roboters, der ein menschliches Gegenüber simuliert, haben gezeigt, dass Erwachsene genauso wie Kinder nach kurzer Interaktionszeit mit dem Computer nicht mehr an dessen künstlicher Beschaffenheit interessiert waren – der Turing-Test wurde bestanden. Sie entwickelten Empathie, verdrängten die Tatsache, dass Computer keine Lebewesen sind, und waren hochmotiviert, die Interaktion über persönliche Themen fortzusetzen:

> The people who »talked« with this program had little interest in making rational, objective judgements about the identity of ELIZA. They wanted to believe that ELIZA was a thinking machine. They wanted to imbue ELIZA with human qualities – even when they were well aware that ELIZA was nothing more than a computer program following simple and rather obvious instructions. (Carr, 2010, S. 206)

Es ist ein Trugschluss, davon auszugehen, dass der personalisierte Computer sich tatsächlich (intentional) »an uns anpasst« (Turkle, 2011). Wir passen uns umgekehrt mit unseren Projektionen an den Computer an. – Dass der Einfluss von sozialen Robotern auf das Verhalten von Kleinkindern und Primarschülern problematisiert wird, hat gerade auch mit dieser Anpassungsfähigkeit zu tun. Die Auswirkungen auf die emo-

tionale Verfassung, Reife und Sozialkompetenz der Kinder werden in Frage gestellt. So kann beispielsweise nicht davon ausgegangen werden, dass Kleinkinder, die ein kleines Geschwisterchen kriegen, durch die vorgängige Interaktion mit Roboterbabys eine beziehungsförderliche Angewöhnung und Sensibilisierung erleben. Kinder reagieren sehr unterschiedlich. So kommt es bei den Versuchspersonen etwa auch zur Abstumpfung gegenüber den realistischen Schreien des Roboterbabys. Trotz realistischer Schreie wird dieses z.B. weiter herumgeschleudert, und sadistisches – oder zumindest (emotions-, insbesondere empathie-)dissoziiertes – Verhalten kann verstärkt werden. Umgekehrt kann die einseitige Bindung, die insbesondere schlecht gebundene bzw. emotional vernachlässigte Kinder zu Robotern aufbauen, wenn sie intensiv und unbegleitet mit *Real-Life-Babys* und anderen sozialen Robotern interagieren, zur erhöhten psychischen Vulnerabilität dieser Kinder führen (Turkle, 2011, Kapitel 2).

Ein Roboterbabysitter kann keine körperliche Wärme spenden oder die zwischenleibliche Einstimmung eines bezogenen körperlichen Gegenübers ersetzen (Turkle, 2019). Die zwischenmenschliche Affektregulierung und die Bezogenheit auf die individuellen Bedürfnisse des Kindes können von einem Roboter nicht geleistet werden. Wenn Kinder im Vorschulalter auf den künstlichen Gefährten (aufgrund ihrer emotionalen Bedürftigkeit und der bis zu diesem Alter entwickelten mentalen Fähigkeiten) ein reales Gegenüber projizieren, führt dies in der Regel zu Enttäuschungen (Turkle et al., 2006). Insbesondere bei Kindern, die sozial benachteiligt sind und über keine sichere Bindung zu Bezugspersonen verfügen, kann die Erfahrung, dass die erwartete Liebe letztlich nicht erfahren wird, zu Aggression, dem Gefühl der Zurückweisung und zu Selbstwerteinbrüchen führen. Der durch den Roboter nicht erfüllbare, aber an ihn herangetragene Wunsch nach Anerkennung und Liebe führe mittelfristig zur Frustration und zur Verstärkung der Einsamkeitsgefühle dieser Kinder.

Vergleichbar sinniert auch Gen-Z-Vertreterin Vapaux über die Frage, ob der Bedarf an Intimität zukünftig durch Roboter abgedeckt werden könne:

> Trotz Dating-Apps und Hook-up-Culture findet der meiste Sex auch heute noch in festen Beziehungen statt, diese werden aber immer seltener. Die entstandene Lücke wird durch das Internet gefüllt. […] Eine Zukunft, in der wir alle nur noch Sex mit Robotern haben und online miteinander kommunizieren, klingt ziemlich düster. Sie wird aber wahrscheinlich nicht kommen, weil das menschliche Bedürfnis nach physischer und emotionaler Nähe stärker ist als die Tendenzen unserer Zeit. (Vapaux, 2021, S. 74)

Im Gegensatz zu nicht-sozialen Robotern wie einem automatischen Rasenmäher passt sich der Mensch also im Umgang mit *sozialen* Robotern tendenziell im Sinne der erwähnten Projektion den Möglichkeiten des Roboters an, die seine individuellen sozioemotionalen Bedürfnisse anders gewichten oder zugunsten anderer vermeintlicher Vorteile oder Wertungen verdrängen. Der Einsatz von sozialen Robotern, die explizit zum Ersatz zwischenmenschlicher Interaktion eingesetzt werden, kann zwar bei Menschen mit eingeschränkten mentalen Fähigkeiten – beispielsweise bei dementen Patienten – bestimmte emotionale Bedürfnisse aufnehmen und befriedigen. Es scheint, dass er die effektive Lebenserfahrung eines »vollwertigen« menschlichen Gegenübers, dessen Körperlichkeit und Gesprächsführung nicht kompensieren kann. Aus psychoanalytischer

Sicht wird der*die Nutzer*in durch die autistische Natur des sozialen Roboters (Döser, 2019) letztlich immer wieder auf eine narzisstisch selbstzirkuläre Grundposition zurückgeworfen: Die Beziehung, die zum Roboter möglich ist, beschränkt sich auf die Beziehung zu einem – wenn auch autonom agierenden – »Selbst-Objekt«. Sie bleibt dadurch dissoziativ, dass die selbstzirkuläre Grundposition des*der Nutzer*in durch die manipulative, auf Fortsetzung der Kommunikation angelegte Interaktionsstruktur des Chatbots nicht aufgelöst werden kann. Der Roboter verlangt bisher nicht, als autonome, individuelle Persönlichkeit wahrgenommen und verstanden zu werden (Turkle, 2010, S. 7). Authentische Begegnungen und Beziehungsinteraktionen, die auch Konflikte und Auseinandersetzungen miteinschließen, können umgangen werden.

Zusammenfassend wird deutlich, dass es Kindern und Erwachsenen offensichtlich möglich ist, sich an Robotergefährten so zu gewöhnen, wenn diese gewisse soziale Bedürfnisse befriedigen, Lernprozesse fördern und therapeutisch effizient eingesetzt werden können. Diese Anpassung geht allerdings mit einer Einstellungsveränderung und Kompetenzverschiebung auf Seiten des*der Nutzer*in einher. Entwicklungspsychologisch ist eine zu extreme und nicht durch Bezugspersonen betreute bzw. relativierte Exposition von Kleinkindern gegenüber sozialen Robotern (vor dem Hintergrund gegenwärtiger Kriterien psychischer Reife) als Risikofaktor einzuschätzen. Damit Kinder die Unterscheidung zwischen unbelebten und lebendigen Dingen erkennen und lernen, die Grenzen des jeweiligen Gegenübers realistisch einzuschätzen, braucht es eine zwischenmenschliche und zwischenleibliche Begleitung und Realitätsprüfung.

Abschließend gilt es nochmals auf den Stellenwert der *Mentalisierung* hinzuweisen: Die Mentalisierungsfähigkeit ist nicht nur zentral für die Erforschung des Vermögens, moralisch zu urteilen und zu handeln, sondern umgekehrt auch als (Entwicklungs-)Grundlage *für die Simulation menschlichen Erlebens* durch Technologien der künstlichen Intelligenz. Wenn »Maschinen« z.B. als Companion-Systeme mit Menschen interagieren sollen, setzt dies voraus, dass die Fähigkeit, »sich mentale Zustände im eigenen Selbst und in anderen Menschen vorzustellen«, künstlich simuliert werden kann (J. Lange & Frommer, 2011, S. 2). Als Grundlage für die Interpretation des eigenen Verhaltens und desjenigen des Gegenübers ermöglicht die Mentalisierungsfähigkeit, dass wir anderen Menschen – und aufgrund der Projektionskraft durchaus auch sozialen Robotern – Überzeugungen, Gefühle, Wünsche, Kenntnisse und Absichten unterstellen (J. Lange & Frommer, 2011, S. 2) und dass wir raum-zeitliche Vorstellungen vom situativen und vom Beziehungskontext entwickeln. Die Mentalisierungsfähigkeit als Voraussetzung für zwischenleiblich abgestimmte Selbst- und Beziehungsregulation – für Kooperation im weitesten Sinne – kann jedoch nicht als eine rein kognitive Funktion verstanden werden. Wie erwähnt, basiert sie wesentlich auf den individuell verkörperten (*embodied*) Interaktionen und Erfahrungen und steht damit in direkter Wechselwirkung mit unserem Empfinden, Urteilen und Handeln.

Die ethisch prominente Frage, ob sozialen Robotern ein moralischer Status zugeschrieben werden soll, stützt sich auf Forschungsbefunde ab, die davon ausgehen, dass Computer die menschliche Empathie und Kreativität in der Simulation bereits übertreffen können (Crockett, 2025). Beispielsweise ist ein Forschungsziel, androide »Roboterpatienten« zu produzieren, deren Gesichtsausdrücke und Körpersprache so realistisch wirken, dass angehende Therapeut*innen daran ihre interaktionellen Fähigkeiten schulen

können (Abrams, 2025, S. 48–49). Turkle hält dagegen, dass die KI-generierte Simulation der Empathie die Voraussetzungen zur Entwicklung emotionaler und sozialer Reife nicht erfüllen könne:

> Maschinen, die mit uns reden, als interessierten sie sich für uns, können uns vieles vormachen, doch sie haben keine Erfahrung mit der Entfaltung eines menschlichen Lebensweges gemacht. Sie können Empathie und Verbundenheit nur darstellen. Und doch halten viele Menschen an der Vorstellung fest, wir könnten von der Welt der Apps – von den Dingen ohne Körper und ohne Leben – Empathie und Verbundenheit erwarten. *Die Untergrabung der Empathie und ihrer Verknüpfung mit der Körperlichkeit des Menschen gründet nicht in dem, was Computer zu tun in der Lage sind, sondern rührt daher, wie allein schon die Aussicht auf die Möglichkeit künstlicher Intelligenz unser Bild davon, wer wir sind, und unsere Vorstellung davon, was für das Menschsein wesentlich ist, verändert hat.* (Turkle, 2019, S. 731)

Die von Turkle festgestellte Tendenz findet sich wissenschaftshistorisch bereits in den reduktionistischen Analogien von Gehirn und Computer. Wie es vielmehr der Mensch ist, der menschliche Eigenschaften in eine Maschine *projiziert*, so sagt beispielsweise die Wahrnehmung, dass soziale Roboter beispielsweise Menschenrechte erhalten sollten, vielleicht mehr über *uns* aus als über die sozialen Maschinen. Dies erinnert auch an die in Kapitel 6.3.3 vorgestellte Prognose von Jonathan Birch, dass es in Zukunft unterschiedliche »Glaubensfraktionen« mit Bezug auf den moralischen Status von Maschinen geben wird.

Um die normativen Konsequenzen des verstärkten Einsatzes von sozialen Robotern abzuschätzen, müssen damit die Veränderungen des Selbst- und Weltverständnisses reflektiert werden, welche die zwischenmenschlichen Beziehungen direkt oder indirekt wesentlich beeinflussen. Die Erörterungen haben gezeigt, dass intersubjektive Beziehungserfahrungen als Grundlage des Sozialverhaltens für eine gesunde psychische Entwicklung unabdingbar sind. Sie können (zumindest in der vulnerablen Zeit der kindlichen und jugendlichen Entwicklung) nicht genügend gut durch soziale Roboter ersetzt werden. Zudem scheinen die bewussten oder unbewussten gehirnorganischen Anpassungsprozesse an die assistierenden wie autonomen digitalen Geräte und Medien, die subjektiv erlebte Veränderung der Lebensqualität und die langfristigen Auswirkungen z.B. einer hochfrequenten Interaktion mit sozialen Robotern auf die psychische Befindlichkeit und das (Kooperations-)Verhalten von Menschen bisher unzureichend erforscht zu sein. Dabei handelt es sich um Faktoren, die bei einer umfassenden ethischen und psychologischen Beurteilung berücksichtigt werden sollten. Die Anpassung des menschlichen Verhaltens an soziale Roboter geht mit grundlegenden Veränderungen der Wertsetzung und der Beziehungsgestaltung einher.

Fest steht, dass intersubjektive Beziehungserfahrungen, die in einer hinreichend guten Mentalisierungsfähigkeit und Subjektwerdung münden, Voraussetzungen für einen konstruktiven und nicht-pathologischen Umgang mit sozialen Robotern sind. Mit Hartmut Rosa kann argumentiert werden, dass eine resonante Beziehung zu einem Roboter nicht möglich ist, da dieser letzten Endes ein – wenn auch autonomes – Selbst-Objekt bleibt. Der Roboter kann Reziprozität reproduktiv anhand von Modellen inszenie-

ren, doch er kann zwischenmenschliche Anerkennung und Resonanz aufgrund fehlender Leiblichkeit, Bewusstheit und Empfindungsfähigkeit immer nur simulieren. Der Roboter ist ausgehend von einer grundsätzlichen binären Programmierbarkeit dazu fähig, rationales Denken und empathisches Verhalten zu simulieren. Allerdings versagen KI-implementierte Roboter bisher in anderen menschlichen Fähigkeiten wie der Imagination, der Spontaneität oder der Spiritualität (Gelernter, 2016, S. XVIIf.). Ein biopsychosoziales Übertragungsverhältnis entwickelt sich daher menschlich-einseitig und projektiv verzerrt. Das subjektive Empfinden von »Resonanz« zu einem Roboter-Companion würde davon ausgehend – wie es prinzipiell durchaus auch zwischen Menschen der Fall sein kann – als *projektive Selbsttäuschung* eingestuft werden. Diese kann mittelfristig zu Unbehagen und Einsamkeit führen. Im Sinne der hermeneutischen Kriterien der Dissoziation kann die Bezogenheit auf einen sozialen Roboter zwar vorübergehende Stabilisierung ermöglichen (HK 2), mittelfristig aufgrund der Defizite bzw. des Ausschlusses zwischenleiblicher Resonanz (HK 1) jedoch zur Quelle von Irritation, Spannung, Unsicherheit und Enttäuschung werden (HK 2).

Die Unterscheidung zwischen den intrapsychisch abgehandelten und den intersubjektiv ausgelebten Dissoziationen untermauert die Bedeutung der zwischenleiblichen Beziehung zwischen Menschen im Vergleich zur einseitigen Beziehung (bzw. Bezugnahme) des Menschen auf einen sozialen Roboter: Bei projektiven Identifikationen in zwischenleiblichen Beziehungen, beispielsweise im Falle von Enactments, kann die Auflösung der Dissoziation nur geschehen, wenn ein emotionaler Prozess *zwischen* den Beteiligten stattfindet; dabei kann die kognitive Interpretation insbesondere ein Enactment zusätzlich verstärken und die Dissoziation manifestieren (A. N. Schore, 2012, S. 133). Diese Erkenntnis ist insbesondere hinsichtlich des Einsatzes von *Psychotherapierobotern* von Bedeutung, die primär auf der Ebene der verbalen Interaktion und auf der interpretativen Ebene operieren. Im technologisch distinguierten Fall können zwar auch Therapieroboter somatische Marker (*embodiment*) messen und in die programmierte Erwiderung integrieren, sie können jedoch das spontane Momentum des Mitfühlens und des resonanten Verstehens, wie es über den Austausch »der beiden rechten Hirnhälften« von zwei Menschen erlebbar wird, qualitativ nicht simulieren. Da die verbale Codierung dieser Inhalte meist fehlt, müssten sich Verstehen und Resonanz auf der zwischenleiblichen Ebene ereignen.

Aus alltagspraktischer Sicht setzt der menschenzentrierte, sinnvolle Einsatz von KI-Tools in sozialen und therapeutischen Bereichen voraus, dass die psychologischen und sozialpsychologischen Effekte, die Veränderung von gesellschaftlichen Mustern und Trends thematisiert werden. Als Ziel der Integration von KI in die Psychologie wird beispielsweise von der American Psychological Association (APA) festgehalten, dass es nicht nur auf die konkreten Effekte von KI auf die mentale Gesundheit und therapeutischen Prozesse ankomme, sondern auch auf das Aufzeigen und Eindämmen der Verbreitung von Fehlinformationen und Vorurteilen (American Psychiatric Association, o.J.).

Abgesehen von den gesellschaftlichen Einsatzmöglichkeiten von KI, die es von Disziplinen wie der Psychologie, Soziologie und Ethik aktiv mitzugestalten gilt, gehört es u.a. zu den Aufgaben der Psychologie, dazu beizutragen, dass die Entwicklung und Verbesserung von digitalen Werkzeugen sich auf Verhalten und Wohlbefinden in einer Weise aus-

wirkt, die mit ethischen Prinzipien wie den Menschenrechten vereinbar ist. KI-Systeme, die auf den Markt kommen, sollten »sicher, effektiv und gerecht sein, wobei unbekannte, unbeaufsichtigte und ungerechte Auswirkungen reduziert werden müssen« (American Psychiatric Association, o.J.). Zu diesen normativen Wertsetzungen, die von der APA als forschungsleitend gesetzt werden, gehört die Berücksichtigung von Diversität und die Sicherstellung des Nutzens für Kinder, Erwachsene und Gesellschaft.

Die normativen Vorgaben, wie sie u.a. die APA ausformuliert, sind eine wesentliche Grundlage für die Regulierung von Sprachmodellen und sozialen Robotern in der Praxis. Gleichzeitig stellen sich auch hier die bereits bekannten Schwierigkeit der Nachregulierung vor dem Hintergrund der Tatsache, dass die schnellen Entwicklungsprozesse oftmals zu unverzüglichen Regulierungen greifen müssten, um überhaupt eine Regulierung anbieten zu können. Entwicklung, Implementierung und Kontrolle von Sprachmodellen und KI-Technologien finden aus ethischer Sicht unter nicht-idealen Bedingungen statt.

Zwischen den theoretischen Vorsätzen und der praktischen Regulierung besteht ein Graubereich. Darüber hinaus stellen sich aus dem psychodynamischen und dissoziationstheoretischen Standpunkt unzählige Fragen – u.a. dazu, wie sich der Verzicht zwischenleiblicher Interventionen auf Lernprozesse oder den langfristigen Verlauf psychischer Störungen auswirkt. Ein weiteres Feld von interdisziplinären Forschungsfragen eröffnet sich: Welche Aspekte der zwischenmenschlichen Interaktion fallen weg, wenn spezifische Kompetenzen isoliert an KI-Tools oder autonome Selbst-Objekte wie soziale Roboter delegiert, entsprechende Symptome durch solche gegebenenfalls zwar gegenständlichen, aber doch *unbelebten* Technologien behandelt werden? – Wie wirkt sich der Wegfall der Leiblichkeit auf die kurz-, mittel- und langfristigen (dissoziativen) Bewältigungsstrategien, auf Lern- oder Therapieerfahrung aus? Wie verändern sich Erlebens- und Vertrauensspielräume? Wie gewährleisten Bildungsinstitutionen angesichts der zunehmenden allgemeinen Verfügbarkeit und Normalisierung von generativer künstlicher Intelligenz eine verlässliche evidenzbasierte und wahrheitsorientierte Wissensvermittlung und den Schutz vor Desinformation? Wie können Minderjährige und Menschen unabhängig von ihrem Alter vor Schaden wie Verleumdung oder Erpressung durch Deepfakes und der psychisch potenziell schädigenden, ungefilterten Flut u.a. von Bildern mit Gewalt und pornografischen Inhalten geschützt werden? Wie kann dem (durch die OECD (2025, S. 23) erhobenen) Wunsch von Kindern und Jugendlichen nachgekommen werden, dass sie geschützt, aber nicht kategorisch von Plattformen ausgeschlossen werden wollen? Dass sie nicht für kommerzielle Zwecke ausgenutzt werden, dass Plattformen aufhören, Daten über sie zu sammeln oder ihnen schädliche oder falsche Informationen zeigen? Wie können die Tugenden von Selbstregulation und Selbstbeschränkung innerfamiliär unterstützt, vorgelebt und kultiviert werden, sodass ein kompetenter, reflektierter und selbstbestimmter Umgang mit digitalen Technologien bereits ab Beginn der frühen Entwicklung gefördert wird?

8. Schlussfolgerung und Umriss einer psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft

Dissoziation wurde als psychische und sozialpsychologische Reaktion auf *Überforderung* eingeführt. Menschen sind mit ihren zivilisatorischen Bedingungen grundsätzlich herausgefordert – und zumindest streckenweise psychisch *überfordert*. Als psychischer Schutzmechanismus gegen Überforderung hat Dissoziation mannigfaltige Facetten. Ihre Auswirkungen auf die mentale Gesundheit des Einzelnen, auf dessen intersubjektive, zwischenleibliche Beziehungsgestaltung wie auch auf die Entwicklung eines sinnhaften Selbst- und Weltverständnisses wurden als Spektrum von funktionalen und dysfunktionalen Phänomenen dargestellt. Überforderung kann als mögliche Ursache psychischer Störungen, von Beziehungsstörungen und Störungen der Sinnhaftigkeit fungieren – und dies sowohl auf individueller wie auch gesellschaftlicher, kollektiver Ebene. Gleichermaßen kann sie jedoch als Anstoß zur Überwindung dieser Störungen wirken, zu einem inneren Antrieb für Entwicklung und Individuation werden.

Digitalisierung ist ein epochales Faktum. Die lebensweltlichen und kollektiven Veränderungsprozesse bergen neben Chancen auch ein schwer abschätzbares Überforderungspotenzial. In Anbetracht dessen macht sich eine *psychodynamisch informierte Ethik der digitalen Gesellschaft* zur Aufgabe, sowohl funktionale Dissoziierungen und Dissoziationen auf individueller wie kollektiver Ebene zu beschreiben als auch dysfunktionale Dissoziationen zu prävenieren, bestehende zu erfassen und gegebenenfalls orientierend bzw. regulierend darauf einzuwirken. Dies geschieht vor dem Hintergrund eines personalen Menschenbildes, wie es dem aktuellen psychodynamischen Verständnis zugrunde liegt. Aus kritisch-theoretischer Sicht interessieren die Zusammenhänge zwischen Dissoziationsphänomenen und Entfremdungserscheinungen in der digitalen Gesellschaft und Lebenswelt.

Im Folgenden wird das Konzept *einer psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft* umrissen und seine wissenschaftliche Anschlussfähigkeit diskutiert. Mit einem Ausblick auf die Verbindung der vorliegenden Theorie mit der Praxis der Psychotherapie und Psychoanalyse wird geschlossen.

8.1 Ausgangslage: Dissoziation, Dissoziierung und die Rolle der Digitalisierung

Dissoziation und Dissoziierung als menschliche Grundfunktion: Angenommen wurde, dass Dissoziation als *Dauerbegleiterin* zum menschlichen Lebensvollzug gehört. Ausgedrückt wurde das im Axiom: *Man kann nicht nicht dissoziieren*. Im reflexiven, auf sich, andere und die Welt bezogenen Modus kann und sollte diese Faktizität – gerade im Kontext einer digitalen Gesellschaft – anerkannt werden. Dissoziation *stabilisiert* das Erleben, trägt aber ein *Spannungs- und Irritationspotenzial* mit sich. Ob sie gesund oder krankhaft ausgeprägt ist und wirkt, hängt vom individuellen Profil, der jeweiligen Situation und der (u.a. sozialen) Umwelt ab. Im bewussten Umgang mit der dissoziativen Natur des Menschen kann eine *funktionale Dissoziierung* »aktiv« der bewussten Lebensbewältigung dienen. Werden demgegenüber dysfunktionale, pathologische Dissoziationen und Dissoziierungen nicht als solche anerkannt und verarbeitet, können sie zu psychischen Problemen und sozialpathologischen Entwicklungen führen.

Die Auseinandersetzung mit diesen Zusammenhängen und Folgen wurde als eine *ethische Aufgabe* identifiziert: Es scheint insbesondere im Hinblick auf die pathogenen und konflikthaften Folgen unaufgelöster, dysfunktionaler Dissoziationen angezeigt, die axiomatische Faktizität der *Dissoziabilität* von Einzelpsyche *und* Kollektiv anzuerkennen, hermeneutisch zu untersuchen sowie die daraus gewonnenen Erkenntnisse in den Lebensvollzug und in die sozialphilosophische Gesellschaftskritik zu integrieren.

Digitalisierung als Verstärkerin von Dissoziationsprozessen und -phänomenen

Die Digitalisierung hat mit ihren bahnbrechenden technologischen Innovationen zu einem globalen Kulturwandel geführt. Ein anschauliches Beispiel dafür ist die generative künstliche Intelligenz, erfahrbar u.a. über die Open Source ChatGPT. Im Zuge bewusster, regulierter Nutzung können digitale Technologien individuelle Lernprozesse profilspezifisch fördern, zur wirtschaftlichen Effizienz und sozialen Vernetzung beitragen. Gleichzeitig scheinen digitale Technologien ein historisch unvergleichliches *Überforderungspotenzial* zu besitzen. Sie haben das Potenzial, *zu verbinden wie auch zu trennen*: Gerade die digitalen Informations- und Kommunikationstechnologien, die Identität und Beziehungen in der digitalen Lebenswelt prägen, erlauben es mitunter, »bislang Getrenntes zu verbinden« und »bislang Verbundenes zu trennen«.

Es wurde entsprechend die Annahme vertreten, dass die Digitalisierung die »natürliche« Überforderungstendenz des Menschen maßgeblich verstärkt: Die anhaltende Reizüberflutung durch digitale Medien, die veränderten – insbesondere virtuell erlebten – Kommunikations- und Beziehungsweisen, Einflüsse der »Dopamine Economy« auf Aufmerksamkeitslenkung und mentale Autonomie wie auch die ungeklärten Grundsatzfragen, welche menschlichen Aufgaben und Kompetenzen an künstlich intelligente Maschinen delegiert werden *sollen*, befördern Verunsicherung und Überforderung. Die attestierte weltweite Polykrise – die Covid-19-Pandemie, die Klimakrise, verschiedene militärische und Kulturkriege, globale politische Machtverschiebungen usw. – verstärkt die kollektive Wahrnehmung von Stress, Ängsten und Unsicherheit zusätzlich. In diesem gleichsam dauer-überforderten Lebensgefühl der digitalen Epoche *reproduzieren* und *normalisieren* digitale Technologien in ihrer Wirkung auf kognitive und emotionale Verarbei-

tungsprozesse nicht nur funktionale, sondern insbesondere *dysfunktionale* Dissoziationen bzw. Dissoziierungen als psychische und kollektive Bewältigungsmechanismen. Als besonders betroffene und schutzbedürftige Gruppe mit Bezug auf die Normalisierung und Stagnation dysfunktionaler Dissoziationen in der digitalen Epoche wurden Kinder und Jugendliche identifiziert.

Vor dem Hintergrund des *personalen Menschenbildes* wurde davon ausgegangen, dass eine gesunde Entwicklung von Kindern und Jugendlichen auch in der digitalen Gesellschaft eine ausreichend gute (»good enough«) Erfahrung zwischenleiblicher Beziehungen voraussetzt. Aus ethischer Sicht habe ich gefordert, das Augenmerk auf entwicklungsmäßig frühe und persistierende Überforderungsrisiken im digitalen Alltag zu verstärken. Mit Blick auf die Überwindung von Überforderung, zum Schutz vor (Selbst-)Entfremdung und stagnierendem psychischem Leiden habe ich – auf den ersten Blick paradoxerweise – die bewusste Ausbildung der *Fähigkeit einer funktionalen Dissoziierung* im Umgang mit der digitalen Alltagswelt vorgeschlagen. Diese *resonanz- und anerkennungsorientierte* Dissoziierung umfasst zum einen die Kultivierung der *Selbstbeschränkung* und der *Selbstregulation*. Zum anderen umfasst sie eine achtsame Beziehungsgestaltung und das Streben nach einer zuträglichen digitalen Kultur. Eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen und der kollektiven Dissoziabilität und Dissoziationsfähigkeit wird im Hinblick auf ein gutes Leben in einer gerechtigkeitsorientierten digitalen Gesellschaft als fruchtbar erachtet. Sie erweitert das Verständnis für den Prozess der Entwicklung und Identitätsfindung, für die Voraussetzungen und Blockaden gelingender Beziehungen und eines ethischen gesellschaftlichen Miteinanders. *Funktionale Dissoziierung* wird in der digitalen Gesellschaft zu einer *Kernkompetenz*.

Die Fähigkeit zur *funktionalen Dissoziierung* zielt auf digitale Reife in dem Sinne, dass ein ausreichendes Maß an mentaler Autonomie und ausreichend präsenter, aufmerksamer Selbstwirksamkeit beim Subjekt dazu beitragen kann, die digitalen Technologien in einer verfeinerten Abstimmung mit dem individuellen psychischen Wohlbefinden, den Anforderungen zwischenleiblicher Beziehungen und denjenigen der demokratischen Sittlichkeit im weitesten Sinne zu nutzen und zu regulieren. Während *dysfunktionale Dissoziationen* wie Abwehrmechanismen, Detachierungen oder Kompartmentalisierungen Freiheitsräume beschränken, zielt die Kultivierung einer bewussten, aktiveren Fähigkeit zur funktionalen Dissoziierung auf die Erweiterung und Rückeroberung von Spielräumen der individuellen und sozialen Freiheit in der digitalen Gesellschaft. Diese Kultivierung orientiert sich an den anthropologischen Grundvoraussetzungen funktionierender sozialer Kooperation und an den Voraussetzungen der mentalen Gesundheit: an einer ausreichenden Balance zwischen Sicherheits-, Erregungs- und Autonomiebedürfnissen, an Beziehung und der Entwicklung einer als sinnhaft erlebten Existenz.

Normatives Ziel ist eine digitale Gesellschaft, in der die Einzelnen durch einen reflektierten Umgang mit Dissoziation, Selbstregulierung und Anerkennung u.a. der eigenen Irrtumsanfälligkeit zu einem beziehungs- und kooperationsorientierten, demokratischen Zusammenleben beitragen.

8.2 Normatives und sozialphilosophisches Standbein einer psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft

Mit Blick auf den sozialphilosophischen Anspruch, (Selbst-)Entfremdungsprozesse innerhalb der jeweiligen Gesellschaft bewusst zu identifizieren und zu adressieren, hat sich gezeigt, dass die – ursprünglich im Kontext der *Lebensphilosophie* eingeführte – Kombination von wissenschaftlicher Psychologie und Ethik in der digitalen Epoche von ungebrochener Aktualität ist. Es wurde für ein hermeneutisch und phänomenologisch erweitertes Verständnis der Psychologie des Menschen argumentiert, wie es die Tiefenpsychologie mit ihrer Orientierung an unbewussten Prozessen und den Verbindungen zu kulturellen Entwicklungen im Kollektiv spezifisch untersucht. Diese spezifische Ausrichtung ermöglicht Querverbindungen zur Sozialphilosophie und Ethik. Dieser Anschluss ist aus methodisch-systematischer Sicht unabdingbar, um die Fragen nach dem normativ leitenden Menschenbild (siehe nächster Abschnitt), nach dem guten Leben in der digitalen Gesellschaft und nach der »guten und gerechten« digitalen Gesellschaft überhaupt und immer wieder neu reflektieren zu können. Umgekehrt wird damit die *Ethik* der Gesellschaft gleichermaßen zu einer *Kritik* derselben.

Im Zentrum der psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft ruht das Axiom der individuellen und kollektiven *Dissoziabilität* als Erklärungsfaktor für die unhintergehbare, intrinsisch spannungsgeladene Polarität von Psyche und Gesellschaft: Aus diesem Zentrum heraus machen (unbewusste) Dissoziationsmechanismen und (bewusste) Dissoziierungsfähigkeiten sowohl funktionale Selbstschutzstrategien wie auch dysfunktionale, (selbst-)zerstörerische und dehumanisierende Bewältigungsstrategien auf individueller und kollektiver Ebene erklärbar. Auf dieser Grundlage orientiert sich die *normative Stoßrichtung* der hier entworfenen psychodynamisch informierten Ethik an aktuellen kritisch-theoretischen Leitwerten der *Resonanz* und der (nicht nur entwicklungspsychologisch, sondern auch normativ gehaltvollen, als Grundbedingung sozialer Kooperation unverzichtbaren) *Zwischenleiblichkeit*. Ebenfalls berücksichtigt werden traditionelle anerkennungstheoretische Werte wie die *individuelle* und *soziale Freiheit*. Das Grundverständnis der Kritischen Theorie, die in sich die Politische Theorie im Interesse der Selbstverwirklichung, der Anerkennung und Autonomiefähigkeit des Subjekts an einer (psychodynamisch gestützten) Subjekttheorie mitorientiert, wird beibehalten und insbesondere um die Einsichten der *modernen Bindungstheorie* erweitert.

Zu den normativen Prämissen gehört weiter, dass Ethik, Gemeinschaft, Identität und Kultur um das anhaltende und bewusste, diskursiv ausgetragene Ringen um Werte und moralische Orientierung nicht umhinkommen. Es wurde darauf hingewiesen, dass dies kein Bekenntnis zu einer »Einheitsmoral« bedeutet, sondern ein pragmatistisches Bekenntnis zur fortwährenden, kritisch-reflexiven Auseinandersetzung mit geltenden Normen, Werten und Wahrheiten im Interesse von Menschen und Gesellschaft. Mit Blick auf die »Standardfehler«, die sich in die wissenschaftliche, insbesondere auch die aktuelle moralphilosophische und ethische Reflexion eingeschlichen haben, gehört zu diesem Anspruch die *revidierte Gewichtung von Menschenrechtsfragen* sowie die *Kritik von Menschenrechtsverletzungen*, die spezifisch im Kontext der digitalen Gesellschaft identifiziert werden (vgl. Kap. 6.3.3).

Gegenwärtige Entwicklungen der akademischen Philosophie und Wissenstheorie, gekennzeichnet durch einen Trend zur Grounded Theory und zur einseitigen Abstützung der theoretischen (Wahrheits-)Annahmen auf empirische Fakten, widersprechen der Grundvoraussetzung des Erlangens menschlicher Selbstkenntnis und Intersubjektivität, wenn sie nicht in einem Gleichgewicht zu Weltanschauungen und Erlebniswahrheiten der Menschen stehen. Wenn die wissenschaftliche Abbildung der Weltwahrheit auf das Vermessbare, Steuerbare und Sichtbare beschränkt bleibt, öffnet sich ein tiefer Graben zum unmittelbaren menschlichen *Erleben*. Das Subjekt kann sich als Teil der vermessenen Welt verstehen, sich dessen Narrativ anpassen und z.B. der Selbstoptimierung verpflichten. Übernimmt es die Weltanschauung der aktuellen Wissenschaftsparadigmen, muss schlussfolgernd aus den bisherigen Darlegungen jedoch ein großer Teil dessen dissoziiert werden, was anthropologisch und psychologisch als Voraussetzung für soziale Kooperation, Selbstwerdung, Individuation und Entwicklung moralischer Anerkennungsfähigkeit verstanden wird.

Erneut drängt sich an dieser Stelle die Klärung und der Abgleich unterschiedlicher Vorstellungen des guten Lebens auf: Der *Transhumanismus* beispielsweise verspricht die Befreiung des Menschen von Leid und Einschränkungen bis hin zur »Befreiung« von der Sterblichkeit. Aus diesem Menschen- und Weltbild resultieren andere normative Konsequenzen als die beschriebenen. Demgegenüber geht eine humanistisch orientierte Kultur davon aus, dass Leiden und die Integration des Unvollkommenen, der menschlichen Grenzen und selbst der Sterblichkeit Ursprung von Individuation und ethischer, demokratischer Sittlichkeit wie einem sinnhaft erlebten Lebensvollzug sein können. Die Förderung insbesondere der *demokratischen Sittlichkeit* und einer Anerkennungskultur zielt insgesamt darauf ab, eine Friedenskultur zu schaffen und zu erhalten. Denn nicht nur die soziale Kooperation, sondern auch destruktive Phänomene wie die »Kriegsführung« im Sinne kollektiver, absichtlicher, tödlicher Gewalt zwischen Gruppen gehören aus anthropologischer Sicht als Disposition und wiederholte Faktizität seit jeher zum Menschen (Overy, 2024, S. 15). Mit der Möglichkeit der Selbstzerstörung und machtpolitischen »Kriegsführung« muss folglich aus ethischer und psychodynamischer Sicht ebenso gerechnet werden wie mit der heilsamen Kraft und Sicherheitsstiftung ausreichend guter Selbstregulierung, Beziehung und sozialer und politischer Kooperation.

In der westlich-liberal verstandenen Demokratie, in der das Volk (*demos*) zum Ausgangspunkt der Regierungsmacht geworden ist, indem die Einzelwillen im Interesse des individuellen und kollektiven Wohls und der Gerechtigkeit einem Gemeinwillen unterstellt werden, muss die normative Analyse des Zusammenwirkens subjektiver und kollektiver Dynamiken, Selbst- und Weltverständnisse angesichts zivilisatorischer Veränderungen debattiert werden. Bürger*innen, die fähig sind zur sachbezogenen Meinungsbildung, ein moralisches Bewusstsein entwickeln und soziale Verantwortung tragen, die ein Interesse an der Mitbestimmung, die Fähigkeit zur Perspektivenübernahme und zur zeitweiligen Abstandnahme von egozentrischen Bedürfnissen zeigen können (z.B. *losers consent*), sind unabdingbare Voraussetzung (*conditio sine qua non)* dieser (zumindest westlich-liberal verstandenen) Demokratie.

Eine tragende, Diskurs, Dissens und Polarisierung aushaltende politische Kultur basiert mitunter darauf, dass die Mitglieder der Gesellschaft eine Sozialisierung erleben, in der sie auf der Ebene der Persönlichkeitsentwicklung in ihrer Selbstregulation unter-

stützt werden, was u.a. durch die frühe Affektregulierung in Beziehung zu Bezugspersonen und durch Bildung basal erworben wird. – Die Schaffung von Voraussetzungen für die jüngsten und vulnerabelsten Mitglieder der Gesellschaft, die eine genügend sichere und altersspezifisch angepasste Beziehungs- und Bildungsgrundlage erhalten sollten, um sich sowohl in engen familiären Beziehungen wie auch später in Peergruppen, Teams und als mündige politische Subjekte aufgeklärt und präsent zu beteiligen, bleibt das stärkste Argument für die Aufrechterhaltung der Forderung der Kritischen Theorie, die Verbindung von Subjekttheorie und Politischer Theorie beizubehalten.

Dadurch, dass die Bewältigung der ethischen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Herausforderungen insbesondere der digitalen Gesellschaft die Verbindung von *Subjektkritik* (Einblick in individuelle psychische Prozesse und Erleben) und *Gesellschaftskritik* (Analyse und Kritik kollektiver Strukturen und Entfremdungsphänomene) voraussetzt, müssen schließlich auch *unbewusste* und *kollektive* Dynamiken berücksichtigt werden. Konzeptuell anspruchsvoll ist hinsichtlich der postulierten *Dissoziabilität des Kollektivs* das Verständnis des »gesellschaftlichen Unbewussten«. Eine u.a. auf der Erkenntnisgrundlage der modernen Bindungstheorie aktualisierte psychodynamische Subjekttheorie muss auch der unbewussten Einbettung des Subjekts in seinen *familiären und kulturellen Zusammenhang* bzw. dem Einfluss u.a. der *relationalen und virtuellen Umgebung* der Persönlichkeitsentwicklung ausreichend Rechnung tragen. Dieses Vorhaben setzt auch eine hermeneutisch-analytische Auseinandersetzung mit *dem* »kollektiv/gesellschaftlich Unbewussten« und die konzeptuelle Klärung des Begriffs *eines* »kollektiven/gesellschaftlichen Unbewussten«[1] als Risiko- und Entwicklungsfaktor für Mensch, Gesellschaft und Kultur voraus.

8.3 Die psychodynamische Subjekttheorie als Standbein einer Ethik der digitalen Gesellschaft

Weil »unser unbewusstes Fühlen und Sehnen« und nicht »unser Verstand oder die Vernunft« zur »kapitalistischen Goldgrube in der digitalen Gesellschaft« geworden ist, drängt sich dieses *unbewusste Fühlen und Sehnen* mit neuer Forschungsrelevanz auf (Damasio, 2017). In der digitalen Epoche sind damit eine um die *psychodynamische Subjekttheorie* erweiterte Wissenschaft der Psychologie und ein *phänomenologisch-hermeneutischer Zugang zur Lebenswelt*, namentlich zum subjektiven und kollektiven Erleben der Wirklichkeit, Grundbaustein eines gesunden, prospektiven Umgangs mit den Möglichkeiten digitaler Technologien. Gerade in der digitalen Epoche erhält das phänomenologisch fassbare unmittelbare menschliche *Erleben* verstärkt normatives Gewicht.

Die *introspektive Wahrnehmung* der Wirkung digitaler Technologien auf die eigene mentale Gesundheit, Affektivität, körperliche Bewegung, Beziehungspflege etc., aber auch die *reflektierte Diskussion* dieser Wirkungen mit Bezugspersonen ist als Schutz und Signalisation vor (Selbst-)Entfremdung aussagekräftig. Digitale Technologien,

1 Zur Debatte vgl. die Aufsatzsammlung Mertens et al., 2025, Einleitung. Vgl. auch Kurzübersicht in Kap. 4.3.3 in diesem Buch.

insbesondere die sozialen Medien, lassen sich als Einflussfaktoren auf Aufmerksamkeit, Beziehung und mentale Autonomie ebenso wenig aus der Ätiologie-Forschung psychischer Störungen ausklammern wie aus der ethischen Forschung mit ihren Vorstellungen eines guten Lebens und der gerechten digitalen Gesellschaft. Angesichts dieser Einsicht scheint die psychodynamische Theorie – als Teildisziplin der psychologischen Wissenschaft, die sich der Analyse, Theoretisierung und Behandlung dieses inneren Erlebens und der korrelierenden psychischen und sozialpsychologischen Dynamiken widmet – eine Leerstelle zu füllen: Die unzureichend regulierte Exposition und die vielfach fehlenden Selbstkontrollmechanismen mit Bezug auf soziale Medien und digitale Technologien gehen mit nachweislichen Risiken für die psychische Gesundheit insbesondere von Kindern und Jugendlichen einher. Die Auseinandersetzung mit den frühkindlichen Bedürfnissen und Entwicklungen, auch im Kontext mutmaßlicher Veränderung (beispielsweise beim Erwerb der Symbolisierungsfähigkeit), die sich in Anbetracht der ontogenetisch bzw. biografisch frühen Beeinflussung durch digitale Technologien ergibt, setzt eine entwicklungspsychologische und psychodynamische Verständnisgrundlage voraus: Bereits in den frühsten Lebensjahren, in den familiären und gruppenspezifischen Sozialisationsprozessen, werden die Grundlagen für die Fähigkeiten zur mentalen Autonomie, Empathie und Aufmerksamkeits- wie zur Impuls- und Handlungskontrolle – und nicht zuletzt zur *funktionalen Dissoziierung* – gelegt. Mentalisierungserfahrungen und Primärbeziehungen werden dadurch zur Grundlage der gemeinschaftlichen und politischen Kultur, einer gemeinsamen moralischen Wertsetzung und des Vermögens zur *Bürgertugen*d im weitesten Sinne.

Wird ein *psychodynamisches Menschenbild* als Grundlage für die sozialphilosophische Subjekttheorie aktualisiert, wie dies mit der Theorie der Dissoziation vorgeschlagen wird, bedeutet dies primär ein Bekenntnis zur anhaltenden Bedeutsamkeit einer *Tiefenhermeneutik des Subjekts*: Über die Orientierung an Gerechtigkeitsfragen hinaus werden die subjekttheoretischen Voraussetzungen einer ausreichend gesundheitsfördernden psychischen Entwicklung (*Entwicklungsfrage*), die relationalen und sozialen Bedingungen gelingender Beziehungen zu Selbst, anderen und Welt (*Beziehungsfrage*) sowie die Voraussetzung einer selbstwirksamen Auseinandersetzung mit der eigenen Autonomie, der sozialen Verantwortung und dem Lebenssinn (*Sinnfrage*) verstärkt in die Diskussion über eine gute und gerechte digitale Gesellschaft aufgenommen. Kommt die Behandlung dieser drei Fragen im digitalen Zeitalter zu kurz, steigt das Potenzial für die Entstehung psychischer Störungen und sozialpathologischer Entfremdungserscheinungen.

Die Wiederintegration psychodynamischer Erkenntnisse verlangt nach einer Sprache, die für das »Subjekt der digitalen Gesellschaft« verstehbar ist. Denn nur so kann das Bewusstsein für die Bedeutsamkeit unbewusster individueller und kollektiver Dynamiken geschärft und die Rede über »das Psychische« wiederaufgenommen werden. Die Vorstellungskategorie des *Psychischen/Seelischen* ist für die Selbstreflexion, Narration und Individuation des Einzelnen ortend – nicht, um einen metaphysischen Begriff der Seele im Zeitalter der Digitalisierung wiederzubeleben, sondern um die Erkenntnisrelevanz des eigenen Erlebens, Räsonierens und Empfindens aufzuwerten.

Entsprechend wurde die Ansicht vertreten, dass ein nicht-ideologisierter psychodynamischer Begriff der Person (vgl. Kap. 3, insbesondere Kap. 3.5.1) und ein allgemeiner Begriff »psychischer Gesundheit« konzeptualisierbar und sinnvoll beizubehalten sind.

Ein solcher Personenbegriff scheint auch mit Blick auf eine kritisch-theoretische Subjekttheorie legitim und damit verträglich zu sein: Er ist wichtig für die Selbstbehauptung und *Selbstbestimmung* des Individuums sowohl gegenüber Maximen der gesellschaftlichen Überanpassung, der Beschleunigung und Selbstoptimierung wie auch für die individuelle Persönlichkeitsentwicklung, die Aufrechterhaltung einer der mentalen Gesundheit zuträglichen individuellen Lebensführung und für die Priorisierung von zwischenleiblichen Beziehungen im Verhältnis u.a. zu generalisiertem Stress und Anpassungsdruck. Dies setzt jedoch auch die Bereitschaft voraus, von etablierten, z.B. klassisch-orthodoxen psychoanalytischen Begrifflichkeiten zugunsten einer moderaten psychodynamischen Sprache hinreichend Abstand zu nehmen.

Die psychodynamische Subjekttheorie geht im Vergleich zur Psychopathologie über die Analyse von Störungsbildern hinaus. Sie vertieft insbesondere auch das Verständnis für die Anforderungen einer »gesunden« Entwicklung. Dafür gilt es, psychische Entwicklung als prozesshaftes, nicht lineares und immer wieder überraschendes, unvorhersehbares Geschehen aufzuzeigen und in seiner Finalität sowie den Möglichkeiten eines (u.a. posttraumatischen) Wachstums zu würdigen. Die Anerkennung des Innerpsychischen, das mit dem relationalen, sozialen Geschehen verflochten ist, kann das Subjekt – gerade in der digitalen Epoche – stärken.

Kardinalstugenden des vorgeschlagenen psychodynamischen Theoretisierens sind damit einerseits die *anhaltende Reflexion* und andererseits das *gezielte hermeneutische Aufspüren von Dissoziationen*. Die in dieser Arbeit entwickelten *hermeneutischen Kriterien* von (1) *Auswahl/Ausschluss (Nicht-Realisation)*, (2) *Spannung/Irritabilität*, (3) *Regulation/Stabilisierung* und (4) *Prozesshaftigkeit/Offenheit* können im Sinne eines systematischen Instrumentariums beim Erkennen und Einordnen psycho- und gruppendynamischer Dissoziationen nützlich sein.

Vor dem psychodynamischen Hintergrund wird schließlich die *Dissoziabilität der Psyche* mit Bezug auf motivationale *Sicherheits-, Erregungs- und Autonomiebedürfnisse* konzeptualisierbar. Dabei handelt es sich um Bedürfnisse, die bereits die frühkindlichen, aber auch die lebenslang anhaltenden menschlichen Entwicklungsprozesse motivieren. Das Potenzial des psychodynamischen Ansatzes für konkrete, praktisch umsetzbare *ethische Forderungen* kann am folgenden Beispiel illustriert werden: Angesichts der durch Beschleunigung und »always-on«-Tendenzen aufrechterhaltenen *Überstimulation des Erregungssystems*, bei dem Stressgefühle, Daueraufmerksamkeit und -anspannung normalisiert werden, würde das Subjekt von einer (gesellschaftlichen) erneuten *Aufwertung*, *Unterstützung* und zurückgewonnenen *Normalisierung* des Bedürfnisses nach *Introversion und Introspektion*, nach *Selbstbeschränkung, Resonanz* und *Eigenzeit* profitieren.

Die zeitweise »Rückeroberung des inneren Raumes« als einer legitimen Entwicklungsoase der Person, als intimes Feld, in dem Einflüsse aus der virtuellen und aus der analogen Realität prozessiert und mit dem Eigenen in ein Verhältnis gebracht werden können, setzt *soziale Sicherheit* voraus. Soziale Sicherheit wiederum beinhaltet, dass dem Subjekt von anderen in Beziehungen zugestanden wird, dass sein Bestreben nach Selbstsorge und (*mentaler) Autonomie* anerkannt wird. Entwicklungspsychologisch setzt ein *Alleinseinkönnen*, das zur Erholung und Stabilisierung beiträgt (und nicht als *Einsamkeit* empfunden wird), die zwischenleibliche Erfahrung des *Bei-sich-bleiben-Könnens* in der Gegenwart des anderen voraus. Hinsichtlich der unterschiedlichen motivationalen Sys-

teme von Bindung, Erregung und Autonomie bleibt die (funktionale) Abstimmung dieser Bedürfnisse in Beziehung zu *Vertrautem* wie auch zu *Fremdem* lebenslang für den Umgang mit Überforderung, Resilienz und insgesamt für die mentale Gesundheit relevant. Geraten Bindungs-, Erregungs- und Autonomiebedürfnisse in ein Missverhältnis, werden dissoziative Bewältigungsstrategien befördert.

8.4 Von der Theorie in die Praxis: Psychodynamische Subjekttheorie im Verhältnis zur zeitgenössischen psychodynamischen Therapie

Ausgehend vom Entwurf einer psychodynamischen Subjekttheorie stellt sich zum Abschluss in praktischer Hinsicht die Frage nach deren *Übersetzung in die zeitgenössische psychodynamische Therapie* – bzw. nach den Konsequenzen für eine psychodynamische Therapieform. »Psychodynamische Theorie« ist in besagter Weise ein weites und kontroverses Feld. Es reicht von der klassischen Psychoanalyse zur Ich-Psychologie, von der Objektbeziehungstheorie zur Selbstpsychologie, von der Lacan'schen Analyse zur Daseinsanalyse, von der Analytischen Psychologie zur relationalen Psychoanalyse – und schließt mittlerweile auch systemische, gestaltorientierte und körpertherapeutische Psychotherapieformen mit ein. Es wird immer wieder gemunkelt, dass Patient*innen bei Freudianern »freudianisch« träumen, bei Jungianern »jungianisch« etc. – Es scheint nach wie vor legitim und bereichernd, dass es verschiedene psychodynamische *Theorien* gibt. Sie alle können als orientierende, kohärente Schemata in der jeweiligen Therapie dienen, sofern die therapeutische Beziehung tragend und ausreichend abstinent ist. Abhängig davon, wie sich die unterschiedlichen Analytiker*innen in unterschiedlichen Theorien beheimaten, arrangiert und findet idealerweise auch der*die Patient*in seine*ihre Passung im jeweiligen Setting.

Zugleich scheint diese Differenz zwischen den unterschiedlichen Theorien nur so lange legitim, wie die je eigenen Prämissen und Annahmen der psychodynamischen Theorien immer wieder von Neuem am wissenschaftlichen Erkenntnisstand geprüft und aktualisiert, die klinischen Standards eingehalten und die medizinischen Notwendigkeiten erfasst werden. Mit der Offenheit gegenüber der psychodynamischen Diversität geht also auch die Forderung einher, dass beispielsweise die Erkenntnisse der modernen Bindungstheorie, der Embodimentforschung und der neurowissenschaftlichen Intersubjektivitätstheorie als »Bottom Line« bekannt sein sollten. Als Konsequenz dieser Bottom-Line-Forderung erwächst eine Sensibilisierung für das (prozesshafte) *Erleben* von Zwischenleiblichkeit, Affekt- und Stressregulation, von Fehlabstimmungen, von Resonanz- und Kohärenzerfahrungen als *psychosoziophysiologischer Grundstruktur* von Entwicklung und Beziehung. Diese Sensibilisierung zieht wiederum nach sich, dass Modelle einer ausschließlichen Gesprächstherapie (»talking cure«) *methodisch* erweiterungsbedürftig sind, dass beispielsweise kreative und bewegungsorientierte Techniken als Ergänzungsmethoden auch im analytischen Setting ihren festen Platz einnehmen dürfen.

Sichtbar wird also, dass psychodynamisch orientierte *Therapieformen* sowohl vor dem Hintergrund der (auch neurobio- und psychologischen) *Bedeutung der zwischenleiblichen Interaktion* und des Embodiments von Gefühlen, Erinnerungen und Wahrnehmungen als

auch vor dem Hintergrund des *digitalisierungsbedingten Wandels der Lebenswelt* von einer methodischen Erweiterung profitieren können. Im Hinblick auf MAT, auf Embodiment- und Intersubjektivitätsforschung ist die Erweiterung der Gesprächstherapie – insbesondere bei traumatisch bedingten Störungen – um ein Instrumentarium der leiblich- und zwischenleiblichkeitsorientierten Therapieformen angezeigt. Die leiblichen (auch körpersprachlichen), psychorespiratorischen und relationalen (u.a. im zwischenleiblichen Empfinden erlebbaren) Facetten der Beziehung, die Erregungs- und Leidensbewältigung über funktionale und dysfunktionale Dissoziationsmechanismen rücken als *Kriterien psychischer Gesundheit* stärker ins Zentrum. In Betracht kommen für diese systematische Ergänzung aus den unterschiedlichen therapeutischen Richtungen Bewegungs-, Atem- und Achtsamkeitsinterventionen wie auch imaginative und kreativitätsanstoßende Interventionen. Psychodynamische Psychotherapie wird vor allem als *korrigierende Beziehungserfahrung* verstanden, in der auch (dissoziative) Beziehungskonflikte und -muster (u.a. in Form von Enactments) und die Dissoziabilität von *sowohl* Analysand*innen *als auch* Analytiker*innen zu den *phänomenalen Grundvoraussetzungen* gehören. Die Schulung von Therapeut*innen im Umgang mit Übertragung und Gegenübertragung, gerade unter Einbezug der leiblichen, emotionalen und imaginativen Marker, bleibt hervorstechendes Qualitätssiegel psychodynamischer Therapie.

Die Schulung und Befähigung zum therapeutischen Umgang mit Übertragungs- und Gegenübertragungsdynamiken rechtfertigt die Forderung nach ausreichender *Selbsterfahrung* der angehenden Therapeut*innen, wie sie von den psychodynamischen Schulen traditionell vorausgesetzt wird. Die Schulung der analytischen Fertigkeiten und Fähigkeiten setzt zum Verständnis und Wohl der Analysand*innen diese praktische Selbsterfahrung und das Erleben einer korrigierenden Beziehungserfahrung (*learning by example*) voraus. Vor dem Hintergrund einer Theorie der Dissoziation gewinnt die Schulung der Therapeut*innen in der Identifikation und im Umgang mit funktionalen und dysfunktionalen Dissoziierungen und Dissoziationen an zentraler Bedeutung. Denn von der Dissoziabilität betroffen gelten beide, Therapeut*in und Analysand*in.

Mit dieser Auffassung lehne ich mich selbst – auf Basis der in Kapitel 2 dargelegten Auseinandersetzung mit aktuellen, teils heterogenen Strömungen und Verständnissen – an mein subjektives, auch durch die Ausbildung in der Analytischen Psychologie und die therapeutische Praxistätigkeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mitgeprägtes Verständnis der psychodynamischen Therapie an. Darin spielen Dissoziationen als Ursache von gefühlsbetonten *Komplexen* eine fundamentale Bedeutung.

Die vorgeschlagene *therapeutische psychodynamische Sicht* orientiert sich am hermeneutischen Kriterium der Prozesshaftigkeit bzw. Offenheit dissoziativer Phänomene (HK 4). Das zwischenleibliche Erleben und die damit einhergehende Bindungsfähigkeit sind auch mit Blick auf korrigierende Beziehungserfahrungen in der Psychotherapie von vorrangiger Bedeutung (*Beziehungsfrage*). Im analogen Miteinander wirken relationale und zwischenleibliche, auch embodiment- und mentalisierungsorientierte Erfahrungen (*bottom-up*) auf die (neurologisch bedingte) Prägung dissoziativer Mechanismen ein (*Entwicklungsfrage*). Immanent wird bei erfolgreicher Durcharbeitung auch die Dimension der Sinnhaftigkeit in Bewegung gebracht (*Sinnfrage*).

Dissoziationen *sichtbar* zu machen und anhaltend um *Bewusstwerdung* zu ringen – beides gehört auch im therapeutischen Setting zum erkenntnisrelevanten Fundament

intersubjektiver, zwischenleiblicher *Beziehungen*, die als »gut genug« erlebt und erfahren werden können: Zur axiomatischen Einsicht, dass der Mensch *nicht nicht dissoziieren kann*, gehört untrennbar die Einsicht der eigenen *Irrtumsanfälligkeit*. Nach Jessica Benjamin kommt dem Bewusstsein der eigenen Irrtumsanfälligkeit – entsprechend dem Prinzip von »rupture and repair« – auch in der therapeutischen Beziehung eine nennenswerte Bedeutung zu. Der*die Therapeut*in ist gleichermaßen irrtumsanfällig; Fehlabstimmungen lassen sich nie ganz ausschließen. Entsprechend wichtig wird es, *wie* mit Beziehungsfriktionen umgegangen wird und wie »Versöhnungsprozesse« und die »Einstimmung« wiederhergestellt werden. In humanistischer Prägung wird die eigene Irrtumsanfälligkeit dabei *nicht* als Mangel oder Defizit gewertet, sondern vielmehr als *Bedingung* eines sich offen entwickelnden Verständigungsprozesses. Sie verweist darauf, dass die Beziehung zu anderen Menschen bzw. die Anregungen aus der Gemeinschaft für die persönliche Entwicklung essenziell sind – nicht nur, um unsere subjektive Sicht immer wieder in Frage stellend zu bestätigen, sondern gerade auch, um sie gegebenenfalls durch eine Revision zu korrigieren resp. anzupassen. In der therapeutischen Beziehung kann diese Erfahrung »im Mikrobiotop« eingeübt werden, mit dem Ziel, sie zunehmend auch in die »freie Wildbahn« des Alltags zu integrieren.

Der motivierende Wunsch nach Anerkennung, Verstehen und Verstandenwerden, die Angewiesenheit auf die Bereitschaft des anderen, sich einzustimmen und auf Resonanz einzulassen, Konflikte und Versöhnungsprozesse auszuhalten und dadurch eigene, stagnierende Dissoziationen ebenso wie diejenigen des anderen zu bearbeiten und zu überwinden, scheint indirekt auch einen Katalysator für das Erleben von *Sinnhaftigkeit* darzustellen. Diese Motive und Bestrebungen sind nicht zuletzt dadurch eine wertvolle Ressource für die *therapeutische Beziehung*. Diesem entwicklungsanstoßenden Potenzial steht jedoch auch in der therapeutischen Situation das reale Konflikt- und Zerstörungspotenzial *dysfunktionaler* Dissoziationen gegenüber. Aufgrund ihrer reduktiven, überlebensorientierten und beziehungsfeindlichen Natur sind dysfunktionale (sozial-)pathologische Dissoziationen für das Subjekt leidverursachend. Sie bergen darüber hinaus ein Spaltungspotenzial für (auch therapeutische) Beziehungen und soziale Kooperation. Die Polarität des Dissoziationsbegriffs erklärt sich aus der unbewussten Dimension menschlichen Erlebens, Verhaltens und Erfahrens. Die *dissoziierten*, d.h. *nicht-realisierten*, kulturell und kollektiv *nicht-repräsentierten* Anteile des individuellen, familiären und kollektiven Lebenszusammenhangs entfalten über das Phänomen der Dissoziation ihre (auch *unsagbare*) Wirkung. Somit werden auch die unbewussten kulturellen und kollektiven Aspekte der persönlichen »Dissoziationen« und Entwicklungen zum Gegenstand psychodynamischer Analysen.

Die psychodynamische Behandlung kann demnach als *mäeutisches Bestreben* verstanden werden, eine Person entlang der *Entwicklungs-, Beziehungs- und Sinnfragen* in der Persönlichkeitsentwicklung zu begleiten und korrigierende Beziehungserfahrungen so zu ermöglichen, dass die Analysand*innen zu einer stabilen und zugleich prozessoffenen Haltung und Selbstwirksamkeit finden. Ziel ist die Unterstützung der Selbstreflexion und Akzeptanz, der (mentalen) Autonomie und (Selbst- und Beziehungs-)Regulation – unter Berücksichtigung der *conditio humana* der allgegenwärtigen psychischen und kollektiven *Dissoziabilität*.

Von dem*der Therapeut*in ist damit eine Haltung der *wohlgesinnten und kritischen Zeugenschaft* vorausgesetzt, wie auch ein *epistemisches Zutrauen* an das Gegenüber und den Prozess (Allison & Fonagy, 2016, S. 289). Im Kontext der Therapie bedeutet dies nach Elizabeth Allison und Peter Fonagy, dass soziales Lernen darauf basiert, dass die Person aufgrund der *eigenen Reflexion, Erfahrungen und Einsichten* zur »Wahrheit« als einer für sie und ihr Weltverhältnis stimmendes Narrativ und Realitätskonzept kommt – wie auch darauf, dass sie dem Gegenüber und seiner »kommunikativen Autorität« vertraut und davon ausgehend *im Kontext der Beziehung* einen Lernprozess durchlebt. »Wahrheit« wird in der psychoanalytischen Arbeit als *Prozess* verstanden, nicht als Endprodukt (Allison & Fonagy, 2016). Diese epistemische Auffassung findet sich im *philosophischen Pragmatismus* abgebildet, dessen fortwährende Abwägung zwischen Relativismus und Wahrheitsanspruch als epistemisches Grundprinzip mit demjenigen der Psychoanalyse weitgehend konvergiert. Vergleichbar beschreibt C. G. Jung als Ziel der Psychotherapie einen »Zustand des Werdens«, in dem nichts mehr für immer gegeben oder erstarrt erscheint:

> Die Wirkung, auf die ich hinziele, ist die Hervorbringung eines seelischen Zustandes, in welchem mein Patient anfängt, mit seinem Wesen zu experimentieren, wo nichts mehr für immer gegeben und hoffnungslos versteinert ist, ein Zustand der Flüssigkeit, der Veränderung und des Werdens. (C. G. Jung, 2011c, Abs. 99)

Das *Setting* der Psychotherapie oder Psychoanalyse dient vor diesem Hintergrund als geschlossenes Gefäß (Sicherheitssystem), in dem die sichere Beziehung zum*r Analytiker*in Grundlage dafür ist, dass der*die Patient*in seine*ihre Erregung, Konflikte und sein*ihr Leiden (Erregungssystem) regulieren lernt. Davon ausgehend liegt das Ziel in der Entwicklung der *selbstwirksamen Autonomiefähigkeit* (Autonomiesystem), die im Endeffekt auch die Ablösung aus dem therapeutischen Setting unterstützen soll. Die korrigierende Beziehungserfahrung, bei der sich der*die Patient*in in therapeutischer Beziehung mit dem*r Analytiker*in auszuhalten und zu regulieren lernt, soll dazu dienen, dass der*die Patient*in diese Fähigkeiten zum Containment und der Selbstregulation zunehmend internalisiert und nach der Therapie selbstwirksam mit Konflikten und Herausforderungen umgehen kann.

Eine zeitgemäße psychodynamische Therapie scheint vor dem Hintergrund der Embodiment-, der Psychotraumatologie-Forschung und der Entwicklungspsychologie darauf angewiesen zu sein, das Instrumentarium der Gesprächstherapie um kreative und körperbezogene Interventionen zu erweitern. Der Psychotraumatologe Bessel van der Kolk beschreibt, dass traumatische Eindrücke der Vergangenheit über bewusste physische Erfahrungen transformiert werden können, die den Zustand der Hilflosigkeit, der Wut oder des Zusammenbruchs kontrastieren. Die Gefühle lassen sich durch Bewegung und Körpertechniken beeinflussen und verändern.

> The challenge is: How can people gain control over the residues of past trauma and return to being masters of their own ship? Talking, understanding, and human connections help, and drugs can dampen hyperactive alarm systems. But we will also see that the imprints from the past can be transformed by having physical experiences that

> directly contradict the helplessness, rage, and collapse that are part of trauma, and thereby regaining self-mastery. (van der Kolk, 2014, S. 4)

Ziel von Bewegungsinterventionen ist es beispielsweise, ein Gefühl der Selbstwirksamkeit und der ruhigen, integrierten Situationskontrolle erlebbar zu machen. Mit dem physisch verankerten Gefühl der aktiven Überwindung (beispielsweise bei Selbstberuhigung durch die *bewusste* Regulierung der Atemfrequenz) gelingt es den Patient*innen besser, sich sicher zu fühlen und dieses Gefühl auch aufrechtzuerhalten, wenn der Umgebungsstress bzw. die Überforderung zunehmen. Reflexartig ausgelöste dissoziative Bewältigungsstrategien können nicht verhindert, aber erkannt und bewusst transformiert werden. In der Interaktion mit dem*der Therapeut*in sind die Erfahrung der verlässlichen therapeutischen Beziehung, jedoch auch der Miteinbezug der psychosomatischen Symptomatik, das Verstehen und die Wahrnehmung der Zusammenhänge zwischen Körper und psychischer Realität, die aktive Transformation des Zustands von einem passiven, stagnierten Erleiden hin zu einer aktiven, selbstwirksamen, bewussten Überwindung zentrale Elemente (Horn, 2020, S. 21). Die kreativen, symbolisierungsorientierten Techniken stellen der psychodynamischen Therapie gerade auch mit Kindern und Jugendlichen einen ergänzenden Zweig zur Verfügung, der den (leiblichen und zwischenleiblichen) Ausdruck und die Überwindung der inneren Konflikte, Emotionen und Dissoziationen anregen kann.[2]

Der traditionelle Schwerpunkt der psychodynamischen Arbeit mit Erwachsenen erfordert mit Blick auf die beschriebenen Herausforderungen für Kinder und Jugendliche in der digitalen Gesellschaft eine Erweiterung. Dies in Anbetracht des ontogenetisch frühen und ein Leben lang anhaltenden Einflusses der digitalen Lebenswelt auf die individuelle, soziale und kulturelle Entwicklung, insbesondere auf die Mentalisierungsfähigkeit und die Beziehungen. Dabei scheint sowohl die anhaltende Revision und Weiterentwicklung der psychodynamischen *Theorie* wie auch deren *praxisorientierte Übersetzung in anwendbare Behandlungskonzepte* angezeigt.

---

2 »Warum veranlasse ich überhaupt die Patienten, sich in einem gewissen Entwicklungsstadium durch Pinsel, Stift oder Feder auszudrücken? – Auch dies geschieht in erster Linie, um Wirkung zu erzeugen. In dem vorhin geschilderten psychologischen Kindheitszustand bleibt der Patient passiv. Hier nun geht er in die Aktivität über. Zunächst stellt er passiv Geschautes dar, er lässt es dadurch zu seiner eigenen Tat werden. Er spricht nicht nur davon, sondern tut es auch. Psychologisch macht es einen gewaltigen Unterschied aus, ob einer einige Male pro Woche ein interessantes Gespräch mit seinem Arzt führt, dessen Ergebnis irgendwo in der Luft hängt, oder ob er stundenlang mit widerspenstigen Pinseln und Farben sich müht, um etwas, oberflächlich betrachtet, völlig Sinnloses zustande zu bringen. […] Und es gehen nun auch tatsächlich Wirkungen von diesen selbstgefertigten Bildern aus, Wirkungen, die allerdings schwer zu beschreiben sind. […] Damit ist etwas Unschätzbares gewonnen, nämlich ein Ansatz zur Unabhängigkeit, ein Übergang zur psychologischen Erwachsenheit. […] Denn was er malt, sind wirkende Fantasien. Und was in ihm wirkt, das ist er selbst, aber nicht mehr im Sinn des frühen Missverständnisses, wo er sein persönliches Ich für sein Selbst hielt, sondern in einem neuen, ihm bisher fremden Sinn, wo sein Ich als Objekt des in ihm Wirkenden erscheint. […] Ich kann unmöglich schildern, welche Veränderungen der Standpunkte und Werte, welche Verschiebungen des Gravitationszentrums der Persönlichkeit dadurch zustande kommen. Es ist, wie wenn die Erde die Sonne als Zentrum der Planetenbahnen und ihrer eigenen Bahn entdeckt hätte.« (C. G. Jung, 2011c, Abs. 105–107)

Ich habe über die vergangenen acht Kapitel eine psychologisch, sozialphilosophisch und ethisch anschlussfähige Theorie der Dissoziation zu entwickeln versucht. Darauf aufbauend habe ich den Umriss einer psychodynamisch informierten Ethik der digitalen Gesellschaft dargelegt, die zumindest in der Psychodynamik auch einen therapeutischen Anwendungsbereich hat: Im Zentrum steht die axiomatische Annahme der unhintergehbaren Dissoziabilität der menschlichen Psyche, die sich in einem Spektrum dissoziativer Mechanismen von »natürlichen« bzw. notwendigen und damit gesunden bzw. funktionalen bis hin zu ungesunden bzw. pathologischen (dysfunktionalen) Ausprägungen manifestieren kann. Ich habe darzulegen versucht, dass und wie die westliche Zivilisation gerade im Kontext der Digitalisierung dissoziative Mechanismen allgemein begünstigt bzw. verstärkt. Dies kann darin resultieren, dass funktionale Dissoziationen in dysfunktionale umschlagen bzw. dysfunktionale vermehrt manifest werden, sich normalisieren und verfestigen. Da dies nicht nur auf das einzelne Individuum, sondern auch auf das Kollektiv zutrifft, wird Dissoziation für die Gesellschaft sozialphilosophisch relevant und kann als Grundlage einer zeitgenössischen Gesellschaftskritik dienen. Vor diesem epistemischen Hintergrund habe ich schließlich für eine psychodynamisch informierte Ethik plädiert, die in erster Linie um die Vorstellung eines guten Lebens in einer gerechten digitalen Gesellschaft ringt. – Eine solche Ethik kann auch psychodynamische Therapieformen innerhalb der (dissoziativ) herausgeforderten digitalen Gesellschaft informieren und Orientierung anbieten. Ethisch wie therapeutisch herausragendes Potenzial liegt meines Erachtens in der Entwicklung einer funktionalen Dissoziierung als einer Bewältigungsstrategie im Umgang insbesondere mit digitalen Technologien und Beziehungsformen. Diese Fähigkeit stützt sich auf Prozesshaftigkeit und Offenheit: Indem unbewusste Dissoziationen aufgespürt, erkannt und bewusst gemacht werden, kann der Normalisierung und stagnierenden Verhärtung dysfunktionaler Dissoziationen aktiv entgegengewirkt werden. Die Fähigkeit zur bewussten funktionalen Dissoziierung (auch im Sinne der Selbstbeschränkung) ermöglicht einen selbstwirksamen, selbstbestimmteren und zugleich bezogeneren Umgang mit alltäglichen Herausforderungen und potenziellen Überforderungen.

Nachwort

Mit diesem Buch ist in vielerlei Hinsicht eine Zumutung entstanden. Der Bogen dieser Kritik an der digitalen Gesellschaft ist weit gespannt. Er setzt bei den Prämissen von Lebensphilosophie und Hermeneutik an und führt über zu einer interdisziplinär, mitunter tiefenpsychologisch informierten Analyse von Entfremdungserscheinungen in der digitalen Gesellschaft. Mit dem Anliegen, die Verbindung aktueller psychodynamischer, psychologischer und sozialphilosophischer Ansätze zu stärken, wurden das Fluidum psychodynamischer Theorien und die historische Entwicklung des Verhältnisses von Psychoanalyse und Kritischer Theorie rekonstruiert. Der Diversität und Heterogenität dieses Diskurses geschuldet blieb die Rekapitulation der historischen Entwicklungen und Facetten unvollständig. Um die psychodynamische Theorie bzw. die Tiefenpsychologie als Grundlage normativer Kritik sichtbar zu machen, folgte eine Auseinandersetzung mit dem personalen Menschenbild. Den anschließenden Ausführungen zum Zentralbegriff der Dissoziation folgte eine partielle Rekonstruktion des Entfremdungsdiskurses der Kritischen Theorie. Die Zusammenführung der Erkenntnisbausteine diente zuletzt dem Versuch, Entfremdungserscheinungen in der digitalen Gesellschaft, spezifisch mit Blick auf Kinder und Jugendliche, zu identifizieren und über das Konzept der Dissoziation als sozialphilosophisches Kriterium normativer Analyse sichtbar zu machen. Es wurde argumentiert, dass die digitale Gesellschaft und die Herausforderungen, welche deren Dynamik und Struktur an die mentale Gesundheit von Subjekt und Gesellschaft stellen, von der Zusammenführung von Subjektkritik und Gesellschaftskritik, wie sie in der Tradition der Kritischen Theorie immer wieder von Neuem versucht wird, profitieren können.

Dieser weit gespannte Bogen wirft mich zurück auf mein eigenes Erleben in der Zeitspanne der sechs Schreibjahre, in denen dieses Buch entstanden ist. Für Sie als Leser*in, aber auch für mich selbst habe ich das Ganze immer wieder als Zumutung und Überforderung gefürchtet. Die Auseinandersetzung spiegelt – wenig überraschend – auch den mir eigenen Lebenszusammenhang wider, in dem Familie, psychotherapeutische und philosophische Tätigkeit etc. immer wieder von Neuem in ein stabiles, prozessoffenes Verhältnis gebracht werden wollten. Nach meiner Dissertation meinte ich mit der Universität innerlich abgeschlossen zu haben. Nach der vertieften Auseinandersetzung mit der Psychotraumatologie, aus der während meiner Weiterbildung zur Psychotherapeu-

tin und Psychoanalytikerin ein Buch entstanden war, blieb jedoch der »Stachel«, mich mit dem Phänomen der »Dissoziation« vertiefter auseinanderzusetzen. Im Gespräch mit Hartmut Rosa, der die Idee unerwarteterweise mit großem Interesse aufnahm, entstand der Anstoß, dieses Buch doch zu schreiben und als Habilitation einzureichen. Ohne diesen Anstoß einerseits, andererseits die klugen und interessierten Fragen und Diskussionen mit Studierenden und Kolleg*innen hätte ich mit meiner bestehenden akademischen Prägung, in der psychodynamische Theorie als grundsätzlich obsolet erachtet wird, den Mut zu dieser Publikation kaum gefunden. Gerade die Studierenden in den Kursen zur Ethik der Digitalen Gesellschaft an der Universität St. Gallen zeigten sich vielfach und über mehrere Jahrgänge so intrinsisch motiviert, die Zusammenhänge von Psyche und Digitalisierung zu diskutieren, dass es sich aufdrängte, diesen Schwerpunkt mitzunehmen. Aus meiner praktischen Erfahrung mit Kindern und Jugendlichen in der Psychotherapie bin ich überzeugt, dass die Auseinandersetzung mit dem dissoziativen Potenzial von digitalen Technologien aus ethischer und psychologischer Sicht dringend angezeigt ist. Im Bereich der Kinder- und Jugendpsychotherapie zeichnet sich eine Kluft zwischen denjenigen Kindern und Jugendlichen ab, die frühzeitig und anhaltend im Umgang mit digitalen Medien und Geräten von Bezugspersonen begleitet und reguliert wurden, und denjenigen, die im Smartphone schon von frühster Kindheit an einen Rückzugsort vor Konflikten, die Ablenkung von überfordernden Gefühlen, Ängsten, Sorgen oder Einsamkeit und unerschöpfliche Unterhaltungsangebote gefunden haben. Obwohl insbesondere bei Jugendlichen die Zunahme von Sinnverlust und psychischen Krankheiten wie Trennungsangst, Depression, Selbstverletzungen, Essstörungen oder Süchten etc. statistisch dokumentiert ist, schien die Tatsache, dass diese Zunahme mit der Unterschätzung des Einflusses digitaler Medien einhergeht, in der öffentlichen Debatte »zur Kenntnis genommen«, ohne für große Aufregung zu sorgen. Sie wird in ihrer Gravität ab Mitte der 2020er Jahre jedoch zunehmend als *Veränderungsimpetus* anerkannt. Ich hoffe, dass dieses Buch in diesem Bereich mit zur Sensibilisierung und Debatte beitragen kann. Zuletzt ist nun eine Schrift entstanden, die bestimmt in sich viel von der postulierten Dissoziation und Dissoziationsfähigkeit enthält und hoffentlich doch gerade dadurch zu Diskussionen und Verbindungen in Theorie und Praxis anregt – insofern zu *rupture* und zugleich auch zu *repair*.

Danksagung

Wie es so schön heißt, braucht es ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen. Auch wenn demgegenüber die Schreibarbeit in der Regel eine einsame ist, verhält es sich damit doch in gewisser Weise ganz ähnlich. Ohne das Vorgelebte, Miterlebte, Vorgedachte, Vorerfahrene und Vorbeschriebene aus Denkfeldern, Ideengeschichte und Lebenswelt käme sie nicht – oder zumindest viel karger – zustande.

Ein Projekt wie dieses, das disziplinär zwischen Tür und Angel steht, ist auf die institutionelle Unterstützung von universitär verankerten Mentor*innen angewiesen. Am Anfang stand der überraschend eindeutige und selbstverständlich gesprochene Vorschlag von Hartmut Rosa, aus dieser Idee zu einer Theorie der Dissoziation eine Habilitation zu machen, gefolgt vom ebenfalls unerwarteten Vorschlag von Klaus Dingwerth, mich für ein International Fellowship an der Universität St. Gallen zu bewerben und an seinem Lehrstuhl anbinden zu lassen. Ohne Dieter Thomaes Unterstützung und die Offenheit für existenzielle und sozialphilosophische Fragen an seinem Lehrstuhl wäre die Umsetzung unrealistisch gewesen. Christine Abbt hat nach der Emeritierung von Dieter Thomae das interne Mentorat unprätentiös und unterstützend übernommen. Ihr sachliches Interesse, das konstruktive Zutrauen und ihre Bezogenheit sind Qualitäten, die nicht nur für mich, sondern für die Nachwuchsförderung und Lehre insgesamt von unschätzbarem Wert sind. Dieter Thomae hat das Kapitel zur philosophischen Auseinandersetzung mit Dissoziation gelesen und genauso schonungslos wie hervorragend kritisiert. Klaus Dingwerth hat mit seiner Großzügigkeit und Wertschätzung, der anhaltenden Präsenz und Geduld im Hinter- und Vordergrund ein tragendes Umfeld geschaffen, in dem ich – selbst mit Krabbelkind unter dem Bürotisch – in eigenem Tempo und doch mit genügend starker Vernetzung und Einbindung schalten und walten konnte. Hartmut Rosa hat das Projekt durch die letzten sechs Jahre hindurch punktuell, aber stetig geistig begleitet und gefördert. Unvergleichlich wertvoll waren die Zoom-Diskussionen, bei denen sein sachlicher, hermeneutischer Eifer und das intrinsische Interesse an der Thematik mir die Botschaft vermittelten, dass das Projekt tatsächlich *verstanden* werden kann. Die gemeinsame Tagung zur Dissoziation im Jahr 2021 hat ein Sammelsurium von Inputs und Anregungen hervorgebracht, unter anderem von Jessica Benjamin, Susanne Schmetkamp, Vera King, Rahel Jaeggi, Rosmarie Barwinski, Christoph Henning und Robin Celikates. Die Zoom-Sitzungen mit Jessica Benjamin haben

mir die Bedeutung der modernen Bindungstheorie und die Fruchtbarkeit der Verbindung zur Kritischen Theorie verdeutlicht. Ihre sorgfältige Einstimmung ins Thema und das geleistete theoretische Vordenken zur Dissoziation sind für diese Arbeit grundlegend geworden. Ihre über den Ozean hinweg spürbare Motivation und Begeisterung für die Weiterentwicklung von Theorie und Praxis im Schnittfeld von Psychoanalyse und Kritischer Theorie haben mich berührt. Dankbar bin ich Thomas Fuchs für seine reichen, vorpflügenden philosophisch-psychiatrischen Schriften und die konstruktive Diskussion des Projekts. Dies gilt auch für die Diskussionen und die inhaltliche und kollegiale Unterstützung von mir und dem Projekt durch Andreas Maercker, dessen Forschung zum Cultural PTBS nach interdisziplinären Querverbindungen geradezu ruft. Anregend und erhellend war die Diskussion mit Matthias Dembinski über den politikwissenschaftlichen Begriff der Dissoziation, der uns beiden als noch nicht annähernd ausgeschöpftes, potenzialträchtiges Konzept erschien.

Eine Vielzahl von Personen aus meinem beruflichen und universitären Umfeld hat mich unterstützt, Fragen gestellt und Inputs gegeben. Der Austausch mit Studierenden sowohl an der Universität St. Gallen wie auch am C. G. Jung-Institut wurden für mich immer wieder zur Quelle von Motivation und Inspiration. Meine Patient*innen, Analysand*innen und Supervisand*innen sind mit ihrem vielfältigen, differenzierten Erleben von Freude und Leid, ihrer Prozessbereitschaft und den inneren und äußeren Kämpfen ein unausgesprochenes Herzstück dieser Auseinandersetzung.

Die Einbettung in mein persönliches Beziehungsumfeld war tragende Säule dieses Projekts. Mein Dank an Hannes Roesti lässt sich schwer in Worte fassen. Ohne ihn wäre die Arbeit nicht, was sie ist. Er hat das Manuskript inhaltlich und formal mit unschätzbarem Einsatz kommentiert und redigiert. Als Freund, der mich und meine Inselbegabungen so gut kennt wie wenige andere, hat er mich mit seiner Treue und dem einverleibten sokratischen Stachel motiviert und genauso geduldig wie unnachgiebig begleitet. Mit Genauigkeit und kritischem Wohlwollen hat Doris Lier mich mit ihrem Feedback unterstützt, um Verstehen gerungen und wesentliche Knackpunkte herausgestellt. Christian Weibel hat mit seiner genauen Durchsicht und klugen Ergänzungen die philosophische Auseinandersetzung mit dem Begriff der Dissoziation bereichert. Sara Imbach, Maja Mergenthaler, Sascha Wild, Hélène Wächter, Milena Sotirova-Kohli, Andreas Kiriakidis, Patricia Iliosa, Vernessa Riley Foelix, Simone Triem, meiner Tante Kathrin Küng, Gely De Rosario Castellanos, Afra und Jorge Sierra Schacher danke ich für die unerschütterlichen Freundschaften und die verlässliche Unterstützung durch alle möglichen Emotions- und Lebenslagen. Regine Hindermann hat mit ihrem Herzblut und den offenen Augen für Kinder und Jugendliche als Psychiaterin, Kollegin und Freundin meine therapeutische Arbeit wie auch die sozialphilosophische Reflexion über die Bewältigungsstrategien der Kinder und Jugendlichen inspiriert. Piero Bianchi danke ich für seine ausführliche pädiatrische Einschätzung zum Einfluss der Digitalisierung auf die Gesundheit. Julia Lyskawa danke ich für ihre Kommentare und das Redigieren. Regula Stieger-Gmür und Renate Daniel für die regelmäßige, nachdrückliche Nachfrage, wann denn das Buch endlich fertig sei, für ihr herzhaftes Mitschwingen und das freundliche Antreiben. Annette Nagel danke ich für das professionelle Lektorat, das sie mit beeindruckendem Sprachgefühl, Sorgfalt und Effizienz geleistet hat. Ihre pragmatische Unterstützung beim Abschluss des Verlagsmanuskripts hat meine eigene Überforderung mit

den Kürzungsanforderungen angenehm gemildert. Johanna Toensing und Jakob Horstmann vom transcript Verlage danke ich für die konstante und unterstützende Begleitung durch den Publikationsprozess.

Der tiefste Dank geht an meine Familie, der nahen und der erweiterten, mit all ihren Potenzialen, Freud, Leid und Tabus. Meinem Sohn Timothy danke ich für seine Liebe und Sensibilität, das Beziehungsvertrauen und sein einzigartiges, wunderbares Wesen. Allan für die unerschütterlich aufrechterhaltene Annahme, dass am Ende ein Schlusspunkt stehen würde, für seine Zuversicht in gute Wendungen. Meinem Bruder Christian, der sich – und unanständig viel Zeit – nicht nur in die leidige Formatierung und anschauliche Gestaltung des Textes (inklusive Tabellenverzeichnis) investiert hat, sondern mit seiner informierten und kritischen Technologie-Expertise immer wieder zur Realitäts- und Anwendungsprüfung der Theorie beigetragen hat. Meiner Mutter, die sich zuletzt metikulös um die Behebung von Schreibfehlern und Helvetismen gekümmert hat und die zusammen mit ihrem verlässlich hilfsbereiten Mann Josef auch Timothy jede Woche einen Tag Zeit und Umsorgung schenkt. Sie hat uns fünf Geschwistern als berufene Vollzeitmutter gleichzeitig die Grundlagen der Verhaltensforschung gelehrt sowie uns einen Panoramawagen musikalischer Welten eröffnet. Meinem Vater für die guten Kindheitserinnerungen, die überlebt haben. Meiner Schwester Isabel, die mit ihren vier Kindern und ihrer unglaublichen Erdung auf dem Boden der Realität, dem Humor und der schonungslosen Ehrlichkeit Seelenanker und Freundin ist. Meinem Bruder David, der mit seinem kreativen, begabten Geist und seinen Fähigkeiten jederzeit zur Stelle ist, wenn es ihn braucht, und der nahezu immer eine Lösung anzubieten hat, und wenn nicht, mit Witz und einem Augenzwinkern das Fehlen der Lösung erträglich macht. Meiner Schwester Daria, die stoisch beweist, dass Aufgeben keine Alternative ist. Zuletzt bedanke ich mich bei meiner lieben verstorbenen Großmutter Marianne Küng-Mohler und bei meiner Patin Elisabeth Lang Crupi, die mich – neben so viel anderem – gelehrt haben, dass Dissoziation nicht die einzige Antwort auf Dissoziation sein muss.

Literaturverzeichnis

abenteuer philosophie (2025, 28. März). Es lebe der Sport(s)Geist – Die Moral des Siegens. *Abenteuer Philosophie Magazin*. https://www.abenteuer-philosophie.com/nr-180-2-2025/

Abrams, Z. (2025). Harnessing the Power of AI. *Monitor on Psychology*, 46–49.

Ainsworth, M. D. S. (1978). *Patterns of attachment: A psychological study of the strange situation*. L. Erlbaum.

Allen, A. (2020). *Critique on the Couch: Why Critical Theory Needs Psychoanalysis* (S. 280 Pages). Columbia University Press.

Allen, J. G., Fonagy, P., & Bateman, A. (2011). *Mentalisieren in der psychotherapeutischen Praxis*. Klett-Cotta.

Allison, E., & Fonagy, P. (2016). When Is Truth Relevant? *The Psychoanalytic Quarterly*, *85*(2), 275–303. https://doi.org/10.1002/psaq.12074

Altmeyer, M., & Thomä, H. (Hg.). (2006). *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*. Klett-Cotta.

American Psychiatric Association. (o.J.). *Artificial Intelligence and the Field of Psychology*. Abgerufen 15. Januar 2025, von https://www.apa.org/about/policy/statement-artificial-intelligence.pdf

American Psychiatric Association (Hg.). (2013). *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (5 Revised edition.). American Psychiatric Association Publishing.

Anderson, A. K., & Camper, M. (2020). Developments in Dissociation: Past Contexts, Present Applications, Future Implications. *Philosophy & Rhetoric*, *53*(4), 377–384. https://doi.org/10.5325/philrhet.53.4.0377

Angehrn, E. (2014). Zum Sinn verurteilt: Hermeneutische Spuren der Phänomenologie. *Studia Philosophica*, *73*. https://www.academia.edu/90523932/Zum_Sinn_verurteilt_Hermeneutische_Spuren_der_Ph%C3%A4nomenologie

Angst, M. (o.J.). *DSI Spotlights* [Video recording]. Abgerufen 4. November 2024, von https://www.dsi.uzh.ch/de/current/dsi-spotlights.html

Anonym. (o.J.). *Anorexia Nervosa und die Risiken von Pro-Ana Foren für Jugendliche*. Grin.

Arendt, H. (mit Granzow, B., Meyer, T., & Arendt, H.). (2022). *Eichmann in Jerusalem: Ein Bericht von der Banalität des Bösen* (erweiterte Neuausgabe). Piper.

Arnett, J. J. (2000). Emerging adulthood: A theory of development from the late teens through the twenties. *American Psychologist*, *55*(5), 469–480. https://doi.org/10.1037/0003-066X.55.5.469

AU-Fälle aufgrund psychischer Erkrankungen nach Geschlecht. (o.J.). Statista. Abgerufen 31. Januar 2024, von https://de.statista.com/statistik/daten/studie/256962/umfrage/au-faelle-aufgrund-psychischer-erkrankungen-in-deutschland-nach-geschlecht/

Awad, E., Dsouza, S., Kim, R., Schulz, J., Henrich, J., Shariff, A., Bonnefon, J.-F., & Rahwan, I. (2018). The moral machine experiment. *Nature*, *563*(7729), 59–64.

Bachem, R., Mazza, A., Eberle, D. J., & Maercker, A. (2024). A new approach to cultural scripts of trauma sequelae assessment: The sample case of Switzerland. *PLOS ONE*, *19*(4), e0301645. https://doi.org/10.1371/journal.pone.0301645

Balzer, N. (2014). *Spuren der Anerkennung: Studien zu einer sozial- und erziehungswissenschaftlichen Kategorie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03047-6

Baraitser, L. (2015). Temporal Drag: Transdisciplinarity and the ›Case‹ of Psychosocial Studies. *Theory, Culture & Society*, *32*(5–6), 207–231. https://doi.org/10.1177/0263276415592039

Barassi, V. (2020). *Child, Data, Citizen – How Tech Companies Are Profiling Us From Before Birth*. MIT Press.

Barker, J. E., & Munakata, Y. (2015). Time Isn't of the Essence: Activating Goals Rather than Imposing Delays Improves Inhibitory Control in Children. *Psychological science*, *26*(12), 1898–1908. https://doi.org/10.1177/0956797615604625

Barlow, D. H. (mit Caspar, F.). (2019). *Transdiagnostische Behandlung emotionaler Störungen* (1. Aufl.). Hogrefe.

Barsness, R. (o.J.). *The Relational Revolution in Psychoanalysis and Psychotherapy* [Broadcast]. Abgerufen 16. Juli 2021, von https://www.fruugoschweiz.com/the-relational-revolution-in-psychoanalysis-and-psychotherapy-by-dr-steven-kuchuck/p-54604890-110821093?language=en&ac=croud&gclid=CjwKCAjw3MSHBhB3EiwAxcaEuw2Wi_G4x8U4_Pxai9_yrUn0oPHb1epcG-1tTj3gB8gaTKyl4yxNRRoCkLYQAvD_BwE

Bartolo, S. L. (2024, Oktober 30). *Gemeinsam einsam lesen: Zu Besuch bei einem Silent Reading Rave in Zürich*. NZZ Bellevue. https://bellevue.nzz.ch/reisen-entdecken/kultur/offline-dasein-gemeinsam-einsam-lesen-zu-besuch-bei-einem-silent-reading-rave-in-zuerich-ld.1853933

Barwinski, R. (2011). *Die erinnerte Wirklichkeit: Zur Bedeutung von Erinnerungen im Prozess der Traumaverarbeitung* (2. Aufl.). Asanger.

Barwinski, R., & Holderegger, H. (2016). *Resilienz in der Psychotherapie: Entwicklungsblockaden bei Trauma, Neurosen und frühen Störungen auflösen*. Klett-Cotta.

Bastani, H., Bastani, O., Sungu, A., Ge, H., Kabakcı, Ö., & Mariman, R. (2024). *Generative AI Can Harm Learning* (SSRN Scholarly Paper No. 4895486). Social Science Research Network. https://doi.org/10.2139/ssrn.4895486

Beauftragte für Öffentlichkeit und Datenschutz. (2022, September 8). *Leitfaden für Datenschutz und Datensicherheit an der Volksschule*. Kanton Aargau. https://www.schulen-aargau.ch/media/schulen-aargau/schulorganisation/datenschutz/bksvs-leitfadendatenschutzdatensicherheitvolksschule.pdf

Beever, J. (with McDaniel, R., & Stanlick, N. A.). (2020). *Understanding digital ethics: Cases and contexts*. Routledge.

Behrens, J. (2006). Meso-soziologische Ansätze und die Bedeutung gesundheitlicher Unterschiede für die allgemeine Soziologie sozialer Ungleichheit. In M. Richter & K. Hurrelmann (Hg.), *Gesundheitliche Ungleichheit: Grundlagen, Probleme, Konzepte* (S. 53–72). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90357-6_3

Bendel, O. (o.J.). *Definition: Digitale Ethik*. Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. Abgerufen 24. März 2024, von https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/digitale-ethik-121185/version-382358

Benjamin, J. (1977). The End of Internalization: Adorno's Social Psychology. *Telos: Critical Theory of the Contemporary*, *32*(n/a), 42.

Benjamin, J. (1990). An outline of intersubjectivity: The development of recognition. *Psychoanalytic Psychology*, *7*(Suppl), 33–46. https://doi.org/10.1037/h0085258

Benjamin, J. (1993). *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Fischer Taschenbuch Verlag.

Benjamin, J. (1995). Recognition and destruction: An outline of intersubjectivity. In *Like Subjects, Love Objects* (S. 27–48). Yale University Press.

Benjamin, J. (1996). *Phantasie und Geschlecht: Psychoanalytische Studien über Idealisierung, Anerkennung und Differenz*. Fischer Taschenbuch Verlag.

Benjamin, J. (2002). *Der Schatten des Anderen: Intersubjektivität – Gender – Psychoanalyse*. Stroemfeld.

Benjamin, J. (2004). Beyond Doer and Done to: An Intersubjective View of Thirdness. *The Psychoanalytic Quarterly*, *LXXIII*(1), 5–46. https://doi.org/10.1002/j.2167-4086.2004.tb00151.x

Benjamin, J. (2010). Can We Recognize Each Other? Response to Donna Orange. *International Journal of Psychoanalytic Self Psychology*, *5*(3), 244–256. https://doi.org/10.1080/15551024.2010.485337

Benjamin, J. (2014). *Wie heilt Anerkennung?* Vortragsmanuskript, zur Verfügung gestellt von der Autorin.

Benjamin, J. (2017, Januar 9). *Preisverleihung 2015*. Hans-Kilian-Preis. https://www.hans-kilian-preis.de/preisverleihungen/2015

Benjamin, J. (2018). *Beyond Doer and Done to: Recognition Theory, Intersubjectivity and the Third*. Routledge. https://www.routledge.com/Beyond-Doer-and-Done-to-Recognition-Theory-Intersubjectivity-and-the/Benjamin/p/book/9781138218420

Benjamin, J., Bohleber, W., & Mertens, W. (2019). *Anerkennung, Zeugenschaft und Moral: Soziale Traumata in psychoanalytischer Perspektive* (Originalausgabe). Psychosozial-Verlag.

Berger, L. R. (2011, März 23). *Bestattung*. Historisches Lexikon der Schweiz. https://hls-dhs-dss.ch/articles/011514/2011-03-23/

Bernardy, J. (2014). *Aufmerksamkeit als Kapital. Formen des mentalen Kapitalismus*. Tectum Verlag.

Beutler, S., Mertens, Y. L., Ladner, L., Schellong, J., Croy, I., & Daniels, J. K. (2022). Trauma-related dissociation and the autonomic nervous system: A systematic literature review of psychophysiological correlates of dissociative experiencing in PTSD

patients. *European Journal of Psychotraumatology*, *13*(2), 2132599. https://doi.org/10.1080/20008066.2022.2132599

Birch, J., Chalmers, D., & Et. al. (2024). *Taking AI Welfare Seriously*. Cornell University. https://doi.org/10.48550/arXiv.2411.00986

Bischof, N. (2012). *Moral: ihre Natur, ihre Dynamik und ihr Schatten*. Böhlau Verlag.

Bischof, N. (2020). *Das Kraftfeld der Mythen. Signale aus der Zeit, in der wir die Welt erschaffen haben* (überarbeitete Neuausgabe). Psychosozial-Verlag.

Bischof-Köhler, D. (2011). *Soziale Entwicklung in Kindheit und Jugend: Bindung, Empathie, Theory of Mind*. Kohlhammer.

Bohleber, W. (2010). *Destructiveness, Intersubjectivity, and Trauma: The Identity Crisis of Modern Psychoanalysis*. Karnac.

Bohleber, W. (2012). *Was Psychoanalyse heute leistet: Identität und Intersubjektivität, Trauma und Therapie, Gewalt und Gesellschaft*. Klett-Cotta.

Böhm, R. (2015, Februar 28). *Cortisol versus Bindung* [DIDACTA]. https://docplayer.org/43935645-Cortisol-versus-bindung-r-boehm-didacta-der-neoliberalismus-zerstoert-allgemein-bindungen-und-vertrauen-um-effizienz-zu-erhoehen.html

Booth, R. (2024, November 17). AI could cause ›social ruptures‹ between people who disagree on its sentience. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/technology/2024/nov/17/ai-could-cause-social-ruptures-between-people-who-disagree-on-its-sentience

Booth, R. (2025, Oktober 14). ChatGPT ›upgrade‹ giving more harmful answers than previously, tests find. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/technology/2025/oct/14/chatgpt-upgrade-giving-more-harmful-answers-than-previously-tests-find

Booth, R., & editor, R. B. U. technology. (2026, Februar 3). From ›nerdy‹ Gemini to ›edgy‹ Grok: How developers are shaping AI behaviours. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/technology/2026/feb/03/gemini-grok-chatgpt-claude-qwen-ai-chatbots-identity-crisis

Bösel, R. (2001). Aufmerksamkeitswechsel und Konzentration: Von den Funktionen zum Mechanismus. *Zeitschrift für Psychologie/Journal of Psychology*, *209*(1), 34–53. https://doi.org/10.1026//0044-3409.209.1.34

Bostrom, N., & Yudkowsky, E. (2014). The Ethics of Artificial Intelligence. In *The Cambridge Handbook of Artificial Intelligence* (S. 316–334). Cambridge University Press. https://doi.org/10.1017/CBO9781139046855

Botbol, M., Christodoulou, G. N., Cloninger, C. R., Salloum, I. M., & Mezzich, J. E. (2016). *Person Centered Psychiatry*. Springer International Publishing.

Botella, C., Fernández-Álvarez, J., Guillén, V., García-Palacios, A., & Baños, R. (2017). Recent Progress in Virtual Reality Exposure Therapy for Phobias: A Systematic Review. *Current Psychiatry Reports*, *19*(7), 42. https://doi.org/10.1007/s11920-017-0788-4

Bowlby, J. (1973). *Separation: Anxiety and anger*. Basic books.

Braude, S. (2009). The Conceptual Unity of Dissociation: A Philosophical Argument. In *Dissociation and the Dissociative Disorders: DSM-V and beyond* (S. 27–36). Routledge.

Bremmer, I. (2024, März 8). The Next Global Superpower Isn't Who You Think. *Foreign Policy*. https://foreignpolicy.com/2023/06/17/china-russia-us-multipolar-world-technology/

Brickner-Wood, B. (2024, Oktober 10). How Podcasts Are Transforming the Presidential Election. *The New Yorker*. https://www.newyorker.com/news/the-lede/how-podcasts-are-transforming-the-presidential-election

Brindley, D. (2018, Februar 6). Can Robotic Babies Help Prevent Teenage Pregnancies? *National Geographic*, *02/2018*. https://www.nationalgeographic.com/magazine/2018/02/dispatches-teen-parenting/

Bröckling, U. (2009). *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform* (3. Aufl.). Suhrkamp.

Bröckling, U. (2020). *Postheroische Helden: Ein Zeitbild*. Suhrkamp.

Bromberg, P. (1996). Standing in the Spaces: The Multiplicity Of Self And The Psychoanalytic. *Contemporary Psychoanalysis*, *32*(4), 509–535.

Bruess, C. J. (Hg.). (2016). *Family Communication in the Age of Digital and Social Media*. Peter Lang. https://www.peterlang.com/view/title/22695

Bryant, M. (2024a, September 2). No screens before age of two, Swedish health authority tells parents. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/world/article/2024/sep/02/no-screens-before-age-of-two-swedish-health-authority-tells-parents

Bryant, M. (2024b, November 30). Instagram actively helping spread of self-harm among teenagers, study finds. *The Observer*. https://www.theguardian.com/technology/2024/nov/30/instagram-actively-helping-to-spread-of-self-harm-among-teenagers-study-suggests

BSI [Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik] (o.J.). *Risiken und Schutzmaßnahmen – Kinder im Internet*. Abgerufen 28. November 2024, von https://www.bsi.bund.de/DE/Themen/Verbraucherinnen-und-Verbraucher/Informationen-und-Empfehlungen/Cyber-Sicherheitsempfehlungen/Kinderschutz-im-Internet/Risiken-und-Schutzmassnahmen-fuer-Kinder-im-Internet/risiken-und-schutzmassnahmen-fuer-kinder-im-internet.html?nn=131086

Bublitz, J. C., & Merkel, R. (2014). Crimes Against Minds: On Mental Manipulations, Harms and a Human Right to Mental Self-Determination. *Criminal Law and Philosophy*, *8*(1), 51–77. https://doi.org/10.1007/s11572-012-9172-y

Bundesamt für Statistik (2022, Dezember 12). *Psychische Störungen: Beispielloser Anstieg der Hospitalisierungen bei den 10- bis 24-jährigen Frauen – Behandlung von psychischen Störungen bei jungen Menschen in den Jahren 2020 und 2021 | Medienmitteilung*. Bundesamt für Statistik. https://www.bfs.admin.ch/asset/de/23772011

Bundesen, C., & Vangkilde, S. A. (2015). *Theories of Visual Attention–Linking cognition, neuropsychology, and neurophysiology*. Frontiers Media SA.

Burke, K. (1957). The Rhetoric of Hitler's Battle. In *The Philosophy of Literary Form: Studies in Symbolic Action* (S. 164–189). Vintage Books.

Burke, K. (1984). *Permanence and Change: An Anatomy of Purpose* (Third Edition, With new Afterword). University of California Press.

Burrell, G., & Morgan, G. (1979). *Sociological paradigms and organisational analysis: Elements of the sociology of corporate life*. Routledge.

Busch, C., et al. (o.J.). *Herausforderungen der künstlichen Intelligenz. Bericht der interdepartementalen Arbeitsgruppe »Künstliche Intelligenz« an den Bundestag*. Eidgenössisches Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung, Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation, Interdepartementale Arbeitsgruppe

künstliche Intelligenz,. Abgerufen 15. September 2021, von file:///Users/ahorn/Downloads/bericht_idag_ki_d.pdf

Butler, J. (1997). *The Psychic Life of Power: Theories in Subjection*. Stanford Univ. Press.

Butler, J. (2007). *Kritik der ethischen Gewalt: Adorno-Vorlesungen 2002, Institut für Sozialforschung, Frankfurt a.M.* (erw. Ausg.). Suhrkamp.

Calvert, S. L., Appelbaum, M., Dodge, K. A., Graham, S., Nagayama Hall, G. C., Hamby, S., Fasig-Caldwell, L. G., Citkowicz, M., Galloway, D. P., & Hedges, L. V. (2017). The American Psychological Association Task Force assessment of violent video games: Science in the service of public interest. *American Psychologist, 72*(2), 126–143. https://doi.org/10.1037/a0040413

Cappucio, M., Froese, T., & Cappuccio, M. (Hg.). (2014). *Enactive Cognition at the Edge of Sense-Making: Making Sense of Non-Sense*. Palgrave Macmillan UK. https://doi.org/10.1057/9781137363367

Cardeña, E. (2004). The Domain of Dissociation. In S. Lynn & R. Rhue (Hg.), *Dissociation. Theoretical, clinical and research perspectives* (S. 15–31). Guilford Press.

Cardeña, E., van Duijl, M., Weiiner, L. A., & Terhune, D. B. (2009). Possession/Trance Phenomena. In P. F. Dell & J. O'Neill (Hg.), *Dissociation and the dissociative disorders: DSM-V and beyond* (S. 155–170). Routledge.

Carey, G. (2021, Januar 28). I'm a survivor of child sexual grooming. It took me 20 years to know it wasn't my fault. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/commentisfree/2021/jan/29/im-a-survivor-of-child-sexual-grooming-it-took-me-20-years-to-know-it-wasnt-my-fault

Carr, N. (2010). *The Shallows: What the Internet Is Doing to Our Brains*. Norton. https://www.orellfuessli.ch/shop/home/artikeldetails/ID18922556.html

Celikates, R. (2009). *Kritik als soziale Praxis: Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie*. Campus Verlag.

Celikates, R. (2017). Epistemische Ungerechtigkeit, Loopingeffekte und Ideologiekritik. Eine sozialphilosophische Perspektive. *WestEnd – Neue Zeitschrift für Sozialforschung, 02*, 53–72.

Chalmers, D. (2023). *Realität+. Virtuelle Welten und die Probleme der Philosophie* (2. Aufl.). Suhrkamp. https://www.suhrkamp.de/buch/david-j-chalmers-realitaet-t-9783518588000

Chalmers, D. (2017). The Virtual and the Real. https://consc.net/papers/virtual.pdf

Chassiakos, Y. (Linda) R., Radesky, J., Christakis, D., Moreno, M. A., Cross, C., & Media, C. on C. A. (2016). Children and Adolescents and Digital Media. *Pediatrics, 138*(5). https://doi.org/10.1542/peds.2016-2593

ChatGPT in der Paartherapie: Interessante Studienbefunde zu KI. (2025, Februar 14). Schweizer Radio und Fernsehen (SRF). https://www.srf.ch/news/gesellschaft/kuenstliche-intelligenz-chatgpt-in-der-paartherapie-das-sagt-die-forschung

Chiasson, M. A., Scheinmann, R., Hartel, D., McLeod, N., Sekhobo, J., Edmunds, L. S., & Findley, S. (2016). Predictors of Obesity in a Cohort of Children Enrolled in WIC as Infants and Retained to 3 Years of Age. *Journal of Community Health, 41*(1), 127–133. https://doi.org/10.1007/s10900-015-0077-2

Clark, A., & Chalmers, D. (1998). The Extended Mind. *Analysis, 58*(1), 7–19.

Clayton, P., & Davies, P. (2008). *The Re-Emergence of Emergence*. Oxford University Press. https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199544318.001.0001

Coccia, E. (2022). *Das Zuhause*. Hanser.

Cohen, T. (2025). *MPs to debate Jools Law to allow bereaved parents access to children's social media*. (13. Januar 2025). Sky News. Abgerufen 14. Januar 2025, von https://news.sky.com/story/mps-to-debate-jools-law-to-allow-bereaved-parents-access-to-children s-social-media-13287633

Coronavirus: Gehirne von Jugendlichen alterten laut Studie nach Lockdowns schneller. (2024, September 10). *Der Spiegel*. https://www.spiegel.de/wissenschaft/medizin/coronavirus-gehirne-von-jugendlichen-alterten-laut-studie-nach-lockdowns-schneller-a-eda7f6dc-a17a-41cf-aabf-73790fd56407

Corrigan, N. M., Rokem, A., & Kuhl, P. K. (2024). COVID-19 lockdown effects on adolescent brain structure suggest accelerated maturation that is more pronounced in females than in males. *Proceedings of the National Academy of Sciences*, *121*(38), e2403200121. https://doi.org/10.1073/pnas.2403200121

Coulmas, F. (2007). Die Unfähigkeit, allein zu bestehen | NZZ. *Neue Zürcher Zeitung online*. https://www.nzz.ch/die_unfaehigkeit_allein_zu_bestehen-1.520360

Crockett, M. J. (2025). AI is ›beating‹ humans at empathy and creativity. But these games are rigged. (2025, Februar 27). *The Guardian*. https://www.theguardian.com/commentisfree/2025/feb/28/ai-empathy-humans

Cruz, J., & Plaisance, P. L. (2021). Virtue Ethics and a Technomoral Framework for Online Activism. *International Journal of Communication*, *15*(0), Article 0.

Czempiel, E.-O. (1998). *Friedensstrategien: Eine systematische Darstellung außenpolitischer Theorien von Machiavelli bis Madariaga* (2. Aufl.). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://www.springer.com/de/book/9783531132341

Dalenberg, J. C., & Paulson, K. (2009). The Case for the Study of »Normal« Dissociation Processes. In P. F. Dell & J. O'Neill (Hg.), *Dissociation and the dissociative disorders: DSM-V and beyond* (S. 145–154). Routledge.

Damasio, A. (1995). Toward a Neurobiology of Emotion and Feeling: Operational Concepts and Hypotheses. *The Neuroscientist*, *1*, 19–25.

Damasio, A. (2017). *Im Anfang war das Gefühl. Der biologische Ursprung der Kultur*. Siedler.

Dammer, K.-H. (2015). *Zur Aktualität der Kritischen Theorie für die Pädagogik*. Springer VS.

Daniels, J. (2026, Juni 6). *»Körper – Gehirn – Dissoziation: Ein Überblick über die neurobiologischen Befunde zu dissoziativem Erleben«.* Dissoziation bei Traumafolgestörungen: Klinische Herausforderungen und neue Impulse 28. Zürcher Psychotraumatologie-Tagung, Universität Zürich.

Dayton, T. (2023). *Treating Adult Children of Relational Trauma: 85 Experiential Interventions to Heal the Inner Child and Create Authentic Connection in the Present*. PESI Publishing.

de Jong, E., Visscher, T. L. S., HiraSing, R. A., Heymans, M. W., Seidell, J. C., & Renders, C. M. (2013). Association between TV viewing, computer use and overweight, determinants and competing activities of screen time in 4- to 13-year-old children. *International Journal of Obesity (2005)*, *37*(1), 47–53. https://doi.org/10.1038/ijo.2011.244

Dell, P. F. (2009). *Dissociation and the dissociative disorders: DSM-V and beyond*. Routledge.

Dembinski, M., & Peters, D. (2019). Dissoziation als Friedensstrategie? Konturen eines Forschungsprogramms. *Dissociation as a Peace Strategy? Outline of a Research Programme.*, *26*(2), 88–105. https://doi.org/10.5771/0946-7165-2019-2-88

derbund.ch (2025). »*Der Kapitalismus ist angstgesteuert«: Soziologe Hartmut Rosa im Interview* (2025, Januar 4). Tages-Anzeiger. https://www.derbund.ch/kapitalismus-interview-mit-soziologe-hartmut-rosa-202732306014

Derendinger, F. (2024, November 7). *Konträre Freiheitsversprechen und der freie Raum dazwischen*. GAD-Vortragsreihe, Zürich.

Diamond, M. J. (2020). Return of the Repressed: Revisiting Dissociation and the Psychoanalysis of the Traumatized Mind. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, *68*(5), 839–874. https://doi.org/10.1177/0003065120964929

Dilthey, W. (1927). *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Vandenhoeck & Ruprecht.

Dilthey, W. (1990). *Einleitung in die Geisteswissenschaften: Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte* (9., unveränd. Aufl.). Teubner.

DIMDI – ICD-10-GM Version 2016. (o.J.). Abgerufen 29. März 2020, von https://www.dimdi.de/static/de/klassifikationen/icd/icd-10-gm/kode-suche/htmlgm2016/block-f40-f48.htm

Donovan, D. M. (1991). Traumatology: A field whose time has come. *Journal of Traumatic Stress*, *4*(3), 433–436. https://doi.org/10.1002/jts.2490040311

Dornes, M. (2012). *Die Modernisierung der Seele: Kind – Familie – Gesellschaft* (Originalausg). Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Dornes, M. (2016). *Macht der Kapitalismus depressiv? Über seelische Gesundheit und Krankheit in modernen Gesellschaften*. S. Fischer Verlag.

Döser, J. (2019). Transitional object 5.0. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung, Digitalisierung*, *73*(9), 673–697. https://doi.org/10.21706/ps-73-9-673

Douglas, I. (mit Taylor, M.). (2021). *Macht Technologie uns krank? Große Fragen des 21. Jahrhunderts*. DK.

Douglas, T., & Forsberg, L. (2021). Three Rationales for a Legal Right to Mental Integrity. In S. Ligthart, D. van Toor, T. Kooijmans, T. Douglas & G. Meynen (Hg.), *Neurolaw: Advances in Neuroscience, Justice & Security* (S. 179–201). Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-030-69277-3_8

Dumuid, D., Olds, T., Lewis, L. K., Martin-Fernández, J. A., Katzmarzyk, P. T., Barreira, T., Broyles, S. T., Chaput, J.-P., Fogelholm, M., Hu, G., Kuriyan, R., Kurpad, A., Lambert, E. V., Maia, J., Matsudo, V., Onywera, V. O., Sarmiento, O. L., Standage, M., Tremblay, M. S., … International Study of Childhood Obesity, Lifestyle and the Environment (ISCOLE) research group. (2017). Health-Related Quality of Life and Lifestyle Behavior Clusters in School-Aged Children from 12 Countries. *The Journal of Pediatrics*, *183*, 178–183.e2. https://doi.org/10.1016/j.jpeds.2016.12.048

Dwyer, R. J., Kushlev, K., & Dunn, E. W. (2018). Smartphone use undermines enjoyment of face-to-face social interactions | Elsevier Enhanced Reader. *Journal of Experimental Social Psychology*, *78*, 233–239. https://doi.org/10.1016/j.jesp.2017.10.007

Ehrenberg, A. (2015). *Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart* (2., erweiterte Aufl., Neuausg.). Campus. http://auth.kb.ezproxy3.sg.ch/login?url=http://content-select.com/index.php?id=bib_view&ean=9783593422503

Ehrenberg, A., & Halfbrodt, M. (2019). *Die Mechanik der Leidenschaften: Gehirn, Verhalten, Gesellschaft* (1. Aufl.). Suhrkamp.

Ehrenberg, A., & Schröder, J. (2012). *Das Unbehagen in der Gesellschaft*. Suhrkamp.

Ellmers, S., & Hogh, P. (Hg.). (2017). *Warum Kritik? Begründungsformen kritischer Theorien* (1. Aufl.). Velbrück Wissenschaft.

Emanuel, E. J., Persad, G., Kern, A., Buchanan, A., Fabre, C., Halliday, D., Heath, J., Herzog, L., Leland, R. J., Lemango, E. T., Luna, F., McCoy, M. S., Norheim, O. F., Ottersen, T., Schaefer, G. O., Tan, K.-C., Wellman, C. H., Wolff, J., & Richardson, H. S. (2020). An ethical framework for global vaccine allocation. *Science*, *369*(6509), 1309–1312. https://doi.org/10.1126/science.abe2803

Emch, J. C., Lausanne (Übertragung aus dem Englischen) (o.J.). *Ist Betteln ein Menschenrecht?* SWI swissinfo.ch. Abgerufen 19. Februar 2021, von https://www.swissinfo.ch/ger/jetzt-ist-gericht-am-zug_ist-betteln-ein-menschenrecht-/43653336

Emmerson, G. (2015). *Ego-State-Therapie*. Reinhardt Ernst.

Ergebnisse der AfD bei den Landtagswahlen bis 2024. (o.J.). Statista. Abgerufen 12. Januar 2025, von https://de.statista.com/statistik/daten/studie/320946/umfrage/ergebnisse-der-afd-bei-den-landtagswahlen/

Erikson, E. H. (1973). *Identität und Lebenszyklus*. Suhrkamp.

Ermann, M. (2012). *Psychoanalyse heute: Entwicklungen seit 1975 und aktuelle Bilanz* (2. Aufl.). Kohlhammer.

Ermann, M. (2014). *Der Andere in der Psychoanalyse*. Kohlhammer.

Ermann, M. (2016). *Psychotherapie und Psychosomatik: Ein Lehrbuch auf psychoanalytischer Grundlage* (6., überarb. und erw. Aufl.). W. Kohlhammer GmbH.

ETH Treffpunkt Science City. (2023, November 1). *Von der Steinzeit ins Metaverse – Lutz Jänke* [Video recording]. https://www.youtube.com/watch?v=Wl1LcwJR6sA

Euler, D. (2016). *HDZ Modul 1. Lehren und Lernen an der HSG*.

Feige, D. M. (2024). Zu einer kritischen Theorie der Digitalisierung. In S. Krämer & J. Noller (Hg.), *Was ist digitale Philosophie? Phänomene, Formen und Methoden* (S. 68–79). Brill mentis.

Feldman, R. (2017). The Neurobiology of Human Attachments. *Trends in Cognitive Sciences*, *21*(2), 80–99. https://doi.org/10.1016/j.tics.2016.11.007

Fell, A., & McCrindle, M. (2021). *Generation Alpha*. Headline.

Fischer, A. (2017). *Manipulation: Zur Theorie und Ethik einer Form der Beeinflussung* (1. Aufl.). Suhrkamp.

Fischer, G., & Riedesser, P. (2009). *Lehrbuch der Psychotraumatologie* (4., aktual. und erw. Aufl.). E. Reinhardt.

florianlaumer. (2024, April 19). Das Prinzip der minimalen Rechte in der IT-Sicherheit. *Flo Laumer*. https://florianlaumer.de/2024/04/19/das-prinzip-der-minimalen-rechte-in-der-it-sicherheit/

Floridi, L. (mit Walter, A.). (2015). *Die 4. Revolution: Wie die Infosphäre unser Leben verändert* (1. Aufl.). Suhrkamp.

Fogel, A. (2019). *Selbstwahrnehmung und Embodiment in der Körperpsychotherapie* (2. Aufl.). Schattauer.

Fonagy, P. (2004). *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Klett-Cotta.

Fonagy, P. (2016). Vorwort. In A. Lemma & L. Caparrotta (Hg.), *Psychoanalyse im Cyberspace? Psychotherapie im digitalen Zeitalter*. Brandes & Apsel.

Fonagy, P., & Target, M. (2020). *Psychoanalyse und die Psychopathologie der Entwicklung* (5. Aufl.). Klett-Cotta.

Forster, E. M. (2025). *Die Maschine steht still* (7. Aufl.). Hoffmann und Campe Verlag.

Foucault, M. (mit Seitter, W.). (2020). *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses* (18. Auflage). Suhrkamp.

Foulkes, S. H. (1978). *Praxis der gruppenanalytischen Psychotherapie*. Reinhardt.

Frank, D. A. (2020). The Origins of and Possible Futures for Chaïm Perelman and Lucie Olbrechts-Tyteca's Dissociation of Concepts. *Philosophy and Rhetoric*, *53*(4), 385–399. https://doi.org/10.5325/philrhet.53.4.0385

Franke, A. (2012). *Modelle von Gesundheit und Krankheit* (3., überarb. Aufl.). Hans Huber.

Fraser, N., & Honneth, A. (2003). *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse* (Orig.-Ausg.). Suhrkamp.

Freier, C. (2018). Was bedeutet uns Arbeiten? Gesundheitliche Herausforderungen im Hinblick auf den individuellen und sozialen Sinn der Arbeit. In B. Badura, A. Ducki, J. Klose, H. Schröder & M. Meyer (Hg.), *Fehlzeiten-Report 2018* (S. 61–73). Springer Berlin Heidelberg. https://doi.org/10.1007/978-3-662-57388-4_2

Freud, S. (1917). *Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse*. The Project Gutenberg. https://www.gutenberg.org/files/29097/29097-h/29097-h.htm

Freud, S. (1921). *Massenpsychologie und Ich-Analyse*. https://www.textlog.de/freud-psychoanalyse-herdentrieb-massenpsychologie.html

Freud, S. (1927). *Nachwort zur Frage der Laienanalyse: Bd. GW XIV*. Imago.

Freyberger, H., & Spitzer, C. (2017). Dissoziation. *PiD – Psychotherapie im Dialog*, *18*(03), 18–23. https://doi.org/10.1055/s-0043-111283

Freyenhagen, F. (2015). Honneth on Social Pathologies: A Critique. *Critical Horizons*, *16*(2), 131–152. https://doi.org/10.1179/1440991715Z.00000000044

Freyenhagen, F. (2018). *Critical Theory and Social Pathology*. https://doi.org/10.4324/9780429443374-29

Frey-Rohn, L. (1981). *Von Freud zu Jung: Eine vergleichende Studie zur Psychologie des Unbewussten*. Daimon.

Freytas-Tamura, K. de. (2010, März 26). Roboter: In Japan sind Roboter bereits Alltag. *Die Zeit*. https://www.zeit.de/wissen/2010-03/japan-roboterbaby-eltern/seite-2

Fricker, M. (2007). *Epistemic injustice power and the ethics of knowing*. University Press.

Fromm, E. (1936). *Autorität und Familie: Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung*. Félix Alcan.

Fromm, E. (1977). *Die Furcht vor der Freiheit* (9., unveränd. Aufl.). Europäische Verlagsanstalt.

Fry, H. (mit Schmid, S.). (2018). *Hello World: Was Algorithmen können und wie sie unser Leben verändern* (1. Aufl.). C. H. Beck.

Fuchs, T. (2010). *Das fragmentierte Selbst – Narrative Identität und Borderline-Störung*. Auditorium-Verlag.

Fuchs, T. (2013a). Der Schein des Anderen. Empathie und Virtualität. *Grenzen der Empathie*, 261–281. https://doi.org/10.30965/9783846755167_012

Fuchs, T. (2013b). Zur Phänomenologie der Stimmungen. In *Stimmung und Methode* (S. 17–31). Mohr Siebeck. https://www.klinikum.uni-heidelberg.de/fileadmin/zpm/psychatrie/fuchs/Literatur/Phaenomenologie_der_Stimmungen_pdf

Fuchs, T. (2014). The Virtual Other: Empathy in the Age of Virtuality. *Journal of Consciousness Studies*, *21*(5–6), 152–173.

Fuchs, T. (2017). *Das Gehirn – ein Beziehungsorgan: Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption* (5th edition). Kohlhammer Verlag.

Fuchs, T., Iwer, L. & Micali, S. (2019). *Das überforderte Subjekt: Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft* (1. Aufl.). Suhrkamp.

Fuchs, T. (2019a). Chronopathologie der Überforderung. Zeitstrukturen und psychische Krankheit. In T. Fuchs, L. Iwer & S. Micali (Hg.), *Das überforderte Selbst* (2. Aufl., S. 52–79). Suhrkamp.

Fuchs, T. (2019b). Empathy, Group Identity, and the Mechanisms of Exclusion: An Investigation into the Limits of Empathy. *Topoi*, *38*(1), 239–250. https://doi.org/10.1007/s11245-017-9499-z

Fuchs, T. (2020). *Verteidigung des Menschen. Grundfragen einer verkörperten Anthropologie* (1. Aufl.). Suhrkamp.

Fuchs, T. (2024). Narcissistic Depressive Technoscience. *The New Atlantis*. https://www.academia.edu/123502520/Narcissistic_Depressive_Technoscience

Fuchs, T., Iwer, L., & Micali, S. (Hg.). (2018). *Das überforderte Subjekt: Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft* (1. Aufl.). Suhrkamp.

Fuhs, B., & Rosenstock, R. (2010). My First Net. Internet im Vorschulalter. In B. Fuhs, C. Lampert & R. Rosenstock (Hg.), *Mit der Welt vernetzt: Kinder und Jugendliche in virtuellen Erfahrungsräumen* (S. 85–105). Kopaed.

Funk, R. (2005). *Ich und Wir: Psychoanalyse des postmodernen Menschen* (Originalausgabe, 2. Aufl.). Deutscher Taschenbuch Verlag.

Funk, R. (2012). *Entgrenzung des Menschen*. Centaurus.

Gadamer, H.-G. (2010). *Über die Verborgenheit der Gesundheit: Aufsätze und Vorträge*. Suhrkamp.

Gehlen, A. (1957). *Die Seele im technischen Zeitalter: Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft*. Klostermann.

Geist, G. (o.J. a) Aufruf, vollständige Version. *Gute erste Kinderjahre*. Abgerufen 25. Februar 2024, von https://gute-erste-kinderjahre.de/aufruf-vollstaendige-version/

Geist, G. (o.J. b). Das Wohl der Kleinsten. *Gute erste Kinderjahre*. Abgerufen 25. Februar 2024, von https://gute-erste-kinderjahre.de/das-wohl-der-kleinsten/

Geist, G. (o.J. c). Studien zur Qualität in Kitas. *Gute erste Kinderjahre*. Abgerufen 25. Februar 2024, von https://gute-erste-kinderjahre.de/qualitaet-in-kitas/

Geist, G. (o.J. d). Widersprüchlichkeit mancher Studien. *Gute erste Kinderjahre*. Abgerufen 25. Februar 2024, von https://gute-erste-kinderjahre.de/widerspruechlichkeit-studien/

Gelernter, D. (2016). *The Tides of Mind: Uncovering the Spectrum of Consciousness*. LIVERIGHT PUB CORP.

Gelhard, A. (2018). *Skeptische Bildung*. Diaphanes. https://www.orellfuessli.ch/shop/home/artikeldetails/ID91152323.html

Ghaemi, S. N. (2009). The rise and fall of the biopsychosocial model. *British Journal of Psychiatry*, *195*(1), 3–4. https://doi.org/10.1192/bjp.bp.109.063859

Golden Record & Golden Profile. (2019, Oktober 2). https://www.uniserv.com/business-cases/customer-data-management/golden-record-golden-profile/

Gourmont, R. de. (1900). La Dissociation des Idées. In *La Culture des Idees* (2. Aufl.). Mercure de France.

Gourmont, R. de. (1921). *Decadence: And Other Essays on the Culture of Ideas* (W. A. Bradley, Übers.). Kessinger Publishing, LLC.

Grant, H. (2024, März 18). ›My 17-year-old son was arrested for sharing child abuse images – he said it was a relief‹. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/global-development/2024/mar/18/son-17-child-abuse-images-mother-speaks-out-grooming-children-chat-apps-social-media

Grässli, E. (2023, Januar 11). Wie schützt man Kinder und Jugendliche vor Cyber-Sexualdelikten? *Soziale Sicherheit CHSS*. https://sozialesicherheit.ch/de/wie-schuetzt-man-kinder-und-jugendliche-vor-cyber-sexualdelikten/

Green, H., McGinnity, A., Meltzer, H., Ford, T., & Goodman, R. (2005). *Mental Health of Children and Young People in Great Britain, 2004: (557702010–001)* [Dataset]. https://doi.org/10.1037/e557702010-001

Griffin, J. (2008). *On Human Rights*. Oxford University Press.

Grob, S. (o.J.). »*Hochleistungserholung« mit Stefanie Grob* [Broadcast]. Abgerufen 10. März 2025, von https://www.srf.ch/audio/zytlupe/hochleistungserholung-mit-stefanie-grob?id=AUDI20250228_NR_0001

Gross, A. (2000). Rhetoric as a Technique and a Mode of Truth: Reflections on Chaïm Perelman. *Philosophy & Rhetoric*, *33*(4), 319–335.

Guggenbühl, A. (2023). *The Power of Stories. Mythodrama: Conflict Management and Group Psychotherapy with Children and Adolescents Using Stories*. Chiron. https://www.orellfuessli.ch/shop/home/artikeldetails/A1069065710

Guignar, F. (2016). Psychische Entwicklung in einer digitalen Welt. In A. Lemma & L. Caparrotta (Hg.), *Psychoanalyse im Cyberspace? Psychotherapie im digitalen Zeitalter* (S. 106–125). Brandes & Apsel.

Habermas, J. (1975). *Erkenntnis und Interesse mit einem neuen Nachwort* (10. Aufl.). Suhrkamp.

Haidt, J. (2024). *The Anxious Generation. How the Great Rewiring of Childhood is Causing an Epidemic of Mental Illness* (1. Aufl.). Allen Lane.

Hainer, M. L. (2016). The Ferenczi paradox. His importance in understanding dissociation and the dissociation of his importance in psychoanalysis. In E. F. Howell & S. Itzkowitz (Hg.), *The Dissociative Mind in Psychoanalysis. Understanding and Working with Trauma* (S. 57–69). Routledge.

Han, B.-C. (2010). *Müdigkeitsgesellschaft*. Matthes & Seitz Berlin.

Hanzig-Bätzing, E., & Bätzing, W. (2005). *Entgrenzte Welten: Die Verdrängung des Menschen durch Globalisierung von Fortschritt und Freiheit*. Rotpunktverlag, Zürich.

Harari, Y. N. (2024). *Nexus. Eine kurze Geschichte der Informationsnetzwerke von der Steinzeit bis zur künstlichen Intelligenz*. Penguin.

Hardering, F., & Wagner, G. (2019). Vom überforderten zum achtsamen Selbst? Zum Wandel von Subjektivität in der digitalen Arbeitswelt. In T. Fuchs, L. Iwer & S. Micali (Hg.), *Das überforderte Selbst* (2. Aufl., S. 258–278). Suhrkamp.

Hark, H. (Hg.). (1998). *Lexikon Jungscher Grundbegriffe* (4.). Walter.

Hart, O. van der, Nijenhuis, E. R. S., & Steele, K. (2008). *Das verfolgte Selbst: Strukturelle Dissoziation und die Behandlung chronischer Traumatisierung*. Junfermann Verlag.

Hasselmann, S. (2016, Januar 26). Traumavererbung – Bis ins vierte Glied – Traumata prägen auch die Kinder. *Deutschlandfunk*. https://www.deutschlandfunk.de/traumavererbung-bis-ins-vierte-glied-traumata-praegen-auch.724.de.html?dram:article_id=343713

Hayek, F. A. (1969). Grundsätze einer liberalen Gesellschaftsordnung. In *Freiburger Studien. Gesammelte Aufsätze von F. A. von Hayek* (S. 108–125). Mohr Siebeck.

Heinze, M., & Thoma, S. (2019). Soziale Freiheit und Depressivität. In T. Fuchs, L. Iwer & S. Micali (Hg.), *Das überforderte Selbst* (2. Aufl., S. 344–367). Suhrkamp.

Henning, C. (2015). *Theorien der Entfremdung zur Einführung* (Zur Einführung). Junius.

Herman, J. L., Perry, J. C., & van der Kolk, B. A. (1989). Childhood trauma in borderline personality disorder. *The American Journal of Psychiatry*, *146*(4), 490–495. https://doi.org/10.1176/ajp.146.4.490

Hirschi, C. (2018). *Skandalexperten, Expertenskandale Zur Geschichte eines Gegenwartsproblems*. Mathes & Seitz.

Hoff, P. (2022, November 5). *Zwischen Evidenzbasierung und ärztlicher Kunst: Zum Selbstverständnis von Psychiatrie und Psychotherapie heute*. Symposium: Psychiatrie und Gesellschaft in unruhigen Zeiten, C. G. Jung-Institut, Küsnacht ZH.

Holzhey-Kunz, A. (1994). *Leiden am Dasein die Daseinsanalyse und die Aufgabe einer Hermeneutik psychopathologischer Phänomene* (2. durchges. Aufl.). Passagen Verlag.

Home UCLA Lab School. (o.J.). Abgerufen 23. Oktober 2024, von https://www.labschool.ucla.edu/

Honneth, A. (1994). *Kampf um Anerkennung – Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Suhrkamp.

Honneth, A. (2000). Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität. Über das vermeintliche Veralten der Psychoanalyse. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse*, *54*(11), 10087–11109.

Honneth, A. (2004). Eine soziale Pathologie der Vernunft. Zur intellektuellen Erbschaft der Kritischen Theorie. In C. Halbig & M. Quante (Hg.), *Axel Honneth: Sozialphilosophie zwischen Kritik und Anerkennung* (Bd. 5, S. 9–31). LIT Verlag.

Honneth, A. (2005). *Verdinglichung – Eine anerkennungstheoretische Studie*. Suhrkamp.

Honneth, A. (2011). *Das Recht der Freiheit – Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit*. Suhrkamp.

Honneth, A. (2014). Die Krankheiten der Gesellschaft. Annäherung an einen nahezu unmöglichen Begriff. In Institut für Sozialforschung (Hg.), *WestEnd. Exodus. Leben jenseits von Staat und Konsum? Körperliche Verletzbarkeit, Bündnisse und Street Politics. Der Aufstieg der Drohnen. Die Krankheiten der Gesellschaft* (Bd. 01, S. 45–60). Campus Verlag.

Honneth, A. (Guest). (2015, November 6). Neu denkbar? – Die Idee des Sozialismus. Das philosophische Radio [Broadcast]. In *WDR*. Online nicht mehr verfügbar

Honneth, A. (2017). *Die Idee des Sozialismus: Versuch einer Aktualisierung* (erweiterte Ausgabe, 1. Aufl.). Suhrkamp.

Honneth, A., & Whitebook, J. (2014, November 19). *Discussion of Psychoanalysis and Recognition with Axel Honneth (Jack C. Weinstein Professor of the Humanities, Department of Philosophy, Columbia University; Professor of Philosophy, Goethe University Frankfurt a.M.; Director, The Institute for Social Research) and Joel Whitebook (Director, Psychoanalytic Studies Program, Columbia University; Faculty, Columbia Center for Psychoanalytic Training and Research)* [Audio recording].

Horkheimer, M. (o.J.). *Traditionelle und Kritische Theorie. Fünf Aufsätze*. Fischer Wissenschaft.

Horn, A. (2018). Anerkennung und Freiheit. Subjekttheoretische Grundlage einer demokratischen Theorie der Sittlichkeit. *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie*, *1*, 16–40.

Horn, A. (2020). *Psychotraumatologie: Traumafolgestörungen und ihre Behandlung aus Sicht der Analytischen Psychologie*. Kohlhammer.

Horn, A. (2023). Dissoziation als Konzept der Ethik und Sozialkritik: Dissoziation als innerpsychische und sozialpsychologische Mitursache epistemischer Ungerechtigkeiten. *Zeitschrift für Praktische Philosophie*, *10*(2), Article 2. https://doi.org/10.22613/zfpp/10.2.2

Horn, A., & Rosa, H. (2024). Resonanz in der Psychotherapie. *Psychotherapiewissenschaft*, Nr. 1 (April 2024).

Hosang, K. (2024). Methodenkoffer der Metamoderne. In M. Hosang & G. Hüther (Hg.), *Die Metamoderne: Neue Wege zur Entpolarisierung und Befriedung der Gesellschaft* (S. 301–308). Vandenhoeck & Ruprecht.

Howell, E. F., & Itzkowitz, S. (2016). *The dissociative mind in psychoanalysis: Understanding and working with trauma*. Routledge, Taylor & Francis Group.

Huesmann, L. R., Moise-Titus, J., Podolski, C.-L., & Eron, L. D. (2003). Longitudinal relations between children's exposure to TV violence and their aggressive and violent behavior in young adulthood: 1977–1992. *Developmental Psychology*, *39*(2), 201–221. https://doi.org/10.1037/0012-1649.39.2.201

Huet, E. (2025, Dezember 5). Enthusiasm for OpenAI's Sora Fades After Initial Creative Burst. *Bloomberg.Com*. https://www.bloomberg.com/news/newsletters/2025-12-05/enthusiasm-for-openai-s-sora-fades-after-initial-creative-burst

Hug, P. (1992). *Individuum und Gesellschaft bei Freud und Fromm*. Philosophische Fakultät der Universität Zürich.

Husserl, E. (mit Smid, R. N.). (1993). *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie: Ergänzungsband: Texte aus dem Nachlass, 1934–1937*. Kluwer Academic Publishers.

ICD-10-GM-2024: F90.- Hyperkinetische Störungen – Icd-code.de. (o.J.). Abgerufen 28. August 2024, von https://www.icd-code.de/icd/code/F90.-.html#google_vignette

Imhoff, R. (2023a). *Die Psychologie der Verschwörungstheorien. Von dunklen Mächten sonderbar belogen*. Hogrefe.

Imhoff, R. (2023b, Oktober 24). *Psychologie der Verschwörungstheorien*. https://www.hogrefe.com/de/thema/psychologie-der-verschwoerungstheorien

Jaeggi, R. (2006). *Entfremdung*. Campus.

Jäncke, L. (2021). *Von der Steinzeit ins Metaverse. Der analoge Mensch in der digitalen Welt*. Hogrefe.

Jaspers, K. (1965). *Allgemeine Psychopathologie* (8., unveränd. Aufl.). Springer.

Johnstone, H. W. (1958). New Outlooks on Controversy. *The Review of Metaphysics*, *12*(1), 57–67.

Jung, C. G. (2011a). Allgemeines zur Komplextheorie. In M. Niehus-Jung et al. (Hg.), *Die Dynamik des Unbewussten* (4. Aufl., Bd. 8, S. 111–123). Patmos.

Jung, C. G. (2011b). *Die Dynamik des Unbewussten* (4. Aufl., Bd. 8). Patmos.

Jung, C. G. (2011c). *Praxis der Psychotherapie. Beiträge zum Problem der Psychotherapie und zur Psychologie der Übertragung* (3. Aufl., Bd. 16). Patmos-Verlag.

Jung, C. G. (2011d). *Über die Entwicklung der Persönlichkeit* (4. Aufl., Bd. 17. Patmos.

Jung, M. (1996). *Dilthey zur Einführung*. Junius.

Jungclaussen, I. (2020). Zum Wissenschaftsverständnis der Psychodynamischen Psychotherapien. *Verband Psychologischer Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten im BDP e. V.*, *50*, 12–14.

Jungclaussen, I. (mit Stang, M.). (2018). *Handbuch Psychotherapie-Antrag: Psychodynamisches Verstehen und effizientes Berichtschreiben in der tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapie* (2. Aufl.). Schattauer.

Kaakinen, M., Sirola, A., Savolainen, I., & Oksanen, A. (2018). Shared identity and shared information in social media: Development and validation of the identity bubble reinforcement scale. *Media Psychology*. https://doi.org/10.1080/15213269.2018.1544910

Kaeser, E. (2018). *Trojanische Pferde unserer Zeit: Kritische Essays zur Digitalisierung*. Schwabe Verlag.

Kandeğer, A., Ekici, F., Güler, H. A., Bayırlı, Ö., Özaltın, M. S., & Selvi, Y. (2025). Childhood Trauma and Dissociation Pathway as a Mediator for the Persistence of ADHD Symptoms from Childhood to Adulthood in Nonclinical and Clinical Samples. *Journal of Trauma & Dissociation*, *26*(4), 548–562. https://doi.org/10.1080/15299732.2025.2503709

Kandeğer, A., Şen, B., Tekdemir, R., Gülpamuk, G., & Selvi, Y. (2022). Dissociative Experiences Associated With Internet Gaming Disorder After Controlling For Childhood Trauma And ADHD Diagnosis. *Journal of Trauma & Dissociation*, *23*(1), 68–78. https://doi.org/10.1080/15299732.2021.1984366

Kant, I. (mit Horn, C., Mieth, C., & Scarano, N.). (2021). *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (6. Auflage). Suhrkamp.

Kapfhammer, H. P. (o.J.). *Dissoziative Störungen heute*. Abgerufen 18. Januar 2021, von https://www.yumpu.com/de/document/read/21125294/dissoziative-storungen-heute-medizinische-universitat-graz

Kassam, A. (2024, September 9). ›Going back in time‹: The schools across Europe banning mobile phones. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/world/article/2024/sep/09/dutch-school-that-banned-mobile-phones-calvijn-college

Keber, T., Grimm, P., Keber, T. O., & Zöllner, O. (2019). *Digitale Ethik: Leben in vernetzten Welten*. Reclam.

Keohane, R. (1989). *International Institutions And State Power: Essays In International Relations Theory*. (o.J.). Routledge & CRC Press. Abgerufen 20. Januar 2021,

von https://www.routledge.com/International-Institutions-And-State-Power-Essays-In-International-Relations/Keohane/p/book/9780429032967

Keohane, R. (2003). *Power and Governance in a Partially Globalized World*. Routledge. https://doi.org/10.4324/9780203218174

Kiefer, F. (2024, August 1). *Von Dopamin und Suchtverhalten bis zu Dopamin-Detox*. https://www.aok.de/pk/magazin/koerper-psyche/sucht/von-dopamin-und-suchtverhalten-bis-zu-dopamin-detox/

Kildare, C. A., & Middlemiss, W. (2017). Impact of parents mobile device use on parent-child interaction: A literature review. *Computers in Human Behavior*, *75*, 579–593. https://doi.org/10.1016/j.chb.2017.06.003

King, V. (2016). »If you show your real face, you'll lose 10 000 followers«: The gaze of the other and transformations of shame in digitalized relationships. *CM: Communication and Media*, *11*(38), 71–90. https://doi.org/10.5937/comman12-11504

King, V. (2018). Geteilte Aufmerksamkeit. *PSYCHE*, *72*(8), 640–665. https://doi.org/10.21706/ps-72-8-640

King, V. (2020). »*Lots of People Pretend…« Shame Conflicts in an Age of Digital* (Bd. 2, S. 388–402). Brill.

King, V. (2021, April 9). *Dissoziation als geteilte Aufmerksamkeit* [Keynote]. Dissoziation – psychosoziale Kompetenz zur Bewältigung von Entfremdung und Unverfügbarkeit? Organisiert von Hartmut Rosa und Anita Horn, Universität St. Gallen, School of Economics and Political Sciences.

King, V., Gerisch, B., Rosa, H., Schreiber, J., & Salfeld, B. (2019). Überforderung als neue Normalität: Widersprüche optimierender Lebensführung und ihre Folgen. In T. Fuchs, L. Iwer & S. Micali (Hg.), *Das überforderte Subjekt. Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft* (S. 227–257). Suhrkamp.

King, V., Gerisch, B., Rosa, H., (2021). *Lost in Perfection: Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche* (1. Aufl.). Suhrkamp.

Kirchschläger, P. G. (2024). *Digitale Transformation und Ethik. Ethische Überlegungen zur Robotisierung und Automatisierung von Gesellschaft und Wirtschaft und zum Einsatz von »Künstlicher Intelligenz«*. Nomos.

Kirchschläger, P. G. (2025). The Need for an International Data-Based Systems Agency (IDA) at the UN. Governing »AI« Globally by Keeping the Planet Sustainably and Protecting the Weaker from the Powerful. *Journal of AI Humanities*, *18*, 214–248. https://doi.org/10.46397/JAIH.18.7

Kneuer, M., & Richter, S. (2015). *Soziale Medien in Protestbewegungen: Neue Wege für Diskurs, Organisation und Empörung?* Campus Verlag.

Knitter, B., & Zemp, M. (2020). Digital Family Life: A Systematic Review of the Impact of Parental Smartphone Use on Parent-Child Interactions. *Digital Psychology*, *1*(1), Article 1. https://doi.org/10.24989/dp.v1i1.1809

Köbis, N., Bonnefon, J.-F., & Rahwan, I. (2021). Bad machines corrupt good morals. *Nature Human Behaviour*, *5*(6), 679–685. https://doi.org/10.1038/s41562-021-01128-2

Koch, T., Laaber, F., & Florack, A. (2024). Socioeconomic status and young people's digital maturity: The role of parental mediation. *Computers in Human Behavior*, *154*, 108157. https://doi.org/10.1016/j.chb.2024.108157

Kosmyna, N., Hauptmann, E., Yuan, Y. T., Situ, J., Liao, X.-H., Beresnitzky, A. V., Braunstein, I., & Maes, P. (2025). *Your Brain on ChatGPT: Accumulation of Cognitive Debt when Using an AI Assistant for Essay Writing Task* (No. arXiv:2506.08872). arXiv. https://doi.org/10.48550/arXiv.2506.08872

Krebs, V. J., & Frankel, R. (2021). *Human virtuality and digital life: Psychoanalytic and philosophical perspectives* (1. Aufl.). Routledge.

Kronen Zeitung. (2024, Juni 6). *Ethiker: Wie künstliche Intelligenz unsere Arbeitswelt verändert | krone.tv NACHGEFRAGT* [Video recording]. https://www.youtube.com/watch?v=VdQPlQ9gvXo

Küchenhoff, J. (2003). Psychotherapie und die Anerkennung des Fremden. *Psychotherapeut*, *48*(6), 410–419.

Kuchuck, S. (2021). *The Relational Revolution in Psychoanalysis and Psychotherapy*. Confer Ltd.

Kuhn, T. S. (1981). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (2., rev. um das Postskriptum von 1969 erg. Aufl., [5. Nachdr.], 29.–33. Tsd.). Suhrkamp.

Kushlev, K., Proulx, J. D. E., & Dunn, E. W. (2017). Digitally connected, socially disconnected: The effects of relying on technology rather than other people. *Computers in Human Behavior*, *76*, 68–74. https://doi.org/10.1016/j.chb.2017.07.001

Laitinen, A., & Särkelä, A. (2019a). Analysing Conceptions of Social Pathology: Eight Questions. *Studies in Social and Political Thought*, *28*. https://doi.org/10.20919/sspt.28.2018.85

Laitinen, A., & Särkelä, A. (2019b). Four conceptions of social pathology. *European Journal of Social Theory*, *22*(1), 80–102. https://doi.org/10.1177/1368431018769593

Laitinen, A., Särkelä, A., & Ikäheimo, H. (2015). Pathologies of Recognition: An Introduction. *Studies in Social and Political Thought*. https://doi.org/10.20919/sspt.25.2015.44

Lange, J., & Frommer, J. (2011). Subjektives Erleben und intentionale Einstellung in Interviews zur Nutzer-Companion-Interaktion. *INFORMATIK*, 14.

Lange, M. (2017, September 1). Narben im Erbgut – Trauma vererbt sich über vier Mäuse-Generationen. *Deutschlandfunk*. https://www.deutschlandfunk.de/narben-im-erbgut-trauma-vererbt-sich-ueber-vier-maeuse.676.de.html?dram:article_id=394895

Laukyte, M. (2017). Artificial agents among us: Should we recognize them as agents proper? *Ethics and Information Technology*, *19*(1), 1–17. https://doi.org/10.1007/s10676-016-9411-3

Layton, L. (2008). Relational thinking: From culture to couch and couch to culture. In S. Clarke, H. Hahn & P. Hoggett (Hg.), *Object Relations and Social Relations: The Implications of the Relational Turn in Psychoanalysis* (S. 1–24). Karnac Books.

Le Bon, G. (1895). *Psychologie der Massen – Psychologie des foules*. https://www.textlog.de/le-bon-psychologie.html

Lebow, M. A., Schroeder, M., Tsoory, M., Holzman-Karniel, D., Mehta, D., Ben-Dor, S., Gil, S., Bradley, B., Smith, A. K., Jovanovic, T., Ressler, K. J., Binder, E. B., & Chen, A. (2019). Glucocorticoid-induced leucine zipper »quantifies« stressors and increases male susceptibility to PTSD. *Translational Psychiatry*, *9*(1), 1–16. https://doi.org/10.1038/s41398-019-0509-3

Lee, Y.-K., Chang, C.-T., Lin, Y., & Cheng, Z.-H. (2014). The dark side of smartphone usage: Psychological traits, compulsive behavior and technostress. *Computers in Human Behavior*, *31*, 373–383. https://doi.org/10.1016/j.chb.2013.10.047

Lemma, A. (2016). Eine Ordnung der reinen Dezision. Aufwachsen in einer virtuellen Welt – Das Körpererleben von Jugendlichen. In A. Lemma & L. Caparrotta (Hg.), *Psychoanalyse im Cyberspace? Psychotherapie im digitalen Zeitalter* (S. 125–157). Brandes & Apsel.

Lemmens, J. S., Valkenburg, P. M., & Peter, J. (2011). The Effects of Pathological Gaming on Aggressive Behavior. *Journal of Youth and Adolescence*, *40*(1), 38–47. https://doi.org/10.1007/s10964-010-9558-x

Leuzinger-Bohleber, M. (2017). *Chronische Depression, Trauma und Embodiment: Eine transgenerative Perspektive in psychoanalytischen Behandlungen* (1. Aufl.). Vandenhoeck & Ruprecht. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:101:1-20180228116l5

Leuzinger-Bohleber, M. (2019). Das »erschöpfte Selbst« in Zeiten des »Global Unrest«. Klinisch-psychoanalytische Überlegungen. In T. Fuchs, L. Iwer & S. Micali (Hg.), *Das überforderte Selbst* (2. Aufl., S. 310–343). Suhrkamp.

Lobe, A. (2025, November 24). *Deepfakes breiten sich im Netz aus. Prominente wie Friedrich Merz werden zu Sprachpuppen*. Neue Zürcher Zeitung. https://www.nzz.ch/feuilleton/deepfakes-wie-prominente-fuer-betruegereien-missbraucht-werden-ld.1912856

Locke, J. (o.J.). *An Essay Concerning Human Understanding/Ein Versuch über den menschlichen Verstand*.

Locke, J. (1996). *A Letter Concerning Toleration (1689)* (J. Ebbinghaus, Hg.). Meiner.

Loeffler-Stastka, H., & Datz, F. (2015). State of the Art Praxisorientierte Psychotherapieforschung. *Psychotherapie Forum*, *21*. https://doi.org/10.1007/s00729-015-0052-5

Lorenz-Spreen, P., Mønsted, B. M., Hövel, P., & Lehmann, S. (2019). Accelerating dynamics of collective attention. *Nature Communications*, *10*(1), 1759. https://doi.org/10.1038/s41467-019-09311-w

Lottaz, P. (2019). *Notions of neutralities*. Lexington Books.

LTO (2018). Ku-Klux-Klan: Die selbsternannten Verfassungsschützer. *Legal Tribune Online*. Abgerufen 8. März 2020 von https://www.lto.de/recht/feuilleton/f/ku-klux-klan-studie-usa-jura-professor-selbst-ernannte-verfassungsschuetzer/

Luhmann, N. (1991). *Interview von Hans Dieter Huber, am 13.12.1990* [Text, S. 121–133]. http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/5492/1/Huber_Interview_mit_Niklas_Luhmann_1991.pdf

Lunkenheimer, E., Sturge-Apple, M. L., & Kelm, M. R. (2023). The importance of parent self-regulation and parent–child coregulation in research on parental discipline. *Child Development Perspectives*, *17*(1), 25–31. https://doi.org/10.1111/cdep.12470

Lutz, K., & Thöny, R. (2024). *Das Churermodell: Dem Lernen Raum geben* (1. Aufl.). hep.

Lyotard, J.-F. (2018). *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. Passagen. https://www.passagen.at/gesamtverzeichnis/bestseller/das-postmoderne-wissen-4/

Mäder, C. (2024, August 13). Postkolonialismus: Philosophin Seyla Benhabib erklärt, wie die Theorie entstand. *Neue Zürcher Zeitung*. https://www.nzz.ch/wissenschaft/postkolonialismus-philosophin-seyla-benhabib-erklaert-wie-die-theorie-entstand-ld.1842293

Maercker, A. (Hg.). (2013). *Posttraumatische Belastungsstörungen*. Springer Berlin Heidelberg. https://doi.org/10.1007/978-3-642-35068-9

Maercker, A. (2019). *Cultural Clinical Psychology and PTSD* – (A. Maercker, E. Heim & L. J. Kirmayer, Hg.). Hogrefe. https://www.hogrefe.com/de/shop/cultural-clinical-psychology-and-ptsd-88211.html

Maercker, A., Chi Zhang, X., Gao, Z., Kochetkov, Y., Lu, S., Sang, Z., Yang, S., Schneider, S., & Margraf, J. (2015). Personal value orientations as mediated predictors of mental health: A three-culture study of Chinese, Russian, and German university students. *International Journal of Clinical and Health Psychology*, *15*(1), 8–17. https://doi.org/10.1016/j.ijchp.2014.06.001

Maercker, A., & Heim, E. (2016). A new approach to culturally sensitive PTSD research in Zurich: Inspired by contributions from Carl Gustav Jung. *International Psychology Bulletin*, *20*, 67–70.

Mahieu, R., van Eck, N. J., van Putten, D., & van den Hoven, J. (2018). From dignity to security protocols: A scientometric analysis of digital ethics. *Ethics and Information Technology*, *20*(3), 175–187. https://doi.org/10.1007/s10676-018-9457-5

Marchart, O. (2019). *Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben* (4. Aufl.). Suhrkamp.

Marcuse, H. (2004). *Der eindimensionale Mensch: Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft* (4. Aufl.). dtv.

Maté, G. (2019). *Scattered Minds. The Origins and Healing of Attention Deficit Disorder*. Vermilion. https://www.orellfuessli.ch/shop/home/artikeldetails/A1050446059

Maté, G. (2021). *The Wisdom of Trauma. Can our Deepest Pain Be a Dorway to Healing? Featuring DR. GABOR MATÉ*. (2021, Mai 24). [Video recording]. https://wisdomoftrauma.com

Maté, G. (mit Hunke-Wormser, A.). (2022). *Wenn der Körper nein sagt: Wie verborgener Stress krank macht – und was Sie dagegen tun können* (7. deutsche Auflage). Unimedica.

Maté, G., & Maté, D. (2022). *The Myth of Normal: Trauma, Illness and Meaning in a Toxic Culture*.

Mathez, J., Fischer, C., Mäder, R., Standtke, R., & Schwab, S. (2024). *Medienkompetenz im Schulalltag*. Jugend und Medien. Nationale Plattform zur Förderung von Medienkompetenz.

Mau, S., Lux, T., & Westheuser, L. (2023). *Triggerpunkte*. Suhrkamp. https://www.suhrkamp.de/buch/triggerpunkte-t-9783518029848

Maute, M., Pehlke-Milde, J., Wade-Bohleber, L. M., & von Wyl, A. (2018). Der Blick zum Säugling: Gestört durch Smartphones? *Obstetrica*, *2018*(11), 58–60. https://doi.org/10.21256/zhaw-2760

McCallum, S. (2025). *Creative industries »incredibly worried« about OpenAI-Disney deal*. (2025, Dezember 12). https://www.bbc.com/news/articles/c5ydp1gdqwqo

McDaniel, B. T., & Coyne, S. M. (2016). »Technoference«: The interference of technology in couple relationships and implications for women's personal and relational well-being. *Psychology of Popular Media Culture*, *5*(1), 85–98. https://doi.org/10.1037/ppm0000065

McDaniel, B. T., & Radesky, J. S. (2018). Technoference: Parent Distraction With Technology and Associations With Child Behavior Problems. *Child Development*, *89*(1), 100–109.

McCurry, J. (2023, April 1). *1.5 million people in Japan living as social recluses, many as a result of the pandemic*. The Japan Times. https://www.japantimes.co.jp/news/2023/04/01/national/hikikomori-numbers-pandemic/

McQue, K. (2024, Januar 18). Meta documents show 100,000 children sexually harassed daily on its platforms. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/technology/2024/jan/18/instagram-facebook-child-sexual-harassment

McSpadden, K. (2015, Mai 14). *You Now Have a Shorter Attention Span Than a Goldfish*. TIME. https://time.com/3858309/attention-spans-goldfish/

McWilliams, N. (2016). *Psychoanalytic Diagnosis: Understanding Personality Structure in the Clinical Process* (Rutgers).

Meehan, J. (2019). Intersubjectivity on the Couch: Recognition and Destruction in the Work of Jessica Benjamin. In B. O'Connor & A. Allen (Hg.), *Transitional subjects: Critical theory and object relations* (S. 185–208). Columbia University Press.

Mertens, W., Storck, T., & Gondek, H.-D. (Hg.). (2025). *Gesellschaftlich Unbewusstes: Hauptartikel und Replik von Timo Storck* (Originalausgabe). Psychosozial-Verlag. https://doi.org/10.30820/9783837962901

Metzinger, T. (mit Schmidt, T.). (2016). *Der Ego-Tunnel eine neue Philosophie der Selbst: Von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik* (5. Aufl.). Piper.

Meyer, M. (2012). Das Gehirn von Jugendlichen ist eine Baustelle. *PRISMA UZH*, 4–7.

Micali, S. (2019). Depression in der unternehmerischen Gesellschaft. In T. Fuchs, L. Iwer & S. Micali (Hg.), *Das überforderte Selbst* (2. Aufl., S. 80–114). Suhrkamp.

Mill, J. S. (mit Lemke, B., & Gräfrath, B.). (2009). *On liberty = Über die Freiheit: Englisch-deutsch*. Reclam.

Mills, J. (2015). Psychoanalysis and the Ideologies of Science. *Psychoanalytic Inquiry*, *35*(sup1), 24–44. https://doi.org/10.1080/07351690.2015.987591

Mills, J. (2020a). *Debating relational psychoanalysis: Jon Mills and his critics* (1. Aufl.). Routledge.

Mills, J. (2020b, Januar 11). *Debating Relational Psychoanalysis: Jon Mills and his Critics* [Video recording]. https://www.youtube.com/watch?v=Mjo-WgVWSvc

Milmo, D. (2023, November 3). ›Bletchley made me more optimistic‹: How experts reacted to AI summit. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/technology/2023/nov/03/bletchley-made-me-more-optimistic-how-experts-reacted-to-ai-summit

Milz, H. (o.J.). Über die Leibhaftigkeit der Gesundheit. In E. Göpel (Hg.), *Gesundheit bewegt – Wie aus einem Krankheitswesen ein Gesundheitswesen werden kann* (S. 88–105). Mabuse.

Mitchell, S. A. (1988). *Relational concepts in psychoanalysis: An integration*. Harvard University Press.

Miteinander lesen – Shared Reading. (o.J.). PBZ.ch. Abgerufen 18. März 2025, von https://www.pbz.ch/miteinander-lesen-shared-reading/

Modecki, K. L., Goldberg, R. E., Wisniewski, P., & Orben, A. (2022). What Is Digital Parenting? A Systematic Review of Past Measurement and Blueprint for the Future. *Perspectives on Psychological Science*, *17*(6), 1673–1691. https://doi.org/10.1177/17456916211072458

Montgomery, B. (2025, Januar 7). Why did Mark Zuckerberg end Facebook and Instagram's factchecking program? *The Guardian*. https://www.theguardian.com/technol

ogy/2025/jan/07/why-did-mark-zuckerberg-end-facebook-instagram-fact-checking

Moré, A. (2013). *Die unbewusste Weitergabe von Traumata und Schuldverstrickungen an nachfolgende Generationen*. *21*(2). www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/268/310#fn_N1002A

More, M. (1990). *Transhumanism: Towards a Futurist Philosophy*. https://www.ildodopensiero.it/wp-content/uploads/2019/03/max-more-transhumanism-towards-a-futurist-philosophy.pdf

MPI (2019). *Mit der Informationsflut sinkt die Aufmerksamkeitsspanne der Gesellschaft*. Pressemitteilung des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung Berlin vom 15.04.2019. Abgerufen 18. März 2025, von https://www.mpib-berlin.mpg.de/pressemeldungen/informationsflut-senkt-aufmerksamkeitsspanne

Muldoon, J., Graham, M., & Cant, C. (2024). *Feeding the Machine. The Hidden Human Labour Powerin AI*. Canongate. https://www.bloomsbury.com/us/feeding-the-machine-9781639734979/

Müller, L. (2023). Der Stein der Weisen. *Jung Journal*, 50.

Müller, S. (2011). *Logik, Widerspruch und Vermittlung: Aspekte der Dialektik in den Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M..

Neuenschwander, M. P., & Benini, S. (2017). Der FOKUS-Ansatz. *Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik*, *23*, 46–51.

Neumann, E. (1985). *Tiefenpsychologie und neue Ethik* (5. Aufl.). Fischer Taschenbuch Verlag.

Nida-Rümelin, J., & Weidenfeld, N. (2018). *Digitaler Humanismus: Eine Ethik für das Zeitalter der künstlichen Intelligenz* (Originalausgabe). Piper.

Nida-Rümelin, J., & Winter, D. (2024). Humanism and Enlightenment. In H. Werthner, C. Ghezzi, J. Kramer, J. Nida-Rümelin, B. Nuseibeh, E. Prem & A. Stanger (Hg.), *Introduction to Digital Humanism* (S. 3–16). Springer Nature Switzerland. https://doi.org/10.1007/978-3-031-45304-5_1

Nijenhuis, E. R. S., & den Boer, J. A. (2009). Psychobiology of Traumatization and Trauma-Related Structural Dissociation of the Personality. In *Dissociation and the Dissociative Disorders: DSM-V and beyond* (S. 337–366). Routledge.

Noll, R. (1989). Multiple Personality, Dissociation, and C. G. Jung's Complex Theory. *Journal of Analytical Psychology*, *34*(4), 353–370. https://doi.org/10.1111/j.1465-5922.1989.00353.x

Noll, R. (1993). Multiple personality and C. G. Jung's complex theory. A correction and a rejection of C. G. Jung's »collective unconscious«. *Journal of Analytical Psychology*, *38*, 321–323.

Nussbaum, M. C. (2014). *Die Grenzen der Gerechtigkeit: Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit*. Suhrkamp.

O'Connell, R. (o.J.). *A TYPOLOGY OF CHILD CYBERSEXPLOITATION AND ONLINE GROOMING PRACTICES.* https://image.guardian.co.uk/sys-files/Society/documents/2003/07/17/Groomingreport.pdf

OECD. (2025). *Einleitung und wichtigste Ergebnisse: Besser leben – Kindliches Wohlergehen in einer digitalen Welt (auszugsweise Übersetzung)*. (4. September 2025). https://www.oecd

.org/de/publications/besser-leben-kindliches-wohlergehen-in-einer-digitalen-welt-auszugsweise-ubersetzung_7aaf58dc-de/full-report/component-3.html

OHCHR [Office of the High Commissioner for Human Rights] (2022). *A/HRC/51/17: The right to privacy in the digital age*. (4. August 2022). Abgerufen 19. November 2024, von https://www.ohchr.org/en/documents/thematic-reports/ahrc5117-right-privacy-digital-age

Online Safety Act: Explainer. (o.J.). GOV.UK. Abgerufen 10. Dezember 2025, von https://www.gov.uk/government/publications/online-safety-act-explainer/online-safety-act-explainer

Orange, D. M. (2004). *Emotionales Verständnis und Intersubjektivität: Beiträge zu einer psychoanalytischen Epistemologie* (1. Aufl.). Brandes und Apsel.

Orange, D. M. (2010). Recognition as: Intersubjective Vulnerability in the Psychoanalytic Dialogue. *International Journal of Psychoanalytic Self Psychology*, *5*(3), 227–243. https://doi.org/10.1080/15551024.2010.491719

Orange, D. M. (2016). *Climate crisis, psychoanalysis, and radical ethics*. Routledge. https://doi.org/10.4324/9781315647906

Orben, A., & Przybylski, A. K. (2019a). Screens, Teens, and Psychological Well-Being: Evidence From Three Time-Use-Diary Studies: *Psychological Science*. https://doi.org/10.1177/0956797619830329

Orben, A., & Przybylski, A. K. (2019b). The association between adolescent well-being and digital technology use. *Nature Human Behaviour*, *3*(2), Article 2. https://doi.org/10.1038/s41562-018-0506-1

Overy, R. (2024). *Warum Krieg?* Rowohlt.

Pädiatrie Schweiz. (o.J.). Gesundheitsheft. *Gesundheitsheft*. Abgerufen 27. April 2025, von https://www.paediatrieschweiz.ch/unterlagen/

Palfrey, J. G., & Gasser, U. (2016). *Born Digital: Understanding the First Generation of Digital Natives*. Basic Books.

PA Media. (2023, August 15). Tens of thousands of grooming crimes recorded in wait for online safety bill. *The Guardian*.

Paris, R. (2023). Bequemlichkeit und Gewohnheit: Vorabdruck aus »Theorie der Bequemlichkeit: Ein Entwurf« von Rainer Paris. *Soziopolis: Gesellschaft beobachten*. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-85026-7

Paul, K. (2024, Januar 31). Zuckerberg tells parents of social media victims at Senate hearing: ›I'm sorry for everything you've been through‹. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/us-news/2024/jan/31/tiktok-meta-x-congress-hearing-child-sexual-exploitation

Peichl, J. (2013). Das Verhältnis des Selbst zu seinen Teilen: Basisdemokratische Vielfalt oder hierarchische Struktur ein Vergleich der Theoriekonzepte. *Psychotherapie*, *18*(2), 199–213.

Perelman, C., & Olbrechts-Tyteca, L. (1969). *The New Rhetoric: A Treatise on Argumentation*. Univ. of Notre Dame Press.

Peters, D., & Dembinski, M. (2023, Dezember 12). *Drifting Apart: Internationale Institutionen in der Krise und das Management von Dissoziationsprozessen (PRIF – Leibniz-Institut für Friedens- und Konfliktforschung)* [Projektseite]. https://drifting-apart.de/

Pfändler, N., & Sedlmaier, T. (2019, August 22). »In Zukunft werden wir Mensch und Maschine wohl nicht mehr unterscheiden können«. Interview mit Neuropsychologe Lutz Jäncke. *Neue Zürcher Zeitung*. https://www.nzz.ch/zuerich/mensch-oder-maschine-interview-mit-neuropsychologe-lutz-jaencke-ld.1502927

philomag. (o.J.). *Wie abgelenkt sind wir, Herr Metzinger?* Philosophie Magazin. Abgerufen 5. März 2021, von https://www.philomag.de/artikel/wie-abgelenkt-sind-wir-herr-metzinger

Poitras, V. J., Gray, C. E., Borghese, M. M., Carson, V., Chaput, J.-P., Janssen, I., Katzmarzyk, P. T., Pate, R. R., Connor Gorber, S., Kho, M. E., Sampson, M., & Tremblay, M. S. (2016). Systematic review of the relationships between objectively measured physical activity and health indicators in school-aged children and youth. *Applied Physiology, Nutrition, and Metabolism = Physiologie Appliquee, Nutrition Et Metabolisme*, *41*(6 Suppl 3), S197-239. https://doi.org/10.1139/apnm-2015-0663

Porges, S. W. (2018). *Die Polyvagal-Theorie und die Suche nach Sicherheit: Gespräche und Reflexionen: Traumabehandlung, soziales Engagement und Bindung* (2. Aufl.). GPProbst Verlag.

Poulain, T., Ludwig, J., Hiemisch, A., Hilbert, A., & Kiess, W. (2019). Media Use of Mothers, Media Use of Children, and Parent–Child Interaction Are Related to Behavioral Difficulties and Strengths of Children. *International Journal of Environmental Research and Public Health*, *16*(23), 4651. https://doi.org/10.3390/ijerph16234651

Pro Juventute (o.J.). *Social Media Challenges – harmloser Spass oder reale Gefahr?* Abgerufen 2. Januar 2026, von https://www.projuventute.ch/de/eltern/medien-internet/social-media-challenges

PsychAlive. (2018, April 23). *Dr. Stephen Porges: What is the Polyvagal Theory* [Video recording]. https://www.youtube.com/watch?v=ec3AUMDjtKQ

Psychoanalyse ins Korsett zwängen | NZZ. (2006, Juli 15). *Neue Zürcher Zeitung*. https://www.nzz.ch/articleEAJY8-1.47092

Rabung, S., & Leichsenring, F. (2016). Evidenz für psychodynamische Langzeittherapie: Überblick über vorliegende Reviews. *Psychotherapeut*, *61*(6), 441–446. https://doi.org/10.1007/s00278-016-0143-y

Radesky, J. S., Peacock-Chambers, E., Zuckerman, B., & Silverstein, M. (2016). Use of Mobile Technology to Calm Upset Children: Associations With Social-Emotional Development. *JAMA Pediatrics*, *170*(4), 397–399. https://doi.org/10.1001/jamapediatrics.2015.4260

Radesky, J. S., Schumacher, J., & Zuckerman, B. (2015). Mobile and Interactive Media Use by Young Children: The Good, the Bad, and the Unknown. *Pediatrics*, *135*(1), 1–3. https://doi.org/10.1542/peds.2014-2251

Rahwan, I., Cebrian, M., Obradovich, N., Bongard, J., Bonnefon, J.-F., Breazeal, C., Crandall, J. W., Christakis, N. A., Couzin, I. D., Jackson, M. O., Jennings, N. R., Kamar, E., Kloumann, I. M., Larochelle, H., Lazer, D., McElreath, R., Mislove, A., Parkes, D. C., Pentland, A. ›Sandy‹, … Wellman, M. (2019). Machine behaviour. *Nature*, *568*(7753), 477–486. https://doi.org/10.1038/s41586-019-1138-y

Rass, E. (2012). *Allan Schore: Schaltstellen der Entwicklung. Eine Einführung in die Theorie der Affektregulation mit seinen zentralen Texten*. Klett-Cotta Verlag.

Ratoff, W. (2024). The Right to Mental Autonomy: Its Nature and Scope. *Journal of Ethics and Social Philosophy*, *27*(2). https://doi.org/10.26556/jesp.v27i2.2907

Rawls, J. (1996). *Political Liberalism*. Columbia University Press.

Rawls, J. (1998). *Politischer Liberalismus*. Suhrkamp.

Reckwitz, A. (2018). *Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne* (5. Aufl.). Suhrkamp.

Reckwitz, A. (2020). *Das hybride Subjekt: Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne* (2. Aufl.). Suhrkamp.

Rees, M. A. van. (2009). *Dissociation in argumentative discussions: A pragma-dialectical perspective*. Springer.

Reich, K. (2009). *Die Ordnung der Blicke. Perspektiven des interaktionistischen Konstruktivismus* (2. Aufl., Bd. 1). Beltz-Verlag. www.uni-koeln.de/hf/konstrukt/reich_works/buecher/ordnung/band1.html

Reichold, A. (2007a). Auflösung des Ich in der Naturphilosophie und Mystik. In C. F. E. Holzhey (Hg.), *Biomystik* (S. 197–217). Wilhelm Fink.

Reichold, A. (2007b). Embodiment and Ethical Concept of a Person. In H. Fielding, G. Hiltmann, D. Olkowski & A. Reichold (Hg.), *The Other. Feminist Reflections in Ethics* (S. 169–185). Palgrave Macmillan.

Resch, F. (2017). *Dissoziation und Gesellschaft:* https://www.kjpz.ch/fileadmin/user_upload/veranstaltungen/Resch_Praesentation_Dissoziation_Daseinsform.pdf

Resch, F., & Parzer, P. (2018). Neue Morbidität und Zeitgeist. Zum Problem des emotionalen Dialogs in sozialen Entwicklungsräumen. In E. Brähler & W. Herzog (Hg.), *Sozialpsychosomatik: Das vergessene Soziale in der Psychosomatischen Medizin* (S. 307–323). Schattauer.

Reuleaux, N. (2006). *Nationalsozialistische Täter. Die intergenerative Wirkungsmacht des malignen Narzissmus*. Psychosozial-Verlag. https://psychosozial-verlag.de/555

Reuters. (2023, Juli 4). Mobile phones and other devices to be banned from Dutch classrooms. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/world/2023/jul/04/mobile-phones-other-devices-to-be-banned-from-dutch-classrooms

Rich Ryan. (2021, Januar 22). *Violence in Fairy Tales by Donald Kalsched PhD, January 16, 2021, The Santa Fe Jung Institute* [Video recording]. https://www.youtube.com/watch?v=ek4lN_oau-0&feature=youtu.be

Ringstrom, P. (o.J.) *Everything you've wanted to know about relational psychoanalysis but were too confused to ask*. Abgerufen 10. Mai 2020, von https://icpla.edu/wp-content/uploads/2014/09/Ringstrom-P-Everything-youve-wanted-to-know-about-relational-psychoanalysis-but-were-too-confused-to-ask.pdf

Ritivoi, A. (2008). The Dissociation of Concepts in Context: An Analytic Template for Assessing Its Role in Actual Situations. *Argumentation and Advocacy*, *44*(4), 185–197. https://doi.org/10.1080/00028533.2008.11821689

Ritter, J., Gründer, K., & Gabriel, G. (2017). *Historisches Wörterbuch der Philosophie online* [Dataset]. Schwabe Verlag.

Robert Koch-Institut. (2018). Der Verlauf psychischer Auffälligkeiten bei Kindern und Jugendlichen – Ergebnisse der KiGGS-Kohorte. *Journal of Health Monitoring*, *1*, 60–64. https://doi.org/10.17886/RKI-GBE-2018-011

Robertson, L. (2025, Februar 2). *Schools: A signal of intent*. 22.

Rooijen, J. van. (2014, Mai 30). Die Mittelpracht. *Neue Zürcher Zeitung*. https://www.nzz.ch/panorama/die-mittelpracht-ld.811320

Rosa, H. (2016a). *Beschleunigung und Entfremdung: Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit* (5. Aufl.). Suhrkamp.

Rosa, H. (2016b). *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung* (2. Aufl.). Suhrkamp.

Rosa, H. (2018). Analyse, Diagnose, Therapie? Versuch einer kritischen Neubestimmung der spätmodernen Sozialformation. In U. Bittlingmayer, A. Demirovic & T. Freytag (Hg.), *Handbuch Kritische Theorie* (S. 1351–1373). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12707-7_69-1

Rosa, H. (2019a). Available, accessible, attainable: The mindset of growth and the resonance conception of the good life. In H. Rosa & C. Henning (Hg.), *The Good Life Beyond Growth: New Perspectives* (1. Aufl., S. 39–54). Routledge. https://www.routledge.com/The-Good-Life-Beyond-Growth-New-Perspectives-1st-Edition/Rosa-Henning/p/book/9781138687882

Rosa, H. (2019b). *Unverfügbarkeit* (3. Aufl.). Residenz Verlag.

Rose, T. (2017). *The end of average: How we succeed in a world that values sameness*. Penguin Books.

Roseberry, S., Hirsh-Pasek, K., & Golinkoff, R. M. (2014). Skype me! Socially contingent interactions help toddlers learn language. *Child Development*, *85*(3), 956–970. https://doi.org/10.1111/cdev.12166

Rössler, B. (2017). *Autonomie: Ein Versuch über das gelungene Leben* (1. Aufl.). Suhrkamp.

Rudolf, G. (2014). *Psychodynamische Psychotherapie: Die Arbeit an Konflikt, Struktur und Trauma* (2., aktualisierte Aufl.). Schattauer.

Rudolf, G. (2018). Das Subjekt in Zeiten der Vernetzung: Selbstreflexiv oder fremdgesteuert? In T. Fuchs, L. Iwer & S. Micali (Hg.), *Das überforderte Subjekt: Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft* (S. 291–309). Suhrkamp.

Rümelin-Nida, J. (2023). *»Cancel Culture« Ende der Aufklärung?* Piper.

Sales, N. J. (2024, Januar 5). A girl was allegedly raped in the metaverse. Is this the beginning of a dark new future? *The Guardian*. https://www.theguardian.com/commentisfree/2024/jan/05/metaverse-sexual-assault-vr-game-online-safety-meta

Sandner, D. (2013). *Die Gruppe und das Unbewusste*. Springer VS.

Sandner, D. (2022). Die psychologischen Grundlagen des kollektiven Unbewussten. In *Wie Angst und Aggression in der Gesellschaft Entstehen* (S. 19–32). Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. https://doi.org/10.1007/978-3-658-36698-8_3

Schaik, C. van, & Michel, K. (2017). *Das Tagebuch der Menschheit: Was die Bibel über unsere Evolution verrät* (1. Aufl.). Rowohlt Taschenbuch.

Scharfetter, C. (2002). *Allgemeine Psychopathologie: Eine Einführung* (5., neubearb. Aufl.). Thieme.

Schaub-Moore, C. (2019). *Entwicklungsaufgaben der frühen und mittleren Kindheit*. ISGE – Fachforum II: Kindeswohl und Kinderrechte – im zeitlichen Kontext, Emden.

Schmetkamp, S. (o.J.). Wie autonom sind wir in unserer Aufmerksamkeit? Über digitale Kommunikation, Hyperaufmerksamkeit und Zerstreuung. In C. Globke & P.-H. Monot (Hg.), *Verheißungen der Autonomie* (S. 45–67). Steiner Verlag. Abgerufen 4. März 2021, von https://www.academia.edu/44895106/Wie_autonom_sind_wir_in_

unserer_Aufmerksamkeit_%C3%9Cber_digitale_Kommunikation_Hyperaufmerksamkeit_und_Zerstreuung

Schmidt, C. (2009). *Der autoritäre Charakter: Erich Fromms Beitrag zu einer politischen Psychologie des Nationalsozialismus*. LIT Verlag Münster.

Schnell, T. (2018). Von Lebenssinn und Sinn in der Arbeit: Warum es sich bei beruflicher Sinnerfüllung nicht um ein nettes Extra handelt. In *Fehlzeiten-Report 2018* (S. 11–21). Springer Berlin Heidelberg. https://doi.org/10.1007/978-3-662-57388-4_2

Schnell, T. (2020). *Psychologie des Lebenssinns* (2., überarb. und erw. Aufl.). Springer.

Schnell, T., Gerstner, R., & Krampe, H. (2018). Crisis of Meaning Predicts Suicidality in Youth Independently of Depression. *Crisis*, *39*(4), 294–303. https://doi.org/10.1027/0227-5910/a000503

Schnell, T., & Trotier, K. (2024). *Sinn finden: Warum es gut ist, das Leben zu hinterfragen | Ein wissenschaftlich fundierter Wegweiser*. Ullstein Buchverlage.

Scholz, C. (2014). *Generation Z: Wie sie tickt, was sie verändert und warum sie uns alle ansteckt*. John Wiley & Sons.

Schore, A. N. (1994). *Affect regulation and the origin of the self: The neurobiology of emotional development*. Lawrence Erlbaum Associates.

Schore, A. N. (1997). A Century After Freud's Project: Is a Rapprochement Between Psychoanalysis and Neurobiology At Hand? *Journal of the American Psychoanalytic Association*, *45*(3), 807–840. https://doi.org/10.1177/000306519704500310 01

Schore, A. N. (2003). *Affect dysregulation & disorders of the self* . W. W. Norton.

Schore, A. N. (2007). *Affektregulation und die Reorganisation des Selbst* (E. Rass, Übers.; 1. Aufl.). Klett-Cotta.

Schore, A. N. (2012). *The science of the art of psychotherapy* (S. xii, 458). W. W. Norton & Company.

Schore, A. N. (2019a). *Right Brain Psychotherapy* (Illustrated Edition). W. W. Norton & Co.

Schore, A. N. (2019b). *The development of the unconscious mind* (First edition). W. W. Norton & Company.

Schore, A. N. (2021). The Interpersonal Neurobiology of Intersubjectivity. *Frontiers in Psychology*, 1–19. https://doi.org/10.3389/fpsyg.2021.648616

Schore, J. R., & Schore, A. N. (2008). Modern Attachment Theory: The Central Role of Affect Regulation in Development and Treatment. *Clinical Social Work Journal*, *36*(1), 9–20. https://doi.org/10.1007/s10615-007-0111-7

Schröder, J., et al. (1993). Neurologische Soft Signs bei endogenen Psychosen, in *Biologische Psychiatrie der Gegenwart*, hg. von Pierre Baumann (Wien: Springer), 563–566, https://doi.org/10.1007/978-3-7091-9263-4_131.

Schumann, F. (2018). *Leiden und Gesellschaft: Psychoanalyse in der Gesellschaftskritik der Frankfurter Schule* (1. Aufl.). transcript. http://sfx.ethz.ch/sfx_locater?sid=ALEPH:EBI01&genre=book&isbn=9783839442210

Scott, K. (2024). Meta Hit With Social Media Addiction Lawsuit. Meta will be heading to court to face allegations about the impact Instagram is having on young users. *tech.co*. https://tech.co

Seemiller, C., & Grace, M. (2018). *Generation Z: A Century in the Making*. Taylor & Francis Group. http://ebookcentral.proquest.com/lib/ubstgallen-ebooks/detail.action?docID=5583031

Seiffge-Krenke, I. (2009). *Psychotherapie und Entwicklungspsychologie* (2. Aufl.). Springer Medizin.

Seiffge-Krenke, I. (2011). Psychoanalytische Therapien mit Jugendlichen: Diagnostische Unsicherheiten, Behandlungsprobleme, Qualitätssicherung. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, *60*(8), 649–665. https://doi.org/10.13109/prkk.2011.60.8.649

Seiffge-Krenke, I. (2014). Identität im Wandel und therapeutische Herausforderungen. *Forum der Psychoanalyse*, *30*(1), 85–108. https://doi.org/10.1007/s00451-013-0147-y

Seiffge-Krenke, I. (2017). *Dissoziative Phänomene im Jugendalter und jungen Erwachsenenalter – Was ist normal?* https://www.kjpz.ch/veranstaltungen/rueckschau-fachtagung-2017.html

Seiffge-Krenke, I. (2020). *Jugendliche in der psychodynamischen Psychotherapie: Kompetenzen für Diagnostik, Behandlungstechnik, Konzepte und Qualitätssicherung* (4., vollständig überarbeitete und erweiterte Neuausgabe). Klett-Cotta.

Selbstregulationskompetenz bei Kindern und Jugendlichen fördern. (2024, September 13). https://www.uniklinik-ulm.de/aktuelles/detailansicht/selbstregulationskompetenz-bei-kindern-und-jugendlichen-foerdern.html

Selbstregulationskompetenzen. (o.J.). Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina. Abgerufen 18. Februar 2025, von https://www.leopoldina.org/politikberatung/arbeitsgruppen/selbstregulationskompetenzen/

Selzer, J. (1996). Kenneth Burke among the moderns: Counter-statement as counter statement. *Rhetoric Society Quarterly*, *26*(2), 19–49. https://doi.org/10.1080/02773949609391064

Senghaas, D. (2007). Ernst-Otto Czempiel, Systemwandel durch Internationale Organisationen, Demokratisierung und Wirtschaft, Paderborn 1986. In S. Kailitz (Hg.), *Schlüsselwerke der Politikwissenschaft* (S. 84–86). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90400-9_23

Shapiro, L., & Spaulding, S. (2021). Embodied Cognition. In E. N. Zalta (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2021). Metaphysics Research Lab, Stanford University. https://plato.stanford.edu/archives/win2021/entries/embodied-cognition/

Sharenting: Kinderbilder im Netz. (o.J.). Kinderschutz Schweiz. Abgerufen 28. November 2024, von https://www.kinderschutz.ch/themen/sexualisierte-gewalt/praevention-im-online-bereich/kinderbilder-im-netz

Shedler, J. (2011). Die Wirksamkeit psychodynamischer Psychotherapie. *Psychotherapeut*, *56*(3), 265–277. https://doi.org/10.1007/s00278-011-0819-2

Shedler, J., & Westen, D. (2010). The Shedler-Westen Assessment Procedure: Making Personality Diagnosis Clinically Meaningful. In *Psychodynamic Psychotherapy for Personality Disorders. A Clinical Handbook* (1. Aufl., S. 125–164). American Psychiatric Pub.

Shoukat, S. (2019). Cell phone addiction and psychological and physiological health in adolescents. *EXCLI Journal*, *18*, 47–50.

Siegel, D. J. (2020). *The Developing Mind: How Relationships and the Brain Interact to Shape Who We Are*. Guilford Publications.

Siegel, D. J., & Payne Bryson, T. (mit Sadler, C.). (2023). *Disziplin ohne Drama: Achtsame Kommunikation mit Kindern*. Arbor Verlag.

Sonnenmoser, M. (2004, August 10). *Dissoziative Störungen: Häufig fehlgedeutet*. Deutsches Ärzteblatt. https://www.aerzteblatt.de/archiv/43054/Dissoziative-Stoerungen-Haeufig-fehlgedeutet

Soziale Bewegungen. (o.J.). hls-dhs-dss.ch. Abgerufen 23. April 2024, von https://hls-dhs-dss.ch/articles/043688/2012-11-07/

Soziale Isolation: Das »Hikikomori«-Syndrom in Europa. (o.J.). Abgerufen 5. Februar 2020, von https://www.spektrum.de/news/das-hikikomori-syndrom-in-europa/1568918

Spencer, B. (2016, August 25). Lifelike baby dolls actually RAISE pregnancy rates. *Mail Online*. www.dailymail.co.uk/ /article-3758479/index.html

Spiekermann, S. (2019). *Digitale Ethik: Ein Wertesystem für das 21. Jahrhundert*. Droemer.

Spiekermann, S., Hampson, P., Ess, C. M., Hoff, J., Coeckelbergh, M., & Franck, G. (2017, Juni 19). Wider den Transhumanismus. *Neue Zürcher Zeitung (NZZ)*, 8.

Spitz, R. A. (mit Cobliner, W. G.). (1987). *Vom Säugling zum Kleinkind Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehung im ersten Lebensjahr* (Sonderausg). Klett.

SRF. (o.J.). *Warum suchen wir nach dem Sinn des Lebens? – Echo der Zeit – SRF* [Broadcast]. Abgerufen 28. Januar 2024, von https://www.srf.ch/audio/echo-der-zeit/warum-suchen-wir-nach-dem-sinn-des-lebens?partId=12528740

Stangl, W. (o.J.). *Hikikomori* [Online Lexikon für Psychologie und Pädagogik]. Abgerufen 5. Februar 2020, von https://lexikon.stangl.eu/18161/hikikomori/

Statman, D. (2014). Drohnen, Roboter und die Moral des Krieges. *Ethik und Militär – Magazin*, *1*. https://www.ethikundmilitaer.de/ausgabe/2014-01/article/drohnen-roboter-und-die-moral-des-krieges

Steele, K., Boon, S., & van der Hart, O. (2021). *Die Behandlung traumabasierter Dissoziation* (2. Aufl.). G. P. Probst.

Steele, K., Dorahy, M. J., van der Hart, O., & Nijenhuis, E. R. S. (2009). Dissociation versus Alterations in Consciousness: Related but Different Concepts. In P. F. Dell & J. O'Neill (Hg.), *Dissociation and the dissociative disorders: DSM-V and beyond* (S. 155–170). Routledge.

Stern, D. N. (1994). *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Klett-Cotta.

Stern, D. N. (1998). *The Interpersonal World of the Infant: A View from Psychoanalysis and Developmental Psychology*. Karnac Books.

Stern, D. N. (2007). *Die Lebenserfahrung des Säuglings: Mit einer neuen Einleitung des Autors*. Klett-Cotta.

srf.ch (o.J.). *Sternstunde Philosophie – Thomas Fuchs – Macht uns die Gesellschaft krank? – Play SRF*. [Video recording]. Abgerufen 7. Januar 2024, von https://www.srf.ch/play/tv/sternstunde-philosophie/video/thomas-fuchs---macht-uns-die-gesellschaft-krank?urn=urn:srf:video:381af386-15cb-4b65-8c9d-d56dfa0a3d6a

Stets, J. E., & Burke, P. J. (2000). Identity Theory and Social Identity Theory. *Social Psychology Quarterly*, *63*(3), 224. https://doi.org/10.2307/2695870

FAZ.NET (2025). *Stiftung legt Milliardenklage gegen Tiktok und X vor*. (2025, Februar 6). FAZ.NET. https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/unternehmen/stiftung-legt-milliardenklage-gegen-tiktok-und-x-vor-110280336.html

Stolorow, R. D. (with Brandchaft, B., & Atwood, G. E.). (1987). *Psychoanalytic treatment: An intersubjective approach*. Analytic Press.

Stracke, S., Zeeck, A., Hartmann, A., & Linster, H. W. (2008). Pro-Ana – Lifestyle, Gemeinschaft, psychische Erkrankung? – 2. Unterscheiden sich die Pro-Ana-Anhänger diagnostisch von Personen mit der Diagnose Essstörung, die sich jedoch nicht zu Pro-Ana bekennen? *PPmP – Psychotherapie · Psychosomatik · Medizinische Psychologie*, *58*(2), S22. https://doi.org/10.1055/s-2008-1061528

Stürmer, S., & Siem, B. (2020). *Sozialpsychologie der Gruppe* (2. aktual. u. erw. Aufl., bearbeitete Ausgabe). UTB, Ernst Reinhardt.

Stutz, R., & Schreiber, D. (2017). Die therapeutische Wirksamkeit westlicher Atemtherapiemethoden: Ein systematischer Review. *Complementary Medicine Research*, *24*(6), 376–384. https://doi.org/10.1159/000464341

Sungu, A., Choudhury, P. K., & Bjerre-Nielsen, A. (2025). *Removing Phones from Classrooms Improves Academic Performance* (SSRN Scholarly Paper No. 5370727). Social Science Research Network. https://doi.org/10.2139/ssrn.5370727

SWR Doku (2021, Juni 2). *Von Chatbots bis zu Waffensystemen – Fluch und Segen der Künstlichen Intelligenz | SWR Doku* [Video recording]. https://www.youtube.com/watch?v=oNk6ESLpxKI

Szanto, T., & Krueger, J. (2019). Introduction: Empathy, Shared Emotions, and Social Identity. *Topoi*, *38*(1), 153–162. https://doi.org/10.1007/s11245-019-09641-w

Le, Q. L., Tang, J. & Natt, N. (2023). The Social Contract Model in the Digital Era: Revisiting Rousseau and Locke. *Interdisciplinary Studies in Society, Law, and Politics*, 2(3), 15–26. https://doi.org/10.61838/kman.isslp.2.3.3

Tarde, G. de, Brühmann, U., & Stäheli, U. (2015). *Masse und Meinung*. Konstanz University Press.

Teo, A. R., & Gaw, A. C. (2010). Hikikomori, A Japanese Culture-Bound Syndrome of Social Withdrawal? A Proposal for DSM-V. *The Journal of nervous and mental disease*, *198*(6), 444–449. https://doi.org/10.1097/NMD.0b013e3181e086b1

The Bletchley Declaration by Countries Attending the AI Safety Summit, 1–2 November 2023 – GOV.UK. (o.J.). Abgerufen 9. September 2024, von https://www.gov.uk/government/publications/ai-safety-summit-2023-the-bletchley-declaration/the-bletchley-declaration-by-countries-attending-the-ai-safety-summit-1-2-november-2023#

Thies, C. (2018). *Philosophische Anthropologie auf neuen Wegen* (1. Aufl.). Velbrück Wissenschaft.

Thomas Fuchs: »Überforderung als Grenzsituation« | DGAP 2015. (o.J.). [Video recording]. Abgerufen 4. November 2019, von https://www.youtube.com/watch?v=pv6reYzWihw

Thomée, S., Härenstam, A., & Hagberg, M. (2011). Mobile phone use and stress, sleep disturbances, and symptoms of depression among young adults – A prospective cohort study. *BMC Public Health*, *11*, 66. https://doi.org/10.1186/1471-2458-11-66

Tiedemann, J. L. (2019). *Scham* (3. Aufl.). Psychosozial-Verlag.

Tomasello, M. (2016). *Eine Naturgeschichte der menschlichen Moral*. Suhrkamp. https://www.suhrkamp.de/buch/michael-tomasello-eine-naturgeschichte-der-menschlichen-moral-t-9783518586952

Tomasello, M. (2020). *Mensch werden: Eine Theorie der Ontogenese*. Suhrkamp.

Toran, M., Kulaksız, T., & Özden, B. (2024). The parent–child relationship in the digital era: The mediator role of digital parental awareness. *Children and Youth Services Review*, *161*, 107617. https://doi.org/10.1016/j.childyouth.2024.107617

Tough, P. (2025, April 13). Have We Been Thinking About A.D.H.D. All Wrong? *The New York Times*. https://www.nytimes.com/2025/04/13/magazine/adhd-medication-treatment-research.html

Tredinnick, L. (2008). *Digital information culture: The individual and society in the digital age*. Chandos.

Trend Updates. (o.J.). GDI Gottlieb Duttweiler Institute. Abgerufen 19. November 2024, von https://gdi.ch/en/publications/trend-updates/page/32

Turkle, S. (o.J.). *Digital Division*. Abgerufen 27. Januar 2020, von https://www.psychotherapynetworker.org/blog/details/1072/digital-division

Turkle, S. (2004). Our Split Screens. In A. Feenberg & D. Barney (Hg.), *Community in the Digital Age: Philosophy and Practice* (S. 101–118). Rowman & Littlefield Publishers.

Turkle, S. (2007). Simulation Versus Authenticity. In J. Brockman (Hg.), *What is Your Dangerous Idea? Today's Leading Thinkers on the Unthinkable*. Harper Perennial.

Turkle, S. (2010). In good company? On the threshold of robotic companions. In Y. Wilks (Hg.), *Close Engagements with Artificial Companions. Key social, psychological, ethical and design issues* (S. 3–10). John Benjamins Publishing Company.

Turkle, S. (2011). *Alone together: Why we expect more from technology and less from each other*. Basic Books.

Turkle, S. (2014). In J. Brockman (Hg.), *What Should We Be Worried About? Real Scenarios That Keep Scientists Up at Night* (S. 93–97). Harper Perennial.

Turkle, S. (2019). Empathie-Maschinen. Der vergessene Körper. *PSYCHE*, *73*(9), 726–743. https://doi.org/10.21706/ps-73-9-673

Turkle, S., Breazeal, C., Dasté, O., & Scassellati, B. (2006). First Encounters with Kismet and Cog: Children Respond to Relational Artefacts. In P. Messaris & L. Humphreys (Hg.), *Digital Media: Transformations in Human Communication* (S. 313–330). Peter Lang.

Twenge, J. M. (2018a). *iGen: Why Today's Super-Connected Kids Are Growing Up Less Rebellious, More Tolerant, Less Happy – and Completely Unprepared for Adulthood – and What That Means for the Rest of Us* (Reprint). Atria Books.

Twenge, J. M. (mit Palézieux, N. de, Heisterberg, H., Palézieux, N. de, & Heisterberg, H.). (2018b). *Me, my selfie and I: Was Jugendliche heute wirklich bewegt* (1. Aufl., deutsche Erstausgabe). Mosaik.

Twenge, J. M. (2023). *Generations: The Real Differences Between Gen Z, Millennials, Gen X, Boomers, and Silents – and What They Mean for America's Future*. Atria Books.

Twenge, J. M., & Campbell, W. K. (2018a). *Associations between screen time and lower psychological well-being among children and adolescents: Evidence from a population-based study*.

Twenge, J. M., & Campbell, W. K. (2018b). Associations between screen time and lower psychological well-being among children and adolescents: Evidence from a population-based study. *Preventive Medicine Reports*, *12*, 271–283. https://doi.org/10.1016/j.pmedr.2018.10.003

Twenge, J. M., Campbell, W. K., & Freeman, E. C. (2012). Generational differences in young adults' life goals, concern for others, and civic orientation, 1966–2009. *Journal of Personality and Social Psychology*, *102*(5), 1045–1062. https://doi.org/10.1037/a0027408

Twenge, J. M., Haidt, J., Lozano, J., & Cummins, K. M. (2022). Specification curve analysis shows that social media use is linked to poor mental health, especially among girls. *Acta Psychologica*, *224*, 103512. https://doi.org/10.1016/j.actpsy.2022.103512

USA – Polarisierung zwischen Demokraten und Republikanern. (o.J.). Statista. Abgerufen 11. September 2024, von https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1325122/umfrage/usa-polarisierung-zwischen-demokraten-und-republikanern/

van de Poel, I. (2018). Design for value change. *Ethics and Information Technology*. https://doi.org/10.1007/s10676-018-9461-9

van der Hart, O., & Dorahy, M. J. (2009). History of the Concept of Dissociation. In P. F. Dell & J. O'Neill (Hg.), *Dissociation and the dissociative disorders: DSM-V and beyond* (S. 4–21). Routledge.

van der Kolk, B. (2014). *The Body Keeps the Score*. Penguin.

van Rees, M. A. (2005). Dissociation: A Dialogue Technique. *Studies in Communication Science: Journal of the Swiss Association of Communication and Media Research*, *5*, 35–50.

Vapaux, V. (2021). *Generation Z. Zwischen Selbstverwirklichung, Insta-Einsamkeit und der Hoffnung auf eine bessere Welt*. Gräfe und Unzer.

von Wyl, A. (2021). Smartphones können die frühe Eltern-Kind-Interaktion stören. *Schwerpunkt Pädiatrie*, *3*, 11–15.

Waldenfels, B. (2012). *Hyperphänomene Modi hyperbolischer Erfahrung*. Suhrkamp.

Walker, P. (2021). *Posttraumatische Belastungsstörung: Vom Überleben zu neuem Leben: ein praktischer Ratgeber zur Überwindung von Kindheitstraumata* (5. deutsche Ausgabe). Unimedica.

Wampold, B. E., & Imel, Z. E. (2015). *The great psychotherapy debate: The evidence for what makes psychotherapy work* (Second edition). Routledge.

Waschkuhn, A. (2000). *Kritische Theorie: Politikbegriffe und Grundprinzipien der Frankfurter Schule*. Oldenbourg.

Washington, V. (2021). *Changing the game for generation alpha: Teaching and raising young children in the 21st century* (First edition 2020). Redleaf Press.

Watters, E. (2010). *Crazy like us: The globalization of the American psyche* (1st Free Press hardcover ed.). Free Press.

Weippl, E., & Schrittwieser, S. (2024). Introduction to Security and Privacy. In H. Werthner, C. Ghezzi, J. Kramer, J. Nida-Rümelin, B. Nuseibeh, E. Prem & A. Stanger (Hg.), *Introduction to Digital Humanism: A Textbook* (S. 397–414). Springer Nature Switzerland. https://doi.org/10.1007/978-3-031-45304-5_26

Weise, K., Metz, C., Grant, N., & Isaac, M. (2023, Dezember 5). Inside the A. I. Arms Race That Changed Silicon Valley Forever. *The New York Times*. https://www.nytimes.com/2023/12/05/technology/ai-chatgpt-google-meta.html

White House weighs shutdown of Guantanamo prison. (2021, Februar 12). https://www.aljazeera.com/news/2021/2/12/biden-administration-reviewing-guantanamo-bay-prison

Whitebook, J. (2001). Wechselseitige Anerkennung und die Arbeit des Negativen. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse*, *55*, 755–789.

Whitebook, J. (2006). Die Arbeit des Negativen und die Grenzen des »intersubjective turn«. In M. Altmeyer & H. Thomä (Hg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse* (S. 334–352). Klett-Cotta.

Whitebook, J. (2019). Psychoanalysis and Critical Theory. In P. E. Gordon, E. Hammer & A. Honneth (Hg.), *The Routledge companion to the Frankfurt School* (S. 32–47). Routledge.

Wickes, F. G. (1969). *Analyse der Kinderseele* (Wieser, Übers.; 2. Aufl.). Rascher & Cie.

Wiegerling, K., Nerurkar, M., & Wadephul, C. (2018). Ethische und anthropologische Aspekte der Anwendung von Big-Data-Technologien. In B. Kolany-Raiser, R. Heil, C. Orwat & T. Hoeren (Hg.), *Big Data und Gesellschaft: Eine multidisziplinäre Annäherung* (S. 1–67). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21665-8_1

Williams, B. R., Ponesse, J. S., Schachar, R. J., Logan, G. D., & Tannock, R. (1999). Development of Inhibitory Control Across the Life Span. *Developmental Psychology*, 205–213.

Willsher, K. (2024, August 27). France to trial ban on mobile phones at school for children under 15. *The Guardian*. https://www.theguardian.com/world/article/2024/aug/27/france-to-trial-ban-on-mobile-phones-at-school-for-children-under-15

Wimmer, C. (o.J.). Entfremdung in der Falle postfordistischer Ideologie – ein Plädoyer. *theoriekritik.ch*. Abgerufen 25. Juli 2020, von www.theoriekritik.ch/?p=3799

Winnicott, D. W. (2012). Das Konzept des falschen Selbst. In *Der Anfang ist unsere Heimat. Essays zur gesellschaftlichen Entwicklung des Individuums* (3. Aufl., S. 73–80). Klett-Cotta.

Winnicott, D. W. (mit Theusner-Stampa, G.). (2006). *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt* (unveränd. Neuaufl. der dt. Ausg. von 1974). Psychosozial-Verlag.

Winsper, C., Bilgin, A., Thompson, A., Marwaha, S., Chanen, A. M., Singh, S. P., Wang, A., & Furtado, V. (2020). The prevalence of personality disorders in the community: A global systematic review and meta-analysis. *The British Journal of Psychiatry*, *216*(2), 69–78. https://doi.org/10.1192/bjp.2019.166

Wölfling, K., & Müller, K. W. (2009). Computerspielsucht. In D. Batthyány & A. Pritz (Hg.), *Rausch ohne Drogen: Substanzungebundene Süchte* (S. 291–307). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-211-93961-1_16

Wollenhaupt, J. (2018). *Die Entfremdung des Subjekts*. transcript Verlag.

Wöller, W. (mit Mattheß, H.). (2020). *Dissoziation* (Originalausgabe). Psychosozial-Verlag.

World Health Organisation (o.J.). *World Mental Health Day 2018 Young people and mental health in a changing world*. Abgerufen 15. Oktober 2024, von https://www.who.int/news-room/events/detail/2018/10/10/default-calendar/world-mental-health-day-2018

World Summit AI (2018). *WSAI 2018 – University of Oxford/Digital Ethics Lab, Professor Luciano Floridi* (2018, November 30). [Video recording]. https://www.youtube.com/watch?v=_Fbvq-HeMNo

Wright, G. H. (1994). *Normen, Werte und Handlungen*. Suhrkamp.

YOUTH MODE. (o.J.). *K-HOLE*. Abgerufen 24. Februar 2025, von https://khole.net/issues/youth-mode/

Zehra, U. ul B., Raza, R., Tindyala, E., Venkatesh, K. K., Mansoor, I., Zehra, M., Ejaz, A., Tanveer, F., Aslam, M. B., & Rekhum, S. (2025). *Screen Time as a factor for Attention Deficit Hyperactivity Disorder (ADHD) in children: A Systematic Review* (S. 2025.04.29.25325745). medRxiv. https://doi.org/10.1101/2025.04.29.25325745

ZHdK (o.J.). *Zurich Centre for Creative Economies (ZCCE) | ZHdK.ch*. ZHdK. Abgerufen 10. April 2024, von https://www.zhdk.ch/zcce

Zichy, M. (2019). Menschenbild und Ethik. Zur Klärung eines vertrackten Verhältnisses. In *Jahrbuch für Wissenschaft und Ethik* (S. 7–44). De Gruyter.

Zurn, C. F. (2005). Recognition, Redistribution, and Democracy: Dilemmas of Honneth's Critical Social Theory. *European Journal of Philosophy*, *13*(1), 89–126. https://doi.org/10.1111/j.0966-8373.2005.00223.x

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Beispiele für dissoziative Phänomene auf individueller und kollektiver Ebene 236
Tabelle 2: Heuristische Klassifikation funktionaler und dysfunktionaler Dissoziation auf individueller und kollektiver Ebene 238
Tabelle A1: Hermeneutische Kriterien im Verhältnis zu den Entfremdungsbegriffen (1. Iteration) 591
Tabelle A2: Hermeneutische Kriterien im Verhältnis zu den Entfremdungsbegriffen (2. Iteration) 594
Tabelle A3: Heuristische Kriterien im Verhältnis zu den Entfremdungsbegriffen (3. Iteration) ... 598
Tabelle A4: Hermeneutische Kriterien im Verhältnis zu den Entfremdungsbegriffen (4. Iteration) 601

Anhang

Tabelle A1: Hermeneutische Kriterien im Verhältnis zu den Entfremdungsbegriffen (1. Iteration)

Hermeneutische Kriterien	**1. Auswahl/ Ausschluss**	**2. Spannung/ Irritation**	**3. Regulation/ Stabilisierung**	**4. Prozesshaftigkeit/Offenheit**
Honneth	von Beziehungsbedürfnissen, (soziale, rechtliche, politische) Missachtung → führt zu Anerkennungsvergessenheit, Verdinglichung	aufgrund von Zweckrationalisierung/ Ökonomisierung → führt zu Erschöpfung	in der Ausblendung der emotionalen Identifikation (Selbstinstrumentalisierung) → führt zu Automatisierung	Regulativer Entwicklungsprozess durch Einbezug/Adaption/Transformation von Subjekt und Umwelt → führt zu Anerkennungs-(Wieder-)Herstellung → dialektisches Verhältnis zu Missachtung
Jaeggi	von Welt-/ Selbst-aneignung → führt zu (Beziehung der) Beziehungslosigkeit	aufgrund funktionalen, sinnentleerten Rollenverhaltens → führt zu Machtlosigkeit, Fremdbestimmung, Authentizitätsverlust	indem eigenes Leben »wie ein fremdes« aufrechterhalten wird → führt zu Automatisierung	(Selbst-)Reflexiver Entwicklungsprozess durch Handlungspraxis → führt zu (Wieder-)Aneignung der Welt, Autonomie

Quelle: Eigene Darstellung

Erläuterungen zur 1. Iteration:

Querbezüge zwischen der anerkennungstheoretischen Entfremdungsanalyse und der Analyse dissoziativer Bewältigungsmechanismen

Die Anerkennungsvergessenheit, die Honneth als zeitgenössischen Ausdruck von Verdinglichung – in Form von intersubjektiver Verdinglichung und Selbstverdinglichung – beschreibt, scheint insgesamt auch über die Terminologie dissoziativer Mechanismen und Fähigkeiten beschrieben werden zu können.

Verdinglichung als Anerkennungsvergessenheit meint nach Honneth eine Beziehungsvergessenheit, einen Verlust der Bezogenheit. Mit den vier hermeneutischen Kriterien der Dissoziation gesprochen werden Beziehungsbedürfnisse tendenziell ausgeschlossen oder beschnitten zugunsten der erwarteten sozialen Anerkennung durch Leistung und Erfolg (1. Auswahl/Ausschluss). Die gesellschaftlichen Anreize für »das einseitig begriffliche Denken, die Ökonomisierung der Lebenswelt und die Zweckrationalisierungen im Bereich des Sozialen« führen zur Anspannung, die als Ambivalenz erfahren wird und Irritation verursacht (2. Spannung/Irritation). Diese Spannung wird – bei Wahl einer »entfremdenden« Bewältigungsstrategie – aufgelöst durch eine dissoziative Ausblendung der emotionalen Identifikation, zu einer (selbst-)instrumentalisierenden Verschiebung der Aufmerksamkeit (3. Regulation/Stabilisierung). Diese zeitweilige Stabilisierung gerät ins Wanken, wenn die emotionalen Bedürfnisse und Belastungen beispielsweise anhand von Erschöpfungssymptomen und psychischem Leid zurück an die Oberfläche drängen. Wenn das Subjekt Anerkennungsvergessenheit erleidet, verliert es nicht nur den Bezug zum Gegenüber, sondern auch zum eigenen sozialen Empfinden und Wahrnehmen. Der Fokus der Aufmerksamkeit werde »automatisiert« (d.h. unbewusst, dissoziativ) auf Beobachten, Registrieren und Berechnen reduziert, spontane Anerkennungsweisen werden zuhanden einer effizienten Funktionalität verdrängt. Final betrachtet, handelt es sich dabei nicht um einen geschlossenen Zustand, sondern der psychische Leidensdruck oder der erfahrene Beziehungsmangel (z.B. Einsamkeit) drängt auf einen weiteren Entwicklungsprozess (4. Prozesshaftigkeit/Offenheit).

Querbezüge zwischen dem Entfremdungsbegriff der »Beziehung der Beziehungslosigkeit« und der Analyse dissoziativer Bewältigungsmechanismen

Im Zentrum der Entfremdungstheorie von Jäggi stehen die misslungene Welt- und Selbstaneignung des Subjekts, die durch defizitäre Beziehungen im Sinne einer »Beziehung der Beziehungslosigkeit« gekennzeichnet sind (HK 1. Auswahl/Ausschluss) In diesem Zustand der Entfremdung erleidet das Subjekt Gefühle der Machtlosigkeit, der Fremdbestimmung und des Authentizitätsverlusts, erlebt sich etwa in rein funktionalem, sinnentleertem Rollenverhalten (HK 2. Spannung/Irritation), während gleichzeitig »das eigene Leben wie ein fremdes« aufrechterhalten und gelebt wird (HK 3. Regulation/Stabilisierung). Diese im eigentlichen Sinne dissoziierte (neben sich stehende), in der Spürbarkeit eingeschränkte Erlebnisweise entspricht einem Zustand der Depersonalisation, den Jaeggi als Entfremdung kategorisiert. Diese soll durch (Selbst-)Reflexion und

eine entsprechende Handlungspraxis in einen Aneignungsprozess überführt werden (HK 4. Prozesshaftigkeit/Offenheit).

Im Vergleich mit Honneths Analyse von Verdinglichung fokussiert Jaeggi (auf der Ebene von 1. Auswahl/Ausschluss) mehr auf die Ebene der *subjektiven Handlungspraxis* als auf diejenige der *intersubjektiven Anerkennungspraxis*. Die Diagnose der »Beziehungslosigkeit« wird dadurch bei Jaeggi (auf der Ebene von 4. Prozesshaftigkeit/Offenheit) paradoxerweise nicht mit dem »Heilmittel« gelingender *intersubjektiver* (Welt-)*Beziehung* behandelt, sondern am ehesten mit demjenigen einer reflexiven »*Selbstbeziehungspraxis*«, die sich auf die gleichsam monologische Bewältigung von Entfremdungserfahrungen spezialisiert. Relationale Aspekte treten in Jaeggis Entfremdungsanalyse in den Hintergrund oder werden, wie am Beispiel von Agamemnon, auf rationalisierbare Entscheidungssituationen reduziert, die nachträgliche Aneignungsprozesse erfordern.

Durch die Brille des inklusiven Verständnisses von »Dissoziation« betrachtet, lassen sich die von Jaeggi beschriebenen Entfremdungserfahrungen des Selbstverlustes, der gepaart mit Gefühlen der Machtlosigkeit und der Verselbstständigung eigener Handlungen auftritt, das automatisierte Rollenverhalten und der Authentizitätsverlust, aber auch das Erleben von Indifferenz und Selbstentfremdung eindeutig (auch) als dissoziative Erfahrungen bezeichnen. Die Erweiterung bzw. Einbettung der Entfremdungstheorie von Jaeggi ins Konzept der Dissoziation könnte dazu beitragen, die institutionellen, gesellschaftlichen und ideologischen Dynamiken als Voraussetzungen der Selbstentfremdung und gescheiterten Selbst- und Weltaneignung stärker ins Blickfeld zu rücken. Darüber hinaus würde der Fokus auf die innerpsychischen und sozialen Mechanismen die Grenze der Kontrollierbarkeit und das Vorhandensein der Irrationalität des Menschen in Erinnerung rufen. Diese Aspekte gehören mit in einen aktuellen Entfremdungsdiskurs, und sie scheinen klar abgrenzbar von der psychopathologischen dissoziativen Identitätsstörung, auf die sich Jaeggi bezieht.

Vor diesem Hintergrund scheint das Konzept der Dissoziation die Integration zweier in sich unterschiedlich gelagerter, quasi-komplementärer Entfremdungsbegriffe – derjenige von Honneth (Anerkennungsvergessenheit aufgrund von Verdinglichung) und von Jaeggi (Beziehungslosigkeit aufgrund von Aneignungsdefiziten) – leisten zu können.

Tabelle A2: Hermeneutische Kriterien im Verhältnis zu den Entfremdungsbegriffen (2. Iteration)

Hermeneutische Kriterien	**1. Auswahl/ Ausschluss**	**2. Spannung/ Irritation**	**3. Regulation/ Stabilisierung**	**4. Prozesshaftigkeit/Offenheit**
Honneth	von Beziehungsbedürfnissen, (soziale, rechtliche, politische) Missachtung → führt zu Anerkennungsvergessenheit, Verdinglichung	aufgrund von Zweckrationalisierung/Ökonomisierung → führt zu Erschöpfung	in der Ausblendung der emotionalen Identifikation (Selbstinstrumentalisierung) → führt zu Automatisierung	regulativer Entwicklungsprozess durch Einbezug/ Adaption/Transformation von Subjekt und Umwelt → führt zu Anerkennungs-(Wieder-)Herstellung → dialektisches Verhältnis zu »Missachtung«
Jaeggi	von Welt-/Selbstaneignung → führt zu (Beziehung der) Beziehungslosigkeit	aufgrund funktionalen, sinnentleerten Rollenverhaltens → führt zu Machtlosigkeit, Fremdbestimmung, Authentizitätsverlust	indem eigenes Leben »wie ein fremdes« aufrechterhalten wird → führt zu Automatisierung	(Selbst-)reflexiver Entwicklungsprozess durch Handlungspraxis → führt zu (Wieder-)Aneignung der Welt, Autonomie

Hermeneutische Kriterien	1. Auswahl/ Ausschluss	2. Spannung/ Irritation	3. Regulation/ Stabilisierung	4. Prozesshaftigkeit/Offenheit
Rosa	von Aufmerksamkeit, Resonanz, Unverfügbarkeit	aufgrund von dynamischer Stabilisierung, Leistungs-/Effizienzsteigerung/ Selbstoptimierung resp. Überregulierung/ Vermessung	durch Normalisierung der internalisierten Selbstoptimierungs- und Leistungsansprüche, gepaart mit einer (autoaggressiv verdinglichenden) (Über-)Anpassung	Lernen im Umgang mit und Aushalten von Unverfügbarkeit: Zulassen bzw. Ermöglichung von Affiziertwerden im Sinne dreier Resonanzachsen
	→ führt zu »Unverbundenheit« (= Beziehung der Beziehungslosigkeit)	→ führt zu zunehmender Aggression (gegenüber nicht Verfügbarem, bei gleichzeitiger Ohnmacht)	→ führt zum Verlust der Unverfügbarkeitserfahrung, von Resonanz → identifizierendes Denken → habitualisiertes Verhalten in der Allverfügbarkeit	→ führt zur (Wieder-)Herstellung von Resonanz, von Selbst-, Fremd- und Weltbeziehung und Selbstwirksamkeit

Quelle: Eigene Darstellung

Erläuterungen zur 2. Iteration:

Querbezüge zwischen der Theorie von Resonanz und Unverfügbarkeit und einer kritischen Theorie der Dissoziation/der Analyse dissoziativer Bewältigungsmechanismen

Mit Rosas Entfremdungstheorie wird das Ideal der Resonanz als Gegenbegriff zur dysfunktionalen Dissoziation und Detachierung ins Zentrum gerückt. Seine Analyse, die als sozialpathologische Folgen der sozialen Beschleunigung die zunehmende Bekämpfung von Unverfügbarkeiten und ein zunehmend aggressives Weltverhältnis identifiziert, ist mit der Theorie der Dissoziation kompatibel. Rosa beschreibt die unweigerlich dezentrierte, in sich gespaltene und spannungsgeladene Natur der Psyche sowie die innerpsychischen und äußeren Konflikte zwischen unversöhnlichen Wünschen und Wertvorstellungen als strukturelle Sollbruchstelle, die einer neuen Form der Entfremdung im Zeitalter der Digitalisierung in die Hände spielt. Die Anfälligkeit für Dissoziationen zur Bewältigung der inneren und äußeren Spannungen und Konflikte erhöht sich unter den Bedingungen der Beschleunigung, des Wettbewerbs und der Orientierung an Deadlines. Ro-

sas Ansatz kann für eine Theorie der Dissoziation urbar gemacht werden. So entspricht er auch dem Axiom der dissoziativen Theorie, die den Menschen als grundlegend dissoziatives Wesen konzipiert und darauf hinweist, dass dieses Wesen aufgrund seines dissoziativen Potenzials gerade im digitalen Zeitalter bisher unbekannten Herausforderungen zu begegnen hat (Kap. 6 und Kap. 7).

Bemerkenswert ist die Annäherung an den Zusammenhang zwischen der für die digitale Epoche spezifischen Dissoziationen von Unverfügbarkeit und der korrelierenden Entwicklung von aggressiven Bewältigungsstrategien. Der Zustand der Unverbundenheit (»der beziehungslosen Beziehung«), das Aushalten der Unverfügbarkeit geht also nicht nur mit Ohnmacht, sondern auch mit reaktiver Aggression einher. Dieser Zusammenhang wird im Rahmen der Analyse von Sozialpathologien der digitalen Gesellschaft im nächsten Kapitel aufgegriffen.

Im Gegensatz zu Jaeggi entwickelt Rosa einerseits eine pessimistischere Deutung der kollektiven Dynamiken und Dissoziationserscheinungen; er entwirft jedoch zugleich mit dem Begriff der Resonanz einen Gegenpol und stellt damit der Entfremdung als »Beziehung der Beziehungslosigkeit« eine bezogene, sinnstiftende Form der Selbst-, Fremd- und Weltbeziehung gegenüber. Es wird kein substanzielles Verständnis von »Selbstverwirklichung« im traditionellen Sinn entwickelt, jedoch die Aussicht auf eine Lebensweise, in der das Erleben von Resonanz zumindest episodisch gelingt und auch selbstwirksam Bedingungen entworfen werden, unter denen Resonanzerfahrungen möglich werden. Resonanz impliziert Bezogenheit und ein Affiziertwerden, im Gegensatz zu Entfremdungserfahrungen, die durch Unverbundenheit und Unerreichbarkeit des Einzelnen charakterisiert sind. Über die zwischenmenschliche Resonanzerfahrung hinaus beschreibt Rosa drei weitere Resonanzachsen, die ebenfalls als Kontrasterfahrungen oder »Gegenmittel« zum Erleben von Entfremdungszuständen dienen können. Er identifiziert die *materiale Resonanzachse*, welche die Beziehung zwischen Subjekten und ihrer materialen Umwelt umfasst, die *Selbstachse der Resonanz*, die zwischen Körper und Geist oder auch zwischen Emotion und Kognition fungiert, sowie die *existenzielle bzw. vertikale Resonanzachse* zwischen einem Subjekt und dem, was ihm als ›Umgreifendes‹ (Jaspers) bzw. als letzte Realität begegnet (Horn & Rosa, 2024).

Neben den Imperativen der Beschleunigung und der dynamischen Stabilisierung ist die Diagnose der omnipräsenten, sozialpathologischen »Verfügbarmachung« zu einem bedeutsamen Pfeiler von Rosas Gesellschaftskritik geworden. Das Verlernen im Umgang mit und Aushalten von Unverfügbarkeit nimmt einen direkten Einfluss auf soziale Beziehungen. Letztere sind per se unberechenbar, nicht kontrollierbar und wandelbar. Um Konflikte, Dissonanzen und Unverständnis zu akzeptieren und zu überstehen, müssen die Subjekte in Beziehungen Unverfügbarkeit aushalten können. Die Gesellschaft konditioniert uns jedoch zu »Verfügbarkeitsexperten«, Verfügbarmachung gilt als *modus operandi* der Weltbeherrschung. Der Kontrast zwischen der Verfügbarkeit von großen Teilen des Selbst-, Fremd- und Weltverhältnisses und der unvermeidbaren Unsicherheit in Beziehungen, in denen wir auf uns selbst und unsere Gefühle, Sozialkompetenzen und Wahrnehmungen zurückgeworfen sind, führt zu einer dissoziativen Bewusstseinsspaltung, deren Überwindung nach Rosa als monumentale Herausforderung des spätmodernen Menschen beurteilt werden kann.

Eine Stärke von Rosas Entfremdungstheorie besteht meines Erachtens im Wagnis, zumindest teilweise essentialistische Wertsetzungen vorzunehmen. Dies geschieht dadurch, dass sie die Unverzichtbarkeit resonanter Selbst- und Weltbeziehungen sowie die Akzeptanz der existenziellen Bedeutung von Unverfügbarkeit als Voraussetzung einer gelingenden Selbst- und Weltaneignung betont. Damit geht Rosa implizit davon aus, dass bestimmte »Dissoziationen« notwendig sind, um in anderen Bereichen Resonanz zu erfahren. Gleichzeitig werden dysfunktionale Dissoziationen, die resonante Selbst- und Weltbeziehungen in Form von beispielsweise einer Überanpassung an die Forderungen einer beschleunigten Arbeitswelt unterbinden, kritisiert. – Zur normativen Einschätzung dissoziativer Strategien und Verhältnisse bedarf es jedoch eines Barometers, der z.B. gesunde Resonanz von ungesunder, z.B. ideologisch einseitiger Resonanz unterscheiden kann. Hier kann der sozialphilosophische Begriff der Dissoziation Abhilfe schaffen, indem er diese normative Einschätzung ergänzt.

Dissoziative Phänomene können anhand der bekannten hermeneutischen Kriterien identifiziert, beschrieben, im Sinne der erwähnten Barometerfunktion bewertet und therapeutisch zugänglich gemacht werden: Die Selektivität der Aufmerksamkeit und der psychischen Energie (1. Auswahl/Ausschluss) führt im Individuum zu einer Unverbundenheit und kann aufgrund verschiedener Anforderungen wie Leistungs- bzw. Effizienzsteigerung, Selbstoptimierung, Überregulierung und Vermessung eine zunehmende Aggression bei einem gleichzeitigen Gefühl der Ohnmacht hervorrufen (2. Spannung/Irritation). Durch (auto-)aggressives Verhalten erreicht das Individuum eine Anpassung an die Umweltbedingungen (3. Regulation/Stabilisierung), was in seinem habitualisierten Verhalten in der (vermeintlichen) Allverfügbarkeit resultiert. Durch das Potenzial des (Wieder-)Erlernens eines Umgangs mit und des Aushaltens von Unverfügbarkeit kann das Individuum ein Affiziertwerden zulassen und im Sinne der drei erwähnten Achsen Resonanz wiederherstellen (4. Prozesshaftigkeit/Offenheit).

Tabelle A3: Heuristische Kriterien im Verhältnis zu den Entfremdungsbegriffen (3. Iteration)

Hermeneutische Kriterien	**1. Auswahl/Ausschluss**	**2. Spannung/Irritation**	**3. Regulation/Stabilisierung**	**4. Prozesshaftigkeit/Offenheit – (implizite) normative Stoßrichtung der Autor*innen**
Honneth	von Beziehungsbedürfnissen, (soziale, rechtliche, politische) Missachtung → führt zu Anerkennungsvergessenheit, Verdinglichung	aufgrund von Zweckrationalisierung/Ökonomisierung → führt zu Erschöpfung	in der Ausblendung der emotionalen Identifikation (Selbstinstrumentalisierung) → führt zu Automatisierung	regulativer Entwicklungsprozess durch Einbezug/Adaption/Transformation von Subjekt und Umwelt → führt zu Anerkennungs-(Wieder-)Herstellung → dialektisches Verhältnis zu »Missachtung«
Jaeggi	von Welt-/Selbstaneignung → führt zu (Beziehung der) Beziehungslosigkeit	aufgrund funktionalen, sinnentleerten Rollenverhaltens → führt zu Machtlosigkeit, Fremdbestimmung, Authentizitätsverlust	indem eigenes Leben »wie ein fremdes« aufrechterhalten wird → führt zu Automatisierung	(Selbst-)reflexiver Entwicklungsprozess durch Handlungspraxis → führt zu (Wieder-)Aneignung der Welt, Autonomie
Rosa	von Aufmerksamkeit, Resonanz, Unverfügbarkeit → führt zu »Unverbundenheit« (= Beziehung der Beziehungslosigkeit)	aufgrund von dynamischer Stabilisierung, Leistungs-/Effizienzsteigerung/Selbstoptimierung resp. Überregulierung/Vermessung → führt zu zunehmender Aggression (gegenüber nicht Verfügbarem, bei gleichzeitiger Ohnmacht)	durch Normalisierung der internalisierten Selbstoptimierungs- und Leistungsansprüche, gepaart mit einer (autoaggressiv verdinglichenden) (Über-)Anpassung → führt zum Verlust der Unverfügbarkeitserfahrung, von Resonanz → identifizierendes Denken → habitualisiertes Verhalten in der Allverfügbarkeit	Lernen im Umgang mit und Aushalten von Unverfügbarkeit: Zulassen bzw. Ermöglichung von Affiziertwerden im Sinne dreier Resonanzachsen → führt zu (Wieder-)Herstellung von Resonanz, von Selbst-, Fremd- und Weltbeziehung und Selbstwirksamkeit

Hermeneutische Kriterien	1. Auswahl/Ausschluss	2. Spannung/Irritation	3. Regulation/Stabilisierung	4. Prozesshaftigkeit/Offenheit – (implizite) normative Stoßrichtung der Autor*innen
Floridi	von Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT), was die Trennung von geistiger Präsenz und körperlicher Anwesenheit ermöglicht: Verlagerung der Identitätsbestrebungen in die Infosphäre (Feedback via IKT), verbreiteter Konsum und Produktion von Mikroerzählungen/Selbstdarstellung → führt zu veränderten Beziehungsweisen (Dating und Beziehungsabbruch per SMS, Aufmerksamkeitslenkung, oberflächliches Wissen) neue existenzielle Herausforderungen	aufgrund der digitalen Erfahrung (IKT sind die mächtigsten Technologien des Selbst): Spiegelfunktion der IKT beeinflusst insbesondere »das soziale Selbst«, mit Rückkoppelungen auf Identität und Selbstbild → führt zum digitalen Blick als Bewertungskriterium des Selbstbildes: Gefahr der Selbstentfremdung	durch Akzeptanz der Einsicht in die Unterlegenheit menschlicher Fähigkeiten gegenüber IKT, die sich regelmäßig als smarter und leistungsfähiger als der Mensch erweisen Akzeptanz für Spannungsregulation und mentale Gesundheit vorausgesetzt → führt dazu, dass der Mensch sich und seine Stellung in der Welt neu denken und als selbstverständlich akzeptieren muss, dass der Mensch ein *Inforg* ist → die Unterbrechung des normalen Informationsflusses wirkt pathogen	Infosphäre als Schnittmenge unserer Identität: Zwischen Infosphäre und materieller Welt gibt es bald nur noch Perspektivenwechsel (keinen fundamentalen Unterschied mehr) → führt zu resp. ist Ausdruck eines transhumanistischen Szenarios als Grundlage der Digitalisierungsprozesse
Fuchs	von sicherheitsstiftenden Funktionen: (zwischen-)leiblich vs. rationalisiert → führt zu verhärteten Weltanschauungen und Rationalisierungen	aufgrund eines sich selbst schöpfenden (*homo deus*) Optimierungsstrebens (*homo optimus*), zyklisches vs. lineares Zeitgefühl → führt zum Verlust von Lebensrhythmen, zur Störung der Balance zwischen verschiedenen Lebenssphären (z.B. Arbeit und Freizeit)	indem Rationalisierungen (Narrative/Weltanschauungen) betont werden (als Ersatz einer zwischenleiblichen Beruhigungsfunktion) → führt zu Ideologiebildung	Selbstbeschränkung und Erleben als (neue) Quelle der Selbst- und Beziehungsregulation → führt zum Leibgedächtnis (resp. dessen Wiederherstellung), von Körperweisheit, z.B. im Sinne einer positiven »Selbstvergessenheit« (verkörperter Humanismus)

Hermeneutische Kriterien	**1. Auswahl/Ausschluss**	**2. Spannung/Irritation**	**3. Regulation/Stabilisierung**	**4. Prozesshaftigkeit/Offenheit – (implizite) normative Stoßrichtung der Autor*innen**
Reckwitz	im Kontext der Verzichtsaversion: Verdrängung der Versagensoption	aufgrund einer zunehmenden Kluft zwischen Selbstverwirklichung und gesellschaftlichem Erfolg (»Arbeit«) und zwischen erlebtem Erfolg und Versagen (bei zunehmender Beschleunigung/Progression/Druck/Stress)	indem Selbstoptimierung, Perfektionsstreben und Leistungssteigerung betrieben wird	(Wieder-)Gewinn von Selbstgenügsamkeit, Selbstbeschränkung und Selbstdisziplin als Tugenden des alltäglichen Lebens
	→ führt zur Selbstentgrenzung	→ führt zur Selbstüberforderung	→ führt unter Umständen zur (teilbewussten) resp. akzeptierter Selbstausbeutung, Imperativ der Selbstentgrenzung und ständiger Selbsttransformation	→ führt zu Enttäuschungstoleranz und -bewältigung

Quelle: Eigene Darstellung

Tabelle A4: Hermeneutische Kriterien im Verhältnis zu den Entfremdungsbegriffen (4. Iteration)

Hermeneutische Kriterien	**1. Auswahl/Ausschluss**	**2. Spannung/Irritation**	**3. Regulation/Stabilisierung**	**4. Prozesshaftigkeit/Offenheit, (implizite) normative Stoßrichtung der Autor*innen**
Honneth	von Beziehungsbedürfnissen, (soziale, rechtliche, politische) Missachtung → führt zu Anerkennungs-vergessenheit, Verdinglichung	aufgrund von Zweckrationalisierung/Ökonomisierung → führt zu Erschöpfung	in der Ausblendung der emotionalen Identifikation (Selbstinstrumentalisierung) → führt zu Automatisierung	regulativer Entwicklungsprozess durch Einbezug/Adaption/Transformation von Subjekt und Umwelt → führt zu Anerkennungs-(Wieder-)Herstellung → dialektisches Verhältnis zu »Missachtung«
Jaeggi	von Welt-/Selbstaneignung → führt zu (Beziehung der) Beziehungslosigkeit	aufgrund funktionalen, sinnentleerten Rollenverhaltens → führt zu Machtlosigkeit, Fremdbestimmung, Authentizitätsverlust	indem eigenes Leben »wie ein fremdes« aufrechterhalten wird → führt zu Automatisierung	(Selbst-)reflexiver Entwicklungsprozess durch Handlungspraxis → führt zu (Wieder-)Aneignung der Welt, Autonomie
Rosa	von Aufmerksamkeit, Resonanz, Unverfügbarkeit → führt zu »Unverbundenheit« (= Beziehung der Beziehungslosigkeit)	aufgrund von dynamischer Stabilisierung, Leistungs-/Effizienzsteigerung/Selbstoptimierung resp. Überregulierung/Vermessung → führt zu zunehmender Aggression (gegenüber nicht Verfügbarem, bei gleichzeitiger Ohnmacht)	durch Normalisierung der internalisierten Selbstoptimierungs- und Leistungsansprüche, gepaart mit einer (autoaggressiv verdinglichenden) (Über-)Anpassung → führt zum Verlust der Unverfügbarkeitserfahrung, von Resonanz → identifizierendes Denken → habitualisiertes Verhalten in der Allverfügbarkeit	Lernen im Umgang mit und Aushalten von Unverfügbarkeit: Zulassen bzw. Ermöglichung von Affiziertwerden im Sinne dreier Resonanzachsen → führt zu (Wieder-)Herstellung von Resonanz, von Selbst-, Fremd- und Weltbeziehung und Selbstwirksamkeit

Hermeneutische Kriterien	1. Auswahl/Ausschluss	2. Spannung/Irritation	3. Regulation/Stabilisierung	4. Prozesshaftigkeit/Offenheit, (implizite) normative Stoßrichtung der Autor*innen
Floridi	von Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT), was die Trennung von geistiger Präsenz und körperlicher Anwesenheit ermöglicht: Verlagerung der Identitätsbestrebungen in die Infosphäre (Feedback via IKT), verbreiteter Konsum und Produktion von Mikroerzählungen/Selbstdarstellung → führt zu veränderten Beziehungsweisen (Dating und Beziehungsabbruch per SMS, Aufmerksamkeitslenkung, oberflächliches Wissen) → neue existenzielle Herausforderungen	aufgrund der digitalen Erfahrung (IKT sind die mächtigsten Technologien des Selbst): Spiegelfunktion der IKT beeinflusst insbes. »das soziale Selbst«, mit Rückkoppelungen auf Identität und Selbstbild → führt zum digitalen Blick als Bewertungskriterium des Selbstbildes: Gefahr der Selbstentfremdung	durch Akzeptanz der Einsicht in die Unterlegenheit menschlicher Fähigkeiten gegenüber IKT, die sich regelmäßig als smarter und leistungsfähiger als der Mensch erweisen Akzeptanz für Spannungsregulation und mentale Gesundheit vorausgesetzt → führt dazu, dass der Mensch sich und seine Stellung in der Welt neu denken und als selbstverständlich akzeptieren muss, dass der Mensch ein *Inforg* ist → die Unterbrechung unseres normalen Informationsflusses macht uns »krank«	Infosphäre als Schnittmenge menschlicher Identität: Zwischen Infosphäre und materieller Welt gibt es bald nur noch Perspektivenwechsel (keinen fundamentalen Unterschied mehr) → führt zu resp. ist Ausdruck eines transhumanistischen Szenarios als Grundlage der Digitalisierungsprozesse
Fuchs	von sicherheitsstiftenden Funktionen: (zwischen-)leiblich vs. rationalisiert → führt zu verhärteten Weltanschauungen und Rationalisierungen	aufgrund eines sich selbst schöpfenden (*homo deus*) Optimierungsstrebens (*homo optimus*), zyklisches vs. lineares Zeitgefühl → führt zum Verlust von Lebensrhythmen, zur Störung der Balance zwischen verschiedenen Lebenssphären (z.B. Arbeit und Freizeit)	indem Rationalisierungen (Narrative/Weltanschauungen) betont werden (als Ersatz einer zwischenleiblichen Beruhigungsfunktion) → führt zu Ideologiebildung	Selbstbeschränkung und Erleben als (neue) Quelle der Selbst- und Beziehungsregulation → führt zum Leibgedächtnis (resp. dessen Wiederherstellung), von Körperweisheit, z.B. im Sinne einer positiven »Selbstvergessenheit« (verkörperter Humanismus)

Hermeneutische Kriterien	1. Auswahl/Ausschluss	2. Spannung/Irritation	3. Regulation/Stabilisierung	4. Prozesshaftigkeit/Offenheit, (implizite) normative Stoßrichtung der Autor*innen
Reckwitz	im Kontext der Verzichtsaversion: Verdrängung der Versagensoption → führt zur Selbstentgrenzung	aufgrund einer zunehmenden Kluft zwischen Selbstverwirklichung und gesellschaftlichem Erfolg (»Arbeit«) und zwischen erlebten Erfolg und Versagen (bei zunehmender Beschleunigung/Progression/Druck/Stress) → führt zu einer zunehmenden Selbstüberforderung	indem Selbstoptimierung, Perfektionsstreben und Leistungssteigerung betrieben wird → führt u.U. zur (teilbewussten) resp. akzeptierten Selbstausbeutung, dem Imperativ der Selbstentgrenzung und ständiger Selbsttransformation	(Wieder-)Gewinn von Selbstgenügsamkeit, Selbstbeschränkung und Selbstdisziplin als Tugenden des alltäglichen Lebens → führt zu (neuer) Enttäuschungstoleranz und -bewältigung
Maté	von erfolgsorientiert gebündelten Lebensenergien im Sinne sozialer Anpassung an Leistungsstreben Kontext: Normalisierte, überdurchschnittlich hohe Stressexposition als Voraussetzung beruflicher und sozialer Anerkennung, insbesondere auch der Beelterung (»toxic culture«) → führt zu latentem/traumatischem (Dauer-)Stress, fehlender Instinktverbundenheit und zur eingeschränkten emotionalen und sozialen »Verfügbarkeit« (»Selbstschutz«) → bereits frühkindliche Stressexposition führt zu habitualisierten »traumasymptomatischen« Bewältigungsstrategien in Familien und Gesellschaft (»Überlebensmodus«)	aufgrund emotionaler/sozialer/familiärer etc. Defizite resp. sozialpathologischer Charaktereigenschaften: Trennung vom Erleben des eigenen »Selbst«, Hunger nach Konsum, hypnotische Passivität → führt zum Symptomkreis von Belastungsstörungen (Vernachlässigung der eigenen Bedürfnisse/Gesundheit, Süchte, Ängste, Erschöpfung)	indem eine (gesellschaftliche) Normalisierung von (traumatisch erlebtem) Stress und Bedürfnisentsagung im Sinne eines strategischen/instrumentellen Selbstbezugs stattfindet → führt zu einem selbstbezogenen, »unternehmerischen« resp. »welterschaffenden« »(Überlebens-)Modus« im Sinne des Fokus auf den eigenen ökonomischen Erfolg (Effizienz, Selbstoptimierung, (Gewinn-)Steigerung) → Normalisierung dieses Modus	Rehabilitation des Erlebens, (Wieder-)Gewinn eines authentisch erlebten Selbstbezugs und instinktiv selbstregulierender Impulse → führt zur Wiederherstellung des »Körperwissens« (*body wisdom*) → überwindet transgenerationelle Weitergabe von traumatisierungsbedingten (dissoziativen) Bewältigungsstrategien

Hermeneutische Kriterien	1. Auswahl/Ausschluss	2. Spannung/Irritation	3. Regulation/Stabilisierung	4. Prozesshaftigkeit/Offenheit, (implizite) normative Stoßrichtung der Autor*innen
Funk	von eigenen Antriebskräften und des subjektiven Identitätserlebens (im Sinne der »De-Aktivierung« bzw. Enteignung) → führt zur Entkoppelung vom »Gebunden-Sein« → »Entgrenzung« der Persönlichkeit	aufgrund entgrenzter Lebensräume (sozialpathologischer Nährboden) → führt zu strukturellen Störungen (Persönlichkeitsstörungen) und zu normativer Orientierungslosigkeit	in der Entkoppelung/Entbindung emotionaler Bindungskräfte → führt zu einer »Außen-Orientierung«, zu einer regulierenden/quantifizierenden »Unverbindlichkeit« und einer distanzierten/mittelbaren/entfremdeten Vorstellung von »Selbstverwirklichung« → eigenes Erleben wird ersetzt durch äußerliches *Mit*erleben, »Depersonalisierung«	Selbsterkenntnis, Selbstdisziplinierungs-/relational getragener Veränderungsprozess → führt zu (Wieder-)Gewinnung von Autonomiefähigkeit der Persönlichkeit

Quelle: Eigene Darstellung